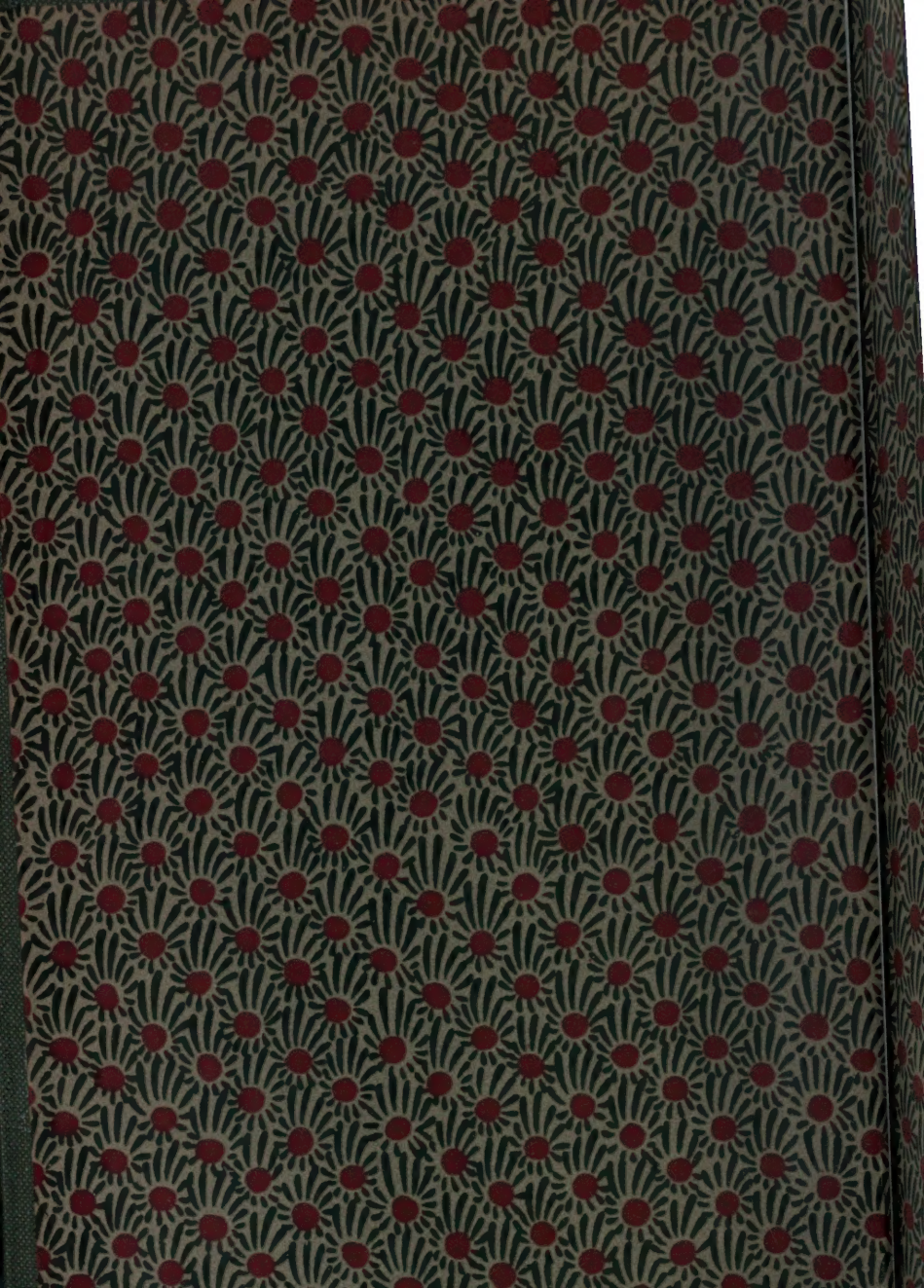
UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY



# Chamissos Werke.

Dritter Band.

# Meyers Klassiker-Ausgaben

herausgegeben von Prof. Dr. Ernst Elster.

LG
C4485T

# Chamissos Werke.

Herausgegeben

von

**Dr. Hermann Tardel.**

---

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe.

---

Dritter Band.

1025 43
20/6/10.

Leipzig und Wien.

Bibliographisches Institut.

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

# Reiſe um die Welt

mit der

# Romanzoffiſchen Entdeckungs-Expedition

in den Jahren 1815—1818

auf der Brigg Rurik, Kapitän Otto v. Kotzebue.

---

## Erſter Teil: Tagebuch.

---

*Ἀλλὰ καὶ ὡς.*[1]

[1] „Aber trotzdem.“

# Einleitung des Herausgebers.

Als der alte, hüstelnde Chamisso im Winter 1834/35 die Akten seiner Wallfahrt um die Erde, deren Verlauf wir in seinem Lebensbilde geschildert haben, noch einmal aufschlug und mit großer, bei seiner Kränklichkeit staunenswerten Schnelligkeit das „Tagebuch" als abschließendes Werk seiner Weltreise entwarf, setzte er ihm ein verärgertes, aber von innerem Selbstbewußtsein zeugendes „Ἀλλὰ καὶ ὥς" („Aber trotzdem!) voraus. Dies Wort verrät den Unmut des wissenschaftlichen Forschers, der sich durch seine ersten mühevollen und entsagungsreichen Arbeiten einen geachteten Namen in der Gelehrtenrepublik erwerben wollte, aber infolge unvorhergesehener Hindernisse nicht ganz die erwarteten Früchte einerntete, und der nun selbst mit männlichem Freimut in die Schranke tritt, pro domo zu sprechen. Unter der Hülle jenes Mottos verbirgt sich auch das dichterische Bewußtsein Chamissos, das während und nach der Reise inmitten der gelehrten Beobachtungen und Arbeiten nicht zum Durchbruch gekommen war. Als er den Erdkreis umzog, hatte er die Länder und Menschen als Forscher und Dichter zugleich geschaut; nach der Rückkehr brachte die nötige Veröffentlichung größtenteils fachwissenschaftlicher Arbeiten nur den Gelehrten in ihm zur Geltung, und der Dichter sprach dabei nur gelegentlich gleichsam in Parenthese mit. Nachdem er aber, zerrissene Fäden von neuem anknüpfend, die dichterischen Ziele des Jünglings mit dem reifen Ernste des Mannes wieder aufgenommen und in seiner zweiten Heimat als Lyriker nicht geahnten Beifall gefunden hatte, da erst konnte er auch dichterisch und schriftstellerisch das Ergebnis der Weltreise ziehen: er schuf „Salas y Gomez" und ließ im „Tagebuch" der Reise neben dem Forscher auch den Dichter und damit seine ganze Persönlichkeit zu Worte kommen.

Während der Reise verfaßte Chamisso auf Wunsch des Kapitäns

Otto von Kotzebue jedesmal, wenn man einen Landungsplatz verlassen hatte, kurze Reiseberichte, die seinen späteren Denkschriften, den „Bemerkungen und Ansichten", zugrunde gelegt wurden. So berichtet er selbst im „Tagebuch" der Weltreise. Hier erwähnt er auch einmal seine eigenen „Notaten" während der Fahrt und teilt bei der Schilderung des Sturmes auf Unalaschka eine Stelle jener ersten Aufzeichnungen im Wortlaut mit. Außerdem richtete er von allen Hauptpunkten der Reise ausführliche, vertraute und ganz aus der jeweiligen Stimmung heraus geschriebene Briefe an den Herzensfreund Eduard Hitzig in Berlin und bat ihn von Teneriffa aus, sie für den Fall aufzubewahren, wenn er vielleicht später zur Abfassung einer Reisebeschreibung aufgefordert werden sollte. Hitzig erfüllte den Wunsch getreulich, überließ dem Vater des Kommandanten, August von Kotzebue, einige Briefe für dessen „Literarisches Wochenblatt" und druckte sie später in seiner den „Werken" Chamissos angehängten Lebensskizze des Freundes ab.

Ob nach Auflösung der Rurik-Expedition in St. Petersburg der Gönner und Ausrüster derselben, Graf Romanzoff, überhaupt den Gedanken erwogen hat, den Verfasser des „Schlemihl" mit der Ausarbeitung einer Reisebeschreibung zu betrauen, ist nicht bekannt; wahrscheinlich ist es nicht. Jedenfalls übernahm Otto von Kotzebue sogleich den Antrag, die eigentliche Reise selbst abzufassen, nicht weil er sich besondere schriftstellerische Fähigkeiten zutraute, über die er bei seiner bisherigen, ausschließlich seemännischen Tätigkeit gar nicht verfügen konnte, sondern weil sein berühmter, stilgewandter Vater die Redaktion übernehmen wollte. Chamisso erhielt nur den Auftrag, hierzu einen wissenschaftlichen Anhang zu liefern. Verstimmt schreibt er deshalb bald nach seiner Ankunft in Berlin (im November 1818) an den französischen Jugendfreund de la Foye in Caen: „Ich werde auf keinen Fall eine Reisebeschreibung herausgeben, nur . . . verschiedene Aufsätze in die des Kapitäns liefern und mit wissenschaftlichen Aufschlägen den Brei verbrämen. Darüber, falls Du neugierig bist, verweis' ich Dich auf ein Memoire an den Grafen Romanzoff, von dem ich eine Kopie an Hippolyte gesendet habe." Durch den genannten Bruder Chamissos, Hippolyte, erhielt ein Mitglied der Akademie in Paris, Walkenaer, Kenntnis von dieser Denkschrift und veranlaßte ihre Veröffentlichung in dem von J. T. Verneur herausgegebenen „Journal des Voyages".

Dieses französisch geschriebene „Memoire an den Grafen Romanzoff", dessen ausführliche Überschrift Chamisso als „französischen Naturforscher" bezeichnet, ist als Vorstufe für die späteren Veröffentlichungen des Dichters nicht ohne Wichtigkeit. Das, wie nicht anders zu erwarten, durchgehends in gebührender Ehrerbietung verfaßte Schreiben deutet doch an einer Stelle an, daß sein Verfasser wohl manches mit anderen Augen gesehen habe als der Leiter der Expedition und eigene Gedanken vortragen werde, daß aber gegenseitige Kritik die strittigen Punkte aufklären könne. Im übrigen gibt Chamisso eine Übersicht über die Stoffe, die er als „Vues et remarques particulières" in Berlin mit der nötigen Muße auszuführen gedenkt. Die den einzelnen besuchten Gegenden gewidmeten Aufsätze sollen, unter genauer Berücksichtigung der schon vorhandenen Literatur, „dépouillés de toute narration, purement objectifs" sein. Er will besonders über die Eisregion des Beringmeeres, die Koralleninseln der Südsee und die Sitten der Radaker handeln. Schon hier charakterisiert er mit Rousseauscher Vorliebe die ursprünglichen und natürlichen Kulturzustände dieses Volkes. Es ist „un peuple pauvre, simple, mais aimable, mais de mœurs douces et élégantes. Nos amis de Radack ont ce qui fait le charme de la vie: mais ils n'ont pas nos idées de vertu." Er fürchtet, daß der wiederholte Besuch dieser Inseln durch die Europäer ihren Bewohnern die angeborene, natürliche Scham rauben werde, wie dies bereits auf den Sandwich- und Pelew-Inseln geschehen sei. Er will das wertvolle Material, das er von dem Eingeborenen Kadu aus Ulea und dem Gelehrten Luis de Torres in Guajan (Guam) erhalten hat, verarbeiten. Der Name und das Wirken dieses Mannes war ihm schon vor ihrer persönlichen Bekanntschaft durch Kadus Volkslieder aus Ulea, wo sich Torres aufgehalten hatte, geläufig geworden, denn „les chants sont les monuments historiques de ces peuples". Ferner beabsichtigt er, die von den Jesuitenpatres Clain und Cantova in den „Lettres édifiantes" über die westlichen Inseln des Großen Ozeans niedergelegten Angaben mit seinen eigenen Ermittelungen zu vergleichen, Irrtümer zu verbessern und Neues, so die interessante, ihm von Torres mitgeteilte Mythologie von Ulea, hinzuzufügen. Die gesammelten Vokabularien der Südsee-Mundarten sollen vergleichend untersucht werden. Chamisso hofft, diese allgemeineren Aufgaben im Laufe des Winters in einer mäßig großen Abhandlung bewältigen zu können,

die Ordnung und Beschreibung der mitgebrachten Pflanzensammlungen wird ihn aber Jahre hindurch in Anspruch nehmen. Er schätzt die Zahl der eingeheimsten Pflanzen auf 2500 Arten, von denen fast ein Drittel für die Wissenschaft noch neu sei. Er spricht die Hoffnung aus, daß dies botanische Werk vielleicht sein Hauptwerk werden könne, das seinen Namen begründet. Er hebt besonders die wichtige Entdeckung über den Generationswechsel der Salpen heraus (dieser Abschnitt ist in den Schlußanmerkungen abgedruckt) und betont die ihm von Cuvier, den er in London kennen gelernt hatte, zuteil gewordene dringende Aufforderung, gerade diesen Abschnitt schnell zu veröffentlichen.

Nach Auflösung des Rurik-Verbandes eilte Kotzebue nach Mannheim, Chamisso nach Berlin, jener einer furchtbaren Familienkatastrophe, dieser dem glücklichen Abschlusse seiner Wanderjahre entgegen. Im März 1819 endete der Dolch des Fanatikers Sand das Leben Augusts von Kotzebue, und der schmerzergriffene Sohn wurde dadurch der literarischen Beihilfe beraubt, so daß die Angelegenheit der Reisebeschreibung bedenklich ins Stocken geriet. Chamisso hingegen erwarb im Fluge Amt und Weib und war bald mit der Hälfte des Manuskriptes seiner „Bemerkungen und Ansichten“ zur Weltreise fertig. In einem Brief an de la Foye vom 4. Januar 1819 äußert er sich über die unsichere und langsame Leitung des Reisewerkes durch Kotzebue sehr absprechend: „Mit unserer Reisebeschreibung scheint es sehr zerrissen, unordentlich und konfus auszusehen. Der arme Kapitän weiß nicht, woran er ist, und weiß von dem hellen, lichten Tage nichts; ich hatte Dich ihm zu einer französischen Übersetzung vorgeschlagen, er hat darauf nicht geantwortet, es ist die Sache ein Wespennest. Ich habe Manuskript zu bald einem halben Bande abgeliefert — aber ich habe noch wohl soviel zu verfertigen. Das wird vielleicht einmal (russisch!!!!) erscheinen, wenn schon längst alles vergessen ist.“ Im gleichen Sinne schrieb Chamisso im Frühling 1820 an denselben Freund: „Ich habe im vorigen Jahre schon meine „Ansichten und Bemerkungen“ zu der Kotzebueschen Reise fertiggemacht und abgesendet. Die Herausgabe ist von den Herren Russen zu fordern. Manche dieser wissenschaftlichen Abhandlungen waren darauf berechnet, in die Zeit einzugreifen, und ich erwarte, von ihrer Bekanntmachung meinen Namen zu begründen.“ Diese Hoffnung erfüllte sich zunächst nicht, denn das ganze Werk

konnte erst im Jahre 1821 im Hoffmannschen Verlage zu Weimar erscheinen (Chamissos Denkschriften als dritter Band).

Der Erfolg entsprach nicht den hochgespannten Erwartungen Chamissos, da sich das Hauptinteresse naturgemäß der wenn auch eintönigen und unpersönlichen, doch sachlich klaren Reisebeschreibung des Kapitäns zuwandte. In einem Briefe vom 17. Juli 1822 bittet Chamisso den nach Petersburg übergesiedelten Freund Trinius, dort Erkundigungen einzuziehen, ob man nicht an eine würdige russische Ausgabe der Reisebeschreibung denke als Ersatz für die schlechte deutsche, die mit ebensoviel Fehlern als Wörtern verbrämt sei. Er klagt, daß alle daraus erwachsenden Vorteile und Ehrungen anderen zugedacht seien, und schließt: „Ich muß mich in der unbequemen Hülle, in der ich da bin, mit dem Beifalle von Buch, Ritter, Wilhelm von Humboldt und wenigen solchen trösten." Demselben Freunde gegenüber äußert er sich am 7. Januar 1824 sehr scharf über die in verschiedenen Blättern erschienenen Rezensionen der Kotzebueschen Reise: „Ich habe, . . ich schwöre Ihnen zu, nur eine einzige englische (vermutlich von Barrow) gefunden, worin überhaupt etwas gesagt wäre. Die übrigen alle, französische und deutsche, Maltebrun mit eingerechnet, Schund, das nicht verdiente, daß man die Achseln darüber zuckte." Die genannte Barrowsche, in der „Quarterly Review" (1822) erschienene Kritik ist die, welche Kotzebue wegen seiner vorzeitigen Umkehr im Eismeer angriff, und die Chamisso später im „Tagebuch" zur Rechtfertigung seiner Auffassung heranzog (vgl. dazu S. 244, Z. 7 dieses Bandes). Auch dem französischen Freunde de la Foye klagt er in einem Briefe vom 25. Juni 1825: „Manches von mir ist beachtet worden; nur meine ‚Bemerkungen und Ansichten' nicht, und doch steht meines Bedünkens sehr viel darin." Schließlich ward ihm aber doch noch eine unerwartete Anerkennung zuteil: während seines Aufenthaltes in Paris im Herbst 1825 fand er sich in der dortigen gelehrten Welt mehr geschätzt als daheim in Berlin. Besonders erfreute ihn das Urteil des Seeoffiziers d'Urville, der die französische Südsee-Expedition auf der Coquille mitgemacht hatte. Aus dessen Munde vernahm er zum ersten Male eine sachkundige und uneingeschränkt lobende Beurteilung seiner „Bemerkungen und Ansichten" und schrieb darüber stolz an die Gattin Antonie: „Sein Ausspruch, des befugten Richters, der selbst die Akten überschaut hat, ist mir eine wahre Verherrlichung meiner selbst gewesen."

Hingegen ging Chamissos lebhafter Wunsch nach einer französischen Übersetzung seiner Arbeit, der ihn schon im Jahre 1819 nach dem oben mitgeteilten Brief an de la Foye beschäftigt hatte, nicht in Erfüllung. Später wandte sich der Herausgeber der „Nouvelles Annales de Voyages", J. B. Eyriès, durch Vermittelung des Malers der Rurik-Expedition, Choris, an den Dichter, selbst eine französische Übertragung vorzunehmen. Chamisso lehnte für seine Person ab, nachdem er mit der Überarbeitung der französischen „Schlemihl"-Übersetzung seines Bruders Hippolyte nicht ganz erfreuliche Ergebnisse hinsichtlich seines französischen Stiles erzielt hatte. Da sich ein anderer, des Französischen und Deutschen hinreichend mächtiger Übersetzer nicht fand und die Verlagsbuchhandlung die Einsicht der Aushängebogen verweigerte, so schlug das Unternehmen fehl, und Chamisso schrieb ärgerlich am 3. August 1822 an de la Foye: „Ich hoffe nicht mehr, meine ‚Bemerkungen und Ansichten' über den Rhein kommen zu sehen. Hole der Hund den ganzen Kram!" Einige winzige Bruchstücke gelangten aber doch hinüber. Der von Choris herausgegebene stattliche Folioband „Voyage pittoresque autour du monde" (1822), dessen Hauptwert in den zahlreichen, meist von Choris herrührenden Zeichnungen von Völkertypen, Landschaften und ethnographisch wichtigen Gegenständen liegt, enthält von Chamisso vier prächtige, farbige Zeichnungen naturbeschreibenden Inhaltes mit wissenschaftlicher Erläuterung, ferner die Zeichnung des Volcan de Taal auf den Philippinen mit der dazugehörigen, aus den „Bemerkungen und Ansichten" übersetzten Beschreibung. Am Schluß ist noch Chamissos französische Abhandlung über die Koralleninseln (Bd. 2, S. 375 dieser Ausgabe) hinzugefügt worden. Der Gedanke einer vollständigen Übersetzung muß Chamisso auch noch späterhin beschäftigt haben, aber im Jahre 1827 ist der Plan endgültig aufgegeben; denn der Dichter schreibt am 22. Juni an de la Foye: „Von einer französischen Ausgabe meiner ‚Bemerkungen und Ansichten' bin ich liederlicherweise ganz abgekommen. Ich kann nicht Französisch schreiben, kurz, das ist unter den Tisch geraten."

Eine eingehende Würdigung des wissenschaftlichen Wertes der „Bemerkungen und Ansichten" ist nicht Aufgabe dieser Einleitung, um so weniger, als nur der sachlich wichtigste Teil, die sich auf den Stillen Ozean beziehenden Aufsätze, in dieser Ausgabe abgedruckt werden konnten. Eine fachwissenschaftliche Abschätzung ist schon

wegen des außerordentlich vielseitigen Inhaltes nicht leicht; sie wird auch dadurch erschwert, daß Chamissos Ausführungen von der nach ihm auf allen Gebieten sehr rege einsetzenden wissenschaftlichen Forschung schnell absorbiert worden sind. Wissenschaftlich bedeutend und für ihn selbst überaus charakteristisch ist seine lebensvolle Schilderung der von europäischer Kultur noch ganz unberührten Radaker, dieser kindergleichen Naturmenschen, deren Anmut und Scham ihm als reine, auf keinen Begriff der Tugend gestützte Blüte der Natur erschien. Daraus erklärt sich sein merkwürdiges Freundschaftsverhältnis zu Kadu, einem sogenannten „Wilden". — Für die vergleichende Volkskunde ist besonders die eigenartige Olifant-Mythe von den Karolinen, für Chamissos spätere Dichtung die knappe, anschauliche Schilderung des Eilandes Salas y Gomez wichtig.

Dreizehn Jahre waren seit dem Erscheinen der „Bemerkungen und Ansichten" verstrichen, und der Weltumsegler Chamisso war ein berühmter Dichter und anerkannter Gelehrter, aber auch ein alter, kränkelnder Mann geworden. Die Reise lag als längst abgeschlossener Abschnitt seines Lebens im Dämmerschein der Erinnerung hinter ihm. Bei seiner empfindsamen Natur gaukelte ihm diese Erinnerung aber nicht bloß die schönen Bilder aus dem Paradies der Südsee vor, sondern gemahnte ihn ernsthaft an die während der Reise erlittenen Zurücksetzungen, über die er sich nur in Freundesbriefen offenherzig ausgesprochen hatte. Als Mann von Charakter mußte er sich sagen, daß er seine wahre Meinung über die Rurik-Expedition und ihren Leiter vor der Öffentlichkeit noch ganz verschwiegen hatte. Als Schriftsteller mußte er sich gestehen, die Eindrücke der Reise außer in der 1829 entstandenen Dichtung „Salas y Gomez" noch nicht vollständig ausgeschöpft zu haben. Als nun im Jahre 1834 die Verleger seiner „Gedichte", Reimer und Hirzel in Leipzig, mit dem Vorschlag einer Gesamtausgabe seiner „Werke" an ihn herantraten, bot sich die Gelegenheit, das bis dahin Versäumte oder Unmögliche nachzuholen und auch das Schmerzenskind der „Bemerkungen und Ansichten" aus der Verbindung mit der Kotzebueschen Reisebeschreibung zu lösen. Bei der Durchsicht dieser Schriften entstand ihm der Gedanke einer eigenen, selbständigen Reisebeschreibung, des späteren „Tagebuches", worüber er am 22. Oktober 1834 nach Leipzig berichtete: „Die ‚Bemerkungen und Ansichten' erfodern Arbeit. — Ich hätte die Idee (die Ihnen gewiß auch zugesagt hätte), diese etwas wissen-

schaftlichen Denkschriften einer noch zu schreibenden Reisebeschreibung anzuhängen. Ich wollte eine Reisebeschreibung schreiben, wie sie nicht mehr Mode sind, leicht, rein menschlich, ein Kapitel aus meinem Leben, von allem Wissenschaftlichen frei, nur der Mensch unter Menschen, der Dichter, der Denker, wenn Sie wollen, — aber den Botaniker, Geolog, Geograph usw. ganz in die ‚Bemerkungen und Ansichten' verweisen. — Ich habe schon alte Papiere aus dem Staube geschüttelt, aber ich bin müde, sterbensmüde, und ich habe noch keine Feder angesetzt — wäre ich einmal in die Arbeit hineingekommen, so würde es fördern — aber versprechen kann ich nichts, und am allerwenigsten jetzt — so wie ich bin." In gleichem Sinne schrieb Chamisso am 21. November desselben Jahres an Gaudy: „Zu der bevorstehenden Ausgabe meiner gesammelten Werke wollte ich und sollte ich doch ein Bändchen Reiseberichte als Bruchstück einer Selbstbiographie und als Träger meiner wissenschaftlichen Denkschriften, ‚Bemerkungen und Ansichten', verfassen — noch habe ich keine Feder angesetzt." Trotz seiner Kränklichkeit rückte die Arbeit aber schnell vorwärts, der Geist überwand die Schwäche des Körpers. Am 5. Dezember 1834 meldete er den Abschluß des 1. Kapitels, am 21. Januar 1835 hat er 115 Blätter, im Februar 148 Blätter Manuskript fertig, Anfang Frühjahr 200 Blätter, und es fehlen nur noch 10—12 Blätter für die Rückreise vom Kap der Guten Hoffnung in die Heimat. April oder Anfang Mai geht das ganze Manuskript zugleich mit den durchgesehenen „Bemerkungen und Ansichten" an den Verlag ab. Der anfangs schnell geförderte Druck erlitt im September eine Unterbrechung, weil die Papierfabrik wegen Wassermangels kein Papier liefern konnte, und nach einer nochmaligen Verzögerung erschien das „Tagebuch" der Weltreise 1836 als 1. Band der „Werke" (die „Bemerkungen und Ansichten" bildeten den zweiten). In dem einleitenden Kapitel „Vorwortlich" deutete Chamisso für die weitere Öffentlichkeit die Gründe seiner Verstimmung über den geringen Erfolg seiner ersten Denkschriften an, die wir bereits aus seinen Briefen in viel impulsiverer Weise kennen, und wandte sich an seine „Freunde und die Freunde seiner Muse", denen er das „Tagebuch" als Abschnitt seines Lebens im Geiste zueignet.

Chamisso war sich der besonderen Schwierigkeit, so lange Zeit nach der Vollendung der Reise noch eine nachträgliche Beschreibung erzählender Art zu geben, sehr wohl bewußt. In einem noch unver-

öffentlichten Briefe vom 1. März 1836 an Dr. von Besser in Potsdam, der soeben von einer Reise nach Hawai zurückgekehrt war, urteilt er selbst, daß das „Tagebuch" eigentlich früher als die „Bemerkungen und Ansichten" hätte erscheinen müssen. Noch deutlicher spricht er sich in einem zweiten, gleichfalls noch unbekannten Briefe vom 29. April 1836 an Besser aus: „Es ist mir leid, daß Sie von der beabsichtigten Veröffentlichung Ihres Tagebuches abgekommen sind — die Zeit, die verstreicht, entfernt von uns die Gegenstände, sie verblassen, und selbst das Interesse daran vergeht. Ich habe mich wieder hineinarbeiten müssen in jenes Zauberland — ob ich, ob dasselbe anders geworden bei diesem neuen Ausflug, ich weiß es nicht. Sie sind jüngst dagewesen, sagen Sie mir, aber ganz unumwunden, frei und redlich, was Sie bei meiner Schreiberei empfinden oder sich denken werden. Zu meiner Beherzigung und Belehrung sind nicht zwei Stimmen wie die Ihrige in Deutschland vorhanden." Bessers Urteil ist nicht bekannt geworden; Alexander von Humboldt äußerte sich brieflich in Worten des höchsten Lobes, und am preußischen Königshofe fand der Band die günstigste Aufnahme. Der damalige Kronprinz und spätere König Friedrich Wilhelm IV., dem Chamisso seine „Werke" zugeschickt hatte, schrieb ihm am 16. Mai 1836: „Die gute Laune, die bei so vielem Ernste durch Ihre Reise weht, hatte mich veranlaßt, das Werk dem Könige für die Abendlektüre zu empfehlen, und es hat allerhöchsten Orts gar sehr behagt und füllt daselbst jetzt die Zeit zwischen dem Souper und dem Auseinandergehen ergötzlich und lehrreich aus." Um dieselbe Zeit schrieb Alexander von Humboldt an den Dichter: „Zuerst muß ich von meiner Freude sprechen, daß Ihre Lebensgeschichte, Ihre Reise, Ihr so sprechend edles und festes Bild auf den teuern Kronprinzen einen so tiefen, wohlwollenden Eindruck gemacht. Beim König in Potsdam haben wir begonnen, aus Ihrem ersten Bande vorzulesen. Es ist so selten, daß die, welche Dichter wie Sie, harmonisch und begeistert, unbefangen, einfach und frei Prosa schreiben können. Sie besitzen beide Gaben. Diese Weltumsegelung, schon veraltet, hat durch Ihre Individualität der Darstellung den Reiz eines neuen Weltdramas erhalten."

Das „Tagebuch" trägt entstehungsgeschichtlich kompilatorischen Charakter, da ja seinem Verfasser schon frühere Aufzeichnungen und Druckschriften vorlagen. Inwieweit das während der Reise geführte „Notatenbuch" benutzt wurde, entzieht sich noch unserer Kenntnis.

Die Briefe an Hitzig wurden, wie leicht ersichtlich, ausgiebig und oft wörtlich verwertet, und auch die „Bemerkungen und Ansichten" sind herangezogen. Für die Bearbeitung wurde die schon in der obigen Briefstelle angedeutete und im Vorwort jüngeren Forschungsreisenden empfohlene Richtschnur festgelegt: die eigentliche, für den weiteren Leserkreis bestimmte Reisebeschreibung mit dem persönlichen Erlebnis des Verfassers im Vordergrund wird von den, nur für die Gelehrten berechneten wissenschaftlichen Abhandlungen ganz getrennt. Deshalb wurde das neugeschaffene „Tagebuch" jetzt als erster Teil, die „Bemerkungen und Ansichten" als zweiter Teil der ganzen Reisebeschreibung gedruckt. Da aber in den „Werken" diese beiden Teile nebeneinander erscheinen und sich gegenseitig ergänzen, so erhält der Leser dieselbe Sache doppelt serviert, nur in verschiedenartiger Fassung. Chamisso selbst überwand diese Zweiteilung des Stoffes nicht, da er sich öfters im „Tagebuch" genötigt sieht, auf die „Bemerkungen und Ansichten" zu verweisen. Es wäre zweifellos richtiger gewesen, aus diesen noch mehr allgemein Interessierendes herüberzunehmen und sie als Ganzes auszuscheiden. — Wenn nun auch die Komposition des „Tagebuches" keine einheitliche ist, so ist es die Darstellung um so mehr, da sie ganz von der Persönlichkeit ihres Urhebers durchdrungen ist. Es ist keine Seite in dem Werke, die nicht bei aller Objektivität der Darstellung durch eine Meinungsäußerung oder eine bloße charakteristische Wendung starken individuellen Einschlag aufwiese, so daß der Leser über den Gegenstand der Schilderung sachlich aufgeklärt wird und zugleich die Stellung des Schriftstellers zu den geschilderten Dingen in unaufdringlichster Weise erfährt. Immer wird der Einzelfall, sei er auch an sich noch so unbedeutend, in einen größeren Gedankenzusammenhang gestellt und auf seine seelischen Wurzelfasern geprüft, weshalb die Darstellung reich an persönlichen, literarischen und politischen Anspielungen ist; überall blickt die liebenswürdige, ernste, resignierte und humorvolle Natur des Dichters durch. Diese Verbindung von wissenschaftlicher Sachlichkeit und Klarheit mit allerpersönlichster Auffassung macht das „Tagebuch" zu der besten Reisebeschreibung der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

# Vorwortlich.

Des Leutnant der Russisch-Kaiserlichen Marine, Otto von Kotzebue, „Entdeckungsreise in die Südsee und nach der Beringsstraße zur Entdeckung einer nordöstlichen Durchfahrt, unternommen in den Jahren 1815—18 auf Kosten Sr. Erlaucht des Herrn Reichskanzler Grafen Rumanzoff auf dem Schiffe Rurik. Weimar, 1821. 4." enthält im dritten Bande meine auf diese Reise, an welcher ich als Naturforscher teilnahm, bezüglichen „Bemerkungen und Ansichten".

Der einzige Vorteil, den ich mir von meinen Bemühungen während und nach der Reise als Naturforscher und Schriftsteller versprechen durfte, war, diese von mir gefoderten Denkschriften vor dem Publikum, für welches sie bestimmt waren, in reinem Abdruck und würdiger Gestalt erscheinen zu sehen. Der Erfolg entsprach nicht meiner Erwartung. Was ich geschrieben, war von unzähligen sinnzerstörenden Druckfehlern an vielen Stellen verfälscht und unverständlich; und dieselben in einem „Errata" anzuzeigen, wurde mir bestimmt abgeschlagen. In einer eigenen Abhandlung, die mir zugeschrieben werden konnte und zugeschrieben worden ist, trug Eschscholtz[1] über die Koralleninseln hergebrachte Meinungen wieder vor, die widerlegt zu haben ich mir zu einem Hauptverdienst anrechnete. Die Verlagshandlung hatte die Aussicht auf eine französische Übersetzung, die ein mir befreundeter Gelehrter[2] besorgen wollte, vereitelt, indem sie die zu diesem Behuf begehrten Aushängebogen verweigerte. Endlich warf noch über das erscheinende Buch Sands unselige Tat[3]

[1] Es handelt sich um einen Aufsatz „Über die Korallen-Inseln" im 3. Bande der Kotzebueschen Reisebeschreibung, der, da er ohne Namensunterschrift war, in einer Akademie-Abhandlung Ehrenbergs Chamisso zugeschrieben wurde, aber von Eschscholtz herrührte. — [2] Wahrscheinlich J. B. Eyries. — [3] Die Ermordung des Dichters und Staatsmannes August v. Kotzebue, dessen Sohn Otto v. Kotzebue war.

ihren düstern Schatten und ließ nur den Namen, den es an der Stirne trug, im Lichte der Parteien schimmern.

Ich habe von dieser Reisebeschreibung und auch nur von dem nautischen Teil derselben eine einzige würdigende Beurteilung gesehen („Quarterly Review", 1822).

Und dennoch halte ich einige Teile meiner Arbeit für nicht unwert, der Vergessenheit entzogen zu werden. Was ein gradsinniger Mann, der selbst gesehen und geforscht, in der Kürze aufgezeichnet hat, verdient doch wohl in dem Archive der Wissenschaft niedergelegt zu werden; nur das Buch, das aus andern Büchern ausgeschrieben und zusammengetragen worden, mag von neueren vollständigeren oder geistreicheren verdrängt werden und verschallen.

Sollte ich jetzt die Gegenstände, die ich damals abgehandelt, einer neuen Untersuchung unterwerfen, so läge mir ob, die Zeugnisse und Aussagen meiner zahlreichen Nachfolger zu vergleichen und zu prüfen; das ist aber der Beruf des jüngsten Forschers auf dem gleichen Felde, dem die vollständigen Akten vorliegen; ich sage: der Beruf des jüngsten Reisenden; die Berichte älterer Weltumsegler sind in der Regel wahrhaft, aber nur Selbstanschauung kann das Verständnis derselben eröffnen.

In meiner Kindheit hatte Cook[1] den Vorhang weggehoben, der eine noch märchenhaft lockende Welt verbarg, und ich konnte mir den außerordentlichen Mann nicht anders denken als in einem Lichtscheine, wie etwa dem Dante sein Urahnherr Cacciaguida im fünften Himmel erschien[2]. Ich war wenigstens noch der erste, der eine gleiche Reise von Berlin aus unternahm. Jetzt scheint, um die Welt gekommen zu sein, zu den Erfordernissen einer gelehrten Erziehung zu gehören, und in England soll schon ein Postschiff eingerichtet werden, Müßiggänger für ein geringes Geld auf Cooks Spuren herumzuführen.

---

[1] James Cook (1728—79) gelangte auf seiner ersten Weltumsegelung (1768 bis 1771) nach Tahiti, Neuseeland und Australien; auf seiner zweiten Reise (1772 bis 1775) erforschte er von Tahiti aus besonders das Südliche Eismeer; auf der dritten Reise (1776—79) entdeckte er die Sandwichinseln und fuhr zur Auffindung einer nordwestlichen Durchfahrt durch die Beringstraße. Auf der Rückreise landete er auf Hawai, wo er 1779 seinen Tod fand. — [2] Vgl. Dantes „Göttliche Komödie", „Paradies", 15. Gesang, in Otto Gildemeisters Übersetzung, S. 453 ff. (Berlin 1888).

Ich habe schon oft Gelegenheit gehabt, jüngeren Freunden einen Rat zu erteilen, den noch keiner befolgen mochte. Ich würde, sagte ich ihnen, wenn ich von einer wissenschaftlichen Reise zurückkehrte, über die ich berichten müßte, in der Erzählung derselben den Gelehrten ganz verleugnen und nur das fremde Land und die fremden Menschen, oder vielmehr nur mich selbst in der fremden Umgebung dem teilnehmenden Leser zu vergegenwärtigen trachten; und entspräche der Erfolg dem Willen, so müßte sich jeder mit mir hinträumen, wo eben uns die Reise hinführte. Dieser Teil wäre vielleicht am besten während der Reise selbst geschrieben worden. Abgesondert würde ich sodann den Gelehrten vorlegen, was ich für jedes Fach der Wissenschaft Geringfügiges oder Bedeutendes zu erkunden oder zu leisten das Glück gehabt hätte.

Die Erzählung meiner eignen Reise ist nicht von mir gefodert worden, und ich habe, wenig schreibselig, es gern anderen, dem Herrn von Kotzebue und dem Maler Choris* überlassen, eine solche jeder für sich zu verfassen. Ich habe nur sächlich über die Lande, die wir berührt haben, meine „Bemerkungen und Ansichten" in den Blättern niedergelegt, von denen ich mehrere, unerachtet ihrer oft unvermeidlichen Dürre, gegenwärtiger Sammlung einverleiben will. Und, offenherzig gesprochen, das eben ist's, was mich veranlaßt, das Versäumte nachzuholen und an euch, ihr Freunde und Freunde meiner Muse, diese Zeilen zu richten. Ich bilde mir nicht ein, vor Fremden, sondern nur vor Freunden zu stehen, da ich von mir unumwunden zu reden und ein Hauptstück meiner Lebensgeschichte vorzutragen mich anschicke.

Aber wird nicht der Tau von den Blumen abgestreift, nicht ihr Duft verhaucht sein? Seither sind fast zwanzig Jahre verstrichen, und ich bin nicht der rüstige Jüngling mehr, ich bin ein fast alter, ein kranker, müder Mann; aber der Sinn ist mir noch frisch, das Herz noch warm geblieben; wir wollen das Beste hoffen. Eben die Krankheit, die meine Kraft bricht und mich zu ernsteren Arbeiten untüchtig macht, verschafft mir die nötige Muße zu dem vertraulichen Gespräch.

* „Voyage pittoresque autour du monde." Paris 1822. Fol.

# Einleitend.

Wer mich teilnehmend auf der weiten Reise begleiten will, muß zuvörderst erfahren, wer ich bin, wie das Schicksal mit mir spielte, und wie es geschah, daß ich als Titulargelehrter an Bord des Ruriks stieg.

Aus einem alten Hause entsprossen, ward ich auf dem Schlosse zu Boncourt in der Champagne im Januar 1781 geboren. Die Auswanderung des französischen Adels entführte mich schon im Jahre 1790 dem Mutterboden. Die Erinnerungen meiner Kindheit sind für mich ein lehrreiches Buch, worin meinem geschärften Blicke jene leidenschaftlich erregte Zeit vorliegt. Die Meinungen des Knaben gehören der Welt an, die sich in ihm abspiegelt, und ich möchte zuletzt mich fragen: sind oft die des Mannes mehr sein Eigentum? — Nach manchen Irrfahrten durch die Niederlande, Holland, Deutschland und nach manchem erduldeten Elend ward meine Familie zuletzt nach Preußen verschlagen. Ich wurde im Jahre 1796 Edelknabe der Königin-Gemahlin Friedrich Wilhelms II. und trat 1798 unter Friedrich Wilhelm III. in Kriegsdienst bei einem Infanterieregimente der Besatzung Berlins. Die mildere Herrschaft des ersten Konsuls gewährte zu Anfange des Jahrhunderts meiner Familie die Heimkehr nach Frankreich, ich aber blieb zurück. So stand ich in den Jahren, wo der Knabe zum Manne heranreift, allein, durchaus ohne Erziehung; ich hatte nie eine Schule ernstlich besucht. Ich machte Verse, erst französische, später deutsche. Ich schrieb im Jahre 1803 den „Faust“[1], den ich aus dankbarer Erinnerung in meine Gedichte aufgenommen habe. Dieser fast knabenhafte metaphysisch-poetische Versuch brachte mich zufällig

[1] In Bd. 1, S. 432 dieser Ausgabe.

einem andern Jünglinge nah', der sich gleich mir im Dichten versuchte, K. A. Varnhagen von Ense. Wir verbrüderten uns, und so entstand unreiferweise der „Musenalmanach auf das Jahr 1804", der, weil kein Buchhändler den Verlag übernehmen wollte, auf meine Kosten herauskam. Diese Unbesonnenheit, die ich nicht bereuen kann, ward zu einem segensreichen Wendepunkte meines Lebens. Obgleich mein damaliges Dichten meist nur in der Ausfüllung der poetischen Formen, welche die sogenannte neue Schule anempfahl, bestehen mochte, machte doch das Büchlein einiges Aufsehen. Es brachte mich einerseits in enge Verbrüderung mit trefflichen Jünglingen, die zu ausgezeichneten Männern heranwuchsen; andererseits zog es auf mich die wohlwollende Aufmerksamkeit von Männern, unter denen ich nur Fichte nennen will, der seiner väterlichen Freundschaft mich würdigte.

Dem ersten Musenalmanach von Ad. von Chamisso und K. A. Varnhagen folgten noch zwei Jahrgänge nach, zu denen sich ein Verleger gefunden hatte, und das Buch hörte erst auf zu erscheinen, als die politischen Ereignisse die Herausgeber und Mitarbeiter auseinander sprengten. Ich studierte indes angestrengt, zuvörderst die griechische Sprache, ich kam erst später an die lateinische und gelegentlich an die lebenden Sprachen Europas. Der Entschluß reifte in mir, den Kriegsdienst zu verlassen und mich ganz den Studien zu widmen. Die verhängnisvollen Ereignisse vom Jahre 1806 traten hemmend und verzögernd zwischen mich und meine Vorsätze. Die hohe Schule zu Halle, wohin ich den Freunden folgen sollte, bestand nicht mehr; sie selbst waren in die weite Welt zerstreut. Der Tod hatte mir die Eltern geraubt. Irr an mir selber, ohne Stand und Geschäft, gebeugt, zerknickt, verbrachte ich in Berlin die düstere Zeit. Am zerstörendsten wirkte ein Mann[1] auf mich ein, einer der ersten Geister der Zeit, dem ich in frommer Verehrung anhing, der, mich emporzurichten, nur eines Wortes, nur eines Winkes bedurft hätte, und der, mir jetzt noch unbegreiflich, sich angelegen sein ließ, mich niederzutreten. Da wünschte mir ein Freund,

[1] Vielleicht Schleiermacher; vgl. Bd. 1, S. 35*, Z. 25ff. dieser Ausgabe. Doch auch an Fichte kann gedacht werden.

ich möchte nur irgend einen tollen Streich begehen, damit ich etwas wieder gut zu machen hätte und Tatkraft wiederfände.

Der Zerknirschung, in der ich unterging, ward ich durch den Ruf als Professor am Lyceo zu Napoleonville entrissen, den unerwartet im Spätjahr 1809 ein alter Freund meiner Familie an mich ergehen ließ. Ich reiste nach Frankreich; ich trat aber meine Professur nicht an. Der Zufall, das Schicksal, das Waltende entschied abermals über mich; ich ward in den Kreis der Frau von Staël gezogen. Ich brachte nach ihrer Vertreibung aus Blois den Winter 1810—11 in Napoleonville bei dem Präfekten Prosper von Barante zu, folgte im Frühjahr 1811 der hohen Herrin nach Genf und Coppet und war 1812 ein mitwirkender Zeuge ihrer Flucht. Ich habe bei dieser großartig wunderbaren Frau unvergeßliche Tage gelebt, viele der bedeutendsten Männer der Zeit kennen gelernt und einen Abschnitt der Geschichte Napoleons erlebt, seine Befeindung einer ihm nicht unterwürfigen Macht; denn neben und unter ihm sollte nichts Selbständiges bestehen.

Im Spätjahr 1812 verließ ich Coppet und meinen Freund August von Staël, um mich auf der Universität zu Berlin dem Studium der Natur zu widmen. So trat ich jetzt erst handelnd und bestimmend in meine Geschichte ein und zeichnete ihr die Richtung vor, die sie fortan unverwandt verfolgt hat.

Die Weltereignisse vom Jahre 1813, an denen ich nicht tätigen Anteil nehmen durfte — ich hatte ja kein Vaterland mehr, oder noch kein Vaterland, — zerrissen mich wiederholt vielfältig, ohne mich von meiner Bahn abzulenken. Ich schrieb in diesem Sommer, um mich zu zerstreuen und die Kinder eines Freundes zu ergötzen, das Märchen „Peter Schlemihl", das in Deutschland günstig aufgenommen und in England volkstümlich geworden ist.

Kaum hatte der Boden sich wieder befestigt und wieder blau der Himmel sich darüber gewölbt, als im Jahre 1815 der Sturm sich wiederum erhob und aufs neue zu den Waffen gerufen ward. Was meine nächsten Freunde mir beim ersten Ausmarsch zuschreien müssen, sagte ich mir nun selbst: die Zeit hatte kein Schwert für mich; aber aufreibend ist es, bei solcher waffenfreudigen Volksbewegung müßiger Zuschauer bleiben zu müssen.

Der Prinz Max von Wied-Neuwied schickte sich damals an, seine Reise nach Brasilien anzutreten. Ich faßte den Gedanken, mich ihm anzuschließen; ich ward ihm zu einem Gehilfen vorgeschlagen: — er konnte seine schon abgeschlossene Ausrüstung nicht erweitern, und die Reise aus eignen Mitteln zu bestreiten, war ich unvermögend.

Da kam mir zufällig einmal bei Julius Eduard Hitzig ein Zeitungsartikel zu Gesichte, worin von einer nächst bevorstehenden Entdeckungsexpedition der Russen nach dem Nordpol verworrene Nachricht gegeben ward. „Ich wollte, ich wäre mit diesen Russen am Nordpol!" rief ich unmutig aus und stampfte wohl dabei mit dem Fuß. Hitzig nahm mir das Blatt aus der Hand, überlas den Artikel und fragte mich: „Ist es dein Ernst?" — „Ja!" — „So schaffe mir sogleich Zeugnisse deiner Studien und Befähigung zur Stelle. Wir wollen sehen, was sich tun läßt."

Das Blatt nannte Otto von Kotzebue als Führer der Expedition. Mit dem Staatsrate August von Kotzebue, der zurzeit in Königsberg lebte, hatte Hitzig in Verbindung gestanden und war mit ihm in freundlichem Verhältnisse geblieben. Briefe und Zeugnisse meiner Lehrer, die zu meinen Freunden zu rechnen ich stolz sein konnte, sandte Hitzig mit der nächsten Post an den Staatsrat von Kotzebue ab, und in der möglichst kurzen Zeit folgte auf dessen Antwort ein Brief von seinem Schwager, dem Admiral, damaligem Kapitän der russisch-kaiserlichen Marine, von Krusenstern[1], dem Bevollmächtigten des Ausrüsters der Expedition, Grafen Romanzoff, aus Reval vom 12. Juni 1815. Ich war an die Stelle des Professors Ledebour, den seine schwache Gesundheit zurückzutreten vermocht hatte, zum Naturforscher auf die zu unternehmende Entdeckungsreise in die Südsee und um die Welt ernannt.

[1] Adam Johann von Krusenstern (1770—1846) unternahm auf den Schiffen Newa und Nadeschda (d. h. Hoffnung) die erste russische Weltumsegelung (1803 bis 1806). Seine Schrift „Reise um die Welt" erschien 1810—12 in St. Petersburg.

## Vorfreude. Reise über Hamburg nach Kopenhagen.

Nun war ich wirklich an der Schwelle der lichtreichsten Träume, die zu träumen ich kaum in meinen Kinderjahren mich erkühnt, die mir im „Schlemihl" vorgeschwebt, die als Hoffnungen ins Auge zu fassen ich, zum Manne herangereift, mich nicht vermessen. Ich war wie die Braut, die, den Myrtenkranz im Haare, dem Heißersehnten entgegensieht. Diese Zeit ist die des wahren Glückes; das Leben zahlt den ausgestellten Wechsel nur mit Abzug, und zu den hienieden Begünstigteren möchte der zu rechnen sein, der da abgerufen wird, bevor die Welt die überschwengliche Poesie seiner Zukunft in die gemeine Prosa der Gegenwart übersetzt.

Ich schaute, freudiger Tatkraft mir bewußt, in die Welt, die offen vor mir lag, hinein, begierig, in den Kampf mit der geliebten Natur zu treten, ihr ihre Geheimnisse abzuringen. So wie mir selber in den wenigen Tagen bis zu meiner Einschiffung Länder, Städte, Menschen, die ich nun kennen lernte, in dem günstigsten Lichte erschienen, das die eigene Freudigkeit meines Busens hinausstrahlte: so muß ich auch den günstigsten Eindruck in denjenigen, die mich damals sahen, zurückgelassen haben; denn erfreulich ist der Anblick des Glücklichen.

Das Schreiben des Herrn von Krusenstern enthielt in sehr bestimmten Ausdrücken das nächste, was zu wissen mir not tat. Die Zeit drängte: der Rurik sollte St. Petersburg am 27. Juli und Kronstadt am 1. August verlassen; er konnte unter günstigen Umständen schon am 5. August zu Kopenhagen anlegen. Meinem Ermessen ward anheimgestellt, entweder in St. Petersburg oder zu Kopenhagen zu der Expedition zu stoßen. Im Falle, daß ich das erstere vorzöge, würde ich den mir für den Eintritt in Rußland nötigen Paß an der Grenze vorfinden. Der Ehr- und Habsucht ward keine Aussicht vorgespiegelt, sondern als Lohn

auf das Gefühl verwiesen, zu einem rühmlichen Unternehmen mitgewirkt zu haben. Das Schiff war anscheinend vorzüglich gut gebaut und besonders bequem und gut eingerichtet. Meine Kajüte, so lauteten die Worte, war, ungeachtet der geringen Größe des Schiffes, viel besser als die von Herrn von Tilesius am Bord der Nadeshda.[1]

Nach reiflicher Beratung mit meinen Freunden ward beschlossen, daß ich zu Kopenhagen an Bord steigen und die drei Wochen bis zur Mitte Juli in Berlin benutzen und genießen solle.

Ich erhielt in diesen Tagen von August von Staël einen Paris am 15. Mai datierten, aber durch die nötig gewordenen Umwege verspäteten Brief, den ich nur mit Wehmut aus der Hand zu legen vermochte. Der Wurf war geschehen, und ich blickte nur vorwärts, nicht seitwärts.

Meines Freundes Gedanken hatten sich vom alten Europa nach der Neuen Welt gewandt, und er schickte sich zur Reise an, in den Urwäldern, die seine Mutter am St. Laurenz-Fluß besaß, Neckerstown zu begründen.[2] Sein Begehren war, meine Zukunft an die seinige zu binden; er teilte mir seinen weitaussehenden, näher zu beratenden Plan mit und bezeichnete mir den Anteil, den er mir in der Ausführung zugedacht. Ich sollte mit angeworbenen Arbeitern im nächsten Frühjahr in New York zu ihm stoßen. Ich konnte ihm nur das eben von mir eingegangene Verhältnis darlegen, betrübt, ihm meine Mitwirkung bei einem Plane zu versagen, der übrigens nie in Ausführung gebracht worden. Was ihn davon abgelenkt hat, habe ich nie erfahren.

Mein Hauptgeschäft war nun, emsig die Zeit und die Willfährigkeit gelehrter Männer benutzend, zu erkunden, welche Lücken der Wissenschaft auszufüllen eine Reise gleich der vorgehabten die Hoffnung darböte; mir Fragen vorlegen, mir sagen zu lassen, worauf besonders zu sehen, was vorzüglich zu sammeln sei. Ich konnte mich und andere nur Allgemeines fragen; über Zweck und Plan der Reise hatte Herr von Krusen-

[1] Vgl. oben, S. 23, Anm. 1. — [2] August von Staël, Sohn der Frau von Staël (1790—1827), beschäftigte sich viel mit der Frage der Aufhebung der Sklaverei in Amerika. Der Name der geplanten Stadt „Neckerstown" rührt von dem Familiennamen der Frau von Staël, der Tochter des französischen Finanzministers Necker, her.

stern geschwiegen, und ich wußte nicht, an welchen Küsten angelegt werden sollte.

Niebuhr[1] bezeichnete mir einen Strich der Ostküste Afrikas, dessen Geographie noch mangelhaft sei und den bei westlicher Rückfahrt aufzunehmen die Umstände leichtlich erlauben möchten. Ich entgegnete ihm kleinlaut und fast erschrocken, dieses sei doch allein Sache des Kapitäns. Er maß aber auch in solcher Angelegenheit der beratenden Stimme des Gelehrten einiges Gewicht bei. — Was bei einer solchen Entdeckungsreise ein Gelehrter ist, wird aus diesen Blättern erhellen.

Der Dichter Robert[2] sagte zu mir: „Chamisso, sammeln Sie immerhin und bringen Sie heim für andere Steine und Sand, Seegras, Blattpilze, Entozoa und Epizoa, das heißt, wie ich höre, Eingeweidewürmer und Ungeziefer; aber verschmähen Sie meinen Rat nicht: Sammeln Sie auch, wenn Sie auf Ihrer Reise Gelegenheit dazu finden, Geld und legen Sie es für sich beiseite; mir aber bringen Sie eine wilde Pfeife mit." — Wohl habe ich für den Freund eine wilde Pfeife von den Eskimos mitgebracht, und er hat seine Freude daran gehabt; aber das Geld habe ich vergessen.

Ich will hier gelegentlich anführen, daß ich am Bord des Ruriks eine Denkschrift des Doktors Spurzheim[3] vorfand, der, weniger praktisch, zur Beförderung der Kraniologie empfahl, den Wilden das Haupthaar zu scheren und ihre Schädel in Gips abzuformen.

Ich fuhr von Berlin den 15. Juli 1815 mit der ordinären Post nach Hamburg ab. Die Beschreibung von dem, was damals eine ordinäre Post hieß, möchte jetzt schon an der Zeit und hier an ihrem Orte sein, da der Fortschritt der Geschichte auch dieses Ungeheuer weggeräumt hat. Ich kann aber, ohne meine Glaubwürdigkeit zu gefährden, auf Lichtenberg verweisen, der die Martermaschine mit dem Fasse des Regulus[4] verglichen hat.

---

[1] Barthold Georg Niebuhr (1776—1831), Staatsmann und Geschichtsforscher. — [2] Ludwig Robert (1778—1832), der Bruder Rahels, der Frau Varnhagens von Ense, war Mitglied des Nordsternbundes. — [3] Kaspar Spurzheim (1776—1832), Anatom, Anhänger des durch seine Schädellehre bekannten Gall und dessen Begleiter auf seinen Forschungsreisen. — [4] Anspielung auf die von römischen Schriftstellern gern berichtete, aber unglaubwürdige Geschichte, wonach die Karthager

„Der deutsche Postwagen", schrieb ich damals[1], „scheint recht eigentlich für den Botaniker eingerichtet zu sein, indem man nur außerhalb desselben ausdauern kann, und dessen Gang darauf berechnet ist, gute Muße zu lassen, vor und zurücke zu gehen. In der Nacht wird auch nichts versäumt, da man sich am Morgen ungefähr auf demselben Punkte wiederfindet, wo man am Abend vorher war."

Der Schirrmeister, der die ersten Stationen den Zug leitete, ein langer, fröhlicher Gendarm, hatte seit fünf und einem halben Jahre, daß er zur Ruhe gesetzt war, ungefähr 8524 deutsche Meilen auf seinem Postkurs von etwa 10 Meilen in Hin- und Herschwingungen zur Post zurückegelegt — der Gurt der Erde mißt deren nur 5400. Die Passagiere waren unbedeutend. In Lenzen[2] gesellte sich zu uns ein Mann vom Volke, ein schöner, rüstiger, fröhlicher Greis, früher Hamburger Matrose, zurzeit Elbschiffer, der vielmals, und zuletzt als Harpunier, auf dem Robben- und Walfischfange den nordischen Polargletscher besucht hatte. Einmal war das Schiff, worauf er war, nebst mehreren andern im Eise untergegangen; er selbst hatte nach 17 auf dem Eise verbrachten Hungerstagen Grönland erreicht. Er hatte 17 Monate mit dem „Wildmann" gelebt und „Wildmannssprache" gelernt. Ein dänisches Schiff von 5 Mann Equipage nahm ihn nebst 20 seiner Unglücksgefährten an Bord und brachte ihn bei dürftiger Kost nach Europa zurück. — Von beiläufig 600 Mann kehrten nur 120 heim. Er selbst hatte etliche Finger eingebüßt. Dieser Mann, mit dem ich bald Freund wurde, war mir erfreulicher als ein Buch; er erzählte einfach und lebendig, was er gesehen, erlebt und erduldet; ich horchte ihm lernbegierig zu und sah vor mir die Eisfelder und Berge und die Küsten des Polarmeeres, in das ich von der Beringsstraße aus einzudringen die Hoffnung hatte, und worin Gleiches zu erleben und zu erdulden mein Los sein konnte.

Ich erreichte am 18. Juli die liebe Stadt Hamburg, wo ich meine Geschäfte besorgte, alte Freunde besuchte und neue werte

---

den gefangenen Regulus in einen mit eisernen Nägeln ausgeschlagenen Kasten gesteckt hätten. — [1] Nämlich an Hitzig in einem Brief aus Kopenhagen vom 11. August 1815. — [2] An der Elbe in der Provinz Brandenburg.

Bekanntschaften anknüpfte. Besonders lieb- und hülfreich war mir Friedrich Perthes[1], in dessen Buchhandlung sich folgendes Ergötzliche zutrug. Der Hausknecht, der seinen Herrn so freundlich vertraut mit mir umgehen sah und mich beim Globus von weiten Reisen erzählen hörte, fragte einen der Kommis: wer denn der schwarze ausländische Herr sei, für den er manche Gänge zu besorgen gehabt? — „Weißt du das nicht?" antwortete ihm jener; „es ist Mungo Park[2]." Und froh und stolz, wie ein Zeitungsblatt, das einmal eine große Nachricht auszuposaunen hat, lief der literarische Zwischenträger seine Gänge durch die Stadt, jeden, den er kannte, anhaltend, um ihm mitzuteilen, Mungo Park sei nicht umgekommen; er sei da, er sei bei seinem Herrn, er sehe so und so aus und erzähle viel von seinen Reisen. — Nun kamen einzeln und scharenweise die guten Hamburger zu Perthes in den Laden gelaufen und wollten Mungo Park sehen. — Im „Schlemihl", und zwar im vierten Abschnitt, steht geschrieben: „Muß ich's bekennen? es schmeichelte mir doch, sei es auch nur so, für das verehrte Haupt angesehen worden zu sein."[3]

Am 21. abends nahm ich Extrapost nach Kiel. Hamburg war zurzeit noch die Grenze der mir bekannten Welt gegen Norden, und weiter hinaus nach Kopenhagen zu Land oder zur See vordringend — ich hatte noch in meinem Leben kein Schiff bestiegen — war ich auf einer Entdeckungsreise begriffen. Ich habe wirklich mit Treue die nordische Natur bei Kopenhagen studiert, woselbst, mit dem Rurik anlangend, mein Freund und Gefährte Eschscholtz, der noch nie so weit nach Süden vorgeschritten war, gleichzeitig die südliche Natur zu studieren begann, entzückt, als ihm zuerst Vitis vinifera sub Dio, die Weinrebe im Freien, zu Gesichte kam. Süden und Norden sind wie Jugend und Alter; zwischen beiden denkt sich jeder, solang' er kann; alt sein und dem Norden angehören will kein Mensch. — Ich habe aus einem Gedicht an einen Jubilar das Wort „alt" ausmerzen müssen[4],

[1] Friedrich Christian Perthes (1772—1843), seit 1796 Buchhändler und Verleger in Hamburg, bekannt wegen seiner Teilnahme an einer Empörung gegen die Franzosen in Hamburg 1813, lebte später in Gotha. — [2] Mungo Park (1771—1806), Erforscher des Nigergebietes, ertrank 1806 bei einem Überfall durch Neger in Bussa (Sokota). — [3] In Bd. 2, S. 310 dieser Ausgabe. — [4] Vielleicht in dem Gedicht an Lottum, „Stimme der Zeit", Bd. 1, S. 415; vgl. Bd. 2, S. 427.

und ein lappländischer Prediger erzählte mir von seiner Versetzung nach dem Süden, nach Torneå unter dem Polarkreise.

In Kiel am 22. Juli angelangt, war ich daselbst gleich heimisch, wie ich überhaupt die Gabe in mir fand, mich überall gleich zu Hause zu finden. Etliche der Männer, die ich zu sehen hoffte, waren bereits zur Krönung nach Kopenhagen abgereist. Ein Freund führte mich in befreundete Kreise ein, und ich wartete in freudigem Genusse des Moments auf die Abfahrt des Paketboots, an dessen Bord ich erst am 24. Juli vor Tagesanbruch gerufen ward. Ich hatte mich mit ängstlicher Bedächtigkeit erkundigt, ob der Fall überhaupt denkbar sei, daß, durch widrige Winde aufgehalten oder verschlagen, das Paketboot über acht Tage auf der Fahrt nach Kopenhagen zubringen könne, und mir war versichert worden, man könne im schlimmsten Falle immer noch beizeiten auf den dänischen Inseln landen.

Ein Einlaß des Meeres schlängelt sich gleich einem Landsee landeinwärts nach Kiel, begrenzt von Hügeln, die im schönsten Grün der Schöpfung prangen. Ein Binnenmeer ohne Ebbe und Flut, in dessen glatte Spiegelfläche das grüne Kleid der Erde hinabtaucht, hat das Großartige des Ozeans nicht. Nettelbeck schilt die Ostsee einen Entenpfuhl; man kommt auf der Fahrt von Kiel nach Kopenhagen nicht einmal in das Innere desselben hinein, indem man immer Sicht des Landes behält. Aber recht anschaulich wurde, wie die Meere recht eigentlich die Straßen des Landes sind, bei der Menge Segel, die man um sich sieht, und von denen wir zwischen der grünen Ebene Seelands und den niedrigen Küsten Schwedens nie unter 50 zählten.

Wir waren am Morgen des 24. Juli unter Segel gegangen. Am Abend frischte der Wind, und die Nacht ward stürmisch. Als das Schiff, eine Galeasse von 5 Mann Equipage, zu rollen begann, wurden auf demselben die anfangs lauten Passagiere still, und ich selbst zahlte dem Meere den ersten Tribut. Aber ich erholte mich am andern Tage wieder und glaubte mich schon wohlfeileren Kaufes abgefunden zu haben, als ich selber befürchtet hatte. Nebst dieser Erfahrung erwarb ich auch auf dieser Vorschule des Weltumseglers anderes, wovon ich zu reden Anstand nehme: Das ergab sich später, als ich nicht gern fand, was

ich doch emsig zu suchen vermocht wurde. In der Apotheke zu Kopenhagen, wo ich, des Dänischen unkundig, mein bestes Latein hülfebegehrend entfaltete, antwortete mir der Lehrbursche in noch viel besserem Deutsch, indem er mir die gefoderte Salbe einhändigte. Wir wurden am 26. Juli mittags bei gänzlicher Windes- und Meeresstille in den Hafen von Kopenhagen von unsrem Bote bugsiert.

Ich habe in Kopenhagen, wo ich mich gleich heimisch eingerichtet hatte, mit lieben teilnehmenden Freunden und im lieb- und lehrreichen Umgange von Männern, die in Wissenschaft und Kunst die Ehre ihres Vaterlandes sind, vielleicht die heitersten und fröhlichsten Tage meines Lebens verlebt. Hornemann[1] war zurzeit abwesend, dagegen Pfaff[2] aus Kiel in Kopenhagen. Öhlenschläger[3] beschäftigte sich eben mit der Übersetzung der „Undine" von Fouqué. Das Theater war, wie gewöhnlich in den Sommermonaten, geschlossen. Bibliotheken, Sammlungen, Gärten beschäftigten mich während der Stunden des Tages, die Abende gehörten der schönsten Geselligkeit.

Ich habe der Salbung, nach unserm Sprachgebrauch der Krönung, des vielgeliebten Königs Friedrich VI. von Dänemark im Schlosse zu Friedrichsburg beigewohnt. Ich bemerke beiläufig, daß meine Freunde die für mich nötige Einlaßkarte von einem Juden, der solche feil hatte, erhandelten.

Ich habe in Kopenhagen kein Pferdefleisch zu essen bekommen, was ich als Naturforscher gewünscht hätte. — Meine Freunde bemühten sich umsonst; es wurde auf der Tierarzneischule, die allein dieses Vorrecht hat, kein Pferd während meiner Anwesenheit geschlachtet.

Der Leutnant Wormskiold, der sich bereits auf einer Reise nach Grönland um die Naturgeschichte verdient gemacht hatte und sich jetzt darum bewarb, sich an die Romanzoffsche Expedition als freiwilliger Naturforscher anschließen zu dürfen, suchte mich gleich nach meiner Ankunft auf. Ich kam ihm zu-

[1] Jedenfalls Hans Wilken Hornemann (1770—1841), berühmter dänischer Botaniker. — [2] Christian Heinrich Pfaff (1773—1852), seit 1802 Professor der Chemie an der Universität in Kiel. — [3] Adam Öhlenschläger (1779—1850), dänisch-deutscher Dichter; vgl. weiter unten, S. 50, Anm. 1.

trauensvoll mit offenen Armen entgegen, froh, der winkenden Ernte einen Arbeiter mehr zuführen zu können; und man wünschte mir Glück zu dem fleißig-emsigen Gehülfen, den ich an ihm haben würde.

Ich erhielt den 9. August am frühen Morgen gefällige Mitteilung von der Admiralität, daß eine russische Brigg eben signalisiert werde.

Mögen hier nach, bevor ich euch an Bord des Ruriks führe, etliche Zeilen Platz finden, die ich damals über Kopenhagen und Dänemark niederschrieb. Man erinnere sich dabei an den Überfall der Engländer und den Verlust der Flotte Anno 1807 und an die neuesten Ereignisse: die erzwungene Abtretung von Norwegen an Schweden, dessen selbständige Verteidigung unter dem Prinzen Christian von Dänemark und den endlichen Vertrag, wodurch es als ein eigenes Königreich unter eigenen Gesetzen sich dem Könige von Schweden unterwarf.

Kopenhagen scheint mir nicht größer, nicht volkreicher als Hamburg zu sein; breite Straßen, neue, charakterlose Bauart. Das neue Stadthaus ist in griechischem Stil aus Backsteinen mit Kalkbewurf gebaut.* Die Dänen hassen von jeher die Deutschen: nur Brüder können einander hassen. Jetzt aber hassen sie zuvörderst die Schweden, sodann die Engländer, und der Haß gegen

* Unter den Künsten ist vorzüglich die Baukunst berufen, einer entschiedenen Volkstümlichkeit, einer charaktervollen Zeit eine Stimme zu verleihen, sich vernehmbar der Nachwelt zu verkünden. Die ägyptische, die griechische, die gotische Baukunst, von denen die letztere schon für uns nicht minder der Vergangenheit angehört als die vorbenannten, legen uns das Zeugnis solcher Volkstümlichkeiten ab. Wie sollte eine Zeit wie die unsrige, deren Charakter eben darin besteht, alle Schranken niederzureißen, alle Volkstümlichkeiten zu verschmelzen und aus den Angelegenheiten eines Volkes die Angelegenheiten aller Völker zu machen, so daß zum Beispiel an der Frage der Reform nicht das Schicksal Englands, sondern das Schicksal der Welt hängt; wie sollte die Zeit der Buchdruckerkunst und der Posten, der Dampfschiffahrzeuge zu Wasser und zu Lande, der Schnellpresse, der Zeitungen und der Telegraphen eine andere Baukunst haben, als um Straßen und Brücken, Kanäle, Häfen und Leuchttürme zu bauen? Ich habe den Maler David vor den Modellen griechischer Tempel den Satz mit Autorität behaupten hören: die Griechen hätten in der Baukunst alles geleistet, was zu leisten möglich wäre, und es bliebe nur übrig, sie zu kopieren; Eigenes ersinnen zu wollen, sei widersinnig.

die Deutschen tritt zurück. Sie ringen nach Volkstümlichkeit und sind gedemütigt. Viele lieben deswegen doch nicht Napoleon; nur erkennen alle, und wer wollte es leugnen, daß sie das Opfer der Sünden anderer geworden sind. An Frankreichs Schicksal nehmen sie teil, weil Frankreichs Macht der Macht ihrer Unterdrücker, der Engländer, die Wage hielt. Sie sind Seemänner, ein Volk der See. Man schaut es von Kopenhagen aus, daß Norwegen nicht, und minder noch als die deutschen Provinzen, eine Besitzung von Dänemark, sondern der Sprache, der Verwandtschaft, der Geschichte nach recht eigentlich die andere Hälfte des Reichs war. Die Flotte aber war das Palladium. Gewöhnlich wurde bei den Symposien, zu denen ich zugezogen ward, das norwegisch volkstümliche Lied Sinclair Song mit Ingrimm und Wehmut gesungen und der Toast: „Auf die erste glückliche Seeschlacht!" ausgebracht. Der König wird mit inniger Anhänglichkeit geliebt und das Unglück der Zeiten nicht ihm zugerechnet. Die Zeremonie der Salbung, bei der er mit Krone und Zepter und seine Ritter in altertümlicher Tracht um ihn her erschienen, war kein Schau- und Faschingspiel, sondern das Herz der Dänen war dabei, und der Volksgeist belebte noch die alten ehrwürdigen Formen. Billigdenkende rechnen mit dankbarer Liebe dem Prinzen Christian das in Hinsicht Norwegens Unternommene und wirklich Erreichte zu, Unbillige das Unerreichtgebliebene und mißschätzen ihn. — — Zu Kiel sind die Professoren deutsch, die Studenten dänisch gesinnt.

## Der Rurik. Abfahrt von Kopenhagen. Plymouth.

Ich meldete mich am Morgen des 9. August 1815 am Bord des Ruriks auf der Reede zu Kopenhagen bei dem Kapitän. Ein Gleiches tat mit mir der Leutnant Wormskiold; und Herr von Kotzebue, anscheinlich durch die Eintracht, die er unter uns herrschen sah, bewogen, sagte ihm die Aufnahme zu. Seiner Reisebeschreibung nach scheint er hierin nicht eigenmächtig gehandelt zu haben. Er übergab mir einen schmeichelhaften Brief vom Grafen Romanzoff und einen andern vom Herrn von Krusenstern, ließ mich übrigens vorläufig ohne Instruktion und

Verhaltungsbefehle. Ich fragte vergebens danach; ich ward über meine Pflichten und Befugnisse nicht belehrt und erhielt keine Kenntnis von der Schiffsordnung, in die ich mich zu fügen hatte. Es mußte mir in meinen Verhältnissen auf dem Rurik so wie überhaupt in der Welt ergehen, wo nur das Leben das Leben lehrt. Es ward uns befohlen, binnen drei Tagen mit unserer Habe am Bord zu sein. Die Abfahrt verzögerte sich aber bis zum 17. Am 13. besuchten die Gesandten mehrerer Höfe[1] das Schiff und wurden, wie sie dessen Bord verließen, mit 13 Kanonenschüssen salutiert.

Es ist hier der Ort, von der abgesonderten kleinen Welt, zu der ich nun gehörte, und von der Nußschale, in der eingepreßt und eingeschlossen sie drei Jahre lang durch die Räume des Ozeans geschaukelt zu werden bestimmt war, eine vorläufige Kenntnis zu geben. Das Schiff ist die Heimat des Seefahrers; bei solcher Entdeckungsreise schwebt es über zwei Drittel der Zeit in völliger Abgeschiedenheit zwischen der Bläue des Meeres und der Bläue des Himmels; nicht ganz ein Drittel der Zeit liegt es vor Anker im Angesichte des Landes. Das Ziel der weiten Reise möchte sein, in das fremde Land zu gelangen; das ist aber schwer, schwerer, als sich es einer denkt. Überall ist für einen das Schiff, das ihn hält, das alte Europa, dem er zu entkommen vergeblich strebt, wo die alten Gesichter die alte Sprache sprechen, wo Tee und Kaffee nach hergebrachter Weise zu bestimmten Stunden getrunken werden, und wo das ganze Elend einer durch nichts verschönerten Häuslichkeit ihn festhält. Solange er vom fremden Boden noch die Wimpel seines Schiffes wehen sieht, hält ihn der Gesichtsstrahl an die alte Scholle festgebannt. — — Und er liebt dennoch sein Schiff! — wie der Alpenbewohner die Hütte liebt, worin er einen Teil des Jahres unter dem Schnee freiwillig begraben liegt.*

Hier ist, was ich zu Anfang der Reise über unsere wandernde Welt aufschrieb. Den Namen sind die Vor- und Vatersnamen

* Dieses ist zu Trient in Savoyen der Fall.

[1] Es waren dies nach Kotzebues Reisebeschreibung der russische Gesandte Graf Dohna, der österreichische Gesandte Graf Bortdell, Admiral Löwenör, der russische Gesandtschaftssekretär von Brien und der schwedische Gesandte General Tawast.

hinzugefügt, bei welchen wir auf dem Schiffe nach russischer Sitte genannt wurden.

Der Kapitän Otto Astawitsch von Kotzebue. Erster Leutnant Gleb Simonowitsch Schischmareff, ein Freund des Kapitäns, älterer Offizier als er, nur Russisch redend; ein heiter strahlendes Vollmondsgesicht, in das man gern schaut; eine kräftige, gesunde Natur; einer, der das Lachen nicht verlernt hat. — Zweiter Leutnant Iwan Jacowlewitsch Sacharin, kränklich, reizbar, jedoch gutmütig, versteht etwas Französisch und Italienisch. — Der Schiffsarzt, Naturforscher und Entomolog Iwan Iwanowitsch Eschscholtz, ein junger Doktor aus Dorpat, fast zurückhaltend, aber treu und edel wie Gold. — Der Naturforscher, ich selbst, Adelbert Loginowitsch. — Der Maler Login Andrewitsch Choris, der Herkunft nach ein Deutscher, der, jetzt noch sehr jung, bereits als Zeichner Marschall von Bieberstein[1] auf einer Reise nach dem Kaukasus begleitet hatte. — Freiwilliger Naturforscher Martin Petrowitsch Wormskiold. — Drei Untersteuerleute: Chramtschenko, ein sehr gutmütiger, fleißiger Jüngling; Petroff, ein kleiner, launig-lustiger Bursche; der dritte, Konieff, uns ferner stehend. — Zwei Unteroffiziere und zwanzig Matrosen.

Die Seeleute, unter denen, die sich freiwillig zu dieser Expedition gemeldet haben, ausgesucht, sind ein hochachtbares Volk; handfeste Leute, der strengsten Manneszucht unbedingt unterwürfig, sonst von tüchtiger, ehrgeiziger Gesinnung, stolz auf ihren Beruf als Weltumsegler.

Der Kapitän, der in seiner frühesten Jugend mit Krusenstern auf der Nadeshda die Reise um die Welt gemacht, ist der einzige an seinem Bord, der die Linie überschritten hat; — der älteste an Jahren bin ich selbst.

Der Rurik, dem der Kaiser auf dieser Entdeckungsreise die Kriegsflagge zu führen bewilligt hat, ist eine sehr kleine Brigg, ein Zweimaster von 180 Tonnen, und führt acht kleine Kanonen auf dem Verdeck. Unter Deck nimmt die Kajüte des Kapitäns den Hinterteil des Schiffes ein. Von ihr wird durch die gemein-

[1] Friedrich August Marschall von Bieberstein (1768—1826) bereiste mehrmals den Kaukasus und veröffentlichte darüber die „Beschreibung der Länder zwischen den Flüssen Terek und Kur" (Frankfurt a. M. 1800).

schaftliche Treppe die Kajüte de Campagne getrennt, die am Fuß des großen Mastes liegt. Beide bekommen das Licht von oben. Der übrige Schiffsraum bis zu der Küche am Fuße des Vordermastes dient den Matrosen zur Wohnung.

Die Kajüte de Campagne ist beiläufig zwölf Fuß ins Gevierte. Der Mast, an dessen Fuß ein Kamin angebracht ist, bildet einen Vorsprung darin. Dem Kamine gegenüber ist ein Spiegel und unter dem, mit der einen Seite an der Wand befestigt, der viereckige Tisch. In jeglicher Seitenwand der Kajüte sind zwei Kojen befindlich, zu Schlafstellen eingerichtete Wandschränke, beiläufig sechs Fuß lang und dritthalb breit. Unter denselben dient ein Vorsprung der Länge der Wand nach zum Sitz und gibt Raum für Schubladen, von denen je vier zu jeder Koje gehören. Etliche Schemel vollenden das Ameublement.

Zwei der Kojen gehören den Offizieren, die zwei anderen dem Doktor und mir. Choris und Wormskiold schlafen im Schiffsraum in Hängematten. Meine Koje und drei der darunter befindlichen Schubkasten sind der einzige Raum, der mir auf dem Schiffe angehört; von der vierten Schublade hat Choris Besitz genommen. In dem engen Raume der Kajüte schlafen vier, wohnen sechs und speisen sieben Menschen. Am Tische wird morgens um 7 Uhr Kaffee getrunken, mittags um 12 gespeist und sodann das Geschirr gescheuert, um 5 Uhr Tee getrunken und abends um 8 der Abhub der Mittagstafel zum zweitenmal aufgetragen. Jede Mahlzeit wird um das Doppelte verlängert, wenn ein Offizier auf dem Verdecke die Wache hat. In den Zwischenzeiten nimmt der Maler mit seinem Reißbrett zwei Seiten des Tisches ein, die dritte Seite gehört den Offizieren, und nur wenn diese sie unbesetzt lassen, mögen die andern sich darum vertragen. Will man schreiben oder sonst sich am Tische beschäftigen, muß man dazu die flüchtigen, karggezählten Momente erwarten, ergreifen und geizig benutzen; aber so kann ich nicht arbeiten. Ein Matrose hat den Dienst um den Kapitän, Scheffecha, ein kleiner Tatar, ein Mohammedaner; ein anderer in der Kajüte de Campagne, Sikoff, einer der tüchtigsten, ein Russe fast herkulischen Wuchses. — Es darf nur in der Kajüte Tabak geraucht werden. — Es ist wider die Schiffsordnung, das

Geringste außerhalb des jedem gehörigen Raumes unter Deck oder auf dem Verdeck ausgesetzt zu lassen. — Der Kapitän protestiert beiläufig gegen das Sammeln auf der Reise, indem der Raum des Schiffes es nicht gestatte und ein Maler zur Disposition des Naturforschers stehe, zu zeichnen, was dieser begehre. Der Maler aber protestiert, er habe nur unmittelbar vom Kapitän Befehle zu empfangen.

Zu Kopenhagen wurde über die oben angeführte Zahl der Schiffsmannschaft noch ein Koch angeworben, ein verwahrlostes Kind der See: der Gesichtsbildung nach ein Ostindier oder ein Malaie; der Sprache nach, die aus allen Dialekten der redenden Menschen undeutlich zusammengemischt war, kaum ein Mensch. Außerdem ward ein Lotse für die Fahrt im Kanal und nach Plymouth an Bord genommen, und dieser brachte die Zahl unserer Tischgesellschaft auf acht, die am kleinen Tische nicht mehr Raum hatten.

Der Rurik war am 30. Juli 1815 — zwei Tage früher, als mir gemeldet worden — von Kronstadt ausgelaufen und am 9. August auf der Reede von Kopenhagen angelangt. Wir lichteten am 17. um 4 Uhr des Morgens die Anker, die wir vier Stunden später vor Helsingör wiederum auswerfen mußten. Der Wind, der abwechselnd nur zur Ein- oder Ausfahrt das Tor offen hält, ward uns erst am Morgen des 19. günstig, an welchem Tage wir um 10 Uhr des Morgens durch den Sund fuhren und mit uns zugleich über 60 andere Schiffe, die auf denselben Moment gewartet hatten. Wir salutierten die Festung, ohne ein Boot abzuwarten, das vom Blockschiff auf uns zuruderte; und rascher segelnd als die Kauffahrer um uns her, überholten wir schnell die vordersten und ließen bald ihr Geschwader weit hinter uns. Der Augenblick war wirklich schön und erhebend.

Wir hatten auf der Fahrt durch die Nordsee fast anhaltend widrige Winde bei naßkaltem Wetter und bedecktem Himmel. Nach langem Lavieren mußte uns ein Schiff, das wir anriefen, das Leuchtschiff am Ausfluß der Themse zeigen, das wir noch nicht entdeckt hatten. Ich ward in der Nacht vom 31. August zum 1. September auf das Verdeck gerufen, um die Feuer der französischen Küste bei Calais brennen zu sehen; der Eindruck

entsprach nicht ganz meiner Erwartung. Am Morgen brachte uns ein günstiger Windhauch durch die Doverstraße. Albion mit seinen hohen weißen Küsten lag uns nahe zur Rechten, fern zur Linken dämmerte Frankreich im Nebel; wir verloren es allmählich außer Sicht, und es ward nicht wieder gesehen. Wir mußten noch am selben Tage die Anker auf einige Stunden fallen lassen. Am 7. September mittags gingen wir vor der Stadt Plymouth im Cathwater[1] vor Anker.

Die Zeit dieser Fahrt war für mich eine harte Lehrzeit. Ich lernte erst die Seekrankheit kennen, mit der ich unausgesetzt rang, ohne sie noch zu überwinden. Es ist aber der Zustand, in den diese Krankheit uns versetzt, ein erbärmlicher. Teilnahmlos mag man nur in der Koje liegen oder oben auf dem Verdecke, am Fuße des großen Mastes, sich vom Winde anwehen lassen, wo näher dem Mittelpunkte der Bewegung dieselbe unmerklicher wird. Die eingeschlossene Luft der Kajüte ist unerträglich, und der bloße Geruch der Speisen erregt einen unsäglichen Ekel. Obgleich mich der Mangel an Nahrung, die ich nicht bei mir behalten konnte, merklich schwächte, verlor ich dennoch nicht den Mut. Ich ließ mir von andern erzählen, die noch mehr gelitten als ich, und von Nelson, der nie zur See gewesen, ohne krank zu sein. Ich duldete um des freudigen Zieles willen die Prüfung ohne Murren.

Wormskiold hatte indes die meteorologischen Instrumente zu beobachten übernommen. Seine Kenntnis des Seelebens gab ihm einen großen Vorsprung vor mir, der ich, in die neuen Verhältnisse uneingeweiht, durch manchen Verstoß unvorteilhafte Vorurteile wider mich erweckte. Ich wußte z. B. noch nicht, daß man nicht ungerufen den Kapitän in seiner Kajüte aufsuchen darf; daß ihm, wenn er auf dem Verdeck ist, die Seite über dem Wind ausschließlich gehört und daß man ihn da nicht auch anreden soll; daß diese selbe Seite, wenn sie der Kapitän nicht einnimmt, dem wachthabenden Offizier zukommt; ich wußte vieles der Art nicht, was ich nur gelegentlich erfuhr.

Ich hatte nicht bemerkt, daß in Hinsicht der Bedienung ein

[1] Der östliche Hafen von Plymouth.

Unterschied zwischen den Offizieren und uns anderen gemacht werde. Als wir in Plymouth einliefen, gab ich unserm Siloff meine Stiefel zu putzen; er empfing sie aus meiner Hand und setzte sie vor meinen Augen sogleich da wieder hin, wo ich sie eben hergenommen hatte. So ward mir kund, daß er nur seinen Offizieren zu dienen habe. Ich mußte von dem Tage an auf die kleinen Dienste Verzicht leisten, die er mir bis dahin freiwillig geleistet hatte; der wackere Kerl war mir von Herzen gut, ich glaube, er würde für mich durchs Feuer gegangen sein; aber meine Stiefeln hätte er nicht wieder angerührt. Solche Dienste wußte sich Choris von andern Matrosen zu verschaffen; Eschscholtz wußte sie sich selber zu leisten; ich aber wußte mich darüber hinwegzusetzen und ihrer zu entbehren.

Ich ward, sobald das Schiff vor Anker lag, zu dem Kapitän gerufen. Ich trat zu ihm in seine Kajüte ein. Er redete mich ernst und scharf an, mich ermahnend, meinen Entschluß wohl zu prüfen; wir seien hier in dem letzten europäischen Hafen, wo zurückzutreten mir noch ein leichtes sei. Er gebe mir zu überlegen, daß ich als Passagier an Bord eines Kriegsschiffes, wo man nicht gewohnt sei, welche zu haben, keinerlei Ansprüche zu machen habe. Ich entgegnete ihm betroffen: es sei mein unabänderlicher Entschluß, die Reise unter jeder mir gestellten Bedingung mitzumachen, und ich würde, wenn ich nicht weggewiesen würde, von der Expedition nicht abtreten.

Die Worte des Kapitäns, die ich hier wiederholt habe, wie ich sie damals niederschrieb, wie sie ausgesprochen wurden und mir unvergeßlich noch im Ohre schallen, waren für mich sehr niederschlagend. Ich glaubte nicht, Veranlassung dazu gegeben zu haben. Ich kann aber dem Kapitän bei dieser Gelegenheit nicht Unrecht geben. Es scheint so natürlich, daß ein Titular-Gelehrter, Teilnehmer einer gelehrten Unternehmung, begehren werde, dabei eine Autorität zu sein, daß dem Schiffskapitän nicht zu verargen ist, es zu erwarten und dem vorzubeugen. Denn zwei Autoritäten können auf einem Schiffe nicht zusammen bestehen, und das lehrt die Erfahrung auch auf Kauffahrteischiffen, wo es meist unerfreulich zugeht, wann neben dem Kapitän ein Superkargo und Stellvertreter des Eigentümers ist. Man nimmt

auch, wo das Seewesen verstanden wird, Rücksicht darauf. In Frankreich und England werden auf Entdeckungsreisen keine Titular-Gelehrten mehr mitgenommen, sondern es wird dafür gesorgt, daß alle Teilnehmer der Expedition Gelehrte seien; bei den amerikanischen Kauffahrern ist der Führer des Schiffes zugleich der Handelsmann, und die Handelskompanien haben Faktoreien, zwischen welchen und dem Mutterland das befrachtete Schiff zu fahren dem unumschränkt an seinem Bord gebietenden Offizier einzig obliegt. Ob es gleich in der Wesenheit der Dinge liegt, ist es doch zu bedauern, daß der Gelehrte, dem es in der Regel am Bord eines Kauffahrers so wohl ergeht, so beengt wird da, wo sich ihm ein weiterer Wirkungskreis zu eröffnen scheint. Voller Lust und Hoffnung, voller Tatendurst kommt er hin und muß zunächst erfahren, daß die Hauptaufgabe, die er zu lösen hat, darin besteht, sich so unbemerkbar zu machen, so wenig Raum einzunehmen, so wenig da zu sein, als immer möglich. Er hat hochherzig von Kämpfen mit den Elementen, von Gefahren, von Taten geträumt und findet dafür nur die gewohnte Langeweile und die nie ausgehende Scheidemünze des häuslichen Elendes, ungeputzte Stiefeln und dergleichen.

Meine nächste Erfahrung war eben auch nicht ermutigend. Ich hatte mich vorsorglich über das Prinzip und den Bau der Filtrierfontäne belehrt und erbot mich, eine solche zu verfertigen. Das zur ungünstigsten Zeit geschöpfte und jetzt schon sehr übelriechende Wasser der Newa, welches wir tranken, schien meinen Antrag zu unterstützen. Nichtsdestoweniger fand er keinen Anklang. Es fehlte an Raum, an Zeit, an andern Erfordernissen, und zuletzt war der Kapitän der Meinung: „das Filtrieren werde dem Wasser die nahrhaften Teile entziehen und es weniger gesund machen". Ich sah ein, daß ich die Sache fallen lassen müsse.

Plymouth liegt an einem Einlaß des Meeres, welcher sich hinter dem Küstenstriche höheren Landes in Arme teilt und zwischen schönen Felsenufern weit in das Land eindringt. Alte und neue Städte, Dörfer, Stapelplätze, Arsenäle, Festungen, prachtvolle Landhäuser drängen sich an diesen Ufern; die ganze Gegend ist nur eine Stadt, das eigentliche Plymouth nur ein

Revier derselben. Das Land umher wird überall von Mauern und Hecken in Felder abgeteilt. Die weißen Mauern, der feine Staub, die Bauart, die riesenhaften Inschriften der Häuser und die Anschlagzettel erinnern unwillkürlich an die Umgegend von Paris. Ein solches Meer von Häusern ist auch Paris; aber ihm fehlt die große Straße, das Meer. Dieses trägt hier in eigenen Häfen und auf Ankerplätzen unzählige Schiffe, dort (Plymouth-Dock) Kriegsschiffe, hier (Plymouth-Cathwater) Kauffahrteischiffe aller Nationen. Es wurde zurzeit ein riesenhaftes Werk ausgeführt, das Breakwater, ein Damm, der den Eingang des Sundes zum Teil absperren und das Binnenwasser vor dem Andrange der äußeren Wellen schützen sollte. Über 62 Fahrzeuge waren unaufhörlich beschäftigt, die Felsenmassen herbeizubringen, die in den Steinbrüchen an den Ufern des Fjordes unablässig gesprengt wurden. Das Abdonnern dieser Minen, die Signalschüsse, das Salutieren der Schiffe erweckten oft im tiefsten Frieden das Bild einer belagerten Stadt.

Ich war und blieb fremd in Plymouth. Die Natur zog mich mehr an als die Menschen. Sie trägt einen unerwartet südlichen Charakter, und das Klima scheint besonders mild zu sein. Die südeuropäische Eiche (Quercus Ilex) bildet die Lustwälder von Mount Edgcomb, und Magnolia grandiflora blüht im Freien am Spalier.

Das Meer hat bei hohen felsigen Ufern und Fluten von einer Höhe, die kaum auf einem andern Punkte der Welt — auf der Küste von Neuholland — beobachtet wird, seine ganze Herrlichkeit. Die Flut steigt an den Übergangs-, Kalk- und Tonschieferklippen bis auf 22 Fuß; und bei der Ebbe enthüllt sich dem Auge des Naturforschers die reichste, wunderbar rätselhafteste Welt. Ich habe seither nirgends einen an Tangen und Seegewürmen gleich reichen Strand angetroffen. Ich erkannte fast keine von diesen Tieren; ich konnte sie in meinen Büchern nicht auffinden und ich entrüstete mich ob meiner Unwissenheit. Ich habe erst später erfahren, daß wirklich die mehrsten unbekannt und unbeschrieben sein mußten. Ich habe im Verlaufe der Reise manches auf diese Weise versäumt und ich zeichne es hier geflissentlich auf zur Lehre für meine Nachfolger. Beobach-

tet, ihr Freunde, sammelt, speichert ein für die Wissenschaft, was in euren Bereich kommt, und lasset darin die Meinung euch nicht irren: dieses und jenes müsse ja bekannt sein, und nur ihr wüßtet nicht darum. — War doch unter den wenigen Landpflanzen, die ich von Plymouth zum Andenken mitnahm, eine Art, die für die englische Flora neu war.[1]

Uns begünstigte die heiterste Sonne. Ich begegnete auf einer meiner Wanderungen zweien Offizieren vom 43. Regimente, die, neugierig unser Schiff zu sehen, mir auf dasselbe folgten. Sie luden den Kapitän und uns alle, Genossen ihres gemeinschaftlichen Tisches zu sein. Die Einrichtung ist getroffen, daß an einem oder zweien Tagen der Woche ein reichlicheres Mahl aufgetragen wird und jeder Gäste mitbringen kann. Der Kapitän und ich folgten der Einladung. Ich glaube nie eine reichlicher besetzte Tafel gesehen zu haben. Es ward viel gegessen, noch mehr getrunken, wobei jedoch den fremden Gästen kein Zwang auferlegt wurde; aber es herrschte keine Lustigkeit. Am Abend gaben uns, die uns eingeladen hatten, das Geleit, und einer der beiden entledigte sich vor uns des genossenen Weins, ohne daß dadurch der Anstand verletzt wurde.

Ich habe der politischen Ereignisse, die mich auf diese Reise gebracht, und die, sobald der Ruf an mich ergangen war, für mich in den Hintergrund zurückgetreten waren, nicht wieder erwähnt. Mich mahnt Plymouth, mich mahnt die freundliche Berührung mit dem Offizierkorps des 43. Regimentes an den Mann des Schicksals, den von hier aus kurz vor unserem Einlaufen der Bellerophon nach St. Helena abgeführt hatte[2], damit er, der einst die Welt unterjocht und beherrscht hatte, dort in erbärmlichen Zwistigkeiten mit seinen Wächtern kleinlich untergehe. Allgemein war für den überwundenen Feind die Begeisterung, die aus allen Klassen des Volkes, besonders aus dem Wehrstande, einmütig uns entgegenschallte. Jeder erzählte, wann und wie oft er ihn gesehen, und was er getan, in die Huldigung der Menge einzustimmen; jeder trug seine Medaillen, jeder pries ihn und

[1] Nämlich die „Centaurea nigrescens". — [2] Es war die Northumberland, auf der Napoleon nach St. Helena gebracht wurde; der Bellerophon hatte ihn von Rochefort nach Plymouth geführt.

schalt zürnend die Willkür, die ihn dem Gesetze unterschlagen. In welchem Gegensatze mit der hier herrschenden Gesinnung war nicht der niedrige Schimpf der Spanier in Chile, die sich beeiferten, das Tier der Fabel zu sein, das dem toten Leuen den letzten Fußtritt geben will! Der Bellerophon hatte weit im Sunde vor Anker gelegen, und der Kaiser pflegte sich zwischen 5 und 6 Uhr auf dem Verdecke zu zeigen. Zu dieser Stunde umringten unzählige Boote das Schiff, und die Menge harrte begierig auf den Augenblick, den Helden zu begrüßen und sich an seinem Anblick zu berauschen. Später war der Bellerophon unter Segel gegangen und hatte, kreuzend im Kanal, was noch zu seiner Ausrüstung mangelte, erwartet. Man erzählte von einer wegen Schulden gegen Napoleon erhobenen Klage und der darauf erfolgten Vorladung eines Friedensrichters, welche Vorladung, falls sie auf das Schiff, während es vor Anker lag, hätte gebracht werden können, zur Folge gehabt haben würde, daß der Verklagte dem Richter hätte gestellt werden müssen. Hätte aber sein Fuß den englischen Boden berührt, so konnte er nicht mehr dem Schutze der Gesetze entzogen werden.

Auf dem Theater von Plymouth trat zurzeit bei erhöhten Eintrittspreisen Miß O'Neill[1] in Gastrollen auf. Ich habe sie zweimal gesehen, in „Romeo und Julie" und in „Menschenhaß und Reue" („The Stranger"[2]). Nach der Rückkehr im Jahre 1818 habe ich in London auch Kean[3] gesehen, und zwar in der Rolle von Othello. Ich erkenne es dankbar als eine Gunst des Schicksals, daß ich, der ich das französische und das deutsche Theater, beide in ihrem höchsten Glanze, ich möchte sagen, vor ihrem Verfall gekannt habe, auch etliche Fürsten der englischen Bühne, sei es auch nur flüchtig, zu sehen bekam. Miß O'Neill befriedigte mich in der Julie nicht, in welcher Rolle sie mir zu massiv erschien; gegen die Eulalia hatte ich nichts einzuwenden; die Gabe der Tränen, die man an ihr bewundern mußte, kam ihr da vortreff-

[1] Eliza O'Neill (1791—1872), berühmte englische Tragödin. — [2] „Menschenhaß und Reue. Ein Schauspiel in 5 Aufzügen" (Berlin 1789) von August von Kotzebue. Die weibliche Hauptrolle des Stücks ist die genannte Eulalia, alias Madame Müller. — [3] Edmund Kean (1787—1833), berühmt als Shakespeare-Darsteller (Shylock, Lear, Richard III., Othello, Macbeth), seit 1814 am Drurylane-Theater in London.

lich zustatten. Mir schienen überhaupt die Darstellenden den Shakespeare zu geben, schier wie Hamlet seine „Mausefalle“[1] nicht gegeben haben will. Kotzebue berechtigt zu minderen Anfoderungen, die genügender erfüllt wurden. Übrigens haben die englischen Schauspieler alle einen guten Anstand, sprechen die Verse richtig und bemühen sich mit sichtbarer Anstrengung, die Worte, gegen die Sitte des gemeinen Lebens, deutlich und vernehmbar auszusprechen. Sie scheinen mir darin den französischen Schauspielern vergleichbar, denen eine Dressur unerläßlich ist, die alles einbegreift, was auch der nicht von dem Gotte Begabte aus sich heraus und in sich hinein zu bilden vermag. Gottbegabte Künstler sind überall selten. Vielleicht hat unser Deutschland deren verhältnismäßig viele, aber selten sieht man auf unserer Bühne solche, die sich zu dem hinaufgebildet haben, was von den französischen Schauspielern gefodert wird; und das gemeine Handwerkervolk, das die Mehrzahl ausmacht — was soll man von ihnen sagen?

Da ich eben berichten müssen, wie ich in Shakespeares Vaterland unsern Kotzebue von den ersten Künstlern, und zwar befriedigender als ihren eigenen Heros, habe aufführen sehen, so werd' ich auch gleich, um nicht wieder darauf zurückzukommen, ein vollgültiges Zeugnis ablegen, daß für die, welche die Regierungen de facto anerkennen, dieser selbe Kotzebue der Dichter der Welt ist. Wie oft ist mir doch an allen Enden der Welt, namentlich auf O-Wahu, auf Guajan usw., für meinen geringen Anteil an dem Beginnen seines Sohnes mit dem Lobe des großen Mannes geschmeichelt worden, um auch auf mich einen Zipfel von dem Mantel seines Ruhmes zu werfen. Überall hallte uns sein Name entgegen. Amerikanische Zeitungen berichteten, daß „The Stranger“ mit außerordentlichem Beifall aufgeführt worden. Sämtliche Bibliotheken auf den Aleutischen Inseln, soweit ich solche erkundet habe, bestanden in einem vereinzelten Bande von der russischen Übersetzung von Kotzebue. Der Statthalter von Manila, huldigend der Muse, beauftragte den Sohn mit einem Ehrengeschenke von dem köstlichsten Kaffee an seinen

[1] Vgl. „Hamlet“, Akt 3, Szene 2.

Vater, und auf dem Vorgebirge der Guten Hoffnung erfuhr der Berliner Naturforscher Mundt die Ankunft des Riuriks, auf dem er mich wußte und erwartete, von einem Matrosen, der ihm nur zu sagen wußte, daß der Kapitän des eingelaufenen Schiffes einen Komödiantennamen habe. Vom „Alarkos", vom „Jon" und deren Verfassern[1] habe ich in gleicher Entfernung vom Hause nichts gehört.

Die amerikanischen Kauffahrer, denen keine meerbespülte Küste unzugänglich ist, denen aber die Sonne der romantischen Poesie noch nicht aufgegangen, sind die wandernden Apostel von Kotzebues Ruhm; er ist das für sie taugliche Surrogat der Poesie. Die Tat beweist übrigens, daß er ein Erfordernis besitzt, welches manchem Vornehmeren abgeht; denn was hilft es der Stute Rolands, so unvergleichlich und tadellos zu sein, wenn sie leider tot ist?[2]

Wir fanden in der Regel die Meinung herrschend, der große Dichter lebe nicht mehr. Das ist natürlich: wer suchte Homer, Voltaire, Don Quixote und alle die großen Namen, in deren Verehrung er aufgewachsen, unter den Lebendigen? Aber auch die Anzeige seines Todes wollte man auf O-Wahu und wohl auch an andern Orten in amerikanischen Zeitungen gelesen haben. Dieses Gerücht, welches mich beunruhigte, kam auch zu den Ohren des Kapitäns, der es auf den Tod eines seiner Brüder deutete, welcher im Feldzug 1813 rühmlich starb. Man wird im Verlauf dieser Blätter sehen, wie man uns in Europa, die wir die Post in Kamtschatka versäumt, verloren und verschollen hat glauben müssen, und wie der Vater den hoffnungsvollen Sohn zu beweinen vollgültigen Grund gehabt. Endlich langt unverhofft, unerwartet, allen möglichen Nachrichten von ihm zuvorkommend, der Rurik wieder an, und Otto Astawitsch eilt, dem Vater die junge Gattin, mit der er sich vermählt, zuzuführen — er findet die blutige Leiche auf der Totenbahre!

Ich komme von einer Abschweifung, die mich etwas weit geführt hat, auf Plymouth wieder zurück und eile der Abfahrt

[1] „Alarcos", ein Trauerspiel von Friedrich von Schlegel (Berlin 1802); „Jon", ein Schauspiel von August Wilhelm von Schlegel (Hamburg 1803). — [2] Vgl. das Gedicht „Roland ein Roßkamm", Bd. 1, S. 137 dieser Ausgabe.

entgegen. Die Zeit, nicht immer zweckmäßig angewandt, verging sehr schnell. Wir hatten jeder unsere Ausrüstung zu vervollständigen; uns hielt in der zerstreuenden Umgebung nichts zusammen; jeder sorgte für sich selbst, wie er konnte und mochte; vieles hätte, gemeinschaftlich besprochen und planmäßig ausgeführt, zweckmäßiger und schneller geschehen können. Ein paar Diners, zu denen ich mit dem Kapitän eingeladen wurde, bieten mir zu keinen neuen Bemerkungen Stoff. Die Sitten der mehr Ehrfurcht gebietenden als durch Liebenswürdigkeit anziehenden Engländer finden sich in allen Büchern beschrieben. Ich habe da den Stachelbeerwein gekostet, dessen wegen das Haus des Vicar of Wakefield[1] berühmt war, und habe ihn dem Champagner gleich, nur süßer gefunden. Ich habe nach abgehobenem Tischtuch am grünen Teppiche getrunken und trinken sehen; ernst, gelassen und wortkarg, einer abwechselnd sich gegen den andern verneigend, eine Ehren- oder Wohlwollensbezeigung, die auf gleiche Weise zu erwidern man nicht verabsäumen darf. Ich habe überhaupt Engländer nur dann lachen sehen, wann ich Englisch mit ihnen zu reden versucht, und habe mir auf die Weise oft zu meiner eigenen Freude freudige Gesichter erzeugt. Ich habe später auf dem Schiffe den Freund Choris Englisch gelehrt, der mir die Mühe dadurch vergalt, daß er mir hinfort unter Engländern zu einem Dolmetscher gedient. Wo er zu meinem Englischen die Aussprache herbekommen hat, ist mir unerklärt geblieben. Ich habe übrigens die Engländer im allgemeinen höflich und dienstfertig gefunden. Das Seehospital, welches ich besuchte, veranlaßt mich nur, zu bezeugen, daß alles, was man von der Reichlichkeit, Reinlichkeit und Schönheit solcher englischen Institute und von der Ordnung und Fülle, die in ihnen herrscht, aus Büchern weiß, weit hinter dem Eindruck zurückbleibt, den die Ansicht macht.

Am 22. September war der Rurik segelfertig. Das Observatorium, das unter einem Zelte auf Mount Batten, einer wüsten Halbinsel in unsrer Nähe, gestanden hatte, war wieder eingeschifft und das Dampfbad abgebrochen, welches neben dem

[1] Oliver Goldsmiths Roman „The Vicar of Wakefield“ (1766).

Observatorium unter einem andern Zelte für Offiziere und Matrosen eingerichtet worden war. Ich habe in Plymouth zuerst die Sitte der russischen Bäder kennen gelernt und mir angeeignet.

Wir sollten am nächsten Tage die Anker lichten, und noch lagen die Briefe meiner Lieben und in Anweisungen ein kleines Kapital, das ich auf die Reise mitnehmen wollte, bei der russischen Gesandtschaft in London, an die ich sie adressieren lassen; und alle Schritte, die ich getan, die Absendung derselben an mich zu erwirken, waren vergeblich gewesen. Ich habe seither auch in Amtsgeschäften erfahren, daß selten durch Gesandtschaften etwas pünktlicher besorgt werde, und selber nie diesen Weg zu Versendungen gewählt. Das Liegenlassen, welches ein treffliches Mittel sein mag, viele Geschäfte abzutun, ist nicht dem Bedürfnis jeglichen Geschäftes angemessen. Ich bedauerte zurzeit, daß der Kapitän den Plan, den er zuerst hatte, nicht befolgt, mich auf der Fahrt hieher zu Dover oder auf jedem andern Punkt der englischen Küste ans Land zu setzen, von wo ich über London nach Plymouth gereist wäre. Erst nachdem wir zweimal ausgelaufen und zweimal durch den Sturm in den Hafen zurückgeschlagen worden, kamen meine Briefe an. Es mußten die Stürme der Nachtgleichen sich meiner in meinem Kummer und in meinen Sorgen erbarmen.

Auf einer weiten Reise wird, wie für die Gesundheit der Leute, frische Nahrung usw., auch möglichst für deren Unterhaltung gesorgt; denn das Ertötendste ist die Langeweile. Ein Sängerchor der Matrosen war mit den Instrumenten einer Janitscharenmusik versehen, und unser bengalesischer Koch besaß eine Geige. Nichtsdestoweniger hätte der Kapitän gerne für noch mehr Musik gesorgt. Iwan Iwanowitsch spielte Klavier, und es ward beraten, ein Hackebrett oder ein Instrument, wie nur der Raum es zulassen wollte, für ihn anzuschaffen. Dessen nahm sich Martin Petrowitsch mit außerordentlichem Eifer an. Er kam am letzten Tage ganz begeistert auf das Schiff und meldete, er habe eine ganz vortreffliche Orgel gefunden, die er ausgemessen, die im Schiffsraume am Fuße des großen Mastes aufgestellt werden könne, und wofür 21 Pfund begehrt würden. Man schließt sich nicht aus, wo die Mehrheit entschieden hat;

der Kauf ward beliebt, und ich ward für meine drei Pfund ein Gönner der edlen Tonkunst so gut wie ein anderer. Der Kapitän fuhr in Geschäften ans Land; seinerseits auch Martin Petrowitsch, um das Instrument zu holen, welches er bald mit einem Arbeiter, um es aufzustellen, heimbrachte; und unsre Offiziere sahen verwundert und entrüstet, aber stillschweigend, am vorbestimmten Orte eine große Maschine, eine Kirchenorgel aufbauen, welche die Luken, die Zugänge zu dem unteren Schiffsraume besetzt hielt. Otto Astawitsch, als er, wie kaum das Werk vollbracht war, an Bord wieder eintraf, entsetzte sich davor und wollte dem wachthabenden Offizier zürnen, daß er solches gelitten. Er hatte aber ja selbst den Befehl gegeben. Es blieb ihm nur übrig, zu verfügen, daß binnen einer halben Stunde Zeit die Orgel entweder wieder ans Land geschafft oder über Bord geworfen sein solle. Das erste geschah. Wodurch man gesündigt hat, damit wird man bestraft: es kommt mir selber, dem Gegenfüßler eines musikalischen Menschen, ergötzlich vor, an diesem unserm in England liegenden Besitztume nicht nur eine, sondern zwei Aktien zu haben — denn ich habe dem Martin Petrowitsch, als er in Kamtschatka von uns schied, die seine diskontiert.

Wir lichteten am 23. September die Anker, die wir, da der Wind umsprang, sogleich wieder auswerfen mußten. Wir liefen erst am 25. morgens mit schwachem Landwinde aus, aber gleich am Ausgang des Sundes empfing uns von der See her der Südwind, der frisch und frischer wehend uns im Angesichte der Küste zu lavieren zwang und in der Nacht zu einem gewaltigen Sturme anwuchs. Wir erlitten etliche Havarien, wobei ein Mann beschädigt ward, und schätzten uns glücklich, am 26. bei Tagesanbruch unsern alten Ankerplatz wieder zu erreichen. Wir befährdeten dabei ein neben uns liegendes englisches Kauffahrteischiff, dem wir einigen Schaden an seinem Tauwerke zufügten, und dessen Kapitän in Hemdärmeln mit vorgebundenem Tuche, halb eingeseift und halb barbiert, fluchend auf dem Verdeck erschien.

Der Rurik aber kämpfte gegen die Gewalt des Sturmes in einer finstern Herbstnacht zwischen dem Leuchtturme von Eddystone, der sein blendendes Licht auf die Szene warf, und der

Küste von England, auf der zu scheitern er in Gefahr schwebte, gezwungen durch die Umstände, viele Segel zu führen. Ihr kennt den Leuchtturm von Eddystone schon von euren längst verbrauchten Kinderbilderbüchern her, dieses schöne Werk der modernen Baukunst, das sich von einem einzeln im Kanal verlorenen Steine bis zu einer Höhe erhebt, die ihr vielleicht wißt, und die nachzuschlagen ich mir die Zeit nicht nehmen will; ihr wißt, daß bei hohem Sturme der schäumende Kamm der Wellen bis zu der Laterne hinan gespritzt wird; ihr merkt, daß alle Umstände sich hier vereinigen, einen Sturm recht schön zu machen, und ihr erwartet von mir eine recht dichterische Beschreibung. Meine Freunde, ich lag nach entleertem Magen stille, ganz stille in meiner Koje, mich um nichts in der Welt bekümmernd, und kaum auf den Lärm merkend, den Tisch, Stühle, Stiefeln, Schubkasten um mich her verführten, die nach der Musik und dem Takte, die oben auf dem Verdeck geblasen und geschlagen wurden, unruhig auf ihre eigene Hand durch die Kajüte hin und her tanzten. Was der seekranke Mensch für ein erbärmliches Tier ist, entnehmet daraus, daß unser guter Doktor, sonst eifrig und gewissenhaft in seiner Pflicht wie nicht ein anderer, zur Hilfe des verwundeten Matrosen gerufen, geholt, kommandiert, stille, ruhig und regungslos in seiner Koje liegen blieb, bis alles vorüber war.

Ist euch einmal, wie mir, das Haus, das ihr bewohntet, in einer schönen Nacht über dem Kopfe abgebrannt?[1] Habt ihr besonnen und tätig für Weib und Kind, für Habe und Gut Sorge getragen und von allem, was zu tun war, nichts versäumt? Dasselbe mag für den Seeoffizier ein Sturm sein. Mit gesteigerter Tätigkeit führt er den Kampf gegen das Element und hat, siegend oder besiegt, Freude an sich selber, ist reicher nach überstandener Gefahr um eine erfreuliche Erfahrung von der eigenen Tatkraft. Es ist dasselbe Gefühl, welches den Soldaten nach der Schlacht begierig macht. Für den Passagier aber ist der Sturm nur eine Zeit der unsäglichsten Langeweile. Wie es im Verlauf

[1] In der Nacht vom 3. zum 4. Juli 1822 brach in Chamissos Wohnung in Schöneberg Feuer aus.

der Reise dabei zuzugehen pflegte, werde ich hier in der Kürze berichten. Bei einem gewissen Kommando, das oben auf dem Verdeck erscholl, hieß es in der Kajüte: der Krieg ist erklärt. Darauf vernagelte jeder seine Schubladen und sorgte, seine bewegliche Habe festzustellen. Wir legten uns in unsre Kojen. Bei der nächsten Welle, die auf das Verdeck schlug und häufig in die Kajüte zu den Fenstern hineindrang, wurden diese mit verpichten Tüchern geschützt, und wir waren geblendet. Dann wurde ich gewöhnlich aufgefodert, den Versuch zu machen, noch etliche unerzählte Anekdoten aus dem Vorrat hervorzuholen; bald aber verstummten wir alle und hörten nur einander der Reihe nach gähnen. Die Mahlzeiten hörten auf. Man aß Zwieback und trank Schnaps oder ein Glas Wein. Auf das Verdeck darf sich kaum der Naturforscher wagen, um sich aus Pflichtgefühl einmal den Wellengang flüchtig anzusehen; überspült ihn eine Welle, so hat er in vollkommener Unbeholfenheit kein Mittel, Kleider oder Wäsche zu wechseln oder sich zu trocknen. Übrigens hat die Sache nicht einmal den Reiz der Gefahr; diese ist für die unmittelbare Anschauung nie vorhanden und könnte höchstens nur auf dem Wege der Berechnung für den Verstand zu ermitteln sein. Die nicht geladene Pistole, deren Mündung ich mir selber vor das Auge halte, zeigt mir die Gefahr; ich habe ihr nie so auf dem kleinen wellengeschaukelten Bretterhause ins Angesicht gesehen.

Wir gingen am 30. früh abermals unter Segel und mußten, vom Sturm empfangen und heimgetrieben, am selben Abend Schutz hinter dem Breakwater suchen, wo wir die Anker fallen ließen. Unserem Lotsen, den wir, nach seiner treffenden Ähnlichkeit mit den Karikaturen, John Bull nannten, mußten wir wie der immer wiederkehrende Bucklige aus den „Tausendundeine Nacht" vorkommen.

Es gelang uns erst am 4. Oktober, die See zu behaupten.

## Reise von Plymouth nach Teneriffa.

Wir segelten aus dem Sund von Plymouth den 4. Oktober 1815 gegen 10 Uhr des Morgens. Wir behielten günstigen Wind, aber die See ging von den vergangenen Stürmen noch hohl.

Das Land blieb uns den Tag über im Angesicht. Wie ich am andern Morgen auf das Verdeck stieg und nach dem Kap Lizard rückblicken wollte, war es schon untergetaucht, und nichts war zu sehen als Himmel und Wellen. Die Heimat lag hinter uns, vor uns die Hoffnung.

Zu Anfang dieser Fahrt, und etwa bis zum 14. Oktober, litt ich an der Seekrankheit so anhaltend und schwer wie noch nicht zuvor. Ich erhielt jedoch meine Munterkeit und suchte mich zu beschäftigen. Ich las mit Martin Petrowitsch dänisch einen Auszug von „Hakon Jarl" und ohne Hilfe weiter. Ich verdanke Öhlenschlägern manche Freuden und manchen Trost. „Correggio" hat mich immer bewegt, und Hakon Jarl, der abtrünnige Christ, der einzige gläubige Heide, der mir aus unsern Büchern lebendig entgegen getreten ist, hat mir immer Ehrfurcht eingeflößt.[1]

Wir folgten mit meist günstigem Wind der großen Fahrstraße, die aus dem Kanal südwärts nach dem Mittelländischen Meer oder dem Eingange desselben vorüber nach beiden Indien führt. Selten verging ein Tag, ohne daß wir verschiedene Segel gesehen hätten, und vom Lande, dessen äußerste Vorsprünge uns beiläufig 300 Seemeilen* im Osten blieben, kamen bei NW.-Wind und klarem Himmel häufige Boten zu uns herüber. Am 9. setzte sich eine kleine Lerche auf unser Schiff nieder, wo sie drei Tage lang der Gastfreundschaft genoß, die wir ihr gern angedeihen ließen; und drei Landvögel umflatterten uns an verschiedenen Tagen. Nirgends ist mir der Atlantische Ozean breit vorgekommen; ich habe mich immer auf einer vielbefahrenen Straße gefühlt, deren Ufer ich nicht zu sehen brauchte, um sie gleichsam zu spüren. Fast zu enge dünkten mir hingegen die bisher befahrenen Meere zu sein, deren Küstenfeuer man bei Nacht, wie die Laternen in einer Stadt, selten aus den Augen

* Unter Meilen werden fortan englische Seemeilen verstanden sein, deren 60 auf einen Grad des Äquators gehen, Minuten des Äquators.

[1] Adam Öhlenschlägers Drama „Hakon Jarl hin Rige" (Kopenhagen 1807) erschien deutsch: „Hakon Jarl. Ein Trauerspiel" (Tübingen 1809). Sein Trauerspiel „Correggio" erschien dänisch Kopenhagen 1811, deutsch Stuttgart und Tübingen 1816. Vgl. Chamissos Zitat aus „Correggio" in Bd. 1, S. 428 dieser Ausgabe.

verliert, und wo man andere Schiffe umzusegeln oder selbst umgesegelt zu werden befürchten muß. Das große, das ehrfurchtgebietende Schauspiel bot uns der Himmel in seinen Veränderungen dar. Hinter uns senkte sich der Polarstern; und der Große Bär, noch beim Homer ἄμμορος ὠκεανοῖο, unteilhaftig der Salzflut[1], tauchte seine Sterne nacheinander ins Meer; vor uns aber erhob sich der Vater des Lichtes und des Lebens.

Am 13. Oktober und den folgenden Tagen hatten wir in 39° 27′ N. Br.[2] fast fünf Tage lang vollkommene Windstille. Das Meer ebnete sich zu einem glatten Spiegel, schlaff hingen die Segel von den Raaen, und keine Bewegung war zu spüren. Merkwürdig, daß auch dann Strömungen des Wassers unmerklich mit dem Schiffe spielten, das seine Richtung gegen die Sonne veränderte, so daß man auf dem Verdecke seinen eigenen Schlagschatten zu seinen Füßen kreisen und bald zu der einen, bald zu der andern Seite des Körpers fallen sah. So auch veränderte ein ausgesetztes Boot seine Lage gegen das Schiff und ward bald ihm näher gebracht, bald weiter von ihm entführt. Soll meine Phantasie ein Bild erschaffen, gräßlicher als der Sturm, der Schiffbruch, der Brand eines Schiffes zur See: so bannt sie auf hoher See ein Schiff in eine Windstille, die keine Hoffnung, daß sie aufhören werde, zuläßt.

Die Windstille übrigens ruft zu einer neuen Tätigkeit den Naturforscher auf, der bei günstigem Winde müßig, den Blick nur vorwärts gerichtet, von der Küste träumt, auf welcher er zunächst landen soll. Die Sonne lockt die niedren Tiere des Meeres an die Oberfläche des Wassers, und er kann dieser reizendsten Rätsel der Natur leicht habhaft werden. Wir konnten sonst nur bei einem Laufe von höchstens zwei Knoten (d. i. zwei Meilen die Stunde) mit dem Köscher[3] von Flaggentuch an einer Stange befestigt vom Verdecke des Schiffes ähnliche Tiere zu fischen hoffen.

Hier beschäftigten mich und Eschscholtz besonders die Salpen, und hier war es, wo wir an diesen durchsichtigen Weichtieren

[1] Zitat aus Homers „Ilias", 18. Gesang, V. 489 (auch „Odyssee", 5. Gesang, V. 275). — [2] Nördl. Breite. — [3] Wenig gebräuchliche Form für Käscher, Kescher, Ketscher (engl. to catch, fangen), ein an einer Stange befestigtes sackförmiges Netz.

des hohen Meeres die uns wichtig dünkende Entdeckung machten, daß bei denselben eine und dieselbe Art sich in abwechselnden Generationen unter zwei sehr wesentlich verschiedenen Formen darstellt; daß nämlich eine einzeln freischwimmende Salpa anders gestaltete, fast polypenartig aneinander gekettete Junge lebendig gebiert, deren jedes in der zusammen aufgewachsenen Republik wiederum einzeln freischwimmende Tiere zur Welt setzt, in denen die Form der vorvorigen Generation wiederkehrt. Es ist, als gebäre die Raupe den Schmetterling und der Schmetterling hinwiederum die Raupe.*[1]

Ich habe mit meinem treuen Eschscholtz immer gemeinsam studiert, beobachtet und gesammelt. Wir haben in vollkommener Eintracht nie das Mein und Dein gekannt; es mochte sich einer nur an der eigenen Entdeckung freuen, wann er den andern zum Zeugen, zum Teilnehmer gerufen hatte. — Warum muß ich's sagen? Mit dem Leutnant Wormskiold war es nicht so. Er hatte eine eifersüchtelnde Nebenbuhlerschaft, die leider unter den Gelehrten nicht unerhört ist, dem Verhältnis, das ich ihm angeboten hatte, und das ich mit Eschscholtz eingegangen war, vorgezogen. Daß er mich für einen Naturphilosophen hielt, die bei ihm nicht gut angeschrieben waren, mochte ihn von mir entfernt haben; er mochte auch glauben, zu sehr im Vorteil zu sein, um sich nicht aus einer Gemeinschaft zurückzuziehen, worin er mehr eingebracht als eingeerntet hätte. Ich lächle jetzt über den tiefen Kummer, über die Verzweiflung, in die ich darüber geriet, und wovon die Briefe zeugen, die ich aus Teneriffa, Brasilien und Chile schrieb. Ich bot alles auf, mich selbst und andere zu überzeugen, daß ich bei dem, was ich für ein Mißverhältnis erkannte, außer aller Schuld sei. Jetzt kann ich, ein alter Mann, nach abgekühlter Leidenschaft und wiederholt eingesehenen

* Siehe: Chamisso, De animalibus quibusdam e classe vermium Linnæana. Fasc. I. de Salpa. Berol. 1819. 4. Erläuterungen zu dieser Schrift in Okens „Isis" 1819. Fasc. II., „reliquos vermes continens". Gemeinschaftlich mit C. G. Eisenhardt in „Nova acta phys. med. Academiae C. L. C. Naturae curiosorum X". 1821.

[1] Vgl. Bd. 1, S. 59* dieser Ausgabe.

Akten, Richter sein über mich selbst und sprechen: ich war wirklich außer Schuld. Es tröstete mich in der Folge noch nicht, daß nicht sowohl mit mir als mit dem Maler Choris Wormskiold in Mißhelligkeiten lebte, wie sie leicht das Seeleben veranlassen kann, und die sich nur nach dem Charakter und der Eigentümlichkeit der Menschen gestalten. Ich erinnere mich, daß in Sicht des Staatenlandes[1] ich hinüber zu den traurigen, nackten Felsen schaute und fast begehren mochte, daß mich vom Schiffe aus das kleine Boot nach jener winterlichen Öde hinübertrage und dort aussetze, mich von der marternden Gegenwart zu befreien.

Übrigens hatte der Leutnant Wormskiold in Plymouth geäußert, er würde vielleicht schon in Teneriffa die Expedition verlassen. Auf der Überfahrt von Teneriffa nach Santa Catharina erklärte er, in Brasilien sein Schicksal von dem unsrigen trennen zu wollen. Daselbst angelangt — das Land kühlt die zur See erhitzte Galle ab —, riet ich ihm freundschaftlich, dieses reichste Feld der Forschung zu seiner Ernte zu erwählen, und stellte, um ihm die Ausführung zu erleichtern, meine Barschaft zu seiner Verfügung. Er war nun anderen Sinnes. Er wollte in Chile bleiben; aber dem widersetzte sich die Lichtscheue der Spanier und stellte seinem Entschlusse unüberwindliche Hindernisse entgegen. Er trennte sich erst in Kamtschatka von uns.

Diese Zeilen sind mir zu schreiben so schwer wie eine Beichte aufs Herz gefallen, und ich werde auf den Gegenstand nicht wieder zurückkommen, den ich einmal nicht unerwähnt lassen konnte. Es ist etwas gar Eigentümliches um das Leben auf einem Schiffe. Habt ihr bei Jean Paul die Biographie der mit dem Rücken aneinander gewachsenen Zwillingsbrüder gelesen? Das ist etwas Ähnliches, nichts Gleiches. — Das äußere Leben ist einförmig und leer wie die Spiegelfläche des Wassers und die Bläue des Himmels, die darüber ruht; keine Geschichte, kein Ereignis, keine Zeitung; selbst die sich immer gleiche Mahlzeit, die, zweimal wiederkehrend, den Tag einteilt, kehrt mehr zum Verdrusse als zum Genusse zurück. Es gibt kein Mittel, sich

[1] D. h. die Staateninsel, eine zu Argentinien gehörige Insel des Feuerlandes, von diesem durch die Le Maire-Straße getrennt.

abzusondern, kein Mittel, einander zu vermeiden, kein Mittel, einen Mißklang auszugleichen. Bietet uns einmal der Freund anstatt des guten Morgens, den wir zu hören gewohnt sind, einen guten Tag, grübeln wir der Neuerung nach und bebrüten düster unsern Kummer; denn ihn darüber zur Rede zu setzen, ist auf dem Schiffe nicht Raum. Abwechselnd ergibt sich einer oder der andere der Melancholie. Auch das Verhältnis zu dem Kapitän ist ein ganz besonderes, dem sich nichts auf dem festen Lande vergleichen läßt. Das russische Sprichwort sagt: „Gott ist hoch, und der Kaiser ist fern." Unumschränkter als der Kaiser ist an seinem Bord der Mann, der immer gegenwärtige, an den man auch gleichsam mit dem Rücken angewachsen ist, dem man nicht ausweichen, den man nicht vermeiden kann. Herr von Kotzebue war liebenswürdig und liebenswert. Unter vielen Eigenschaften, die an ihm zu loben waren, stand obenan seine gewissenhafte Rechtlichkeit. Aber die zu seinem Herrscheramte erforderliche Kraft mußte er sich mit dem Kopfe machen; er hatte keine Charakterstärke; und auch er hatte seine Stimmungen. Er litt an Unterleibsbeschwerden, und wir spürten ungesagt auf dem Schiffe, wie es um seine Verdauung stand. Bei dem gerügten Mangel, besonders in der späteren Zeit der Reise, wo seine Kränklichkeit zunahm, mochte er leicht von dem, der ohne Arg grade vor sich schritt und fest auftrat, sich gefährdet glauben. Auf der Fahrt durch den Atlantischen Ozean hatte er die Vorurteile abgestreift, die er gegen mich gefaßt haben mochte, und ich kam für seinen Günstling zu gelten. Ich hing ihm aber auch an mit fast schwärmerischer Liebe. — Später wandte er sich von mir ab, und auf mir lastete seine Ungnade.

Ich hatte mit Hülfe von Login Andrewitsch Russisch zu lernen angefangen; erst lässig unter dem schönen Himmel der Wendekreise, dann mit ernsterem Fleiße, als wir dem Norden zusteuerten. Ich hatte es so weit gebracht, mehrere Kapitel im Sarytscheff[1] zu lesen, aber ich ließ mit gutem Bedacht von dem Beginnen ab und lernte mich glücklich schätzen, daß die Sprache

[1] Der Russe Sarytscheff, Teilnehmer der Expedition (1783—94) des von Katharina II. ausgesandten Kapitäns Joseph Billing, machte sich einen Namen durch seine Forschungen an der Nordwestküste von Amerika.

eine Art Schranke sei, die zwischen mir und der nächsten Umgebung sich zog. Ich habe auch nicht leicht etwas so schnell und vollständig verlernt als mein Russisch. Es hat ganze Zeiten gegeben, wo ich während des Essens — ich nahm zufälligerweise bei Tafel den mittleren Sitz ein — stumm und starr, den Blick fest auf mein Spiegelbild geheftet, gehüllt in meine Sprachunwissenheit, die Brocken in mich hineinwürgte, allein wie im Mutterleib.

Ich kehre zu dem Zeitpunkt zurück, von welchem ich abgeschweift. Wir steuerten bei schwachen wechselnden Winden langsam der Mittagssonne zu, und wiederkehrende Windstillen verzögerten noch unsere Fahrt. Mit den Gestirnen des nächtlichen Himmels hatte sich das Klima verändert, und Bewußtsein des Daseins gab uns nicht mehr wie in unserm Norden physischer Schmerz, sondern Atmen war zum Genusse geworden. In tieferem Blau prangten Meer und Himmel, ein helleres Licht umfloß uns; wir genossen einer gleichmäßigen, wohltätigen Wärme. Auf dem Verdeck, angeweht von der Seeluft, wird die Hitze nie lästig, die wohl in der verschlossenen Kajüte drückend werden kann. Wir hatten die Kleider abgelegt, die daheim, wenn einmal der Sommer schöne, warme Tage hat, uns unleidlicher werden als selbst die feindliche Kälte der Winterluft. Eine leichte Jacke nebst Pantalons, ein Strohhut auf dem Kopfe, leichte Schuhe an den Füßen, keine Strümpfe, keine Halsbinde: das ist allgemein die angemessene Tracht, worin in der heißen Zone alle Europäer die Wohltaten des Himmels entgegennehmen; nur die Engländer nicht, denen überall die Londoner Sitte als erstes Naturgesetz gilt. Während der Mittagshitze ward ein Zelt ausgespannt, und wir schliefen die Nacht unter dem freien Himmel auf dem Verdeck. Nichts ist der Schönheit solcher Nächte zu vergleichen, wenn, leise geschaukelt und von dem Zuge des Windes gekühlt, man durch das schwankende Tauwerk zu dem lichtfunkelnden gestirnten Himmel hinaufschaut. Später ward uns Passagieren dieser Genuß entzogen, indem den Steuerleuten verboten ward, uns das zur Einrichtung unsers Lagers erforderliche alte Segeltuch verabfolgen zu lassen.

Ich werde zu den Schönheiten dieses Himmels ein Schau-

spiel rechnen, welches man wenigstens in der wärmeren Zone, wo man mehr im Freien lebt, unausgesetzter zu betrachten aufgefordert wird, und welches sich auch da in reicherer Pracht zu entfalten pflegt. Ich meine das Leuchten des Meeres. Dieses Phänomen verliert nie seinen anziehenden Reiz, und nach dreijähriger Fahrt blickt man in die leuchtende Furche des Kieles mit gleicher Lust wie am ersten Tage. Das gewöhnliche Meerleuchten, wie von Alexander von Humboldt („Reise", Bd. I) und von mir beobachtet, rührt bekanntlich von Punkten her, die im Wasser erst durch Anstoß oder Erschütterung leuchtend werden und aus organischen, unbelebten Stoffen zu bestehen scheinen. Das Schiff, das die Flut durchfurcht, entzündet um sich her unter dem Wasser diesen Lichtstaub, der sonst die Wellen nur dann zu erhellen pflegt, wenn sie sich schäumend überschlagen. Außer diesem Lichtschauspiele hatten wir hier noch ein anderes. Es schien im Wasser gleichsam von einem sich in einiger Tiefe entzündenden Lichte zu blitzen, und dieser Schein hatte manchmal einige Dauer. Es schien uns dieses Leuchten von Tieren (Quallen) herzurühren, bei denen eine organische Lichtentwickelung sich annehmen läßt.

Wir hatten am 23. Oktober Windstille in 30° 36′ N. B., 15° 20′ W. L. (über 300 Meilen fern von der afrikanischen Küste). Die Trümmer eines Heuschreckenzuges bedeckten das Meer um uns her.* Drei Tage lang begleiteten uns diese Trümmer. Wir hatten am 25. mittags Ansicht der Salvages, kreuzten den 26. in ihrer Nähe und sahen am 27. den Pic de Teyde in einer Entfernung von beiläufig 100 Meilen schon unter einem sehr hohen Winkel sich uns enthüllen. Der Wind erhob sich während der Nacht und führte uns unserm Ziele zu.

Ich hatte mir während dieser Fahrt den Schnurrbart wachsen lassen, wie ich ihn früher in Berlin getragen. Wie wir uns dem Landungsplatze näherten, ersuchte mich der Kapitän, ihn abzuschneiden. Ich mußte das Opfer bringen und Haare lassen.

Am 28. mittags um 11 Uhr ließen wir auf der Reede von Santa Cruz die Anker fallen.

* Gryllus tatarious *L.*

Der Zweck, wofür in Teneriffa angelegt wurde, war, Erfrischungen und hauptsächlich Wein an Bord zu nehmen, da wir bis jetzt nur Wasser getrunken hatten. Zu dem Geschäfte sollten drei Tage hinreichen, und es ward uns freigestellt, diese auf eine Exkursion ins Innere der Insel zu verwenden.

Von Gelehrten besucht und beschrieben worden ist Teneriffa wie kein anderer Punkt der Welt. Alexander von Humboldt ist auf dieser Insel gewesen, und Leopold von Buch[1] und Christian Smith, die nicht mehr hier anzutreffen uns schmerzlich war, hatten eben bei einem verlängerten Aufenthalte die ganze Kette der Kanarischen Inseln zum Gegenstande ihrer Untersuchungen gemacht. Wir hatten nur an uns selber Erfahrungen zu machen und unsern durstenden Blick an den Lebensformen der tropischen Natur zu weiden.

Man möchte erwarten, daß auf Reisende, die aus einer nordischen Natur unmittelbar in eine südliche versetzt werden, der unvermittelte Gegensatz mit gleichsam märchenhaftem Reiz einwirken müsse. Dem ist aber nicht also. Die Reihe der im Norden empfangenen Eindrücke liegt völlig abgeschlossen hinter uns; eine neue Reihe anderer Eindrücke beginnt, die, von jener ganz abgesondert, durch nichts mit ihr in Verbindung gesetzt wird. Die Zwischenglieder, welche beide Endglieder zu einer Kette, beide Gruppen zu einem Bilde vereinigen würden, fehlen eben zu einem Gesamteindruck. — Wenn wir nach unserm Winter die Bäume langsam zögernd knospen gesehen, und sie auf einmal nach einem warmen Regen Blüten entfalten und Blätter, und der Frühling erscheint in seiner Pracht — dann schwelgen wir in dem Märchen, das die Natur uns erzählt. Wenn wir in unsern Alpen von der Region der Saaten durch die der Laub- und Nadelwälder und die der Triften zu den Schneegipfeln hinan, und von diesen wiederum in die fruchtbaren Täler herabsteigen, haben die Verwandlungen, die wir schauen, für uns einen Reiz, dessen der Gegensatz der verschiedenen Naturen ent-

[1] Christian Leopold, Freiherr von Buch (1774—1853), bekannter Geognost, besuchte 1815 mit dem oben genannten Botaniker Smith die Kanarischen Inseln und veröffentlichte später die „Physikalische Beschreibung der Kanarischen Inseln" (Berlin 1825).

behrt, welchen uns das Schiff entgegenführt. Aber die Veränderung des gestirnten Himmels und der Temperatur während der Fahrt schließt sich jenen Beispielen an. Ich füge erläuternd eine andere Beobachtung hinzu: Wir können auf einem hohen Standpunkt schwindlig werden, wenn unser Blick an der Mauer des Turmes oder an Zwischengegenständen in die Tiefe unter uns hinabgleitet; der Luftschiffer aber mag auf die Erde unterwärts blicken, er ist dem Schwindel nicht ausgesetzt.

Aus den Gärten der kleinen Stadt Santa Cruz erheben nur ein paar Dattelpalmen ihre Häupter, und wenige Bananenstauden ihre breiten Blätter über die weißgetünchten Mauern. Die Gegend ist öde, die hohen zackigen Felsen der Küste nach Osten zu sind nackt und nur spärlich mit der gigantischen, blassen, kaktusartigen kanarischen Wolfsmilch besetzt. Auf ihren Gipfeln ruhten die Wolken. Man sah auf dem Wege von Laguna her etliche Dromedare herabtreiben.

Ich hatte die erste Gelegenheit benutzt, um ans Land zu fahren. Der gelehrte Mineralog Escolar, dessen Bekanntschaft ich machte, übernahm es lieb- und hülfreich, mir einen Führer für den andern Morgen zu besorgen. Den 29. Oktober früh trat ich mit Eschscholtz die Wanderung an. Wir wollten den gebahnten Weg nach Laguna vermeiden; Sennor Nikolas, unser Bote, führte uns irr in den östlichen, felsigen, öden Tälern. Um wenige zerstreut liegende Ansiedelungen sah man den Drachenbaum[1] und die amerikanische Agave und Cactus Opuntia. — Die mehrsten bezeichnenden Formen der tropischen Natur waren dem Menschen hörige, ausländische Gewächse. Wir kamen nach 3 Uhr zu Laguna an. Es begann zu regnen. Wir speisten Weintrauben und besuchten den gelehrten Dr. Savignon, der uns ein Empfehlungsschreiben an Herrn Cologan in Oratava gab: „No quierendo privar a la casa de Cologan de su antiguo privilegio de proteger los sabios viageros etc.“ („Nicht wollend das Haus Cologan seines alten Vorrechtes berauben, die weisen oder gelehrten Reisenden zu beschützen“ usw.). Wir fanden

[1] Oder Drachenblutbaum, zu den Liliaceen gehörig. Für die Kanarischen Inseln charakteristisch ist die Art Dracaena draco, mit langen, spitzen, lederigen Blättern, dickem, geringeltem Stamm und starker Verästelung; liefert ein blutrotes Harz.

ein Unterkommen zu Nacht und Weintrauben zur Speise bei einer sehr gesprächigen und lustigen alten Frau. Gasthäuser gibt es auf der Insel nur zwei, zu Santa Cruz und zu Oratava. Am Morgen des 30. strömte der Regen. Wir schlugen den Weg nach Oratava ein. Er führt über Matanza und Vittoria, zwei Namen, die, auf den Karten der spanischen Kolonien oft wiederkehrend, das Schicksal der eingebornen Völker bezeichnen: Sieg und Gemetzel. Man gelangt erst bei Vittoria in die Weingärten, die der Stolz und der Reichtum der Insel sind. Die Aussicht über das Gebirge und die Küste, den Pik und das Meer, ist ausnehmend schön, zumal, wie sie sich uns darbot, im Spiele der Wolken und der Abendsonne. Die Wolken bildeten sich unten am Gestade und zogen von Zeit zu Zeit an dem Abhang des Gebirges den Höhen zu. Auch der Gipfel des Piks erschien, bedeckt von frisch gefallenem Schnee, durch die Nebel. Ich sah aber diesem Berge seine Höhe nicht an; der Eindruck entsprach nicht der Erwartung. Wohl hat sich mir in unsern Schweizer Alpen die Schneelinie als Maßstab der Höhen eingeprägt, und wo dieser nicht anwendbar ist, bin ich ohne Urteil.

Wir hatten uns verspätet und hätten in Oratava nur Stunden der Nacht zubringen können; wir fanden es angemessen, nicht weiter zu gehen. Ich rauchte, votum solvens, eine Pfeife unter einem Palmbaume, schnitt mir zum Andenken ein Blatt desselben ab und gebrauchte die Rippe als Wanderstab; wir suchten ein Unterkommen für die Nacht. Wir mußten bis Matanza zurückgehen, wo wir in einer Hütte Weintrauben fanden und als Lager die nackte Erde. Um animalische Nahrung nicht ganz zu entbehren, hatten wir selber in verschiedenen Häusern Hühnereier aufgekauft.

Wir kehrten am 31. bei anhaltendem Regen über Laguna, wo wir noch einen Garten besuchten, nach Santa Cruz zurück. Zuvorkommend traten uns hier verschiedene unterrichtete Bürger entgegen und luden uns ein, Gärten, Naturaliensammlungen, Guanchen-Mumien[1] zu sehen; unsere Zeit war aber abgelaufen.

[1] Guanchen, die Urbewohner der Kanarischen Inseln.

Auf unserer Wanderung schien uns im allgemeinen das Volk äußerst arm und häßlich, dabei heiteren Gemüts und von großer Neugierde. Die spanische Würde, die sich in den Sprachformen dartut, trat uns hier achtunggebietend zum erstenmal unter Lumpen entgegen. „Euer Gnaden" ist bekanntlich auch unter dem niedrigen Volk die bräuchliche Anrede.

Zuerst auf Teneriffa, wie später überall im ganzen Umkreis der Erde, haben sich die Wißbegierigen, mit denen ich als ein Wißbegieriger in nähere Berührung kam, Mühe gegeben, den russischen Nationalcharakter an mir, dem Russen, der aber doch nur ein Deutscher, und als Deutscher eigentlich gar ein geborener Franzos, ein Champenois war, zu studieren.

## Reise von Teneriffa nach Brasilien. Santa Catharina.

Am 1. November 1815 lichteten wir die Anker und verließen die Reede von Santa Cruz. Wir hatten im Kanal zwischen Teneriffa und Canaria Windstille oder nur schwachen Wind. Wir sahen den Pik von Wolken völlig enthüllt und am Morgen die Wasserdünste sich an ihm niederschlagen und ihn verschleiern. Am 3. hatten wir außerhalb des Kanals den N. O.-[1] Passat erreicht, der ungemein frisch blies und uns mit einer Schnelligkeit von sechs bis acht Knoten — so viele Meilen die Stunde — auf unsrem Wege förderte. Ich bemerke beiläufig, daß die Schnelligkeit seines Schiffes ein Punkt ist, in betreff dessen die Aussage jegliches Schiffskapitäns so unzuverlässig ist als die einer Frau, die ihr eigenes Alter angeben soll. Wir durchkreuzten den 6. früh um 4 Uhr den nördlichen Wendekreis. Wir sahen an diesem Tage Delphine und am 7. die ersten fliegenden Fische.

Diese Tiere, die an Gestalt Heringen zu vergleichen sind, haben Brustflossen, die, zum Fluge und nicht zum Schwimmen geschickt, so lang wie der Körper sind. Sie fliegen mit ausgebreiteten Flossen in gebogenen Linien ziemlich hoch und weit über die Wellen, in die sie wieder tauchen müssen, um die

[1] Nordost.

Geschmeidigkeit ihrer Flugwerkzeuge zu erhalten. Da sie aber das Auge des Vogels nicht haben und nicht brauchen, weil die Natur ihnen in der Luft keine Hindernisse entgegensetzt, so wissen sie Schiffen, denen sie begegnen, nicht auszuweichen und fallen häufig an Bord derer, die, wie der Rurik, nicht höher, als sich ihr Flug erhebt, aus den Wellen ragen. Begreiflich ist es, daß dem Nordmann, zu dem die Kunde nicht gedrungen ist, der Flug der Fische Grausen erregend als eine Umkehrung der Natur erscheine. Der erste fliegende Fisch, der auf das Verdeck und unsern Matrosen in die Hände fiel, ward von ihnen unter Beobachtung des tiefsten Stillschweigens in Stücke zerschnitten, die sie sodann nach allen Richtungen in die See warfen. Das sollte das vorbedeutete Unheil brechen. Gar bald verlor sich für unsere Leute das Unheimliche einer Erscheinung, die in den gewöhnlichen Lauf der Natur zurücktrat. Die fliegenden Fische fielen im Atlantischen und Großen Ozean so oft und häufig auf das Schiff, daß sie nicht nur uns, sondern auch, soviel ich weiß, ein paarmal den Matrosen zu einer gar vorzüglichen Speise gereichten.

Wir hatten in Teneriffa eine Katze und ein kleines weißes Kaninchen an Bord genommen. Beide lebten in großer Eintracht. Die Katze fing sich Fische, und das Kaninchen verzehrte die Gräten, die sie ihm übrigließ. Ich erwähne dessen, weil es mir auffiel, das Kaninchen, nach Art der Mäuse und anderer Nager, ganz von animalischer Nahrung leben zu sehen. Das Kaninchen starb jedoch, bevor wir die Linie passierten, und die Katze erreichte auch nicht Brasilien.

Wir hatten am 9. die Breite der nördlichsten der Kapverdischen Inseln erreicht. Am 10. mittags zeigte sich uns Brava durch den Nebel schon unter einem sehr hohen Winkel. Wir hatten gegen halb zwei Uhr diese hohe Insel zehn Meilen im SO. + S. ½ O., und östlicher erschienen unter einem sehr geringen Winkel zwei andere Lande, das östlichste mit einem anscheinlich vulkanischen Pik in der Mitte. Wir kamen am Abend der Insel Brava zu nah unter dem Winde, den sie uns plötzlich benahm. Über der Wolkenlage, die auf ihren Höhen ruhte, erschienen auf kurze Zeit unter einem fast gleichen Winkel die Gipfel der weiter liegenden Insel Fogo. Zwischen uns und

Brava spielten unzählige Herden von Delphinen, die uns wohl nicht gewahrten, da sie an das Schiff nicht kamen.

Die Kapverdischen Inseln werden unter portugiesischer Botmäßigkeit mehrstens von armen Negern bewohnt. Die Einwohner der verschiedenen Inseln werden jedoch sehr verschieden geschildert. Die mit weißem Blute versetzten Einwohner von San Jago werden als unverständig und räuberisch dargestellt; die armen und guten Neger von Brava erinnern an die Neger, die uns Mungo Park kennen und lieben gelehrt hat.

Die Sage erzählt, daß die ersten, die auf Fogo gelandet, zwei Christenpriester gewesen, die daselbst ein gottgefälliges, einsiedlerisch beschauliches Leben führen wollten. Noch brannte die Insel von keinen unterirdischen Feuern. Man weiß nicht, ob die Ankömmlinge Alchimisten oder Zauberer gewesen; aber sie fanden im Gebirge Gold und bauten da ihre Zellen. Sie gruben nach Gold und scharrten einen Schatz zusammen, und ihr Herz wandte sich der Welt wieder zu. Der eine, der sich über den andern überhob, riß das mehrste Gold an sich; daher ihr wechselseitiger Haß und ihre Fehde. Die Flammen, die ihre nicht geheure Kunst ihrem Rachedurst verliehen, entzündeten die ganze Insel, und beide fanden im allgemeinen Brande ihren Untergang. Seither ließ die Gewalt des Feuers nach, das sich in den Mittelpunkt der Insel zurückzog.

Versunken im Anschaun dieser Inseln, auf denen meines Wissens noch kein Naturforscher verweilte, mochte ich träumen, es sei mir vorbehalten, sie einst zum Ziele einer eigenen Reise zu machen und, was dort noch für die Wissenschaft zu tun sei, zu leisten.

Übrigens haben uns weder Rauch noch Flammen die Vulkane dieser Inseln verraten, die frühere Reisende brennen gesehen, und Cook, der auf San Jago landete, erwähnt auch nichts von vulkanischen Erscheinungen.

Der nördliche Passatwind, den wir bis zum 6.° N. B. zu behalten uns schmeichelten, verließ uns schon am 13. November im 10.° Dagegen erreichten mir am 18. zwischen dem 7. und 8.° N. B. den südlichen, den wir erst gegen die Linie anzutreffen hofften. Wir hatten binnen dieser Grenzen und wäh-

rend dieser Zeit unbeständiges Wetter, Windstille, von häufigen Windstößen und Regengüssen unterbrochen; zweimal leuchtete das Wetter, und Donner ward gehört. Einmal, am 17. nachmittags, ward ein Phänomen, das einer Wasserhose glich, wahrgenommen. Der plötzlich einbrechende Regen störte einigemal unsere Nachtruhe auf dem Verdecke. Boten brachten uns Kunde von dem Lande, das uns 5½ Grad im Osten lag. Am 15. setzte sich ein schön rot befiederter Landvogel auf unsern Bugspriet nieder und flog dann von uns weg. Am 16. umkreisten uns drei Reiher, von denen einer, der sich auf das Schiff setzen wollte, ins Wasser fiel; die andern setzten ihren Flug fort. Am 17. verfolgte uns vom Morgen an eine Ente, die am Mittag geschossen ward (Anas Sirsair Forsk.); endlich zeigte sich am 18. eine andere Ente.

Während dieser Zeit wurden auch verschiedene Haifische geangelt und versahen uns mit erwünschter frischer Nahrung. Ich möchte sagen, ich habe nie bessern Fisch gegessen als den Haifisch; denn er pflegt auf hoher See gefangen zu werden, wenn man eben seiner begehrt.

Am 18. setzte sich der Wind zwischen S. und SO. fest, und wir steuerten einen sehr westlichen Kurs. Wir sahen am 19. eine Seeblase, das seltsamste vielleicht der tierischen Geschöpfe, welche die Oberfläche des Meeres bewohnen. Wir sahen nur die eine nördlich vom Aquator; in der südlichen Halbkugel wurden sie häufig. Am Morgen des 21. waren uns zwei Segel im Angesicht, und wir wurden am Mittag von einem dritten Schiffe, einem heimwärts segelnden Ostindienfahrer, angesprochen, der ein Boot an uns sandte, Nachrichten von Europa zu begehren. Er teilte uns welche von St. Helena mit, wo Napoleon angelangt war. Am 22. und 23. umschwärmten uns Herden von Delphinen.

Am 23. November 1815 abends um 8 Uhr durchkreuzten wir zum erstenmal den Aquator. Die Flagge ward aufgezogen, alles Geschütz abgefeuert und ein Fest auf dem Rurik begangen. Die Matrosen, die alle Neulinge waren, wußten nicht recht, was sie tun sollten, und ihr Neptun war ziemlich albern. Aber eine ausnehmende Freudigkeit herrschte unter ihnen, und eine

Komödie, die sie aufführten, beschloß spät und ergötzlich den Tag. Punsch war ihnen in hinreichender Menge gereicht worden.

Der Beifall, den dieses Schauspiel geerntet, veranlaßte eine zweite Vorstellung, die am 3. Dezember stattfand und noch vorzüglicher ausfiel. Der Steuermann Petroff war diesmal Dichter des Stückes und einer der Hauptdarstellenden. Es war ein rührendes Stück, aber mit gehöriger Ironie aufgefaßt und vorgetragen. Der Kirchengesang bei der Einsegnung des liebenden Paares bestand in der Litanei sämtlicher Taue und Leinen des Schiffes unter Anrufung des Herrn Steuermanns.

Überhaupt ward alle Sonntage für die Ergötzung der Matrosen gesorgt. Die Janitscharenінstrumente wurden hervorgeholt, und es ward gesungen. Ich bemerke beiläufig, daß unter den russischen Nationalliedern, die wir in allen fünf Weltteilen ertönen ließen, auch „Marlborough“[1] war. Ich zweifle nicht, daß, wenn heutzutage eine gleiche russische Expedition die See hält, ihre Sänger überall das „Mantellied“ von Holtei[2] unter ihren volkstümlichen Gesängen anstimmen.

Wir sahen am 24., 25. und 26. November ein Schiff, eine englische Brigg, welcher die Bramstange[3] des großen Mastes fehlte.

Wir hatten auch, seit wir den südlichen Passat erreicht, häufige Wolken und rasch vorübergehende leichte Regengüsse, besonders während der Nacht. Der Wind, der allmählich vom Süden zum Osten übergegangen war, wandte sich am 30. November nach Norden und verließ uns ganz am 1. Dezember. Nach einer kurzen Windstille erhob sich der Südwind. Wir hatten am 5. die Sonne scheitelrecht. Wir durchkreuzten am 6. den südlichen Wendekreis. In diesen Tagen wurden mehrere Boniten[4] harpuniert und versorgten uns mit frischen Lebensmitteln. Auch brachten uns Schmetterlinge wiederholt Kunde von dem Festlande Amerika, das uns 120 Meilen im Westen lag. Etliche Schiffe wurden gesehen.

---

[1] Das Volkslied „Malbrough s'en va-t-en guerre“ entstand am Anfang des 18. Jahrhunderts, wurde aber erst seit 1781 allgemein bekannt. — [2] „Schier dreißig Jahre bist du alt“, aus dem Schauspiel „Lenore“, entstand im Winter 1827. — [3] Oder Bramstenge, die zweite Verlängerung des Untermastes. — [4] Thunfische.

Wir beobachteten am 7. Dezember ungefähr anderthalb Grad südlich vom Kap Frio eine Erscheinung, die sich am 9. auffallender wiederholte. Wind und Strom hatten andersfarbiges Wasser, strohgelbes und grünes, bandartig, scharfbegrenzt unabsehbar über die Oberfläche des Meeres hingezogen. Wir untersuchten das Wasser dieser farbigen Flüsse oder Straßen, die wir in unserm Kurs durchschnitten. Das blaßgelbe Wasser war wie von einem sehr feinen blaßgrünen Staube getrübt oder wie von einer mikroskopischen Spreu dicht überstreut. Das Färbende zeigte sich unter dem Mikroskop als eine freischwimmende, gradstäbige, gegliederte Alge. Eigenmächtige Bewegung ward an derselben nicht wahrgenommen. — Das am 7. untersuchte Wasser enthielt außerdem in sehr geringem Verhältnis grüne, schleimige Materie und seltnere, sehr kleine rötliche Tiere aus der Klasse der Krebse, die, umherschwimmend, sich häufig Fäden von der Oberfläche holten und selbige zugrunde zogen. Die Striche grünen Wassers, die am 9. beobachtet wurden, waren in der Regel weniger breit als die graugelben. Sie verbreiteten einen sehr auffallenden faulen Geruch. Die reine grüne Farbe rührte von einer unendlichen Menge Infusorien her, die das Wasser verdichteten. Die Planarien[1] ähnlichen Tiere waren mit bloßen Augen kaum unterscheidbar. Das Wasser des Kanals von Santa Catharina war manchmal, besonders bei Südwind, ähnlich gefärbt und hatte einen ähnlichen faulen Geruch, aber diese Tiere waren darin nicht vorhanden.

Am 10. überfiel uns ein Sturm in der Nähe des Hafens. Am 11. sahen wir das Land und lagen am 12. nachmittags um 4 Uhr im Kanal von Santa Catharina auf der Seite des festen Landes und in der Nähe des Forts Santa Cruz vor Anker.

Ich werde nicht, ein flüchtiger Reisender, der ich auf dieses Land gleichsam nur den Fuß gesetzt habe, um vor der riesenhaft wuchernden Fülle der organischen Natur auf ihm zu erschrecken, mir anmaßen, irgend etwas Belehrendes über Brasilien sagen zu wollen. Nur den Eindruck, den es auf mich gemacht, den es

[1] Strudelwürmer, zur Klasse der Plattwürmer gehörig.

in mir zurückgelassen hat, möchte ich den Freunden mitteilen; aber auch da fehlen mir die Worte.

Die Insel Santa Catharina liegt in der südlichen Halbkugel außerhalb des Wendekreises, in derselben Breite wie Teneriffa in der nördlichen. Dort ist der felsige Grund nur stellenweis und nur dürftig begrünt, den europäischen Pflanzenformen sind nur fremdartige beigemengt und die auffallendsten derselben auch fremd dem Boden. Hier umfängt eine neue Schöpfung den Europäer, und in ihrer Überfülle ist alles auffallend und riesenhaft.

Wenn man in den Kanal einläuft, der die Insel Santa Catharina von dem festen Lande trennt, glaubt man sich in das Reich der noch freien Natur versetzt. Die Berge, die sich in ruhigen Linien von beiden Ufern erheben, gehören, vom Urwald bekleidet, nur ihr an, und man gewahrt kaum an deren Fuß die Arbeiten des neu angesiedelten Menschen. Im Innern ragen, als Kegel oder Kuppeln, höhere Gipfel empor, und ein Bergrücken des festen Landes begrenzt gegen Süden die Aussicht.

Die Ansiedelungen des Menschen liegen meist längs dem Gestade, umschattet von Orangenbäumen, welche die Höhe unserer Apfelbäume erreichen oder übertreffen. Um dieselben liegen Pflanzungen von Bananen, Kaffee, Baumwollenstauden usw., und Gehege, worin etliche unserer Küchengewächse, denen viele europäische Unkrautarten parasitisch gefolgt sind, unscheinbar gebaut werden. Der Melonenbaum und eine Palme (Cocos Romanzoffiana M.) ragen aus diesen Gärten hervor. Unterläßt der Mensch, die Spanne Landes, die er der Natur abgerungen hat, gegen sie zu verteidigen, überwuchert gleich den Boden ein hohes, wildes Gesträuch, worunter schöne Melastoma-Arten[1] sich auszeichnen, umrankt von purpurblütigen Bignonien[2]. Will man von da seitab in die dunkle Wildnis des Waldes einzudringen versuchen, wird man von dem ausgehauenen Pfade, den man betreten hat, bald verlassen, und der Gipfel des nächsten Hügels ist unerreichbar. Fast alle erdenklichen Baumformen

[1] Zu den Myrtifloren gehörige, immergrüne Holzpflanzen, besonders in Brasilien heimisch. — [2] Zur Gattung der Schlingpflanzen gehörig (den Lianen ähnlich).

drängen sich im Walde in reicher Abwechselung. Ich will bloß die Akazien anführen, mit vielfach gefiederten Blättern, hohen Stämmen und fächerartig ausgebreiteten Ästen. Darunter wuchern am Boden über umgestürzten modernden Stämmen, weit über Manneshöhe, Gräser, Halbgräser, Farren, breitblättrige Helikonien[1] usw.; dazwischen Zwergpalmen und baumartige Farrenkräuter. Vom Boden erhebt sich zu den Wipfeln hinan und hängt von den Wipfeln wieder herab ein vielfach verschlungenes Netz von Schlingpflanzen. Viele Arten aus allen natürlichen Familien und Gruppen des Gewächsreiches nehmen in dieser Natur die bezeichnende Form der Lianen an. Hoch auf den Ästen wiegen sich luftige Gärten von Orchideen, Farren, Bromeliazeen[2] usw., und die Tillandsia usneoides[3] überhängt das Haupt alternder Bäume mit greisen Silberlocken. Breitblättrige Aroideen[4] wuchern am Abfluß der Bäche. Riesenhafte, säulenartige Kaktus bilden abgesonderte, seltsame, starre Gruppen. Farrenkräuter und Lichene[5] bedecken dürre Sandstrecken. Über feuchten Gründen erheben luftige Palmen ihre Kronen, und gesellig übergrünt die ganzblättrige Mangle (Rhizophora) die unzugänglichen Moräste, in welche die Buchten des Meeres sich verlieren. Die Gebirgsart, ein grobkörniger Granit, durchbricht nirgends die Dammerde und wird nur stellenweise am Gestade und an den Klippen wahrgenommen, die aus dem Kanal hervorragen.

Ich muß bemerken, daß ich nirgends die Palmen, weder in Brasilien, noch auf Luçon, noch auf Java, soweit ich vom Schiffe aus die naheliegende Küste überschauen konnte, die Vorherrschaft über andere Pflanzenformen behaupten, den Wald überragen und den Charakter der Landschaft bedingen sah. Nur die von dem Menschen angepflanzte und ihm nur hörige schönste der Palmen, die schlanke, windbewegte Kokospalme auf den Südsee-Inseln, könnte als Ausnahme angeführt werden. Aber vorherrschend sollen zwischen den Tropen die Palmen sein in

[1] Oder Tafelbananen, eine Gattung der Musazeen. — [2] Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Farinosen; krautartige Gewächse, die zumeist auf alten Bäumen schmarotzen. — [3] Haar-Ananas, zur Familie der ebengenannten Bromeliazeen gehörig. — [4] Arazeen oder Aarongewächse, Kolbenblütler. — [5] Lichene, alte Pflanzengattung, unter der früher fast alle Flechten begriffen wurden.

den weiten, niedren, oft überflossenen Ebenen, durch welche die großen Flüsse Amerikas sich ergießen.

Obgleich Amerika den riesenhaften Tierformen der Alten Welt, von dem Elefanten bis zu der Boaschlange, keine ähnliche entgegenzustellen hat, scheint doch in der brasilianischen Natur die Mannigfaltigkeit und Fülle diesen Mangel auszugleichen. Die Tierwelt ist in Einklang mit der Pflanzenwelt. Der Lianenform der Gewächse entspricht der Kletterfuß der Vögel und der Wickelschwanz der Säugetiere, mit dem selbst Raubtiere versehen sind. Überall ist Leben. Herden von Krebsen bewohnen in der Nähe des Meeres die feuchteren Stellen des Landes und ziehen sich vor dem Wanderer in ihre Höhlen zurück, ihre größere Schere über dem Kopfe schwingend. Der größte Reichtum und die größte Pracht herrschen unter den Insekten, und der Schmetterling wetteifert mit dem Kolibri. Senkt sich die Nacht über diese grüne Welt, entzündet rings die Tierwelt ihre Leuchtfeuer. Luft, Gebüsch und Erde erfüllen sich mit Glanz und überleuchten das Meer. Der Elater[1] trägt in geradlinigem Fluge zwei Punkte beständigen Lichtes, zwei nervenversehene Leuchtorgane auf dem Brustschild; die Lampyris[2] wiegt sich in unsicheren Linien durch die Luft mit ab- und zunehmendem Schimmer des Unterleibes, und bei dem märchenhaften Schein erschallt das Gebell und das Gepolter der froschähnlichen Amphibien und der helle Ton der Heuschrecken.

Den unerschöpflichen Reichtum der Flora Brasiliens beweisen die seit Jahren ihr gewidmeten Bemühungen von Auguste de Saint-Hilaire, Martius, Nees von Esenbeck, Pohl, Schlechtendal und mir, teils auch von de Candolle und Adrien de Jussieu[3]. Alles war neu für die Wissenschaft. Die Arbeiten so vieler

---

[1] Der Springkäfer. — [2] Das Johanniswürmchen. — [3] A. F. C. Prouvençal de Saint-Hilaire (1799—1853) veröffentlichte viele Arbeiten über seine Forschungsreise in Brasilien. — Karl Friedr. Philipp von Martius (1794—1868), seit 1826 Professor in München, hielt sich 1817—20 in Brasilien auf. — Chr. Gottfried Nees von Esenbeck (1776—1858) schrieb „Agrostologia brasiliensis" (Stuttgart 1829). — Johann Emanuel Pohl (1782—1834) verfaßte „Plantarum Brasiliae huc-usque ineditarum icones et descriptiones" (Wien 1827—31, 2 Bde.). — Dietrich Franz Leonhard von Schlechtendal (1794—1866) war seit 1819 am kgl. Herbarium in Berlin tätig. — Augustin Pyram de Candolle (1778—1841) und Adrien Laurent de Jussieu (1797—1853), französische Botaniker.

Männer haben sich noch nur über Bruchstücke erstrecken können; und hält einer Nachlese in einer Familie, die bereits ein anderer bearbeitet hat, gibt oft diese der ersten Ernte wenig nach.

Am 13. Dezember, dem Morgen nach unserer Ankunft, ward der Rurik dem Lande näher gebracht, und ich begleitete sodann den Kapitän nach der Stadt Nostra Senhora do Destero, auf der Insel, beiläufig neun Meilen von unserm Ankerplatz, an der engsten Stelle des Kanals gelegen. Ich habe sie wiederholt besucht, und sie hat mir keine deutliche Erinnerung zurückgelassen; auch von den Menschen, mit denen ich in Berührung gekommen, vermisse ich in mir ein bestimmtes Bild. Die Natur, nur die riesenhafte Natur, hat mir bleibende Eindrücke eingeprägt.

Am 14. ward das Observatorium ans Land gebracht und daselbst ein Zelt aufgeschlagen. Ein ärmliches Haus und das Zelt dienten dem Kapitän und der Schiffsgesellschaft, die er mit sich nahm, zur Wohnung, während Gleb Simonowitsch auf dem Schiffe blieb, dessen Kommando er übernahm.

Ich erfuhr, daß der Leutnant Sacharin, der auf der Herreise mehr und mehr erkrankt war, sich hier und gleich am andern Morgen einer furchtbaren chirurgischen Operation unterwerfen wolle, und Eschscholtz, der sie verrichten sollte, eröffnete mir, daß er dabei auf meine Beihülfe rechne. Es war, ich gestehe es, einer der ernstesten Momente meines Lebens, als nach empfangenen Instruktionen und getroffenen Vorbereitungen ich mit Eschscholtz an das Bette des Kranken trat und zu mir selber sagte: „Fest und aufmerksam! Von deiner unerschütterlichen Kaltblütigkeit hängt hier ein Menschenleben ab.“ Als aber zu dem blutigen Werke geschritten werden sollte, fand der Doktor die Umstände, und zwar zum Bessern, verändert. Die Operation unterblieb, und der Kranke erholte sich wirklich und konnte in der Folge seinen Dienst wieder versehen.

Ob es gleich nicht die Regenzeit war, die für diesen Teil Brasiliens in den September fällt, so hatten wir doch fast beständigen Regen, und man brachte wohl im Volke die Ankunft der Russen mit dem ungewöhnlichen Wetter in Verbindung. Indes war von den gesammelten und schwer zu trocknenden Pflanzen mein ganzer Papiervorrat bereits eingenommen. Die

vom Schiffe, welche unter dem Zelte schliefen, Maler, Steuermann und Matrose, bedienten sich meiner Pflanzenpakete zur Einrichtung ihres Lagers und als Kopfkissen. Ich war darum nicht befragt worden und hätte mich der eingeführten Ordnung zu widersetzen vergeblich versucht. Das Zelt ward aber in einer stürmisch regnichten Nacht umgeworfen, und das erste, woran jeder bei dem Unfalle dachte, war eben nicht, meine Pflanzenpakete ins Trockne zu bringen. Ich verlor auf die Weise nicht nur einen Teil meiner Pflanzen, sondern auch noch einen Teil meines Papieres — ein unersetzlicher Verlust, und um so empfindlicher, als mein Vorrat nur gering war, indem ich auf einen anderen zu rechnen verleitet worden und selber nun mit meinem Eingebrachten für einen zweiten, für Eschscholtz, der ganz entblößt war, ausreichen sollte.

Krusenstern, an dessen Bord Otto von Kotzebue sich befand, war vor zwölf Jahren zu derselben Jahreszeit mit der Nadeshda und der Newa in diesem selben Hafen gewesen, hatte ungefähr an derselben Stelle vor Anker gelegen und sein Observatorium auf der kleinen Insel Atomery gehabt, auf welcher das Fort Santa Cruz liegt. Damals hatte ein geborener Preuße, namens Adolf, wohnhaft zu San Miguel, vier bis fünf Meilen von unserm Zelt, Krusenstern und seine Offiziere auf das gastlichste empfangen und mit ihnen auf das freundschaftlichste gelebt. Otto Astawitsch erinnerte sich liebevoll des Gastfreundes, er erkundigte sich nach ihm; es wurde ihm berichtet, daß jener gestorben sei, daß aber die Witwe noch lebe, und er beschloß, die wohlbekannte, freundliche Frau zu besuchen; wir wallfahrteten nach San Miguel. — Diese Witwe war nicht die Frau, die Otto Astawitsch gekannt hatte, sondern eine junge Frau, die Adolf bald nach dem Tode der ersten in zweiter Ehe geheiratet hatte. Sie beherbergte einen Landsmann und Freund in dem neu aufgeputzten Hause. Damals hatten die russischen Offiziere ihre Namen an die gastliche Wand eingeschrieben: geglättet und übertüncht waren die Wände; der Fleck, wo jene Namen gestanden, war nicht mehr zu ermitteln, keiner wußte davon, und das Andenken des erst im vorigen Jahre verstorbenen Adolfs schien sowohl als das der Russen gänzlich ausgegangen.

Wir wurden auf solchen Exkursionen von den Landbewohnern, bei welchen wir ansprachen, oder die uns selber zuvorkommend in ihre Häuser zogen, mit Früchten bewirtet, und es ward uns, was der Vorrat erlaubte, angeboten; wenn wir aber für das Genossene Bezahlung anboten, verstand man uns nicht. Die Übervölkerung hat der natürlichen Gastfreundschaft noch nicht Einhalt getan.

Wir fanden hier den Sklavenhandel noch in Flor. Das Gouvernement Santa Catharina bedurfte allein jährlich fünf bis sieben Schiffsladungen Neger, jede zu hundert gerechnet, um die zu ersetzen, die auf den Pflanzungen ausstarben. Die Portugiesen führten solche aus ihren Niederlassungen in Kongo und Mosambique selber ein. Der Preis eines Mannes in den besten Jahren betrug 200 bis 300 Piaster. Ein Weib war viel geringeren Wertes. Die ganze Kraft eines Menschen schnell zu verbrauchen und ihn durch neuen Ankauf zu ersetzen, schien vorteilhafter zu sein, als selbst Sklaven in seinem Hause zu erziehen. — Mögen euch ungewohnt diese schlichten Worte eines Pflanzers der Neuen Welt ins Ohr schallen. — Der Anblick dieser Sklaven in den Mühlen, wo sie den Reis in hölzernen Mörsern mit schweren Stampfkolben von seiner Hülse befreien, indem sie den Takt zu der Arbeit auf eine eigentümliche Weise ächzen, ist peinvoll und niederbeugend. Solche Dienste verrichten in Europa Wind, Wasser und Dampf. Und schon stand zu Krusensterns Zeit eine Wassermühle im Dorfe San Miguel. Die im Hause der Herren und die in ärmeren Familien überhaupt gehalten werden, wachsen natürlich dem Menschen näher als die, deren Kraft bloß maschinenmäßig in Anspruch genommen wird. Wir waren übrigens nie Zeugen grausamer Mißhandlungen derselben. Das Weihnachtsfest schien, wie überall das Fest der Kinder, auch hier das Fest der Schwarzen zu sein. Sie zogen truppenweise phantastisch ausstaffiert von Haus zu Haus durch die Gegend und spielten und sangen und tanzten um geringe Gaben, ausgelassener Fröhlichkeit hingegeben. Um Weihnachten diese grüne Palmen- und Orangenwelt! Überall im Freien Paniere und Fackeln, Gesang und Tanz und das freudige Stampfen des Fandango. — In den letzten Tagen hatten die Genossen

Bekanntschaften angeknüpft, bei denen sie das Fest feiern mochten; — ich war an diesem Abend so für mich allein!

Man findet überall bekannte Spuren. In der Stadt lebte ein Schneider, der aus meiner Provinz, gleichsam aus meiner Vaterstadt, aus Châlons-sur-Marne, gebürtig war. Mein Name mußte ihm geläufig sein. — Er hat mich aufgesucht; ich weiß aber nicht, wie es sich traf, ich habe ihn nicht gesehen.

Folgende Notiz möge hier noch Platz finden. Der Name Armaçaõ bezeichnet die königlichen Fischereien, die den Walfischfang ausüben, und deren es vier in diesem Gouvernement gibt. Der Fang geschieht in den Wintermonaten vor dem Eingange des Kanals. Es gehen bloß offene, gezimmerte Boote aus, die mit sechs Ruderern, einem Steuermann und einem Harpunier bemannt sind; der erlegte Fisch wird ans Land gezogen und da zerschnitten. Jede Armaçaõ soll deren in jedem Winter nah an hundert einbringen, und man versicherte uns, die Zahl könnte viel höher anwachsen, wenn die Auszahlung der Gehalte, die um drei Jahre verspätet war, pünktlicher geschehe. Nördlicher gelegene Gouvernements haben an dem Walfischfange auch teil. Man soll den Fischen schon unter dem zwölften Grad südlicher Breite begegnen. — Es ist vermutlich der Pottfisch (Physeter), dem unter so heißer Sonne an den Küsten Brasiliens nachgestellt wird.

Ich finde in einem Briefe, den ich aus Brasilien nach Berlin schrieb, eine Entdeckung verzeichnet, die kaum in eine Reisebeschreibung gehören mag, die ich jedoch hier einbuchen will, weil es mir neckisch vorkommt, daß grade ein geborener Franzose um die Welt reisen mußte, um sie fernher den Deutschen zu verkünden. Ich habe nämlich auf der Fahrt nach Brasilien in der „Braut von Korinth", einem der vollendetsten Gedichte Goethes, einem der Juwelen der deutschen und europäischen Literatur, entdeckt, daß der vierte Vers der vierten Strophe einen Fuß zuviel hat!

„Daß er angekleidet sich aufs Bette legt."

Ich habe seither keinen Deutschen, weder Dichter noch Kritiker, angetroffen, der selbst die Entdeckung gemacht hätte; ich

habe Kommentare über die „Braut von Korinth", vergötternde und schimpfende, gelesen und darin keine Bemerkung über den angeführten überzähligen Fuß gefunden. — Die Deutschen geben sich oft so viel Mühe, von Dingen zu reden, die sie sich zu studieren so wenig Mühe geben! — Ich halte die Entdeckung noch für neu.

Am 26. Dezember 1815 wurden die Instrumente an Bord gebracht, und wir selbst schifften uns ein. Stürmisches Wetter hielt uns am 27. noch im Hafen, den wir erst den dritten Tag verließen.

## Fahrt von Brasilien nach Chile. Aufenthalt in Talcaguano[1].

Wir gingen am 28. Dezember 1815 früh um 5 Uhr mit schwachem Winde unter Segel. Beim Auslaufen aus dem Kanal zeigte sich, wie am 7. Dezember vor dem Einlaufen in denselben, jedoch minder auffallend, das Wasser von der mikroskopischen Alge getrübt, und der kleine rote Krebs zeigte sich auch darin. Der Wind erhob sich während der Nacht, und wir hatten am Morgen das Land aus dem Gesichte verloren.

Schiffe, die das Kap Horn umfahren, pflegen in diesen Breiten einen SSW.-Kurs zu halten und der amerikanischen Küste in einer Entfernung von 5—6 Grad zu folgen. Sie steuern zwischen dem festen Land und den Falklandsinseln, ohne Land zu sehen; der Strom treibt den Inseln zu; das Meer ist dort ohne Tiefe, das Lot findet den Grund mit 60—70 Faden auf grauem Sande. Südlicher halten sie mehr ostwärts, um das Kap San Juan, die Ostspitze vom Staatenland, den einzigen Punkt des Landes, den sie zu sehen begehren, zu umfahren. Sie hoffen auf der Fahrt längs der Küste auf günstige Nordwinde; in südlicheren Breiten stellen sich meist westliche Winde und Stürme ein. Wie zwischen den Wendekreisen die Ostwinde beständig sind, sind in der Region der wechselnden Winde gegen die Pole zu die Westwinde entschieden vorherrschend. Gegen diese

[1] Talcahuáno, Hafenstadt von La Concepcion.

ankämpfend, suchen die Schiffe eine höhere Breite (bis zu dem 60. Grad) zu gewinnen, um von da, nachdem sie die Mittagslinie des Kap Horn durchkreuzt, wieder nordwärts zu steuern. Nicht beispiellos ist es, daß Schiffe, die lange und erfolglos gegen die Weststürme gerungen, die Hoffnung, das Kap Horn zu umfahren, aufgebend, den westlichen Kurs gegen den östlichen vertauschen und um das Vorgebirge der Guten Hoffnung in den Großen Ozean eingehen.

Der beschriebene Kurs war auch der unsrige, nur daß der Kapitän beschloß, beim Umfahren des Kap Horn westlicher zu steuern und nicht ungezwungen höhere Breiten zu suchen. Und dennoch — ich war zu der Zeit berechtigt, vorauszusetzen, daß der Zweck unserer Reise uns eine lange Zeit im nördlichen Eismeer beschäftigen würde, und es wollte mich bedünken, daß das südliche Eis, der südliche Polargletscher, dem unser Kurs uns zurzeit so nahe brachte, uns einen lehrreichen Vergleichungspunkt bei den Untersuchungen, die uns bald beschäftigen sollten, darbieten und wohl geeignet sein könne, unsere Neugierde anzuziehen. Herr von Kotzebue ging in diese Idee nicht ein, die ich seinem Urteil zu unterwerfen mich vermaß. — Erst zwei Jahre später machte der William, Kapitän Smith, die Entdeckung des New South Shetland, welche, wenn der Kapitän meine Ansicht geteilt hätte, ihm vielleicht zuteil geworden wäre.

Wir sahen am Morgen des 19. Januar 1816 das Kap San Juan und umschifften dasselbe in der folgenden Nacht. Wir durchkreuzten den 22. die Mittagslinie des Kap Horn in 57° 33′ südlicher Breite, erreichten am 1. Februar die Breite des Kap Vittoria[1], hatten am 11. um 10 Uhr abends bei Mondschein Ansicht vom Lande und liefen nach einer Fahrt von nur 46 Tagen am 12. in die Bucht von Concepcion ein.

Ich hole mit kurzen Worten einiges von den Begegnissen unserer Fahrt nach. Man habe Nachsicht mit mir. Wie in der Geschichte eines Gefangenen eine Fliege, eine Ameise, eine Spinne einen großen Raum einnehmen, so ist dem Seefahrer

[1] Kap Vittoria oder Victoria, südamerikanisches Vorgebirge, dem Kap Pilares auf dem Feuerlande gegenüber gelegen.

die Ansicht eines Blattes Tang, einer Schildkröte, eines Vogels eine gar wichtige Begebenheit.

Wir hatten in Brasilien etliche Vögel (junge Ramphastos[1]) und einen Affen (Simia capucina[2]) an Bord genommen. Die Vögel starben beim ersten Windstoß, der uns auf hoher See empfing; der Affe blieb bis Kamtschatka der unterhaltendste Gesell unserer Genossenschaft.

Wir sahen am 30. Dezember ein Schiff, das vermutlich nach Buenos Aires bestimmt war, das einzige Segel, dessen Anblick uns auf dieser einsamen Fahrt erfreute. — Einige Seeschildkröten wurden an verschiedenen Tagen in einer Entfernung vom Lande von 300 Meilen und mehr beobachtet. Ich selber sah sie nicht. Der Nordwind verließ uns in der Breite beiläufig von 41 Grad, und die Kälte ward bei + 12 Grad Réaumur unangenehm. Wir suchten unsere Winterkleider hervor, und die Kajüte ward geheizt. Wir waren am Kap Horn, wo das Minimum der Temperatur + 4 Grad war, die Kälte gewohnt worden und unempfindlicher gegen sie. Südwinde brachten uns klares Wetter, Nordwinde Regen. Wir sahen die ersten Albatrosse in einer Breite von beiläufig 40 Grad; etwas südlicher stellten sich die gigantischen Tange des Südens ein: Fucus pyriferus und F. antarcticus[3], eine neue Art, die ich in Choris' „Voyage" abgebildet und beschrieben habe. — Ich hatte die verschiedenen Formen dieser interessanten Gewächse in vielen Exemplaren gesammelt, und es war mir erlaubt worden, sie zum Trocknen im Mastkorbe auszustellen; später aber, als einmal das Schiff gereinigt ward, wurde mein kleiner Schatz ohne vorhergegangene Anzeige über Bord geworfen, und ich rettete nur ein Blatt von Fucus pyriferus, das ich zu andern Zwecken in Weingeist verwahrt hatte.

Walfische, andere Säugetiere des Meeres, Delphine mit weißem Bauche (Delphinus Peronii) wurden an verschiedenen Tagen gesehen. Am 10. Januar soll der Steuermann Chramtschenko auf seiner Morgenwacht ein Boot mit Menschen gegen

[1] Ramphastus, der Tukan oder Pfefferfresser, zur Familie der Klettervögel gehörig. — [2] Simia capucina (Cebus capucinus), Kapuziner- oder Rollschwanzaffe, gehört zur weiteren Gattung der Breit- oder Plattnasen. — [3] Fucus

die See ankämpfend gewahrt haben. An diesem selben Tage erhob sich aus SW. der Sturm, der uns zwischen dem 46. und 47. Grad südlicher Breite fast unausgesetzt sechs Tage lang gefährdete. Nachmittags um 4 Uhr schlug auf das Hinterteil des Schiffes eine Welle ein, die eine große Zerstörung anrichtete und den Kapitän über Bord spülte, der zum Glücke noch in Tauwerk verwickelt über dem Abgrund schweben blieb und sich wieder auf das Verdeck schwang. Das Geländer war zerschmettert, selbst die stärksten Glieder der Brüstung zersplittert und eine Kanone auf die andere Seite des Schiffes geworfen. Das Steuerruder war beschädigt, ein Hühnerkasten mit 40 Hühnern war über Bord geschleudert und fast der Rest unsers Geflügels ertränkt. Das Wasser war in die Kajüte des Kapitäns zu dem zerstörten Gehäuse hineingedrungen; Chronometer und Instrumente waren zwar unbeschädigt geblieben, aber ein Teil des Zwiebacks, der im Raume unter der Kajüte verwahrt wurde, war durchnäßt und verdorben.

Der Verlust der Hühner war ein sehr empfindlicher. Das Essen gewinnt auf einem Schiffe eine Wichtigkeit, von der man sich auf dem Lande nichts träumen läßt; es ist ja das einzige Ereignis im täglichen Leben. Wir waren in der Hinsicht übel daran. Der Rurik war zu klein, um andere Tiere aufnehmen zu können als etliche kleine Schweine, Schafe oder Ziegen und Geflügel. Unser Bengaleser war, wie die Frau von Staël mit minderem Rechte von ihrem Koch behauptete, ein Mann ohne Phantasie; die Mahlzeit, die er uns am ersten Tage nach dem Auslaufen auftischte, wiederholte sich ohne Abwechslung die ganze Zeit der Überfahrt, nur daß die mitgenommenen frischen Lebensmittel, bald auf die Hälfte reduziert, am Ende gänzlich wegblieben. Verbot man dem verrückten Kerle, ein Gericht, dessen man überdrüssig geworden, wieder aufzutragen, so bat er mit Weinen um die Vergünstigung, es doch noch einmal machen zu dürfen. Die letzten der lebendig mitgenommenen Tiere werden in der Regel für den Notfall aufgespart; und tritt

---

pyriferus und Fucus antarcticus, Algenarten von außerordentlicher Größe, welche vor allem in der Südsee und im Indischen Ozean auftreten; Macrocystis pyrifera (d. i. Fucus pyriferus) z. B. soll bis zu 300 m lang werden.

dieser nicht ein, so geschieht es wohl, daß sie dem Menschen näher heranwachsen und wie Hunde als Haus- und Gesellschaftstiere das Gastrecht erwerben. Wir hatten zu der Zeit noch an Bord ein Paar der aus Kronstadt mitgenommenen Schweine, von denen weiter unten die Rede sein wird.

Wir hatten an einem dieser stürmischen Tage Hagel und Donner. Wir sahen außer Delphinen und Albatrossen auch eine Robbe, die äußerst schnell unter dem Wasser schwamm, sich in hohen Sprüngen über dasselbe erhob und, wie Delphine pflegen, nach dem Vorderteile des Schiffes kam. Sie wurde mit der Harpune getroffen, aber wir wurden ihrer nicht habhaft. Wir hatten in der Höhe der Falklandsinseln sehr unbeständiges Wetter, Stürme und Windstille. Die Robbe ward noch einmal gesehen. Ein kleiner Falke kam an unsern Bord und ließ sich mit Händen greifen.

Das Feuerland, das uns am 19. Januar im Angesichte lag, ist ein hohes Land mit sehr zackigen, nackten Gipfeln. Im westlicheren, innerlichen Teile lag stellenweise Schnee auf den Abhängen. Durch die Straße Le Maire vom Feuerlande getrennt, ist das Staatenland die östliche Verlängerung desselben. Es erhebt sich in ruhigeren Linien mit zwei Nebengipfeln zu dem höheren Pik des Innern, und das östliche Vorgebirge senkt sich mit sanfterem Abhange zum Meere herab. In der Nähe des Kap San Juan waren die Tange am häufigsten, und unter ihnen schwamm im Meer ein zweifelhaftes Wesen, Tier oder Pflanze, das unsere Neugierde reizte, ohne daß wir seiner habhaft werden konnten. Zahlreiche Albatrosse schwammen um das Schiff; es ward auf mehrere geschossen, aber das Blei drang durch den dichten Federpanzer nicht durch.

Wir hatten beim Umschiffen des Kap Horn und in der Mittagslinie desselben Stürme aus SW., die mehrere Tage anhielten und uns die höchsten Wellen brachten, die wir bis jetzt gesehen. Das Meer war ohne Phosphoreszenz. Keine oder nur wenige Walfische. Es wurde kein Polarlicht beobachtet.

Reisende pflegen am südlichen Himmel das Gestirn des Kreuzes mit den Versen Dantes „Purgatorio“ I, 22 u. folg. zu begrüßen, welche jedoch, mystischeren Sinnes, schwerlich auf das-

selbe zu deuten sind.[1] Sie pflegen überhaupt den gestirnten Himmel jener Halbkugel an Glanz und Herrlichkeit weit über den nördlichen zu erheben. Ihn gesehen zu haben, ist ein Vorzug, der ihnen vor Nichtgereisten gesichert bleibt. Osagen, Botokuden, Eskimos und Chinesen bekommt man bequemer daheim zu sehen als in der Fremde; alle Tiere der Welt, das Nashorn und die Giraffe, die Boa- und die Klapperschlange, sind in Menagerien und Museen zur Schau ausgestellt, und Walfische werden stromaufwärts der Neugierde unserer großen Städte zugeführt. Das Sternenkreuz des Südens kann man nur an Ort und Stelle in Augenschein nehmen. — Das Kreuz ist wahrlich ein schönes Gestirn und glänzender Zeiger an der südlichen Sternenuhr; ich kann aber in das überschwengliche Lob des südlichen Himmels nicht einstimmen; ich gebe dem heimischen den Vorzug. Habe ich vielleicht zu dem Großen Bären und der Kassiopeia die Anhänglichkeit, die der Alpenbewohner zu den Schneegipfeln hegt, die seinen Gesichtskreis beschränken?

Als wir nach Norden steuerten, verschwand der Tang. Am 31. Januar 1816 ward in der Nähe des Kap Vittoria mein 34. Geburts- oder vielmehr Tauftag gefeiert. (Wann und ob ich überhaupt geboren bin, ist im Dokumente nicht verzeichnet; Zeugen sind nicht mehr zu beschaffen, und es streitet nur die Wahrscheinlichkeit dafür.) Ich hatte von Brasilien aus etliche Goldfrüchte aufgespart, und wie ich die bei der Gelegenheit vorbrachte, gab der Kapitän eine Flasche Portwein aus seinem eigenen Vorrat zum besten.

Wir hatten nordwärts längs der Westküste von Amerika, in einer Entfernung von beiläufig 2 Grad segelnd, schönes, heiteres Wetter und Südwinde, wie solche hier in dieser Jahreszeit zu erwarten sind.

---

[1] Sie lauten in Otto Gildemeisters Übersetzung, S. 202 (Berlin 1888):

„Weil ich zum andern Pol zu schaun gedachte,
Wandt' ich mich rechts und sah der Sterne vier,
Die seit dem ersten Paar kein Mensch bewachte.

„Der Himmel freute sich ob ihrer Zier:
O wie verwaist bist du, wie zu beklagen,
Sie nicht zu schauen, nordisches Revier!"

Ich verweise, was den Anblick betrifft, den die Küste von Chile bei Concepcion gewährt, auf den Aufsatz, welchen man unter den „Bemerkungen und Ansichten" finden wird, und der außerdem noch einige flüchtige Blicke und Notizen enthält. An Ort und Stelle geschriebene Blätter, die der Kapitän über jeden Landungsplatz, den wir eben verlassen, von mir begehrte und erhielt, liegen jenen Denkschriften zum Grunde.

Den 12. Februar 1816 mittags fuhren wir in die Bucht von Concepcion ein und waren, gegen ungünstigen Wind lavierend, um 3 Uhr in Ansicht von Talcaguano. Wir zeigten unsere Flagge und begehrten nach Seemannsbrauch einen Lotsen. Aber wir wurden nur von fern scheu und furchtsam rekognosziert. Was man uns zurief, verstanden wir nicht, und wir konnten uns nicht verständlich machen. Die Nacht fiel ein, und wir warfen Anker. Wir wurden mit Tagesanbruch ein Boot gewahr, das uns beobachtete; es gelang uns endlich, dasselbe herbeizulocken. Unsere Flagge war hier unbekannt und übergroß die Furcht vor Korsaren aus Buenos Aires, gegen die man sich nicht zu verteidigen gewußt hätte. Wir wurden nun nach dem Ankerplatz vor Talcaguano gelotset, und der Kapitän sandte sogleich den Leutnant Sacharin und mich an den Kommandanten des Platzes ab.

Ferdinand der Siebente[1] war zurzeit Herr über Chile. In den Machthabern und dem Militär, mit denen wir natürlicherweise zunächst in Berührung kamen, trat mir Koblenz von 1792[2] entgegen, und das Buch meiner Kindheit lag offen und verständlich vor mir. Ich habe einen alten Offizier sich in der Begeisterung ungeheuchelter Loyalität vor dem Porträt des Königs, das der Gouverneur uns zeigte, anbetend auf die Erde niederwerfen sehen und mit Tränen der Rührung die Füße des Bildes küssen. Was in diesem vor vielen andern hieroglyphisch herausgehobenen Zuge sich ausdrückt, die Selbstverleugnung und die Aufopferung seiner selbst an eine Idee, sei diese auch nur ein Hirngespinst, ist das Hohe und Schöne, was Zeiten politischer Par-

[1] Vgl. Chamissos Sonett „Ferdinand VII. von Spanien" in Bd. 2, S. 446 dieser Ausgabe. — [2] Koblenz war zur Zeit des ersten Koalitionskrieges der Hauptsitz des aus Frankreich vertriebenen, royalistisch gesinnten Adels.

teiungen an dem Menschen zeigen. Aber die Kehrseite ist im Triumphe der Übermut, die Grausamkeit, die sich tierisch sättigende Rachsucht. Vae victis! Hievon auch einen Zug. Ich sah bei dem Balle, den uns der Gouverneur gab, seinen natürlichen Sohn, einen ungezogenen Knaben von 13—14 Jahren, Damen, die, in die Mantilla gehüllt, sich nach Landessitte als Zuschauerinnen eingefunden, mit Füßen treten und anspeien, weil solche Patriotinnen seien; und was der Knabe tat, war in der Ordnung. Den nicht ausgewanderten, deportierten oder eingekerkerten Patrioten oder Verdächtigen und deren Familien wurden, wie rechtlosen Unterdrückten, alle Lasten, Lieferungen, Transporte, Einquartierungen aufgebürdet. Da galt die Formel: es sind Patrioten.

Die letzten weltgeschichtlichen Ereignisse waren hier bekannt, und gegen uns ward die Ehre derselben ausschließlich den russischen Waffen zugemessen. Natürlich war es, die befreundete Flagge und den Kapitän, der sie führte, zu ehren; aber in ihren Ehrenbezeugungen wußten die Spanier weder Maß noch Takt zu halten, und ich konnte nur mit Verwunderung die absonderliche Stellung betrachten, in der sich die höchsten Autoritäten der Provinz vor dem jungen russischen Marineleutnant darstellten.

Der Kommandant von Talcaguano, der Obristleutnant Don Miguel de Rivas, kam sogleich an Bord des Rurik und lud uns zum Abend in sein Haus ein. Auf den Eilboten, den er nach Concepcion geschickt hatte, erschien sogleich ein Adjutant des Gouverneur-Intendanten, Don Miguel Maria de Atero, und am andern Morgen dieser selbst, dem Leutnant von Kotzebue den ersten Besuch an seinem Bord abzustatten. Da wir einerseits die spanische Flagge und anderseits den Gouverneur salutiert hatten, war in Hinsicht der Schüsse, welche der Flagge gegolten, ein Mißverständins eingetreten, worüber unterhandelt wurde, und worin Spanien nachzugeben sich beeilte. Eine Ehrenwache von fünf Mann wurde dem Kapitän an Bord geschickt mit einem Briefe, dessen Worte spanisch stolz-hochtrabend, und dessen Sinn fast kriechend war. Vor das Haus, das dem Kapitän eingeräumt wurde, worin er sein Observatorium aufschlug und mit mir

allein von der Schiffsgesellschaft am 16. einzog, ward ihm eine Ehrenschildwacht gegeben.

Aber ich muß euch auch das Militär zeigen, von dem hier die Rede ist. Dazu wird anstatt einer Musterung vorläufig eine Anekdote hinreichen. Der Kapitän hatte mit Geschick den Kommandanten und seine Offiziere an unsere wohlbesetzte Tafel gewöhnt. Wir waren die Wirte, sie unsere täglichen Gäste, von denen selten einer vergeblich auf sich warten ließ. Der Kommandant, Don Miguel de Rivas, den wir nach einem Liede, das er zu singen pflegte, „nello frondoso d'un verde prado“[1], schlechtweg Frondoso nannten, war nicht der Mann einer politischen Partei, sondern ein gar guter, freudiger Mann und mit Leib und Seele unser zugetaner Freund. Als er einmal nach aufgehobener Tafel Hand in Hand mit dem Kapitän ausgehen wollte, traf es sich, daß der Schildergast[2] die Schwelle der Tür, vor welcher er stehen sollte, zur Lagerstelle, den Mit agsschlaf zu halten, bequem gefunden hatte. Wir frugen uns nun gespannt: was wird Frondoso tun? Frondoso trat an den behaglich Schlafenden heran, betrachtete ihn eine Weile behaglich lächelnd, schritt sodann behutsam und leise über ihn weg und bot dem Kapitän die Hand, ihm auf dieselbe Weise aus dem Hofe in die Straße zu helfen, ohne daß der Kriegsmann in seiner Ruhe gestört werde.

Es war mit Don Miguel de Rivas verabredet, am 19. nach Concepcion zu reiten, um dem Gouverneur einen Gegenbesuch zu machen. Dieser ließ aber den Kapitän ersuchen, bis zum 25. zu warten, damit er Anstalten treffen könne, ihn würdig zu empfangen. Der Vergleich wurde getroffen, daß wir ihn als Freunde am 19. besuchen und am 25. der Ehrenbezeugungen, die er dem russischen Kapitän zugedacht, gewärtig sein würden.

Wir wurden indes wiederholt bei Don Miguel de Rivas zu annutiger Abendgesellschaft und Ball eingeladen. Wir lernten in Concepcion die ersten Männer der Provinz kennen: den Bischof, an feiner Bildung und Gelehrsamkeit jedem andern überlegen; Don Francisco de Rines, Gouverneur von Valdivia;

[1] Etwa: „unter dem Schatten eines grünen Prados“ (es ist jedoch nicht klar, was nach dem Adjektiv frondoso zu ergänzen ist). — [2] D. h. Soldat auf Schildwache; vgl. „Ein Lied von der Weibertreue“, V. 6, in Bd. 1, S. 158 dieser Ausgabe

Don Martin la Plaza de los Reyes mit seinen sieben reizenden Töchtern und andere. Ich suchte den würdigen alten Missionar Pater Alday auf, der mir viel und gern von den wohlredenden Araucanern erzählte und mich auf den hohen Genuß vorbereitete, der mir bevorstand, Molinas „Zivilgeschichte von Chile“[1] zu lesen. Ich glaube nicht, daß das Werk ins Deutsche übersetzt worden, und ist doch ein Buch wie Homer. Den Menschen stellt es uns auf einem fast gleichen Standpunkte der Geschichte dar und Taten, würdig einer heroischen Zeit.

Wir wurden am 25. bei unserm Einzuge mit sieben Kanonenschüssen salutiert. Ein Festmahl war uns beim Gouverneur bereitet und abends ein glänzender Ball: auf die Nacht waren wir wie das erstemal ausquartiert, weil el palacio, das vom Gouverneur bewohnte Haus, nicht eingerichtet sei, Fremde zu beherbergen. Der Tisch war reichlich besetzt, Gefrorenes in Überfluß vorhanden. Der Bischof saß beim Gouverneur und Herrn von Kotzebue an der Ehrenstelle, und ein Geistlicher wartete ihm auf. Es wurden Toaste bei Kanonendonner und Trompetenschall ausgebracht; es wurden von manchen Verse improvisiert, wozu man sich durch Schlagen auf den Tisch und den Ruf Bomba![2] Gehör erbat. Ich kann von diesen Stegreifdichtungen eben nicht sagen, daß sie sehr vorzüglich waren; nur der Bischof zeichnete sich aus mit einer wohlgelungenen Stanze, worin Alexander und Ferdinand, der Biobio[3] und der Nationaldichter Ercilla[4] volltönigen Klanges genannt wurden. Choris gab mir ein kleines Intermezzo zum besten. Es fiel ihm ein, zu einer Speise, die ihm vorgesetzt worden, Essig, der nicht vorhanden war, zu begehren. Er konnte sich nicht verständlich machen. Ich war in der Nähe und mußte dolmetschen, aber das Wort war mir entfallen. Daß aceite, nicht acetum, sondern Öl bedeutet, war mir gegenwärtig; ich suchte, fast zu gelehrt, aus oxys ein

[1] Giovanni Ignacio Molina, geborener Chilene, italienischer Schriftsteller, veröffentlichte 1787 die genannte „Saggio sulla storia civile del Chili“. — [2] „Achtung!“ (bei Trinksprüchen). — [3] Der Bio-Bio ist der bedeutendste Fluß Chiles; er erreicht das Meer unterhalb Concepcion. — [4] Olonso de Ercilla y Zuñiga (geb. 1533), spanischer Dichter, nahm an dem Kriege Spaniens gegen die aufständischen Araucaner in Chile teil und verfaßte darüber das Epos „La Araucana“, das in drei Abschnitten 1569, 1578 und 1592 erschien.

spanisches Wort zu bilden und verlor meine Mühe[1]. Ich konnte die unglückselige Unterhandlung nicht abbrechen, neue Hilfstruppen rückten heran, ja es ward oben ruchbar, daß bei den Gästen an jenem Flügel des Tisches ein Mangel gefühlt werde, den sie mit keinem Worte auszudrücken vermochten. Der Gouverneur stand auf, der Bischof stand auf, der Aufstand ward allgemein! — nun fiel mir erst das näher liegende Wort vinagre ein; es ward nach Essig geschickt, und der Fluß trat in sein Bett zurück. Aber als der Essig kam, hatte der Urheber des Lärmes die Speise, wozu er ihn begehrt, bereits verzehrt und weigerte sich, ihn zu trinken.

Am Abend versammelte sich zum Tanz die glänzendste Gesellschaft; die Damen, worunter viele von ausnehmender Schönheit, in Überzahl Bewahrerinnen feinerer Sitte, sichtlich zu gefallen bemüht, aber auch durch Liebreiz gefallend.

Der Kapitän lud den Gouverneur zu einer Gegenbewirtung ein und übertrug ihm, alle, die zu seiner Gesellschaft gehörten, gleichfalls einzuladen. Später ward zu unserm Feste der 3. März bestimmt.

Am 27. Februar feierten die Spanier die Einnahme von Carthagena.[2]

Am 29. starb an der Schwindsucht der einzige Matrose, der im Verlauf der Reise mit Tod abgegangen. Der Kapitän hätte gewünscht, ihn auf dem gemeinsamen Kirchhofe und mit kirchlichen Ehren beisetzen zu sehen. Er sprach davon mit unserm Freunde, dem Kommandanten, der aber zurücktrat und sagte: das seien Sachen der Geistlichkeit, in die er sich nicht zu mischen habe; was in seiner Macht stände, militärische Ehrenbezeigungen, stünden zu Befehl. Zum Glücke beruhigte sich dabei der Kapitän, und ein Kommando Soldaten stellte sich zur bestimmten Stunde ein, der Bahre zu folgen. Es schien wirklich gefährlich, solchem Gesindel Pulver anvertraut zu haben. Mancher schoß schon auf unserm Hof seine Flinte ab, ohne sich vorzusehen, wohin. Sie folgten endlich dem Zuge unserer Matrosen, und der gute Wille

[1] Acetum (lat.), d. h. Weinessig; span. aceite, d. h. Öl; griech. ὀξύς, d. h. scharf, sauer. — [2] Die Stadt Carthagena wurde im südamerikanischen Befreiungskrieg im Jahre 1815 von dem spanischen General Morillo besetzt.

der Autoritäten war bewiesen. Als am andern Tage die Unsern hingingen, das auf dem Schiffe gezimmerte griechische Kreuz auf das Grab zu pflanzen, ergab es sich, daß solches aufgewühlt worden; die Hobelspäne, die im Sarge gelegen, lagen zerstreut umher. Der Kapitän ließ die Sache auf sich beruhen. Ich erzählte es später einmal gesprächsweise dem Don Miguel de Rivas. Er entsetzte sich ob des Frevels und trat, sich bekreuzend, zwei Schritte zurück.

Der 3. März kam heran, unsere Gäste stellten sich ein. Sie wurden abteilungsweise auf unsern Booten von unsern festlich geschmückten Matrosen nach dem Rurik übergefahren, um unser Schiff zu besichtigen. Ein Schuppen, angrenzend unserm Hause, war in eine Myrtenlaube umgeschaffen und zu einem Tanzsaal eingerichtet, dessen Blumenpracht wohl Bewunderung in Europa erregt haben würde. Er war mit Wachskerzen und nicht karg erleuchtet, und diese Erleuchtung war es, deren in Chile nie gesehene Pracht eine Bewunderung erregte, die nichts übertreffen kann. Cera de España! cera de España! Der Ausruf übertönte alles, und der Gouverneur, als wir Chile verließen, erbat sich noch von unserm Kapitän nebst einigem russischen Sohlenleder zehn Pfund Wachslichter (cera de España, spanisches Wachs) zum Geschenke. Choris hatte noch zu der Verherrlichung des Festes mit zwei Transparentgemälden beigesteuert. Verschlungene Hände und Namenszüge der Monarchen nebst Lorbeerkronen und ein Genius des Sieges oder des Ruhmes, der mit blauen Fittichen über der Weltkugel schwebte. Der unglückliche Einfall, die Erde vom Südpol aus gesehen darzustellen, hatte uns ein aufrechtstehendes Kap Horn zuwege gebracht, das ich anzusehen mich geschämt hätte. — Die von den unterrichtetsten von unsern Gästen oft an uns gerichtete Frage: aus welchem Hafen wir ausgelaufen, ob aus Moskau oder aus St. Petersburg? finde ich ganz natürlich; die: ob jene fliegende Figur den Kaiser Alexander vorstelle? ist schon um vieles besser; aber die Krone verdient die, zu der eine schwarzbronzierte Büste des Grafen Romanzoff auf dem Rurik Veranlassung gab. Sie ist schon des Umstandes wegen aufzeichnenswert, daß sie nicht nur in Chile, sondern auch noch in Kalifornien, und zwar mit

denselben Worten, von einem dortigen Missionär getan wurde, die Frage nämlich: „Wie sieht er denn so schwarz aus! ist denn der Graf Romanzoff ein Neger?"

Hof und Gärten waren reichlich mit Lampions erleuchtet, wozu eine Muschel, die hier gegessen wird, Concholepas peruviana[1], gedient hatte. Ein Feuerwerk ward im Garten abgebrannt; die Tische waren in den etwas engen Räumen des Hauses eingerichtet; das Sängerchor unserer Matrosen und die Artillerie des Rurik taten ihre Dienste. Alle waren bei unserm Feste außerordentlich froh und wohl damit zufrieden; nur die Neugierigen nicht, mit denen sich draußen an den Türen ein unangenehmer kleiner Krieg entsponnen hatte. Am andern Morgen war auch von dem Gesindel der Schuppen halb abgedeckt, um nur da hineinzusehen, wo der Ball gewesen war.

Ich habe Concholepas peruviana genannt. Ich habe diese Muschel während meines Aufenthaltes in Chile fast täglich gegessen, und sie hat mir sehr gut geschmeckt; als behufes der Erleuchtung eine ganze Fuhre von den Schalen bei uns abgeladen ward, habe ich mir ein paar Händevoll von den schönsten Exemplaren ausgesucht und von diesem auf dem Rurik den andern Neugierigen, denn jeder wollte auch sammeln, wohl die Hälfte verteilt. Erst später — werft mir nicht den Stein, ihr Freunde, sondern merkt es euch und erwäget bescheidentlich, es würde auch euch auf einer solchen Reise, wenn nicht gerade dasselbe, so doch gewiß Ähnliches begegnet sein, — erst später habe ich erfahren, daß zurzeit das Tier der Concholepas völlig unbekannt und der Gegenstand einer für die Naturgeschichte wichtigen Streitfrage war, und daß die Muschel, in den Sammlungen noch sehr selten, in sehr hohem Preise stand. Es liegt mir übrigens sehr fern, bei solchen Dingen nach dem Geldeswert zu fragen; und da ich alles Naturhistorische, was ich gesammelt, den Berliner Museen geschenkt habe, hätten auch diese und nicht ich den Vorteil davon gehabt.

Unsere Gäste aus Concepcion brachten meist den andern

[1] Eine Art aus der Familie der Concholepas, die von Oken Muschelpatelle genannt wird und ihrer äußeren Gestalt nach Ähnlichkeit mit der Napfschnecke hat; sie kommt hauptsächlich an den Küsten von Peru und Chile vor.

Tag bei den Freunden zu, die ihnen ein Obdach gegeben, und Talcaguano, von jener festlichen Menge überfüllt, gewann ein ungemein belebtes Ansehen. Gruppen von Damen und Herren zogen umher, Musik erscholl aus allen Häusern, und am Abend ward in verschiedenen Zirkeln getanzt. Ich war spät mit dem Kapitän heimgekehrt; wir hatten uns beide zur Ruhe gelegt und schliefen schon, als Musik unter unsern Fenstern sich hören ließ, eine Gitarre, Stimmen. — Der Kapitän stand verdrießlich auf und suchte nach seinen Piastern, um die Ruhestörer befriedigt zu entfernen. „Um Gottes willen", rief ich aus, der Sitte kundiger als er, „das ist ein Ständchen! Es sind vielleicht die vornehmsten Ihrer Gäste"; — und aus dem Fenster spähend, erkannte ich unter vier jungen Damen, die ein junger Mann beschützte, die zwei Töchter unseres Freundes Frondoso. Wir warfen uns in unsere Kleider, bald brannte Licht; wir nötigten die Nachtwandlerinnen herein, und es ward gespielt, gesungen und getanzt bis später in die Nacht hinein, denn es war schon nicht mehr frühe. — Aber was tanzten die Fräulein von Rivas für einen Tanz?! O meine Freunde! kennt ihr die fricassée? Nein, ihr kennt die fricassée gewiß nicht; dazu seid ihr zu jung. Ich habe die fricassée in den Jahren 1788—1790 zu Boncourt in der Champagne als einen alten volkstümlichen Charaktertanz von alten Leuten tanzen sehen, die sie in ihrer Jugend von anderen erlernt hatten, die damals auch schon alt waren. Ich bin seither nur noch einmal zu Genf flüchtig an die fricassée erinnert worden, aber ich weiß sie von Boncourt her noch auswendig: zwei Kavaliere begegnen einander, begrüßen einander, sprechen miteinander, erhitzen sich gegeneinander, ziehen gegeneinander, erstechen einander, und das alles nach einer Melodie, die ich euch noch vorsingen wollte, wenn ich überhaupt singen könnte. — Was tanzten die Fräulein von Rivas anderes als eben die fricassée! — Es fand sich am andern Tage zum großen Schrecken des Kapitäns, daß die Chronometer, die wir über der fricassée vergessen, von der erlittenen Erschütterung ihren Gang merklich verändert hatten.

Ich schloß mich den nächtlichen Schwärmerinnen an, als sie das Observatorium verließen, und es ward noch lange durch

Talcaguanos Straßen umhergeschweift, kleine Neckereien zu verüben. Es wurde, wo junge Herren und Offiziere wohnten, ans Fenster geklopft, und eine der Freundinnen brach, mit der Stimme einer entzahnten Alten, in launenhaft eifersüchtig-zärtliche Vorwürfe gegen den Ungetreuen aus und führte mit ausnehmendem Talente die ergötzlichsten Szenen auf. Die Männer in der Regel ließen sich nur brummend vernehmen, und wir fanden nirgends Aufnahme wie auf dem Observatorium.

Wir schickten uns bereits zur Abfahrt an, als am 6. Schaffecha, der Leibmatrose des Kapitäns, vermißt wurde. Dieses Deserteurs wegen wurde wiederum mit dem Gouverneur unterhandelt. Es war vorauszusetzen, daß, jetzt in irgendeinem Schlupfwinkel verborgen, er nicht vor der Abfahrt des Riuriks zum Vorschein kommen werde. Ich entsetzte mich ordentlich, als ich schwarz auf weiß vom Gouverneur von Concepcion, Don Miguel Maria de Atero, die Versicherung in Händen hielt, der Ausgetretene solle, wo man seiner habhaft werden könne, festgenommen und zur Strafe nach St. Petersburg als Arrestant geschafft und ausgeliefert werden. Wohl mehr versprochen, als zu halten möglich war; aber welch ein Versprechen! Soll ein Südasiat, ein mohammedanischer Tatar, vor der Rute seines nordeuropäischen, griechisch-katholischen Zwingherrn am Ende der Welt, auf der anderen, der westlichen, der südlichen Halbkugel nicht Sicherheit finden und das römisch-katholische Spanien noch in der Neuen Welt an der Grenze der freien Araukaner Scherge sein für den Russen!?

Bei solchen Verhandlungen war ich mit dem Französischen, das mir geläufig war, und dem Spanischen, das ich erlernt hatte, um den „Don Quichote" in der Ursprache zu lesen, dem Kapitän, dem ich die Korrespondenz zum Danke führte, nützlich und bequem, und das war gut. Aber ich will die letzten Nachrichten, die uns von unserm Deserteur zugekommen, nicht unterschlagen. Bei der Heimkehr im Jahre 1818 erfuhr der Kapitän in London, daß sich Schaffecha selbst als ein reuiger Sünder vor die dortige russische Gesandtschaft gestellt und um einen Paß nach Petersburg angehalten habe. Bei dem konservativen Gang der Geschäfte hatte der Paß nicht sogleich ausgefertigt werden können,

und der Bittsteller war nicht wieder erschienen, die Sache zu betreiben.

Könnte vielleicht die Geschichte einer Sau, die hier zu erzählen ich mich nicht erwehren kann, einen Novellisten reizen, sie ausgeschmückt in die für ein Taschenbuch schickliche Länge auszuspinnen? Sie kann nicht besser erfunden werden. Zu Kronstadt waren junge Schweine von einer sehr kleinen Art für den Tisch der Offiziere eingeschifft worden. Die Matrosen hatten denselben scherzweise ihre eigenen Namen gegeben. Nun traf das blinde Schicksal bald den einen, bald den andern, und wie die Gefährten des Odysseus, so sahen sich die Mannen im Bilde ihrer tierischen Namensverwandten nacheinander schlachten und verzehren. Nur ein Paar kamen über die afrikanischen Inseln und Brasilien, um das Kap Horn nach Chile, darunter aber die kleine Sau, die den Namen Schaffecha führte und bestimmt war, ihren Paten am Bord des Ruriks zu überleben. Schaffecha, die Sau, die zu Talcaguano ans Land gesetzt worden war, ward wieder eingeschifft, durchschiffte mit uns Polynesien, kam nach Kamtschatka und warf dort in Asien ihre Erstlinge, die sie in Südamerika empfangen hatte. Die Jungen wurden gegessen; sie selbst schiffte mit uns weiter nach Norden. Sie erfreute sich zurzeit des Gastrechtes, und es war nicht mehr daran zu denken, daß sie geschlachtet werden könne, es sei denn bei eintretender Hungersnot, wo am Ende die Menschen auch einander aufessen. Aber unsere ehrgeizigen Matrosen, auf die Ehre eines Weltumseglers eifersüchtig, murrten bereits, daß ein Tier, daß eine Sau desselben Ruhmes und Namens wie sie teilhaft werden sollte, und das Mißvergnügen wuchs bedrohlicher mit der Zeit. So standen die Sachen, als der Rurik in den Hafen von San Francisco, Neukalifornien, einlief. Hier wurden Ränke gegen Schaffecha, die Sau, geschmiedet; sie wurde angeklagt, den Hund des Kapitäns angefallen zu haben, und demnach ungehört verurteilt und geschlachtet. Sie, die alle fünf Weltteile gesehen, wurde in Nordamerika, mitten im waltenden Gottesfrieden des Hafens, geschlachtet, ein Opfer der mißgünstigen Nebenbuhlerschaft der Menschen.

Nachdem ich von den Schweinen in Beziehung auf Schaf-

fecha berichtet, darf ich wohl die geringfügigern Angelegenheiten des Gelehrten vortragen. In Brasilien war eine Moosmatratze von mir vom Regen durchnäßt worden und infolgedessen dergestalt verstockt, daß sie nicht mehr zu brauchen war. Ich konnte von unsern Matrosen, die sich nur ihren Offizieren unterordneten und selbst diesen nur ungern aufwarteten, indem sie nur freudig auf Wache zogen und den Seedienst verrichteten, keinerlei Hilfe erwarten. In Chile, wo ich dem Kapitän näher stand, klagte ich ihm, dem Patuschka, dem Hausväterchen, gelegentlich einmal die Not, die ich mit meiner Matratze hatte, und er befahl seinem Schaffecha, dafür zu sorgen. Verschwunden war nun mit Schaffecha zugleich auch meine Matratze, von der ich nicht wieder sprechen hörte und nicht wieder zu sprechen begann. Der durch diesen Ausfall bewirkte leere Raum in meiner Koje ist das einzige, was ich auf der ganzen Reise den Matrosen des Ruriks zu verdanken gehabt.

In diesen letzten Tagen bekam auch unser verrückter Koch den Einfall, in Talcaguano bleiben zu wollen. Davon ihn abzubringen, hielt ihm unser Freund Don Miguel de Rivas mit spanischer Würdigkeit einen langen Sermon, worin er ihn Usted (das übliche „Euer Gnaden") anredete und ihm sehr schöne Sachen zu hören gab, von denen der alberne Mensch kein Wort verstehen mochte; nichtsdestoweniger ließ er von seinem Vorsatz ab.

Ich wünschte der Reihe chile'scher Bilder, die ich euch vorzuführen versucht habe, mit leichter Radiernadel noch ein paar Figuren hinzuzufügen.

Die erste: Don Antonio, ein langer, hagerer, lebhafter Italiener, der, unser Lieferant, uns mit allen Bedürfnissen versorgte, geschickt und tätig sich überall zwischenschob, Pferde und was wir begehren mochten, anschaffte, aber uns in allem übermäßig betrog, indem er, uns sicher zu machen, unablässig über die Spanier schimpfte. Don Antonios größter Kummer war, daß er nicht lesen und schreiben konnte, was ihm allerdings bei seiner doppelten Buchhaltung hätte zustatten kommen müssen.

Die zweite: ein dürftiger Kerl, ich glaube ein Schenkwirt, bei dem die Matrosen einen Wein tranken, der in einen der

Verrücktheit ähnlichen Zustand versetzte. Der Mann drängte sich an mich mit allerlei Gefälligkeiten und kleinen Geschenken. Spät und zögernd kam er mit seinem Anliegen hervor. Er war ein geborner Pole und hatte seine Muttersprache gänzlich vergessen. Er erwartete von mir, der ich ein Russe war, mit dem er sich auf Spanisch verständigen konnte, daß ich ihm doch sein vergessenes Polnisch wieder zu lehren die Gefälligkeit haben würde.

Die größte Strafe, die ich am Bord des Kuriks über Matrosen habe verhängen sehen, war, von der Hand beider Unteroffiziere mit Ruten gestrichen zu werden. — Der Kapitän verhört, richtet und läßt in seinem Beisein die Exekution vornehmen, selbständig und ohne Zuziehung seiner Offiziere. — Solche Exekutionen waren selten, und gewöhnlich, nachdem sie vorüber, zog sich der Kapitän in seine Kajüte zurück und bedurfte der Hülfe des Arztes. — Ich komme darauf, weil hier zu dem Behufe Ruten geschnitten wurden und zwar — — Myrtenruten.

Wir nahmen an Bord, ich weiß nicht mehr, ob als Geschenk des Gouverneurs, einigen Wein von Concepcion, der mit den süßen spanischen Weinen Ähnlichkeit hat. Unserm Vorrat war hier Abbruch geschehen, und der Ersatz war willkommen. Etliche Schafe wurden eingeschifft. Alles war zur Abfahrt bereit. Wir stiegen zu Schiff, und ein kleiner, häßlicher Hund, der sich an uns gewöhnt hatte und den Namen Valet führte oder erhielt, folgte uns.

Bevor ich dieses Land verlasse, werde ich aus dem Briefe, den ich aus Talcaguano an den Freund in der Heimat schrieb, etliche Zeilen mitteilen, worin die Stimmung der flüchtigen Stunde ihr dauerhafteres Gepräge zurückgelassen hat:

*— Σύ μοί ἐσσι, πατὴρ καὶ πότνια μήτηρ*
*Ἠδὲ κασίγνητος.*[1]

„Das weißt Du, und Berlin ist mir durch Dich die Vaterstadt und der Nabelort meiner Welt, von dem aus ich zu meinem Zirkelgange ausgegangen, um dahin zurückezukehren und meine

[1] Worte Andromaches an ihren Gatten Hektor:
„O du bist jetzo mir Vater und liebende Mutter,
Auch mein Bruder allein ..."
(Homers „Ilias", 6. Gesang, V. 429 f.)

müden Knochen zu seiner Zeit, so Gott will, neben den Deinen zur leichten Ruhe auszustrecken. Mein guter Eduard, es lebt sich auf so einer Reise eben wie zu Hause. Viele Langeweile während des Sturmes, wann der Mensch es vor lauter Schaukeln und Wiegen zu weiter nichts bringen kann als zu schlafen, Durack[1] (Germanis: Schafskopf) zu spielen und Anekdoten zu erzählen, worin ich allerdings noch einmal unerschöpflicher bin, als ich selbst glaubte. Sehr unglücklich und zerknirscht, wann man wieder in Reibung mit der Gemeinheit geraten ist; froh, wann die Sonne scheint; hoffnungsvoll, wann man das Land sieht; und wann man darauf ist, wiederum gespannt, es zu verlassen. Man sieht immer stier in die Zukunft hinein, die unablässig als Gegenwart über unser Haupt wegfliegt, und ist an den Wechsel der Naturszenen ebenso gewöhnt wie daheim an den Wechsel der Jahreszeiten. Der Polarstern (*τὸ τοῦ πόλου ἄστρον*) ist untergegangen, und das werden wir auch zu unserer Zeit tun; die Kälte kommt vom Süden, und der Mittag liegt im Norden; man tanzt am Weihnachtsabend im Orangenhain usw. Was heißt denn das mehr, als daß eure Dichter die Welt aus dem Halse der Flasche betrachten, in welcher sie eben eingeschlossen sind. Auch das haben wir los. Wahrlich, ihr Süden und Norden und ihr ganzer naturphilosophisch-poetischer Kram nimmt sich da vortrefflich aus, wo einem das Südliche Kreuz im Zenit steht. Es gibt Zeiten, wo ich zu meinem armen Herzen sage: Du bist ein Narr, so müßig umherzuschweifen! Warum bliebest du nicht zu Hause und studiertest etwas Rechtes, da du doch die Wissenschaft zu lieben vorgibst? — Und das auch ist eine Täuschung, denn ich atme doch durch alle Poren zu allen Momenten neue Erfahrungen ein; und von der Wissenschaft abgesehen, wir werden an meiner Reise Stoff auf lange Zeit zu sprechen haben, wenn schon die alten Anekdoten zu welken beginnen. Lebe wohl." — —

Am 8. März 1816 gingen wir unter Segel, nachdem unser Freund Don Miguel de Rivas sich weinend unsern Umarmungen entwunden hatte.

---

[1] Durack (d. h. Narr, Dummkopf) ist ein russisches Wort.

## Von Chile nach Kamtschatka.

Salas y Gomez. Die Osterinsel. Die zweifelhafte Insel. Romanzoff. Spiridoff. Die Kurilskette. Die Deanskette. Die Krusensternsinseln. Die Penrhyninseln. Die nördlichsten Gruppen von Radack.

Hier beginnt die Entdeckungsreise des Kuriks. — Wir fuhren am 8. März 1816 aus der Bucht von Concepcion aus, am 19. Juni in die Bucht von Awatscha[1] ein und hatten während drei Monaten und elf Tagen nur einmal die Anker auf kurze Momente vor der Osterinsel fallen lassen, nur zweimal, auf dieser und auf der Romanzoffsinsel[2], den Fuß flüchtig auf die Erde gesetzt, nur mit den Bewohnern der Osterinsel, der Penrhyninseln[3] und den Radackern flüchtig verkehrt und nur die oben verzeichneten Landpunkte gesehen. Unsere Blicke hatten auf keinem europäischen Segel geruht; wir sahen erst am 18. Juni abends, in Ansicht der Küste von Kamtschatka und im Begriff, in die Bucht von Awatscha einzufahren, das erste Schiff, dessen Anblick uns mit den Menschen unserer Gesittung vereinigte.

Spärlicher als im Atlantischen Ozean sind die Fahrstraßen befahren, welche dieses weite Meerbecken durchkreuzen, und es begrenzt sie kein Ufer, woran der Seefahrer mit dem Gedanken lehnen könnte; aber der Flug der Seevögel und andere Zeichen lassen ihn oft Land, Inseln, die er nicht sieht und nicht sucht, ahnen, und noch findet er sich nicht in unbegrenztem Raume verloren. Schiffe begegnen in der Regel einander nur in der Nähe der Häfen, die ihnen zum Sammelplatz dienen, der Sandwichinseln u. a. Wir aber vermieden auf dieser langen Fahrt alle Wege des Handels und suchten auf der verlorenen Spur älterer Seefahrer zweifelhafte Punkte der Hydrographie aufzuklären. Dieser Abschnitt unserer Reise, der, in Hinsicht der Leistungen des Herrn von Kotzebue einer der wichtigsten, in seiner Beschreibung ziemlich viel Raum einnimmt, wird hier auf wenige Blätter zusammenschwinden. Was ich über die Inseln, die wir gesehen, und die Menschen, mit denen wir verkehrt, zu sagen

[1] Bai an der Ostküste Kamtschatkas, der vorzügliche Hafen von Petropawlowsk. — [2] Vgl. dazu die Anmerkung auf S. 95. — [3] Zur Gruppe der Manahiki-Inseln gehörig.

hatte, habe ich in meinen „Bemerkungen und Ansichten" gesagt und habe namentlich dort in den Hauptstücken „Überblick" und „Radack" von der geognostischen Beschaffenheit der Niedern oder Koralleninseln, zu denen, die Osterinsel und Salas y Gomez ausgenommen, alle hier zu erwähnende Landpunkte zu rechnen sind, ausführlich abgehandelt. Was das Nautische und Geographische anbetrifft, muß ich auf Otto von Kotzebue und auf Krusenstern verweisen, der in der Reisebeschreibung selbst und sodann in anderen Werken die Entdeckungen des Kuriks in der Südsee kritisch beleuchtet hat.

Es ist zu bedauern, daß die deutsche Originalausgabe der Reisebeschreibung des Herrn von Kotzebue sich dergestalt inkorrekt erweist, daß die im Texte angegebenen Zahlen aller Zuverlässigkeit ermangeln. Vergleicht man die Breiten- und Längenbestimmungen, wie sie in der Erzählung und wiederholt in den meteorologischen Tabellen verzeichnet sind, so findet man, daß in der Erzählung nicht bloß die Sekunden zum öftesten ausgelassen sind, sondern die Zahlen abweichen. Die Tabelle „Aerometer-Beobachtungen", III, p. 221, die korrekter als der Text zu sein scheint, wird die Mittagsbestimmungen vom 18. Juli 1816 bis zum 13. April 1818, von Kamtschatka bis vor Santa Helena zu berichtigen dienen und namentlich für einen späteren Abschnitt der Reise, vom 5. bis zum 24. November 1817 auf der Fahrt zwischen Radack und den Marianen durch das Meer der Karolinen, Wichtigkeit erlangen. Hier steht zum Beispiel im Texte II, p. 125 die Breite vom 20. November 1817 10° 42′, was offenbar fehlerhaft ist, und in der Tabelle p. 226 11° 42′ 29″, was das richtige zu sein scheint. Man wird für den Abschnitt der Reise, der uns beschäftigt, der Beihülfe einer solchen Tabelle entbehren. Es ist zu bedauern, daß Herr von Kotzebue seiner Reisebeschreibung keinen Auszug seines Schiffjournals beigegeben hat. Es ist zu bedauern, daß er in derselben, wo man sie sucht, viele Karten und Pläne nicht mitgeteilt, die ihm die Hydrographie verdankt und von denen Krusenstern, II, S. 160, den Plan der Häfen Hana-ruru auf O'Wahu[1] und La Calderona

[1] Heute meist Oahu, seltener Woahu, die wichtigste der Hawaii-Inseln.

de Apura auf Guajan[1] namentlich anführt. Es ist zu bedauern, daß er die ihm auf seine Reise erteilten Instruktionen, worauf er selbst und Krusenstern an verschiedenen Stellen sich beziehend verweisen, nicht bekannt gemacht hat. Es ist endlich zu bedauern, daß er die zur See während einer längeren Zeit zu verschiedenen Stunden des Tages beobachteten Barometerstände aufzubewahren verschmäht hat.

Die mir während der Reise vom Kapitän mitgeteilten Zahlen — Breiten und Längen, Bergeshöhen usw. — stimmen nie mit denen, die ich in seinem Werke verzeichnet finde. Ich bin hier den letzteren gefolgt, wo ich keinen Grund gefunden habe, einen Druck- oder Schreibfehler zu argwöhnen.

Ich bitte diese Abschweifung zu entschuldigen. Ich werde mit flüchtigem Finger den vom Rurik gehaltenen Kurs auf der Karte zeigen und sodann ein weniges von den Ereignissen der Fahrt hinzufügen.

Wir segelten nordwärts, die Insel Juan Fernandez unter dem Winde, d. i. im Westen, lassend, bis wir den 27. Grad südlicher Breite erreicht, den wir sodann westwärts verfolgten. Wir sahen am 25. den nackten Felsen Salas y Gomez, 26° 36′ 15″ südlicher Breite, 105° 34′ 28″ westlicher Länge, und berührten am 28. die Osterinsel. Wir steuerten von da etwas mehr nach Norden und erreichten am 13. April den 15. Grad südlicher Breite, beiläufig im 134. Grad westlicher Länge. Wir verfolgten westwärts diese Parallele, auf der Spur von Lemaire und Schouten[2] durch ein sehr gefährliches Meer, das mit niedren Inseln und Bänken angefüllt ist, worauf man zu stranden Gefahr läuft, bevor man sie gesehen hat. Wir lavierten öfters die Nacht hindurch, ohne fortzuschreiten, teils um Gefahr zu vermeiden, teils um kein Land in unsrem Gesichtskreise ungesehen zu lassen. Wir ließen auf dieser Fahrt die Markesas im Norden und westlicher die Gesellschaftsinseln im Süden liegen. Es ist bemerkenswert, daß wir seit der Osterinsel und diesen Teil der Reise hindurch bis zu dem Äquator meist Nord- und Nordost-

[1] Heute meist Guam, die südlichste und größte der Marianeninseln. — [2] Die holländischen Reisenden Willem Cornelissen Schouten und J. Lemaire fuhren 1618 zum erstenmal um das Kap Horn und von da nach Batavia.

wind hatten, wo wir im Gebiete des Südostpassats auf Südostwind zu rechnen hatten. Wir hatten öfters Windstöße, Regen und Wetterleuchten.

Am 16. und 17. April. Die Zweifelhafte Insel[1] in 14° 50′ 11″ südlicher Breite, 138° 47′ 7″ westlicher Länge.

Am 20. April die Romanzoffsinsel entdeckt und am 21. auf derselben gelandet. 14° 57′ 20″ südlicher Breite, 144° 28′ 30″ westlicher Länge. Sie ist die einzige der hier aufgezählten Inseln, auf welcher der Kokosbaum wächst; die anderen sind nur spärlich bewachsen. Alle haben mit breitem, weißem Strande das Ansehen von Sandbänken, wofür sie ältere Seefahrer hielten, verwundert, in deren nächster Nähe keinen Grund mit dem Senkblei zu finden; ein Umstand, den sie anzuführen nie ermangeln.

Am 22. April die Spiridoffinsel[1] 14° 51′ 00″ südlicher Breite, 144° 59′ 20″ westlicher Länge.

Am 23. in der Nähe der Pallisers[1] von Cook die Rurikskette, von welcher wir südlich fuhren. Wir sahen sie zwischen 15° 10′ 00″ und 15° 30′ 00″ südlicher Breite, 146° 31′ 00″ und 146° 46′ 00″ westlicher Länge. Ihre größere Ausdehnung nach Norden wurde nicht erforscht. — Im SSO. ward Land gesehen, aber nicht untersucht.

Am 24. und 25. April die Deanskette[1], deren südlicher Rand in der Richtung NW. 76° und SO. 76°, zwischen 15° 22′ 30″ und 15° 00′ 00″ südlicher Breite und 147° 19′ 00″ und 148° 22′ 00″ westlicher Länge aufgenommen wurde.

Am 25. die Krusensternsinsel[1]; Mitte der Gruppe 15° 00′ 00″ südlicher Breite, 148° 41′ 00″ westlicher Länge.[1]

Wir bogen von da den Kurs mehr nach Norden, verschiedene zweifelhafte Inseln aufsuchend, die wir nicht fanden. Wir steuerten sodann nach den Penrhyninseln, die wir am 30. April sahen und mit deren Bewohnern wir am 1. Mai zur See verkehrten. Die Mitte der Gruppe liegt nach der Bestimmung des

[1] Die Namen der neuentdeckten Inseln, nämlich der „Zweifelhaften Insel", der „Romanzoffinsel", der „Spiridoffinsel", der „Rurikskette" und der „Krusensternsinsel", rühren von Kotzebue her. Die Spiridoffinsel taufte er nach dem Namen seines früheren Vorgesetzten, des Admirals Spiridoff. Die Pallisers und die Deanskette waren schon bekannt. — Alle diese Inseln gehören zur Gruppe der Tuamoten, Paumoten oder Niedrigen Inseln.

Kapitäns 9° 1′ 35″ südlicher Breite, 157° 34′ 32″ westlicher Länge. Ein starkes Gewitter entladete sich über diese Insel, als wir sie verließen.

Wir hatten nun häufige Windstillen und Windstöße, die oft von Regenschauern begleitet waren. Wir durchkreuzten zum zweitenmal den Äquator am 11. Mai in 175° 27′ 55″ westlicher Länge.

Wir suchten am 19. und 20. Mai die nördlichen Gruppen der Mulgravesinseln[1] auf und hatten bereits diese Untersuchung aufgegeben, als uns, nordwärts steuernd, am 21. Mai die erste Ansicht der nördlichen Gruppen der Inselkette Radack, Udirick und Tegi erfreute. Diese Inseln, deren liebliche Bewohner wir hier zum erstenmal gewahrten, werden uns später beschäftigen. Der Kanal zwischen beiden Gruppen liegt 11° 11′ 20″ nördlicher Breite, 190° 9′ 23″ westlicher Länge.

Wir richteten von Radack aus unsern Kurs fast nordwärts nach Kamtschatka. Wir traten unter dem 33. Grad nördlicher Breite in die Region der nordischen Nebel, und der Himmel und das Meer verloren ihre Bläue. Wir hatten am 13. Juni unter dem 47. Grad nördlicher Breite Sturm und Eis. Am 18. nachmittags um vier Uhr zerteilte sich der Nebel, und der Eingang der Bucht von Awatscha lag vor uns.

Von Chile aus übertrug der Kapitän dem Doktor Eschscholtz die Beobachtung der physischen und meteorologischen Instrumente.

Vor dem Einlaufen in die Bucht von Concepcion war uns bereits einmal das Meer stellen- und strichweise schwach rötlich gefärbt erschienen. Dieses Phänomen wiederholte sich deutlicher in den ersten Tagen unserer Fahrt nordwärts längs der Küste. Das Färbende muß auf jeden Fall sehr fein und zerteilt sein und nicht so zu erkennen wie die Alge und das Infusorium des Atlantischen Ozeans. Ich konnte in dem auf das Verdeck heraufgebrachten Wasser nichts unterscheiden und zweifelte, ob es auch wirklich aus den gefärbten Meerstellen herrühre.

Am 9. März, dem Tage obiger Beobachtung, trieb ein

[1] Zur Gruppe der Marshallinseln gehörig.

toter Walfisch an uns vorüber, auf welchem unzählige Scharen von Vögeln (eine kleine Art Procellaria[1]?) ihre Nahrung hatten. War vielleicht von dieser verwesenden Fleischmasse die Färbung des Meeres herzuleiten?

Die Walfische, die in der Bucht von Concepcion häufig gesehen werden, wo ihnen damals nur die Amerikaner nachstellten, begleiteten uns noch eine Zeit. Erst nachdem die Walfische des Nordens gehörig untersucht und beschrieben sein werden, wird es an der Zeit sein, den Wunsch zu äußern, auch die des Südens mit ihnen zu vergleichen.

Am 10. nachmittags um sechs Uhr glaubte der Kapitän eine eigentümliche Erschütterung in der Luft zu verspüren, wobei das Schiff ihm ein wenig zu erzittern schien. Das Geräusch, das er fernem Donner vergleicht, erneuerte sich nach ungefähr drei Minuten; nach einer Stunde merkte er nichts mehr. — Andere glauben, in der Nacht zum 11. und noch am 11. selbst dieselbe Erschütterung wiederholt empfunden zu haben. Ein Zweifel stieg in uns auf, ob vielleicht jetzt das uns so gastliche Land, von einem Erdbeben durchwühlt, ein Schauplatz des Schreckens und der Zerstörung sei. Unsere Befürchtung hat sich übrigens nicht bestätigt.

Wir hatten in Chile Flöhe in fast bedrohlicher Menge an Bord genommen; hätten sie sich vermehrt, so hätten wir viel zu leiden gehabt. Aber wie wir sonnenwärts fuhren, verloren sie sich mehr und mehr, und wir waren bald gänzlich davon befreit. Wir machten in der nördlichen Halbkugel — auf der Fahrt von Kalifornien nach den Sandwichinseln — unter ähnlichen Umständen dieselbe Erfahrung.

Dagegen zeigte sich ein anderes Ungeziefer, das wir bis jetzt nicht gekannt, und vermehrte sich auf dieser Fahrt zwischen den Wendekreisen schon merklich: ich meine die bei den Russen sich heiligen Gastrechts erfreuenden Tarakanen (Blatta germanica, Licht- und Bäckerschaben). Später wurden sie uns zu einer entsetzlichen Plage; sie zehren nicht nur den Zwieback ganz auf, sondern nagen alles und selbst die Menschen im Schlafe

[1] Procellaria, der Sturmvogel, zur Gattung der Schwimmvögel gehörig.

an. In das Ohr eines Schlafenden gedrungen, verursachen sie ihm unsägliche Schmerzen. Der Doktor, dem der Fall öfters vorgekommen, ließ mit gutem Erfolg Öl in das befährdete Ohr gießen.

Am 16. März, in einer Entfernung von mehr als 17 Grad (beiläufig 1000 Meilen) von dem nächsten bekannten Lande, der amerikanischen Küste, ward ein Vogel im Fluge beobachtet, der für eine Schnepfe gehalten wurde.

Wir sahen am 24. die ersten Tropenvögel, diese herrlichen Hochsegler der Lüfte, die ich mich fast nicht erwehren kann, Paradiesvögel zu nennen.

Am Morgen des 25. verkündigten uns über dem Winde von Salas y Gomez Seevögel in großer Anzahl, Pelikane und Fregatten[1], diesen ihren Brüteplatz, an welchem wir mittags vorüberfuhren.

Der 28. März 1816 war der Tag der Freude; die erste Bekanntschaft zu stiften mit Menschen dieses reizvollen Stammes und die erste schöne Verheißung der Reise sich erfüllen zu sehen! — Als mit breiter, schönbegrünter Kuppe die Osterinsel sich aus dem Meere erhob, die verschiedenfarbigen Feldereinteilungen an den Abhängen von ihrem Kulturzustande zeugten, Rauch von den Hügeln stieg; als näher kommend wir am Strande der Cooksbai die Menschen sich versammeln sahen; als zwei Boote — mehr schienen sie nicht zu besitzen — vom Strande stießen und uns entgegenkamen — da freute ich mich wie ein Kind; alt nur darin, daß ich zugleich mich auch darüber freute, mich noch so freuen zu können. Die flüchtigen Augenblicke unserer versuchten Landung vergingen uns, umtaumelt von diesen lärmenden kindergleichen Menschen, wie im Rausch. Ich hatte alles, Eisen, Messer, Scheren, alles, was ich mitgenommen hatte, eher verschenkt als vertauscht und nur, ich weiß nicht wie, ein schönes, feines Fischernetz erhandelt.

Ich habe den verdächtigen Empfang, der uns ward, in den „Bemerkungen und Ansichten" zu beschreiben versucht, und mit dem, was ich davon gesagt, können die Berichte von Kotzebue

[1] Der Fregattenvogel gehört zur Gattung der Schwimmvögel; er gilt als schnellster und ausdauerndster Flieger auf dem Meere.

und Choris verglichen werden. Ich habe die vermutliche Veranlassung der halb bedrohlichen Stimmung der Insulaner nur angedeutet. Herr von Kotzebue selber hatte die Geschichte aufgezeichnet, und ihm gebührte es, sie bekannt zu machen. Ich setze sie ergänzend hieher in seinen urkundlichen Worten. Sie stehet im ersten Bande Seite 116 seiner Reisebeschreibung.

„Eine Nachricht, die das feindselige Betragen der Insulaner gegen mich erklärt und welche ich erst später auf den Sandwichinseln durch Alexander Adams erhielt, glaube ich dem Leser hier mitteilen zu müssen. Dieser Adams, von Geburt ein Engländer, kommandierte im Jahre 1816 die dem Könige der Sandwichinseln gehörige Brigg Kahumanu und hatte vorher auf der nämlichen Brigg, als sie den Namen Forester of London führte und dem Könige noch nicht verkauft war, unter Kapitän Piccort als zweiter Offizier gedient. Der Kapitän des Scunner[1] Nancy aus Neu-London-Amerika, seinen Namen hat mir Adams nicht genannt, beschäftigte sich im Jahr 1805 auf der Insel Mas a fuero mit dem Fange einer Gattung von Seehunden, welche den Russen unter dem Namen Kotick (Seekatzen) bekannt ist. Die Felle dieser Tiere werden auf dem Markte von China teuer verkauft, und daher suchen die Amerikaner in allen Teilen der Welt ihren Aufenthalt ausfindig zu machen. Auf der bis jetzt noch unbewohnten Insel Mas a fuero, welche westlich von Juan Fernandez liegt und wohin sie aus Chile die Verbrecher schicken, ward dieses Tier zufällig entdeckt und gleich Jagd darauf gemacht. Da aber die Insel keinen sichern Ankerplatz gewährte, weshalb das Schiff unter Segel bleiben mußte, und er nicht Mannschaft genug besaß, um einen Teil derselben zur Jagd gebrauchen zu können, so beschloß er, nach der Osterinsel zu segeln, dort Männer und Weiber zu stehlen, seinen Raub nach Mas a fuero zu bringen und dort eine Kolonie zu errichten, welche den Kotickfang regelmäßig betreiben sollte. Diesen grausamen Vorsatz führte er im Jahr 1800 aus * und landete in Cooks-

* Ein hier oder weiter oben zu vermutender Druckfehler in der Jahreszahl benimmt der Geschichte nichts von ihrer Glaubwürdigkeit.

[1] Schoner.

bai, wo er sich einer Anzahl Einwohner zu bemächtigen suchte. Die Schlacht soll blutig gewesen sein, da die tapfern Insulaner sich mit Unerschrockenheit verteidigten; sie mußten dennoch den furchtbaren europäischen Waffen unterliegen, und zwölf Männer mit zehn Weibern fielen lebendig in die Hände der herzlosen Amerikaner. Nach vollbrachter Tat wurden die Unglücklichen an Bord gebracht, während der ersten drei Tage gefesselt und erst, als kein Land mehr sichtbar war, von ihren Banden erlöst. Der erste Gebrauch, den sie von ihrer Freiheit machten, war, daß die Männer über Bord sprangen, und die Weiber, welche ihnen folgen wollten, nur mit Gewalt zurückgehalten wurden. Der Kapitän ließ sogleich das Schiff beilegen, in der Hoffnung, daß sie doch wieder an Bord Rettung suchen würden, wenn die Wellen sie zu verschlingen drohten; er bemerkte aber bald, wie sehr er sich geirrt, denn diesen mit dem Elemente vertrauten Wilden schien es nicht unmöglich, trotz der Entfernung von drei Tagreisen ihr Vaterland zu erreichen, und auf jeden Fall zogen sie den Tod in den Wellen einem qualvollen Leben in der Gefangenschaft vor. Nachdem sie einige Zeit über die Richtung, die sie zu nehmen hatten, gestritten, teilte sich die Gesellschaft, einige schlugen den geraden Weg nach der Osterinsel ein, und die übrigen wandten sich nach Norden. Der Kapitän, äußerst entrüstet über diesen unerwarteten Heldenmut, schickte ihnen ein Boot nach, das aber nach vielen fruchtlosen Versuchen wieder zurückkehrte; denn sie tauchten allemal bei seiner Annäherung unter, und die See nahm sie mitleidig in ihren Schutz. Endlich überließ der Kapitän die Männer ihrem Schicksale, brachte die Weiber nach Mas a fuero und soll noch öftere Versuche gemacht haben, Menschen von der Osterinsel zu rauben. Adams, welcher diese Geschichte von ihm selbst hatte und ihn deshalb wahrscheinlich nicht nennen wollte, versicherte mich, 1806 an der Osterinsel gewesen zu sein, wo er aber wegen des feindseligen Empfangs der Einwohner nicht landen konnte; ein gleiches Schicksal hatte nach seiner Aussage das Schiff Albatros unter Kommando des Kapitän Windship im Jahr 1809."

Ich ergreife diese Gelegenheit, auch hier gegen die Benennung „Wilde" in ihrer Anwendung auf die Südsee-Insu-

laner feierlichen Protest einzulegen.[1] Ich verbinde gern, soviel ich kann, bestimmte Begriffe mit den Wörtern, die ich gebrauche. Ein Wilder ist für mich der Mensch, der, ohne festen Wohnsitz, Feldbau und gezähmte Tiere, keinen andern Besitz kennt als seine Waffen, mit denen er sich von der Jagd ernährt. Wo den Südsee-Insulanern Verderbtheit der Sitten schuld gegeben werden kann, scheint mir solche nicht von der Wildheit, sondern vielmehr von der Übergesittung zu zeugen. Die verschiedenen Erfindungen, die Münze, die Schrift u. s. w., welche die verschiedenen Stufen der Gesittung abzumessen geeignet sind, auf denen Völker unseres Kontinentes sich befinden, hören unter so veränderten Bedingungen auf, einen Maßstab abzugeben für diese insularisch abgesonderten Menschenfamilien, die unter diesem wonnigen Himmel ohne gestern und morgen dem Momente leben und dem Genusse.

Die fliegenden Fische, von denen wenigstens zwei Arten in dem Großen Ozean vorkommen, scheinen in der Nähe des Landes häufiger zu sein. Wir sahen deren viele in der Nähe der Osterinsel.

Wir durchschnitten in der Nacht zum 1. April den südlichen Wendekreis, sahen am 3. eine Fregatte und hatten am 7. und wiederholt am 13. Windstille. Hier war es, wo, mit der Beobachtung des Meergewürmes beschäftigt, die Entdeckung des ersten wahren Meerinsektes den Doktor Eschscholtz erfreute. Es ist unserer gemeinen Wasserwanze (Hydrometra rivulorum *F.*) zu vergleichen, schreitet und springt auf dieselbe Weise auf der Oberfläche des Wassers und kommt zwischen den Wendekreisen in allen Meeren vor.

Wir sahen am 15. viele Seevögel, Fregatten und Pelikane, erduldeten etliche Windstöße und segelten während der Nacht nicht weiter. Der Himmel war dunkel umwölkt, es regnete heftig, und es blitzte in allen Richtungen.

Der Ruf „Land!" regte uns am 16. mittags freudig an. Die Erwartung ist gespannt, wann freiwillig, möchte ich sagen,

---

[1] Vgl. Chamissos Anmerkungen zur „Idylle" aus der Tonga-Sprache in Bd. 1, S. 455 dieser Ausgabe.

und nicht auf das Gebot des Seemanns, ein Land der Spiegelfläche enttaucht und sich allmählich vor uns gestaltet. Der Blick sucht begierig nach Rauch, der wehenden Flagge, die den Menschen dem Menschen, der ihn sucht, verkündigt. Steigt Rauch auf, dann pocht einem seltsam das Herz. Aber diese traurigen Riffe haben bald bis auf eine eitele Neugier alles Interesse verloren.

Es war doch ein großes Fest, als am 20. beschlossen ward, eine Landung auf der kleinen palmenreichen Insel Romanzoff zu versuchen. Der Kapitän beorderte den Leutnant Sacharin, den Landungsplatz zu erkunden, und mich, ihn zu begleiten. Ich stieg freude- und hoffnungsvoll in das Boot; wir stießen ab. Wir ruderten ganz nahe der Insel, vom Ufer nur durch die schäumende Brandung getrennt. Ein mutiger Matrose schwamm mit einer Leine ans Land. Er schritt längs dem Ufer, entdeckte Menschenspuren, Kokosschalen, betretene Pfade, er lauschte durch das Gebüsch, pflückte grüne Zweige und kam zu der Leine zurück. — Sacharin deutete mit der Hand nach der Insel und sprach zu mir: „Adelbert Loginowitsch, wollen Sie?" — Ich glaube nicht, daß mich noch einmal in meinem Leben solch peinliches Gefühl durchbohrt. Ich schreibe es zu meiner Demütigung nieder. Was der Matrose getan, war ich nicht imstande zu tun. — Jener schwamm zu uns wieder her, und wir ruderten zum Schiffe. Auf den erstatteten Bericht ward ein Prahm aus allem beweglichen Holze am Bord verfertigt, und wir fuhren am andern Tage in zwei Booten der Insel zu. Die Boote ankerten in großer Wassertiefe zunächst der Brandung; der Matrose schwamm mit der Leine ans Land, und mit Hülfe des Prahms konnten wir einzeln das Ufer erreichen, wo uns die schäumende Welle übergoß. Wir durchwandelten nun fröhlich den Wald und durchforschten die Insel. Wir lasen alle Spuren der Menschen auf, folgten ihren gebahnten Wegen, sahen uns in den verlassenen Hütten um, die ihnen zum Obdach gedient. Ich möchte das Gefühl vergleichen mit dem, das wir in der Wohnung eines uns persönlich unbekannten, teuren Menschen haben würden; so hätte ich Goethes Landhaus betreten, mich in seinem Arbeitszimmer umgesehen.— Daß diese Insel keine festen Wohnsitze hat und nur von andern

uns unbekannten Inseln her besucht zu werden scheint, habe ich in den „Bemerkungen" gesagt.

Der Tag, der ohnehin das Osterfest der Russen war, wurde festlich und auf dem Rurik mit Kanonenfeuer begangen. Die Mannschaft erhielt doppelte Portion. Wir brachten den auf dem Schiffe Zurückgebliebenen etliche Kokosnüsse mit. Sie zu erhalten, war die Axt an den Baum gelegt worden, ein Verfahren, das mir in die Seele schnitt; zur Sühne hatte man die Axt daselbst gelassen.

In der Nähe der Niedern Inseln[1], deren Aufnahme uns in den folgenden Tagen bis zum 25. April beschäftigte, ließen sich die Seevögel nur sparsam sehen; dagegen waren die fliegenden Fische häufig. Hier sah ich auch einmal eine Wasserschlange im Meere schwimmen.

Wir entbehrten schon lange aller frischen Nahrung; das Wasser ward uns am 28. April zum erstenmal zugemessen. Die Portion war aber vollkommen hinreichend, und ich verbrauchte von der meinen nur einen Teil. Ich hätte mich im Notfall mit Seewasser auch begnügt. Ich habe oft auf Exkursionen Seewasser getrunken ohne Widerwillen und ohne Nachteil; ob es mir aber den Durst löschte wie süßes Wasser, könnte noch gefragt werden. Die häufigen Regengüsse, die besonders in der südlichen Halbkugel uns erfrischten, gaben uns eine erwünschte Gelegenheit, frisches Wasser einzusammeln, wozu unser Zelt eingerichtet war. Solches frisches, gesundes Wasser ist eine wahre Erquickung; denn leider fehlen dem des Vorrats „die nahrhaften Teile" niemals ganz und sind manchmal in unerwünschtem Überflusse vorhanden. — Am 4. Mai regnete es so stark, daß zwölf Fässer Wasser gesammelt wurden.

Ich habe eigentlich zu dem nichts hinzuzufügen, was ich in den „Bemerkungen und Ansichten" über die Penrhyninseln gesagt habe, die wir am 30. April sahen, und mit deren Einwohnern wir am andern Morgen verkehrten. Ein solcher Tag mit seinen Ereignissen ist im einförmigen Schiffsleben ein Lichtpunkt, der dessen eintöniges Einerlei belebend durchbricht. Wollte ich

[1] Vgl. oben, S. 95, Anm. 1 dieses Bandes.

wiederholt die empfundene Freude beschreiben, so würde ich in dem Leser eben die Langeweile erzeugen, die sie für uns zu unterbrechen kam. — Wir verhielten uns übrigens dieses Mal leidend, und es war nicht mehr der erste Eindruck. — Ich habe nirgends den Palmenwald schöner als auf den Penrhyn gesehen. Zwischen dem hochgetragenen, windbewegten Baldachin der Kronen und dem Boden sah man zwischen den Stämmen hindurch den Himmel und die Ferne. Es schienen wenigstens stellenweise das niedere Gebüsch und der Damm zu fehlen, welche die Inseln dieser Bildung nach außen zu umzäunen und zu beschützen pflegen. Verhältnismäßig zahlreich, stark und wohlgenährt, friedlich und dennoch vertrauend seinen Waffen, unbekannt mit den unsern, war das Volk, das uns umringte; jegliche Familie, so schien es, unter Führung des Alten im eigenen Boote. Sie erhandelten Eisen von uns, das köstliche Metall, und als wir unsern Lauf weiter nahmen, waren sie kaum zu bewegen, von uns zu lassen.

Wir hatten in den nächsten Tagen häufige Windstillen mit Windstößen abwechselnd und erreichten am 4. Mai, beiläufig unter 7° 30′ südlicher Breite, den wirklichen NO.-Passat. Wir sahen in den folgenden Tagen viele Seevögel morgens dem Wind entgegen, bei Sonnenuntergang mit dem Winde fliegen. Die kleine Seeschwalbe (Sterna stolida) ließ sich wiederholt auf dem Schiffe fangen, und wir entließen etliche, denen wir auf pergamentnem Halsbande den Namen des Schiffes und das Datum mitgaben. Es möchte für ein Schiff eine Freude sein, einen solchen Boten in diesem weiten Meerbecken wieder aufzufangen; ließ sich doch in der Chinesischen See ein Pelikan am Bord des Ruriks greifen, der von unserer Konserve[1], der Eglantine[2], kam, wo er sich schon in die Gefangenschaft begeben hatte.

Wir durchkreuzten am 11. den Äquator. Am 12. zeigten sich viele Seevögel. Auch ein Landvogel soll gesehen worden sein. Ein Delphin wurde harpuniert; der erste, dessen wir habhaft wurden. — Er diente uns zu einer willkommenen Speise.

[1] Französisch la conserve, Begleitschiff, das mit einem andern zusammen segelt. — [2] Das Nähere über die Eglantine wird in dem Abschnitte „Von Guajan nach Manila" erzählt.

Es ist ein schwarzes, blutvolles Fleisch, erdig und unschmackhaft, aber nicht eben tranig. Ich möchte, wie die Haifische, so auch die Delphine für den Tisch loben; sie kommen zuzeiten, wo sie nicht zu tadeln sind.

Am 19. Mai, da wir die Mulgravesinseln aufsuchten, blies unversehens ein Windstoß dem herrschenden Winde entgegen, brachte die Segel in Verwirrung und zerriß manches Tauwerk. Der Kapitän ward von einem geschleuderten Tau am Vorderhaupte getroffen und sank betäubt nieder. Dieser Vorfall, der Schrecken unter uns verbreitete, hatte glücklicherweise keine Folgen.

Wir entdeckten am 21. ein nur an wenigen Punkten spärlich begrüntes Riff, auf dem nur wenige Kokosbäume sich erhoben. Am 22. kamen uns zwei Boote zierlichen Baues, geschickt gegen den Wind zu lavieren, aus diesem Riffe entgegen. Die Menschen, geschmückt und anmutig, luden uns auf ihre Erde ein, aber im Gefühl ihrer Schwäche und unserer Kraft, vermaßen sie sich nicht, uns näher zu kommen. Ein Boot ward in die See gelassen, worauf ich mit Gleb Simonowitsch und Login Andrewitsch Platz nahm, und wir ruderten ihnen entgegen. Aber auch so vermochten wir nicht, ihnen Zutrauen einzuflößen. Sie warfen uns Geschenke zu, eine zierliche Matte und eine Frucht des Pandanus[1], und entfernten sich schnell der Insel zu, uns einladend, ihnen zu folgen. Das waren die Radacker. Sie beschenkten uns zuerst und schieden bei dieser ersten Begegnung unbeschenkt von uns.

Wir hatten, nach Norden steuernd, den 27. die Sonne im Zenit und durchschnitten am 28. den nördlichen Wendekreis, nachdem wir 42 Tage südlich vom Äquator und 12 Tage nördlich von demselben in der heißen Zone zugebracht. Wir wallten unsern heimischen Sternen zu; vor uns erhob sich der Große Bär, und hinter uns senkte sich das Kreuz.

Wir hatten am 2. und 3. Juni, etwas südlicher als gewöhnlich die Inseln Rica de Plata und Rica de Oro angegeben werden, ungefähr in derselben Breite wie Mearn[2], Landzeichen.

---

[1] Vgl. „Traum und Erwachen", V. 20 in Bd. 1, S. 424 dieser Ausgabe. —
[2] Inseln nördlich von den Marianen.

— Am Morgen des 3. ließ sich ein kleiner Vogel vom Geschlechte der Schnepfen auf das Schiff nieder und ward mit Schaben gefüttert. — Treibholz und Tange schwammen im Meer, das Wasser war außerordentlich trübe, doch fand das Senkblei mit 100 Faden Leine keinen Grund.

Die Kälte nahm zu. Wir waren in dem nordischen Nebel, der sich oft an unserm Tauwerke niederschlug und als pechbittere Quellen längs den Wänden herabfloß. Wir fingen in den ersten Tagen des Juni unter der Breite von Gibraltar zu heizen an und hatten gegen die Mitte desselben Monats, bevor wir die Breite von Paris erreicht, Eis am Bord. Das Meer, in diesem selben Meerbecken zwischen den Tropen dunkel ultramarinblau, ist hier schwarz-grün gefärbt und undurchsichtig. Die Wassertiefe, worin ein weißer Gegenstand sichtbar bleibt, hat sich von 16 Faden auf 2 Faden vermindert. Das Treibholz ward nordwärts immer häufiger.

Am 4. ward ein zweiter Delphin von einer andern Art harpuniert. Die Arten dieser uns sehr mangelhaft bekannten Gattung möchten sehr zahlreich sein. Scheint doch fast jegliche Herde, die das Schiff umschwärmt, sich von allen andern durch Farbe, Zeichnung und Größe zu unterscheiden.

Am 6. erschienen rote Flecken im Meer; sie rührten von einem kleinen Krebse her, womit das Wasser angefüllt war.

Seitdem wir nach Norden steuerten, eilten Wünsche und Gedanken dem Schiffe voran der Küste zu, wo wir die Hoffnung hatten, Briefe von der Heimat vorzufinden. Wir selber fingen an, unsre Journale durchzusehen, unsre Papiere zur Absendung zu ordnen und Briefe an unsre Lieben zu schreiben. Ich habe, durch einen Scherz des Kapitäns dazu ermuntert, vom Norden des Großen Ozeans eine nach Breiten- und Längengrad datierte Order ausgestellt, einen Korb Champagnerwein an den Staatsrat von Kotzebue zu expedieren, und der Wein ist expediert worden und angekommen.

Ein kleiner Landvogel (eine Fringilla[1]) sagte uns am 17. das Land an, das sich uns am 18. entschleierte. Ein hohes Land

[1] Zur Familie der Finken gehörig.

mit zackigen Zinnen, über welche sich aus dem Innern hohe vulkanische Kegel erheben. Der Schnee bedeckt nicht gleichmäßig die Höhen wie in unsern Alpen, sondern liegt fleck- und streifenweise an den Abhängen des zerrissenen Gebürges und steigt an denselben tief zu Tale. Am 18. Juni noch soviel Schnee!

Wir fuhren am 19. in das schöne weite Becken, die Awatschabucht, hinein. Wir wurden von der Berghöhe, die den Nordpfeiler des äußern Tores bildet, telegraphisch nach St. Peter und Paul[1] angemeldet; ein Hilfsboot kam uns entgegen. Wir waren durch den schmalen Kanal des Einganges mit günstigem Winde eingefahren, der uns, sobald wir im Innern angelangt, plötzlich gebrach. Es war Nacht, als wir in den Hafen hineinbugsiert wurden. Ein unleidlicher Fischgestank verkündigte uns die Nähe des Ortes. — Die Anstalt zum Trocknen der Fische, das tägliche Brot dieser nordischen Lande, liegt auf einer Landzunge, die den inneren Hafen abschließt.

Hier, zu St. Peter und Paul, betrat ich zuerst den russischen Boden; hier sollte ich meine erste Bekanntschaft mit Rußland machen.

Wir waren hier angemeldet und wurden erwartet; wir waren alle namentlich bekannt, die Zeitungen hatten unsre Namen ausposaunt, und was hat man in St. Peter und Paul anderes zu tun, als die Zeitung zu studieren! Wir wurden empfangen, wie sich's erwarten ließ. Wir brachten Bewegung in das stockende Leben, und es schien ein Tag über diesen Winkel der Erde, der nicht wie alle übrigen Tage war. Es waren Landsleute, die einander als Wirte und Gäste an diesem abgelegenen Orte, so fern vom eigentlichen Vaterlande, begegneten.

Der Gouverneur, Leutnant Rudokoff, sorgte für alle Bedürfnisse des Schiffes, dessen Kupfer besonders schadhaft befunden ward. Er half uns mit den noch brauchbaren Kupferplatten der Diana aus, des Schiffes, das Golownin[2] nach seiner Fahrt nach Japan als untauglich, die See zu halten, im hiesigen Hafen zurücklassen mußte. Der Kapitän zog ans Land, und es

[1] D. h. Petropawlowsk. — [2] Wasilij Michailowitsch Golownin (1776 bis 1831), russischer Reisender, wurde auf seiner Weltreise auf den Kurilen überfallen und 1811—13 in Japan gefangen gehalten.

folgten aufeinander Gast- und Festmähler, wie sie nur in Kamtschatka zu beschaffen waren. Wir erfreuten uns in Kamtschatka der russischen Bäder. Es ist das Erste und vielleicht das Erquicklichste, was die russische Gastfreundschaft anzubieten weiß. Unsere Matrosen wußten sich selbst, wo es erwünscht war, ihr Badezelt einzurichten, und nur unter einem glücklicheren, wärmeren Himmel unterblieb es als entbehrlich.

Am 22. Juni ward auf dem Rurik ein Dankfest gefeiert und bei dem Gouverneur zu Abend gespeist. Sonntag den 23. ward nach der Kirche bei uns getafelt. Am 30. war Festmahl beim Kommandanten, wo beim Kanonendonner pokuliert wurde. — Der Wein war nicht eben der vorzüglichste, aber die Gäste, aus allen nur zeigbaren Russen bestehend, waren zahlreich; und nach englischer Sitte, die mehr oder minder überall beobachtet wird, wo salziges Wasser das Land bespült, wollte jeder mit jedem von uns ein Glas Wein trinken, welche Höflichkeit erwidert werden mußte, so daß der Gläser Weines sehr viele wurden. Nach Tische sollten wir das landesübliche Fuhrwerk kennen lernen und zu Schlitten mit Hundegespann auf grünem Rasen, weil schon der Schnee im Tale geschmolzen war, den Abhang des Hügels hinabfahren. Es konnte keiner von uns den Sitz behaupten, was allerdings einige Übung erfordert; abgeworfen, verkrochen wir uns in das Gebüsch, und jeder suchte einen stillen Platz, das Fest für sich allein zu beschließen.

Am 4. Juli speisten wir bei Herrn Clark, einem Amerikaner, der hier, wohin er verschlagen worden, neue Verhältnisse angeknüpft hat. Er hatte das Kap Horn nur einmal umfahren, war aber sechsmal, und zum letztenmal vor sechs Jahren, auf den Sandwichinseln gewesen. Ich habe die Nachrichten, die er mir von diesen Inseln gab, und das Bild, das er mir von denselben entwarf, vollkommen wahr und treu befunden. Ich sah zuerst bei Herrn Clark ein Bild, das ich seither oftmals auf amerikanischen Schiffen und, durch ihren Handel verbreitet, auf den Inseln und an den Küsten des Großen Ozeans wiedergesehen habe: das von chinesischer Hand zierlich auf Glas gemalte Porträt von Madame Récamier, der liebenswürdigen Freundin der Frau von Staël, bei der ich lange Zeit ihres vertrauten

Umgangs mich erfreut.[1] Wie ich hier dieses Bild betrachtete, schien mir unsre ganze Reise eine lustige Anekdote zu sein, nur manchmal langweilig erzählt, und weiter nichts.

Am 11. Juli war das Kirchenfest von St. Peter und Paul. Wir steuerten zu einer Kollekte bei, die für den Bau einer Kirche gesammelt wurde. Der erste Beamte der russisch-amerikanischen Kompanie bewirtete uns an diesem Tage.

Am 12. ward das Fest von Gleb Simonowitsch bei uns gefeiert und besonders von den Matrosen mit ausgelassener Freudigkeit begangen, denn Gleb Simonowitsch war allgemein geliebt. Dieses Fest gibt mir Veranlassung, über eine russische Sitte zu berichten, die bei der strengen Mannszucht und der unbedingten Unterwürfigkeit des Untergebenen gegen seinen Vorgesetzten seltsam erscheinen dürfte. Aber mir scheint der gemeine Russe sich gegen seinen Herrn, gleichviel ob Kapitän, Herr oder Kaiser, in ein mehr kindliches als bloß knechtisches Verhältnis zu stellen, und unterwirft er sich der Rute, so behauptet er auch seine Kindesfreiheiten. Die Matrosen ergriffen zuerst Otto Astawitsch, und in zwei Reihen gestellt, welche Front gegeneinander machten und sich bei den Händen anfaßten, ließen sie ihn schonungslos über ihre Arme schwimmen; eine Art des Prellens, die unter uns für keine Ehren- oder Freundschaftsbezeugung gelten würde. Nach Otto Astawitsch kam Gleb Simonowitsch an die Reihe und nach diesem wir alle, sowie sie unser habhaft werden konnten. Die am höchsten in ihrer Gunst standen, wurden am höchsten geschnellt und am unbarmherzigsten behandelt. Ich erfuhr nachher, daß solches Tun ein Gegengeschenk verdiene, welches der Geprellte an die prellende Mannschaft zu entrichten pflege.

Am 13. waren wir segelfertig, aber die erwartete Post aus St. Petersburg war nicht angekommen, und wir mußten unserer getäuschten Hoffnung bis zu der Rückkehr nach Kamtschatka, die uns auf den Herbst 1817 verheißen war, Geduld gebieten. — Auch von dieser Hoffnung wurden wir enttäuscht. Wir haben während dieser drei Jahre keine direkt an uns gerichtete Nachricht von

[1] Vgl. Bd. 1, S. 40*, Z. 21 dieser Ausgabe.

der Heimat und keine Briefe von unsern Angehörigen erhalten. Ich hätte vielleicht, wenn mich die Sehnsucht nach der Post nicht hier gebannt gehalten, eine Exkursion in das Innere unternommen; dazu war es jedoch noch zu früh, da in diesem Jahre der Winter nicht weichen zu wollen schien. Schnee lag noch um St. Peter und Paul, als wir ankamen, und jetzt erst begann der Frühling zu blühen. Wie ich von hier aus in die Heimat schrieb, auf das Papier die toten Buchstaben fallen ließ, die kein Widerhall waren und keinen Widerhall gaben, schnürte ein peinliches Gefühl das Herz mir zu.

Ich muß einiges nachholen. Bücher, so von Berings[1] Zeiten her Reisende hier oder in Hintersibirien zurückgelassen, haben sich in St. Peter und Paul zu einer Bibliothek angesammelt, in welcher wir verwundert und erfreut Werke fanden, deren Mangel wir schmerzlich empfunden hatten. Bosc[2] konnte uns für das so reizende Studium der Seegewürme zu einem Leitfaden dienen, dessen wir ganz entbehrten; und wie erwünscht uns im Norden Pallas'[3] Reisen und Gmelins „Flora Sibirica“[4] sein mochten, brauche ich nicht erst zu sagen. Dem Herrn Gouverneur schien es die natürlichste Bestimmung dieser Bücher zu sein, bei einer wissenschaftlichen Expedition wie die unsrige gebraucht zu werden, und er ließ mich aus der Bibliothek die Werke, die ich begehrte, nehmen, unter der heilig von mir erfüllten Bedingung, sie nach der Heimkehr der Petersburger Akademie zurückzustellen. In dieser Bibliothek waren auch unter anderen etliche von Julius Klaproth[5] einst an der chinesischen Grenze zurückgelassene Bücher, die mit seinem chinesischen Siegel, dem Spruch von Confucius: „Die Gelehrten sind das Licht der Finsternis“, gestempelt waren. Dieses selbe Siegel, das besaß ich;

[1] Vitus Bering (1680—1741) erforschte auf drei Reisen (1725, 1728, 1741) die Küstenländer zu beiden Seiten der nach ihm benannten Beringstraße. — [2] Es handelt sich hier wohl um den französischen Naturforscher Louis Augustin Guillaume Bosc (1759—1828), auf dessen Werke: „Histoire naturelle des coquilles“ und „Histoire des vers et des crustacées“, Chamisso anspielt. — [3] Peter Simon Pallas (1741—1811), deutscher Naturforscher, seit 1768 in Petersburg, stand 1768—74 an der Spitze der großen, zur Erforschung Sibiriens ausgerüsteten Expedition. — [4] Johann Georg Gmelin (1709—55) nahm (1733—43) an einer Reise nach Sibirien teil; seine „Flora sibirica“ erschien in Petersburg 1748 bis 1749. — [5] Vgl. Anm. 2 in Bd. 2, S. 59 dieser Ausgabe.

ein Geschenk von Julius Klaproth im Jahre 1804 oder 1805, wo ich in Berlin vertraulich mit ihm lebte und von ihm Chinesisch lernen wollte. Ich hatte dieses Siegel zufällig auf diese Reise mitgenommen; ich hatte es bei mir und hätte, es vorweisend, die Bücher als mein Eigentum ansprechen können.

Von einem Naturforscher und Sammler, von Redowsky, der in diesem Winkel der Erde ein unglückliches Ende nahm, rührten ein paar kleine Kisten her, die getrocknete Pflanzen und Löschpapier enthielten und womit Herr Rudokoff mir ein Geschenk machte. Auch das Papier war mir sehr erwünscht. Wie karg benutzte ich damals jedes Schnitzel; unsere Transparentgemälde aus Chile verbrauchte ich zu Samenkapseln, und ich finde in einem aus St. Peter und Paul geschriebenen Briefe von mir dankbarlichst eines Bundes Fidibus erwähnt, das mir die Kinder eines Freundes in Kopenhagen geschenkt, als ich im Begriffe war, zu Schiffe zu steigen.

Ich hatte mir in England eine gute Doppelflinte angeschafft. Der Kapitän selbst hatte uns damals die Weisung gegeben, uns mit Waffen zu versorgen. Ich hatte sie auf der Reise sehr wenig gebraucht, doch war ein Schloß nicht in gutem Stande, und sie war schmutzig, weil ich der Gerätschaften entblößt war, ein Gewehr instand und rein zu erhalten. Es borgte sie in St. Peter und Paul jemand von mir, und ich war dessen unmaßen froh, erwartend, es würde ihr nun ihr Recht geschehen, und sie würde wie neu aussehen, wann sie in meine Hände wieder käme. Darin hatte ich mich nun geirrt; ich bekam sie ungeputzt zurück, und die Not war größer als zuvor. Der Gouverneur hatte meine Flinte gesehen und wünschte sie zu besitzen; er beauftragte den Kapitän, mit mir über den Preis, den ich darauf setzen wollte, zu unterhandeln. Nachdem ich mich vergewissert, daß Herr von Kotzebue, der sich Herrn Rudokoff gefällig zu erweisen trachtete, selber wünschte, den Handel zustande zu bringen, sagte ich zu ihm, daß, insofern die Flinte, wie er anzunehmen scheine, mir als Notwehrwaffe entbehrlich sei, ich sie gern Herrn Rudokoff überlassen wollte; ich wisse aber nicht, sie in Geld abzuschätzen und sei auch kein Handelsmann. Er möge nur die Tiere und Vögel, die er damit bis zur Zeit unserer Rückkunft schießen würde,

von seinen Leuten ausbalgen lassen und mir die Häute verwahren; das solle der Preis sein. Diese Wendung des Handels schien allen Teilen gleich erfreulich und würde auch den Berliner Museen trefflich zustatten gekommen sein, wenn wir nicht unterlassen hätten, nach Kamtschatka zurückzukehren.

Der Leutnant Wormskiold blieb in St. Peter und Paul. Er wollte sein am Bord des Rurik nach den Instrumenten der Expedition geführtes meteorologisches Journal nur unter Bedingungen mitteilen, auf die sich Herr von Kotzebue nicht einlassen mochte. Dieser, zu dessen Verfügung ich für den eingetroffenen Fall meine Barschaft gestellt hatte, gab mir, ohne von jener Gebrauch gemacht zu haben, mein Wort zurück. Auch der kranke Leutnant Sacharin mußte, obgleich ungern, hier von der Expedition scheiden. Wir drückten uns herzlich die Hände. Er hätte wirklich nicht unternehmen sollen, was auszuführen er körperlich nicht imstande war; denn der Dienst des Seeoffiziers hat Beschwerden, denen der Passagier fremd bleibt.

Unsern lustigen Gesellen, den Affen, schenkte der Kapitän dem Gouverneur. Man möchte meinen, wenn Affen, wie auf Schiffen geschieht, auf vertraulichem Fuße mit den Menschen leben, daß sie, geschickt, neu- und wißbegierig wie sie sind, es weit in der Bildung bringen könnten, wenn sie nur hätten, was zu einem Gelehrten gehört und was ihnen die Natur vorenthalten hat: Sitzfleisch. Sie haben keine Geduld. Das alles gilt vielleicht mehr noch von den ostindischen Affen, die wir später an Bord nahmen, als von diesem Brasilianer.

Der Kapitän erhielt zur Verstärkung der Mannschaft des Rurik sechs Matrosen von dem hiesigen Kommando und einen Aleuten von der russisch-amerikanischen Handelskompanie. Dieser war ein vielerfahrener, sehr verständiger Mann. — Diese sieben Mann sollte Herr von Kotzebue bei seiner Rückkunft in Kamtschatka im andern Jahre wieder abgeben. Er nahm außerdem eine Baidare an Bord, die er hier verfertigen lassen: ein offenes, flaches Boot, das aus einem leicht gezimmerten, mit Robbenhäuten überzogenen hölzernen Gerippe besteht und beim Übernachten auf dem Lande als Zelt oder Schutzwehr gegen den Wind gebraucht wird.

Wir alle hatten uns mit Parken versehen, und mehrere hatten sich Bärenhäute zum Lager angeschafft. Die Parke ist das gewöhnliche Pelzkleid dieser Nordvölker, ein langes, aus Rennthierfell verfertigtes Hemd ohne Schlitzen mit daranhängender Haube oder Kapuze. Manche sind zwiefältig mit Rauchwerk nach innen und außen.

Wir verließen am 14. Juli 1816 den Hafen von St. Peter und Paul und konnten erst am 17. aus der Bucht von Awatscha auslaufen.

---

## Nordfahrt von Kamtschatka aus in die Beringsstraße.

St. Laurenzinsel. Kotzebues Sund. St. Laurenzbucht im Lande der Tschuktschi. Unalaschka.

„Zur Erforschung einer nordöstlichen Durchfahrt" sind Worte, die die „Entdeckungsreise von Otto von Kotzebue in die Südsee und nach der Beringsstraße" an der Stirne trägt. Nun aber segeln wir nach Norden, der Beringsstraße zu, und es dünkt mich an der Zeit zu sein, euch, die ihr mir bis jetzt auf gut Glück gefolgt seid, ohne zu wissen, wohin die Reise ging und was sie beabsichtigte, nachträglich über den Hauptzweck derselben und den Plan, nach welchem er verfolgt werden sollte, die Aufklärungen zu geben, die ich selber nur nach und nach erhalten hatte. Die Sommerkampagne 1816 sollte einer bloßen Rekognoszierung gewidmet sein. Ein Hafen, ein sicherer Ankerplatz für das Schiff, sollte in Norton-Sound oder, noch besser, im Norden der Straße aufgefunden werden, von wo aus mit Baidaren und Aleuten*, diesen Amphibien dieser Meere, den eigentlichen Zweck der Expedition anzugreifen, der zweiten Sommerkampagne vorbehalten bliebe. Früh sollten wir dann in Unalaschka[1] eintreffen, wo unsere Ausrüstung für das nächste Jahr von dem Beamten der russisch-amerikanischen Kompanie be-

* Dreisilbig: A-le-ut. So spreche ich das Wort mit den Russen aus. Meine Jungen, die in Klein Quarta sitzen, wissen es freilich besser und verweisen es mir. — Daß es zweisilbig A-leut heißen muß, weiß jedes Kind.

[1] Eine der zahlreichen Aleuten-Inseln.

schafft werden sollte: Baidaren, Mannschaft, Mundvorrat für dieselbe und Dolmetscher, welche die Sprachen der nördlichen Eskimos verstünden. Diese Dolmetscher würden von Kodiak[1] bezogen werden müssen, wohin von Unalaschka aus einen Boten auf dreisitziger Baidare die Küsten der Inseln und des festen Landes entlang zu senden, je später im Jahre, desto fahrvoller und unzuverlässiger sei. Deshalb durften wir uns jetzt nicht verspäten. Die Zeit des nordischen Winters sollten wir dann in Sommerlanden verbringen, teils der Mannschaft die erforderliche Erholung gönnen, teils anderwärtigen geographischen Untersuchungen obliegen, dann, im Frühjahr 1817 nach Unalaschka zurückkehrend, daselbst, was für unsre Nordfahrt vorbereitet worden, uns aneignen und, sobald das nordische Meer sich der Schiffahrt eröffnete, den Rurik in den vorbestimmten Hafen fahren, sichern und zurücklassen und mit Baidaren und Aleuten zur Erforschung einer nordöstlichen Durchfahrt so weit nach Norden und Osten zu Wasser oder zu Lande vordringen, als es uns ein gutes Glück gestattete. — Wenn die vorgerückte Jahreszeit oder die sonstigen Umstände unserer Unternehmung ein Ziel gesetzt, sollten wir die Rückfahrt über Kamtschatka antreten und auf der Heimkehr noch die fahrvolle Torres-Straße untersuchen. Wahrlich, es war zweckmäßig, zu Entdeckungen im Eismeer die Söhne des Nordens und ihre Fahrzeuge zu gebrauchen. Nur mißlich war es, die ganze Hoffnung des Gedeihens auf den einzigen Wurf nur einer Kampagne zu setzen, die ein ungünstiges Jahr vereiteln konnte. Aber mit Beharrlichkeit möchten am füglichsten von Unalaschka aus durch Aleuten und wenige rüstige, abgehärtete Seemänner, welche nur die erfoderlichen Ortsbestimmungen vorzunehmen befähigt wären, die letzten Fragen zu lösen sein, welche die Geographie dieser Meer- und Küstenstriche noch darbietet.

Die Sommerkampagne 1816, deren Ergebnis in der Karte vorliegt, die Herr von Kotzebue von dem nach ihm benannten Sunde mitteilt, hat, was von ihr erwartet werden konnte, auf das befriedigendste geleistet. Der Kotzebues-Sund, ein tiefer

[1] Auch Kodjak oder Kadiak, Insel an der Südküste Alaskas.

Meerbusen, der im Norden der Straße unter dem Polarkreise in die amerikanische Küste eindringt und dessen Hintergrund beiläufig einen Grad nördlicher und unter gleicher Länge liegt als der Hintergrund von Norton-Sound, bietet den Schiffen im Schutze der Chamisso-Insel den sichersten Ankerplatz und den vortrefflichsten Hafen dar. Herr von Kotzebue hat im Jahre 1817 darauf verzichtet, Vorteil von seiner Entdeckung zu ziehen, um weiteren Entdeckungen in das Eismeer entgegenzugehen. Was der Romanzoffschen Expedition aufgegeben war, ist seither von den Engländern verfolgt worden, und Kapitän Beechey[1] mit dem Blossom hat in den Jahren 1826 und 1827 von diesem selben Hafen aus einen Teil der amerikanischen Küste im Eismeer aufgenommen.

Ich kehre zu unserer Nordfahrt zurück. Ihr Zweck war die Geographie. Wir haben zwar mit den Eingebornen, den Bewohnern der St. Laurenzinsel[2], den Eskimos der amerikanischen Küste, den Tschuktschi der asiatischen, häufig verkehrt; doch haben wir mit und unter ihnen nicht gelebt. Die Karte und der Bericht von Herrn von Kotzebue, das Zeichenbuch des Malers, das er in seinem „Voyage pittoresque" offen hält, werden belehrender sein als mein dürftiges Tagebuch. Übrigens, was ich über diese Völker mongolischer Rasse zu sagen gewußt, habe ich am Schlusse des Aufsatzes, den ich den Nordlanden in meinen „Bemerkungen und Ansichten" gewidmet habe, in wenige Worte zusammengedrängt.

Am 17. Juli 1816 liefen wir aus der Bucht von Awatscha aus und hatten am 20. Ansicht von der Beringsinsel, deren westliches Ende sich mit sanften Hügeln und ruhigen Linien zum Meere senkt. Sie erschien uns im schönen Grün der Alpentriften; nur stellenweise lag Schnee.

Von der Beringsinsel richteten wir mit günstigem Winde unsern Kurs nach der Westspitze der St. Laurenzinsel. Wir waren in den dichtesten Nebel gehüllt; er zerteilte sich am 26. auf einen Augenblick; ein Berggipfel ward sichtbar; der Vorhang zog sich

[1] Frederick William Beechey (1796—1856) war zur Unterstützung der Franklinschen Nordpolexpedition ausgesandt. — [2] Insel am Eingang der Beringstraße.

wieder zu. Wir lavierten in der gefährlichen Nähe des nichtgesehenen Landes.

An diesem Tage war die Erscheinung einer Ratte auf dem Verdeck ein besorgniserregendes Ereignis. Ratten sind auf einem Schiffe gar verderbliche Gäste, und ihrer Vermehrung ist nicht zu steuern. Wir hatten bis jetzt keine Ratten auf dem Rurik gehabt; war diese in Kamtschatka an unsern Bord gekommen, konnten auch mehrere schon in den untern Schiffsraum eingedrungen sein. Eine Rattenjagd ward auf dem Verdeck als ein sehr ernstes Geschäft angestellt, und drei Stück wurden erlegt. Es ist von da an keine mehr verspürt worden.

Am 27. steuerten wir auf das Land zu, das uns im heitersten Sonnenschein erschien, sowie wir in seiner Nähe aus der Nebeldecke des Meeres heraustraten. Zwei Boote wurden zu einer Landung ausgerüstet. Indem wir nach dem Ufer ruderten, begegneten wir einer Baidare mit zehn Eingebornen. Wir verkehrten mit ihnen, nicht ohne wechselseitig auf unserer Hut zu sein. „Tabak! Tabak!" war ihr lautes Begehren. Sie erhielten von uns das köstliche Kraut, folgten unsern Booten freundlich, fröhlich, vorsichtig und leisteten uns beim Landen in der Nähe ihrer Zelte hülfreiche Hand. Die hier am Strande aufgerichteten Zelte von Robben- und Walroßhäuten schienen Sommerwohnungen zu sein und die festen Wohnsitze der Menschen hinter dem Vorgebirge im Westen zu liegen. Von daher kam auch eine zweite Baidare herbei. Unser verständiger Aleut, der eine längere Zeit auf der amerikanischen Halbinsel Alaska zugebracht, fand die hiesige Völkerschaft den Sitten und der Sprache nach mit der dortigen verwandt und diente zu einem halben Dolmetscher. Während der Kapitän, der in ein Zelt geladen worden, den Umarmungen und Bestreichungen sowie der Bewirtung der freundlichen tranigen Leute, die er mit Tabak und Messern beschenkte, ausgesetzt blieb, bestieg ich allein und unbefährdet das felsige Hochufer und botanisierte. Selten hat mich eine Herborisation freudiger und wunderlicher angeregt. Es war die heimische Flora, die Flora der Hochalpen unserer Schweiz zunächst der Schneegrenze, mit dem ganzen Reichtum, mit der ganzen Fülle und Pracht ihrer dem Boden angedrückten Zwergpflanzen,

denen sich nur wenige eigentümliche harmonisch und verwandt zugesellten. Ich fand auf der Höhe der Insel unter dem zertrümmerten Gesteine, das den Boden ausmacht, einen Menschenschädel, den ich unter meinen Pflanzen sorgfältig verborgen mitnahm. Ich habe das Glück gehabt, die reiche Schädelsammlung des Berliner anatomischen Museums mit dreien, nicht leicht zu beschaffenden Exemplaren zu beschenken: diesem von der St. Laurenzinsel, einem Aleuten aus einem alten Grabmal auf Unalaschka und einem Eskimo aus den Gräbern der Bucht der Guten Hoffnung in Kotzebues-Sund. Von den dreien war nur der letztere schadhaft. Nur unter kriegerischen Völkern, die, wie die Nukahiwer[1], Menschenschädel ihren Siegestrophäen beizählen, können solche ein Gegenstand des Handels sein. Die mehrsten Menschen, wie auch unsere Nordländer, bestatten ihre Toten und halten die Gräber heilig. Der Reisende und Sammler kann nur durch einen seltenen glücklichen Zufall zu dem Besitze von Schädeln gelangen, die für die Geschichte der Menschenrassen von der höchsten Wichtigkeit sind.

Wir erreichten gegen 2 Uhr nachmittags das Schiff und verbrachten, in den tiefen Nebel wieder untergetaucht, noch den 28. und den Vormittag des 29. in der Nähe der Insel, um deren westliches Ende wir unsern Kurs nahmen. Am Abend des 28. hob sich die Nebeldecke, das Land ward sichtbar, und wir erhielten auf drei Baidaren einen zahlreichen Besuch der Eingebornen, in deren Führer der Kapitän seinen freundlichen Wirt vom vorigen Tage erkannte. Nach vorgegangener Umarmung und Reiben der Nasen aneinander wurden Geschenke und Gegengeschenke gewechselt, und ein lebhafter Tauschhandel begann. In kurzer Zeit waren wir alle und unsere Matrosen reichlich mit Kamlaiken versehen. Die Kamlaika ist das gegen Regen und Übergießen der Wellen schützende Oberkleid dieser Nordländer, ein Hemde mit Haube oder Kapuze, aus der feinen Darmhaut verschiedener Robben und Seetiere verfertigt; die Streifen ring- oder spiralförmig wasserdicht mit einem Faden von Flechsen von Seetieren

[1] Die Einwohner der australischen Insel Nukahiva (zur Washington-Gruppe gehörig); sie sind als besonders rohe Menschenfresser bekannt.

aneinander genäht; die Nähte zuweilen mit Federn von Seevögeln oder anderem verziert. Die gröbste Kamlaika muß für die geübteste Nähterin die Arbeit von mehreren, von vielen Tagen sein, — sie wurden ohne Unterschied für wenige Blätter Tabak, soviel wie etwa ein Raucher in einem Vormittag aufrauchen könnte, freudig hingegeben.

Die sonderbare Sitte des Tabakrauchens, deren Ursprung zweifelhaft bleibt, ist aus Amerika zu uns herübergekommen, wo sie erst seit beiläufig anderthalb Jahrhunderten Anerkennung zu finden beginnt. Von uns verbreitet, ist sie unversehens zu der allgemeinsten Sitte der Menschen geworden. Gegen zwei, die von Brot sich ernähren, könnte man fünf zählen, welche diesem magischen Rauche Trost und Lust des Lebens verdanken. Alle Völker der Welt haben sich gleich begierig erwiesen, diesen Brauch sich anzueignen; die zierlichen, reinlichen Lotophagen der Südsee und die schmutzigen Ichthyophagen[1] des Eismeeres. Wer den ihm einwohnenden Zauber nicht ahnet, möge den Eskimo seinen kleinen steinernen Pfeifenkopf mit dem kostbaren Kraut anfüllen sehen, das er sparsam halb mit Holzspänen vermischt hat; möge sehen, wie er ihn behutsam anzündet, begierig dann mit zugemachten Augen und langem, tiefem Zuge den Rauch in die Lungen einatmet und wieder gegen den Himmel ausbläst, während aller Augen auf ihm haften und der nächste schon die Hand ausstreckt, das Instrument zu empfangen, um auch einen Freudenzug auf gleiche Weise daraus zu schöpfen. Der Tabak ist bei uns hauptsächlich und in manchen Ländern Europas ausschließlich Genuß des gemeinen Volkes. — Ich habe immer nur mit Wehmut sehen können, daß grade der kleine Anteil von Glückseligkeit, welchen die dürftigere Klasse vor den begünstigteren voraus nimmt, mit der drückendsten Steuer belastet werde, und empörend ist es mir vorgekommen, daß, wie zum Beispiel in Frankreich, für das schwer erpreßte Geld die schlechteste Ware geliefert werde, die nur gedacht werden kann.

Wir hatten am 29. Ansicht vom Nordkap der Insel, einer steilen Felsklippe, an welcher sich eine Niederung anschließt,

[1] Lotophagen, hier allgemein: Pflanzenesser; Ichthyophagen: Fischesser.

worauf Jurten[1] der Eingebornen gleich Maulwurfshaufen erschienen, von den Hängeböden umstellt, auf denen, was aus dem Bereich der Hunde gehalten werden soll, verwahrt wird. Es stießen sogleich drei Baidaren vom Lande ab, jegliche mit beiläufig zehn Insulanern bemannt, die, bevor sie an das Schiff heranruderten, religiöse Bräuche vollbrachten. Sie sangen eine Zeitlang eine langsame Melodie; dann opferte einer aus ihrer Mitte einen schwarzen Hund, den er emporhielt, mit einem Messerstich schlachtete und in das Meer warf. Sie näherten sich erst nach dieser feierlichen Handlung, und etliche stiegen auf das Verdeck.

Am 30. erhellte sich das Wetter; wir sahen am Morgen die Kingsinsel; bald darauf das Kap Wales[2], die Gwozdeffsinseln — welche vier vereinzelt stehende Felsensäulen in der Mitte der Straße sind — und selbst die asiatische Küste. Cook hatte nur drei der vorerwähnten Felsen gesehen; der vierte, die Ratmanoffinsel von Kotzebue, ist eine neue Entdeckung von diesem.[3] Wir fuhren durch die Straße, auf der amerikanischen Seite in einer Entfernung von beiläufig drei Meilen vom Ufer, nachmittag gegen die zweite Stunde.

Ich habe hier eine Frage zu beantworten, die in den Gedanken der Wissenschaft den unaufhaltsamen Fortschritt der Zeit und der Geschichte bezeichnet. — Ihr Starren, die ihr die Bewegung leugnet und unterschlagen wollt, seht, ihr selber, ihr schreitet vor. Eröffnet ihr nicht das Herz Europas nach allen Richtungen der Dampfschiffahrt, den Eisenbahnen, den telegraphischen Linien, und verleihet dem sonst kriechenden Gedanken Flügel? Das ist der Geist der Zeit, der, mächtiger als ihr selbst, euch ergreift. — Gauß[4] aus Göttingen zuerst fragte mich im Herbst 1828 zu Berlin, und die Frage ist seither wiederholt an mich gerichtet worden: ob es möglich sein werde oder nicht, die geodätischen Arbeiten und die Triangulierung von der asiatischen

---

[1] Vgl. die ausführliche Beschreibung, die Chamisso unten, S. 122, gibt. — [2] An der amerikanischen Seite der Beringstraße, ebenso die vorhergenannte Kingsinsel. — [3] Ratmanoff, Leutnant auf der Nadeshda, war Kotzebues Vorgesetzter auf seiner ersten Reise. — [4] Der bekannte Mathematiker und Astronom Karl Friedrich Gauß (1777—1855), seit 1807 Professor in Göttingen.

nach der amerikanischen Küste über die Straße hinaus fortzusetzen? Diese Frage muß ich einfach bejahend beantworten. Beide Pfeiler des Wassertores sind hohe Berge, die in Sicht voneinander liegen, steil vom Meer ansteigend auf der asiatischen Seite, und auf der amerikanischen den Fuß von einer angeschlemmten Niederung umsäumt. Auf der asiatischen Seite hat das Meer die größere Tiefe, und der Strom, der von Süden in die Straße mit einer Schnelligkeit von zwei bis drei Knoten hineinsetzt, die größere Gewalt. Wir sahen nur auf der asiatischen Seite häufige Walfische und unzählbare Herden von Walrossen. Die Berghäupter mögen wohl die Nebeldecke überragen, die im Sommer über dem Meere zu ruhen pflegt; aber es wird auch Tage geben, wie der 30. Juli 1816 einer war.

Als die Niederung der amerikanischen Küste sich über unsern Gesichtskreis zu erheben begann, schien ein Zauberer sie mit seinem Stabe berührt zu haben. Stark bewohnt, ist sie von Jurten übersäet, die von Gerüsten und Hängeböden umringt sind, deren Pfeiler, Walfischknochen oder angeschlemmte Baumstämme, die Böden, die sie tragen, überragen. Diese Gerüste nun erschienen zuerst am Horizonte im Spiele der Kimming[1] (Mirage) durch ihr Spiegelbild verlängert und verändert. Wir hatten die Ansicht von einer unzählbaren Flotte, von einem Walde von Masten.

Wir verfolgten jenseit der Straße die Küste nach ONO. in möglichster Nähe des Landes in 5 bis 7 Faden Tiefe. Das Land war bis auf wenige Punkte auf den Höhen des Innern frei von Schnee und begrünt. Wir ließen am Morgen des 31. die Anker vor einem Punkte fallen, wo das niedre Ufer sich außer Sicht verlor, als sei da die Mündung eines Flusses oder der Eingang eines Meerarmes. Wir landeten unserm Ankerplatz gegenüber und befanden uns auf einer schmalen, flachen Insel, die, wie die Barre eines Flusses, einen breiten, durch die Niedrung sich ergießenden Wasserstrom halb absperrte: die Sarytscheffsinsel[2] und die Schischmareffbucht[3] von Kotzebues Karte.

[1] Kimmung, Luftspiegelung. — [2] Nach dem russischen Vizeadmiral Sarytscheff benannt; vgl. oben, S. 54, Anm. 1. — [3] Nach dem Leutnant Schischmareff an Bord des Rurik benannt.

Die Tiefe in der Mitte der breiteren NW.-Einfahrt betrug 8 Faden, und der Strom setzte bei steigender Flut landeinwärts.

Auf der Insel Sarytscheff umringten uns alle Täuschungen der Kimming. Ich sah eine Wasserfläche vor mir, in der sich ein niedriger Hügel spiegelte, welcher sich längs des jenseitigen Ufers hinzog. Ich ging auf dieses Wasser zu; es verschwand vor mir, und ich erreichte trocknen Fußes den Hügel. Wie ich ungefähr den halben Weg dahin zurückgelegt, war ich für Eschscholtz, der da zurückgeblieben war, von wo ich ausgegangen, bis auf den Kopf in die spiegelnde Luftschicht untergetaucht, und er hätte mich, so verkürzt, eher für einen Hund als für einen Menschen angesehen. Weiter vorschreitend dem Hügel zu, tauchte ich mehr und mehr aus derselben Schicht hervor, und ich erschien ihm, verlängert durch mein Spiegelbild, länger und länger, riesig, schmächtig.

Das Phänomen des Mirage zeigt sich übrigens auch auf den weiten Ebenen unserer Torfmoore, zum Beispiel bei Limum[1], wo ich es selbst beobachtet habe. Man sieht es in vertikaler Richtung und kann die Bedingungen, unter welchen es entsteht, an weiten, sonnenbeschienenen Mauerflächen (zum Beispiel an den Ringmauern Berlins außerhalb der Stadt nach Süden und Westen) am bequemsten studieren, wenn man allmählich das Auge bis dicht an die Mauer nähert. — Wenn sich das Land über den Horizont erhebt, wie sich der Seemann auszudrücken pflegt, ist die Linie, die für den Horizont gehalten wird, der näher dem Auge liegende Rand einer von der untern Schicht der Luft gebildeten Spiegelfläche; eine Linie, die wirklich tiefer als der sichtbare Horizont liegt. Ich glaube, daß diese Täuschung in manchen Fällen auf astronomische Beobachtungen Einfluß haben und in dieselben einen Irrtum von fünf und vielleicht mehreren Minuten bringen kann. — So müßte man dann den Mirage nebst der Deviation der Deklination der am Bord beobachteten Magnetnadel zu den Ursachen rechnen, die in den Polargegenden der Genauigkeit der astronomischen Beobach-

[1] Dorf im Regierungsbezirk Potsdam. Chamisso untersuchte das dortige Torfmoor im Sommer 1823.

tungen und Küstenaufnahmen entgegenstehen. Die Deviation (vergleiche Flinders, Roß, Scoresby[1] usw.) war schon zur Zeit unserer Reise zur Sprache gekommen. Ich glaube nicht, daß Herr von Kotzebue in dieser Hinsicht den Mirage oder die Deviation beachtet hat.

Wir waren bei Jurten gelandet, welche die Menschen verlassen hatten. Nur etliche Hunde waren zurückgeblieben. Wir benutzten die Gelegenheit, die festen Winterwohnsitze dieser Menschen kennen zu lernen. Herr von Kotzebue hat I, S. 152 eine dieser Jurten beschrieben. Plan und Aufriß würden belehrender gewesen sein.

Eine Kammer von zehn Fuß ins Gevierte, die Wände sechs Fuß hoch, die Decke gewölbt, im Scheitelpunkt ein mit einer Blase verschlossenes viereckiges Fenster. Das Gebäude von Balken aufgeführt, die nach dem Innern abgeflacht. Der Tür gegenüber eine anderthalb Fuß erhöhte Pritsche als Schlafstelle, das Dritteil des Raumes einnehmend. Längs der Wände verschiedene leiterähnliche Hängeböden zur Aufstellung von Gerätschaften. Die Türe, eine runde Öffnung von anderthalb Fuß Durchmesser, in der Mitte der einen Wand. Maulwurfsgängen ähnliche, mit Holz belegte Stollen, die nur in einigen Teilen zum Aufrechtstehen erhöht sind, ziehen sich zwischen der innern Kammertür und dem äußeren Eingange, der, drei Fuß hoch und viereckig, sich zwischen zwei Erdwällen nach SO. eröffnet. Aus dem Hauptgange führt ein Nebenzweig zu einer Grube, worin der Wintervorrat, fußgroße Speckstücke, verwahrt wird; dabei Siebe mit langem Stiele, um den Speck herauszuholen. Hauptgebäude und Zugänge von außen mit Erde überdeckt.

Während unsers Aufenthaltes auf der Insel fuhr eine Baidare der Eingeborenen unter Segel aus dem Meere zu dem SW.-Eingange in die Bucht und kam uns landeinwärts im

[1] Englische Seefahrer: Matthew Flinders (1774—1814) erforschte hauptsächlich die Süd- und Ostküste Australiens; Sir John Roß (1777—1856) unternahm 1818 und 1829—33 Expeditionen zur Auffindung einer nordwestlichen Durchfahrt; William Scoresby (1789—1857) drang 1806 von Spitzbergen aus bis zu 81° 30′ nördlicher Breite vor.

Osten aus dem Gesichte. Zwei Männer, jeder auf einsitziger Baidare, kamen vom festen Lande, uns zu beobachten, waren aber nicht heranzulocken.

Die einsitzige Baidare ist diesen Völkern, was dem Kosaken sein Pferd ist. Dieses Werkzeug ist eine schmale, lange, nach vorn langzugespitzte Schwimmblase von Robbenhäuten, die auf ein leichtes hölzernes Gerüpp gespannt sind. In der Mitte ist eine runde Öffnung; der Mann sitzt mit ausgestreckten Füßen darin und ragt mit dem Körper daraus hervor. Er ist mit dem Schwimmwerkzeuge durch einen Schlauch von Kamlaikastoff verbunden, der, von gleicher Weite als die Öffnung, dieselbe umsäumt, und den er um den eigenen Leib unter den Armen festschnürt. Sein leichtes Ruder in der Hand, seine Waffen vor sich, das Gleichgewicht wie ein Reiter haltend, fliegt er pfeilschnell über die bewegliche Fläche dahin. — Dieses bei verschiedenen Völkerschaften nur wenig verschieden gestaltete Werkzeug ist aus Reisebeschreibungen und Abbildungen genug bekannt, und es haben sich uns in den Hauptstädten Europas Eskimos damit gezeigt. — Die große Baidare hingegen, das Frauenboot, ist dem schweren Fuhrwerk zu vergleichen, das dem Zuge der Nomaden folgt.

Als wir gegen Abend wieder an das Schiff fuhren, ruderten uns drei Baidaren der Eingebornen nach, jede mit zehn Mann bemannt. Sie banden mit dem einen Boote an, welches zurückgeblieben war, und worauf der Kapitän, der Leutnant Schischmareff und nur vier Matrosen sich befanden. Die Eskimos, welche das Feuergewehr nicht zu kennen schienen, nahmen eine drohende Stellung an, enthielten sich jedoch der Feindseligkeiten und folgten dem Boote bis an das Schiff, auf welches zu kommen sie sich nicht bereden ließen.

Wir folgten der immer niedern Küste in unveränderter Richtung, bis wir am 1. August gegen Mittag uns am Eingang eines weiten Meerbusens befanden. Das Land, dem wir folgten, verlor sich im Osten, und ein hohes Vorgebürge zeigte sich fern im Norden. Der Wind verließ uns; wir warfen die Anker; der Strom setzte stark in die Öffnung hinein. Die Ansicht der Dinge war vielversprechend. Wir konnten am Eingang eines Kanales

sein, der das Land im Norden als eine Insel von dem Kontinente trennte und die fragliche Durchfahrt darböte. Um wenigstens einen Hügel zu besteigen und das Land von einem höheren Standpunkte zu erkunden, ließ Herr von Kotzebue ans Land fahren. Hier, auf dem Kap Espenberg seiner Karte, besuchten uns die Eingebornen in großer Anzahl. Sie zeigten sich, wie es wackern Männern geziemt, zum Kriege gerüstet, aber zum Frieden bereit. Ich glaube, daß es hier war, wo, bevor wir ihrer ansichtig geworden, ich allein und ohne Waffen auf meine eigene Hand botanisierend, unversehens auf einen Trupp von beiläufig 20 Mann stieß. Da sie keinen Grund hatten, gegen mich, den einzelnen, auf ihrer Hut zu sein, nahten wir uns gleich als Freunde. Ich hatte als hier gültige Münze dreikantige Nadeln mit, wie man sie in Kopenhagen, dem Bedürfnisse dieses selben Menschenstammes angemessen, für den Handel mit Grönland vorfindet. — Das Öhr ist eine unnütze Zugabe; zum Gebrauche wird es abgebrochen und der Faden von Tierflechse an den Stahl angeklebt. — Ich zog meine Nadelbüchse heraus und beschenkte die Fremden, die sich in einen Halbkreis stellten, vom rechten Flügel anfangend, der Reihe nach jeden mit zwei Nadeln. Eine wertvolle Gabe. Ich bemerkte stillschweigend, daß einer der ersten, nachdem er das ihm Zugedachte empfangen, weiter unten in das Glied trat, wo ihm die andern Platz machten. Wie ich an ihn zum zweiten Male kam und er mir zum zweiten Male die Hand entgegenstreckte, gab ich ihm darein anstatt der erwarteten Nadeln unerwartet und aus aller Kraft einen recht schallenden Klaps. Ich hatte mich nicht verrechnet: alles lachte mit mir auf das lärmendste; und wann man zusammen gelacht hat, kann man getrost Hand in Hand gehen.

Mehrere Baidaren folgten uns an das Schiff, und da ward gehandelt und gescherzt. Den Handel scheinen sie wohl zu verstehen. Sie erhielten von uns Tabak und minder geschätzte Kleinigkeiten, Messer, Spiegel usw.; aber lange Messer, welche sie für ihre kostbaren Pelzwerke haben wollten, hatten wir ihnen nicht anzubieten. Wir erhandelten von ihnen elfenbeinerne Arbeiten, Tier- und Menschengestalten, verschiedene Werkzeuge, Zieraten usw.

Der Wind erhob sich gegen Abend aus Süden, und wir segelten nach Osten in die Straße hinein. Am Morgen des 2. hatten wir noch im Norden hohes Land, im Süden eine niedrige Küste und vor uns im Osten ein offenes Meer. Erst am Abend stiegen einzelne Landpunkte am Horizont herauf und vereinigten sich und zogen eine Kette zwischen beiden Küsten. Nur eine Stelle schien der Hoffnung noch Raum zu geben. Das Wetter ward uns ungünstig; wir fuhren erst am 3. August durch einen Kanal zwischen einem schmalen Vorgebürge des Landes im Norden und einer Insel und warfen an gesicherter Stelle die Anker. Die Ufer um uns waren Urgebürge; die Aussicht nur im Norden noch frei. Diese Stelle zu untersuchen, ward am 4. eine Exkursion mit Barkasse und Baidare unternommen, und bald schloß sich um uns eine Bucht, die nach Norden und Osten in angeschlemmtes Land eindringt; die Ufer abstürzig von beiläufig 80 Fuß Höhe, die Rücken sanft wellenfaltig zu einer unabsehbaren nackten, torfbenarbten Ebene sich dehnend. Wir bivouakierten die Nacht unter der Baidare und kehrten am 5. bei ungünstigem Wetter zu dem Schiffe zurück. Die Hoffnung blieb noch, die Mündung eines Flusses zu entdecken. Am 7. ward eine zweite Exkursion nach der Bucht im Norden unternommen; am 8. schlug uns ein Sturm nach unserm Bivouak wieder zurück. An diesem Tage entdeckte Eschscholtz, der, während wir anderen weiterzudringen versuchten, westwärts längs des Ufers dem Urgebürge und dem Ankerplatze zu zurückging, die sogenannten Eisberge, denen die mit dem Norden und dem Reisen im Norden nicht Vertrauten fast zu viel Aufmerksamkeit geschenkt zu haben scheinen. Ich habe Beechey[1] über dieses Eisufer sorgfältig gelesen und geprüft und kann doch nicht anders, als einfach bei der Ansicht beharren, die ich in meinen „Bemerkungen und Ansichten" ausgesprochen habe. Entweder war in den Jahren von 1816 bis 1826 die Zerstörung des Eisklintes[2] schnell fortgeschritten und hatte die Grenze von der Eisformation und dem Sande erreicht, oder ihre Wirkung hatte die Verhältnisse, die uns noch deutlich

[1] Vgl. oben, S. 115, Anm. 1; Beechey schrieb über seine Reise das Buch: „Narrative of a voyage to the Pacific and Behring's Strait" (1831, 2 Bde.). — [2] Fels, Klippe.

waren, bemäntelt. Die ruhige Lagerung in wagerechten Schichten, die an der Eiswand deutlich zu erkennen war, läßt meines Erachtens die Vorstellung von Beechey nicht aufkommen. — Die Zeugnisse scheinen mir darüber übereinstimmend*, daß in Asien und Amerika unter hohen Breiten das angeschlemmte Land nirgends im Sommer auftaut; daß, wo es untersucht worden, dasselbe bis zu einer großen Tiefe fest gefroren befunden worden ist, und daß stellenweise das Eis, oft Überreste urweltlicher Tiere führend, als Gebürgsart und als ein Glied der angeschlemmten Formation vorkommt, mit vegetabilischer Erde überdeckt und gleich anderem Grunde begrünt. (Ausfluß der Lena und des Mackenzie River, Kotzebue-Sund.) Wo aber die Erde den alten Kern zutage zeigt, da mögen andere Temperaturverhältnisse stattfinden und unter gleichen Breiten mit der Eisformation Quellen anzutreffen sein.

Ich zweifle nicht, daß die Mammutzähne, die wir hier sammelten, aus dem Eise herrühren; die Wahrheit ist aber, daß die, welche uns in die Hände fielen, bereits von den Eingeborenen, auf deren Landungs- und Bivouakplatze wir selber bivouakierten, aufgelesen, geprüft und verworfen worden waren. Ist es aber das Eis, welches die Überbleibsel urzeitlicher Tiere führt, so möchte es älteren Ursprungs sein als der Sand, in dem ich nur Renntiergeweihe und häufiges Treibholz angetroffen habe, dem völlig gleich, das noch jetzt an den Strand ausgeworfen wird. Daß dieses Eisufer sich zwischen dem Urgebürge und dem Sande erstreckt, ist auch nicht zu übersehen.

Ich hatte mehrere Bruchstücke fossilen Elfenbeines gesammelt und sorgfältig beiseite gelegt: — damit wurde in der Nacht das Bivouakfeuer unterhalten. Ich mußte froh sein, nachträglich noch den Hauer, den Molarzahn und das Bruchstück zu finden, die ich dem Berliner mineralogischen Museum verehrt habe. Schildwacht habe ich dabei stehen und selber die Last bis in das Boot tragen müssen. Jede Hülfe und selbst ein schützendes Wort wurde mir verweigert. Der Hauzahn, der mir einerseits zu dick und

* Ich bitte hier zu vergleichen, was ich in der „Linnaea", 1829, T. IV, p. 58 und folg. gesagt habe, und die p. 61 angeführten Auctoritäten.

andererseits zu wenig gekrümmt schien, um dem Mammut anzugehören, ist doch von Cuvier[1] in seinem großen Werke auf meine Zeichnung und Beschreibung hin dieser Art zugeschrieben worden.

Die Bucht, worin wir waren, erhielt den Namen Eschscholtz; die Insel, in deren Schutz der Rurik vor Anker lag, den meinen. (Sie ist in meinen „Bemerkungen und Ansichten" ungenannt.)[2] Sowohl auf der sandigen Landzunge, auf welcher wir bivouakierten, als auf der urfelsigen Insel war die Variation der Magnetnadel durchaus unregelmäßig.

Auf Exkursionen wie diese hatte meine Sekundenuhr von Schunigk zu Berlin die Ehre, Chronometerdienst zu tun; selbst ihrer nicht bedürftig, hatte ich sie dem Kapitän zum Gebrauch ganz überlassen. Nach zweitägigem Bivouak, wobei uns das englische Patentfleisch (frisches Fleisch und Brühe in Blechkasten eingefüllt, die ohne leeren Raum zugelötet sind) sehr guten Dienst geleistet hatte, kehrten wir am dritten Tage, am 9. August morgens, zu dem Schiffe zurück. Während unserer Abwesenheit hatten uns die Eingeborenen auf zwei Baidaren einen Besuch zugedacht, der aber nach dem Befehl des Kapitäns nicht angenommen worden war. Der Hintergrund von Kotzebues-Sund ist unbewohnt, und man findet an dessen Ufern nur Landungs- und Bivouakplätze der Eingeborenen. Ein solcher findet sich zum Beispiel auf der Chamissos-Insel und ein anderer bei den Eisbergen der Eschscholtz-Bucht; diesen besuchen sie vielleicht hauptsächlich nur, um Elfenbein zu sammeln.

Es regnete am 10. August; nachmittags klärte sich das Wetter auf, und wir gingen unter Segel. Es blieb uns ein Teil der südlichen Küste zu untersuchen. Wir warfen die Anker, als

[1] Der berühmte Naturforscher Baron Georges de Cuvier (1769—1832) veröffentlichte „Recherches sur les ossements fossiles" (zuerst 1812; 4. Aufl. 1835). — [2] Kotzebue sagt in seiner Reisebeschreibung: „Das Land, welches uns im Hineinsegeln rechts lag, war eine Insel von 7 Meilen im Umfange. Im Norden lag zwar offenes Meer vor uns, aber meine Hoffnung, weit dahin vorzudringen, verringerte sich, als das zum Sondieren ausgeschickte Boot nirgend über 5—6 Faden Tiefe fand. Ich beschloß heute meine Mannschaft ausruhen zu lassen, um morgen mit frischen Kräften eine Untersuchung der Straße oder Bucht zu unternehmen; und während dazu die Anstalten getroffen wurden, machten wir eine Spazierfahrt nach der Insel, die ich nach unserm Naturforscher Chamisso benannte."

es dunkelte, und wurden von Eingeborenen besucht. Wir nahten uns am 11. einem hohen Vorgebürge — das Kap „Betrug" der Karte[1] —, von welchem aus etliche Baidaren an uns ruderten. Zwischen diesem Vorgebürge und dem nördlich von ihm liegenden Kap Espenberg[2] fand sich die niedrige Küste von einer weiten Bucht ausgerandet. Die Tiefe des Wassers nahm ab; wir warfen die Anker und trafen sogleich Anstalten, ans Land zu fahren. Dort ließ sich die Mündung eines Flusses erwarten. — Es war schon spät am Nachmittag; ein dichter Nebel überfiel uns und zwang uns, an das Schiff zurückzukehren. Wir bewerkstelligten am 12. früh die beabsichtigte Landung, aber die stark abnehmende Tiefe des Wassers erlaubte uns nur auf einem sehr entfernten Punkte, beiläufig sechs Meilen vom Schiffe, anzufahren. Ein Kanal, der sich durch die Niederung schlängelt, ins Meer mündet, und in welchen der Strom landeinwärts hineinzusetzen scheint, beschäftigte den Kapitän. Ich fand ihn, wie ich von einer botanischen Exkursion zurückkehrte, mit einem Eingeborenen, von dem er einige Auskunft über die Richtung und Beschaffenheit jenes Stromes zu erhalten sich bemühte. Dieser Mann, der mit seiner Familie allein sein Zelt hier aufgeschlagen hatte, war mit seinem Knaben, kampffertig, den Pfeil auf dem Bogen, dem Kapitän entgegengetreten, als sich dieser mit vier Mann Begleitung gezeigt. Er hatte sich entschlossen, mutig und klug benommen, wie einem tapfern Mann gegen Fremde geziemt, die ihm an Kraft überlegen sind, und deren Gesinnung er verdächtigen muß. Der Kapitän, indem er seine Begleiter entfernte und allein ohne Waffen auf ihn zuging, hatte den Mann beschwichtigt, und Geschenke hatten den Frieden besiegelt. Der Eskimo hatte ihn gastlich unter seinem Zelte aufgenommen, wo er sein Weib und zwei Kinder hatte; doch schien ihm nicht heimlich bei den zudringlichen Fremden zu werden. Ich maßte mir auch hier mein altes Dolmetscheramt an; ich stellte mich pantomimisch, als ruderte ich den Strom landeinwärts, und fragte den Freund

[1] Kotzebue berichtet: „Wir näherten uns bald einem Vorgebirge, das mir den Eingang in eine Bai zu bilden schien; da ich aber beim Umschiffen meinen Irrtum einsah, nannte ich es „Kap Betrug". — [2] Espenberg war der Name des Schiffsarztes auf Kotzebues erster Reise um die Welt.

mit Blick und Hand: wohin? und wann? Er faßte sogleich die Frage und beantwortete sie sehr verständig: — Während neun Sonnen rudern, während neun Nächte schlafen, Land zur Rechten, Land zur Linken; — dann freier Horizont, freies Meer, kein Land in Sicht. — Ein Blick auf die Karte berechtigt zu der Vermutung, daß dieser Kanal, mit dem sich der Strom der Schischmareff-Bucht vereinigen mag, nach dem Norton-Sound führen kann.

Sobald es unserm Freunde gelang, von uns abzukommen, brach er sein Zelt ab und zog mit seiner Familie an das entgegengesetzte Ufer. Wir aber richteten uns für die Nacht ein, am Fuß eines Hügels zu bivouakieren, der mit Grabmälern der Eingeborenen gekrönt war. Die Toten liegen über der Erde, mit Treibholz überdeckt und vor den Raubtieren geschützt; etliche Pfosten ragen umher, an denen Ruder und andere Zeichen hangen. Unsere habsüchtige Neugierde hat diese Grabmäler durchwühlt; die Schädel sind daraus entwendet worden. Was der Naturforscher sammelte, wollte der Maler, wollte jeder auch für sich sammeln. Alle Gerätschaften, welche die Hinterbliebenen ihren Toten mitgegeben, sind gesucht und aufgelesen worden; endlich sind unsere Matrosen, um das Feuer unseres Bivouak zu unterhalten, dahin nach Holz gegangen und haben die Monumente zerstört. — Es wurde zu spät bemerkt, was besser unterblieben wäre. Ich klage uns darob nicht an; wahrlich, wir waren alle des menschenfreundlichsten Sinnes, und ich glaube nicht, daß Europäer sich gegen fremde Völker, gegen „Wilde" (Herr von Kotzebue nennt auch die Eskimos „Wilde") musterhafter betragen können, als wir allerorten getan; namentlich unsere Matrosen verdienen in vollem Maße das Lob, das ihnen der Kapitän auch gibt. — Aber hätte dieses Volk um die geschändeten Gräber seiner Toten zu den Waffen gegriffen: wer mochte da die Schuld des vergossenen Blutes tragen?

Die Ankunft einer zahlreichen Schar Amerikaner, die von der Gegend des Kap Betruges auf acht Baidaren anlangten und ihr Bivouak uns gegenüber aufschlugen, beunruhigte uns während der Nacht. Ihre Übermacht gebot Vorsicht; wir hatten Wachen ausgestellt und die Gewehre geladen. Wir nahmen gegen sie

die Stellung an, in der sich kurz zuvor einer von ihnen gegen uns gezeigt hatte. Einem lästigen Besuch auszuweichen, ließ der Kapitän noch bei Nacht das Bivouak abbrechen und zu den Rudern greifen. Aber es war die Zeit der Ebbe, und das Meer brandete über Untiefen, die wir bei hoher Flut nicht bemerkt hatten. Der Kapitän scheint unsere Lage für sehr mißlich gehalten zu haben; „ich sah keinen Ausweg, dem Tode zu entrinnen", das sind seine Worte. Ich war freilich auf der Baidare, die nur geringerer Gefahr ausgesetzt gewesen sein mag. Indes setzte der anbrechende Tag unserer Verlegenheit ein Ziel, und wir erreichten, nicht ohne große Anstrengung von seiten der Matrosen, wohlbehalten das Schiff.

Wir lichteten am 13. August die Anker, nachdem wir noch den Besuch von zwei Baidaren der Eingebornen empfangen. Wir näherten uns dem hohen Vorgebirge, das auf der Nordseite den Eingang des Sundes begrenzt. Eine wohlbewohnte Niederung liegt vor dem Hochlande und vereinigt die Bergmassen, die von der See her als Inseln erscheinen mögen.

Der Hauptzweck unserer Sommerkampagne war befriedigend erreicht, und wir setzten hier unsern Entdeckungen ein Ziel. In die Nebel wieder eintauchend, durchkreuzten wir das nördlich der Straße belegene Meerbecken zu der asiatischen Küste hinüber, längs welcher wir hinausfahren wollten, um dann in die St. Laurenzbucht im Lande der Tschuktschi einzulaufen. Wir hätten vielleicht die Zeit, die wir in der St. Laurenzbucht verbracht, auf eine Rekognoszierung nach Norden anwenden können und sollen, welche Rekognoszierung bei günstigen Umständen erfolgreicher ausfallen konnte, als bei ungünstigern die beabsichtigte zweite Kampagne.

Der Südwind blies fortwährend und verzögerte unsere Fahrt; die Tiefe des Wassers nahm zu, die Temperatur nahm ab, und auch das Meer ward in der Nähe der winterlichen asiatischen Küste kälter gefunden. Wir lavierten in der Nacht vom 18. zum 19. gegen Wind und Strom, um zwischen dem Ostkap und der Insel Ratmanoff durch die Straße zu kommen; und am Morgen, als wir die Höhe der St. Laurenzbucht erreicht zu haben meinten, waren wir noch am Ostkap und nicht vor-

geschritten (30 Faden ist die größte Wassertiefe, die auf der Karte verzeichnet ist). Da ein Lichtblick durch die Nebel uns das Vorgebirge erblicken ließ, steuerten wir dahin, warfen gegen Mittag die Anker in dessen Nähe und fuhren sogleich in zwei Booten an das Land. Die Tschuktschi empfingen uns am Strande wie einen Staatsbesuch, freundschaftlich, aber mit einer Feierlichkeit, die uns alle Freiheit raubte. Sie ließen uns auf ausgebreitete Felle sitzen, aber luden uns in ihre Wohnungen nicht ein, die weiter zurück auf dem Hügel waren. Nach empfangenen Geschenken folgten uns ihrer etliche, und darunter die zwei Vornehmern, an das Schiff. Diese, bevor sie an Bord stiegen, schenkten dem Kapitän jeder einen Fuchspelz und kamen dann furchtlos mit ihrem Gefolge herauf. Herr von Kotzebue, der sie in seine Kajüte zog, wo ein großer Spiegel sich befand, bemerkt bei dieser Gelegenheit, „daß die nordischen Völker den Spiegel fürchten, die südlichen hingegen sich mit Wohlgefallen darin betrachten".

Wir benutzten einen Hauch des NO., der sich am Nachmittag spüren ließ, um sogleich unter Segel zu gehen. Walrosse, die wir am vorigen Tage einzeln gesehen, bedeckten, wie wir das Ostkap umfuhren, in unzählbaren Herden das Meer und erfüllten die Luft mit ihrem Gebrüll; zahlreiche Walfische spielten umher und spritzten hohe Wasserstrahlen in die Höhe. Wir steuerten bei Regen und Nebel nach der St. Laurenzbucht. Am 20. mittags, als wir eben vor dem Eingange derselben waren, klärte das Wetter sich auf, und wir ließen um 3 Uhr die Anker hinter der kleinen sandigen Insel fallen, die den Hafen bildet.

Vom nächsten Ufer, auf welchem die Zelte der Tschuktschi den Rücken eines Hügels einnahmen, stießen zwei Baidaren ab, in deren jeder zehn Mann saßen. Sie näherten sich uns mit Gesang, hielten sich aber in einigem Abstande vom Schiffe, bis sie herbeigerufen wurden und dann ohne Furcht das Verdeck bestiegen. Wir trafen Anstalt, selber ans Land zu fahren, und unsere Gäste, mit unserer Freigebigkeit zufrieden, folgten uns. Sie ruderten auf ihren leichten Fahrzeugen viel schneller als unsere Boote und belustigten sich, unsere Matrosen vergeblich mit ihnen wetteifern zu sehen.

Moorgrund und Schneefelder in der Tiefe; wenige seltene Pflanzen, die den alpinischen Charakter im höchsten Maße tragen. Die Hügel und Abhänge zertrümmertes Gestein, worüber Felsenwände und Zinnen sich nackt und kahl erheben, schneebedeckt, wo nur der Schnee liegen kann. — Starres Winterland.

Es waren zwölf der Zelte von Tierhäuten, groß und geräumig, wie wir noch keine gesehen. Ein alter Mann hatte Auctorität über die Völkerschaft. Er empfing aufs ehrenvollste den Gast, dessen Erscheinung ihm jedoch bedrohlich scheinen mochte. Die Tschuktschi sind in ihren Bergen ein unabhängiges Volk und nicht geknechtet. Sie anerkennen die Oberherrschaft Rußlands nur insofern, daß sie den Tribut auf den Marktplätzen bezahlen, wo sie zu wechselseitigem Vorteil mit den Russen handeln. Einer der aus Kamtschatka mitgenommenen Matrosen, der etwas Kariakisch[1] sprach, machte sich hier notdürftig verständlich. Der Kapitän teilte Geschenke aus und weigerte sich, welche anzunehmen, was diesen Leuten seltsam bedünkte. Er wollte nur frisch Wasser und — etliche Renntiere. Renntiere wurden versprochen, aber sie aus dem Innern zu holen, würde ein paar Tage Zeit kosten. Man schied zufrieden auseinander.

Ich kann einen Zug nicht unterschlagen, der mir zu dem Bilde dieser Nordländer bezeichnend zu gehören scheint und aus dem namentlich der Gegensatz hervorgeht, in welchem sie zu den anmutsvollen Polynesiern stehen. Einer der Wortführer bei der vorerwähnten wichtigen Konferenz, während er vor dem Kapitän stehend mit ihm sprach, spreizte, unbeschadet der Ehrfurcht, die Beine auseinander und schlug unter seiner Parka[2] sein Wasser ab.

Alle Anstalten waren getroffen, um am andern Tage eine Fahrt in Booten nach dem Hintergrunde der Bucht zu unternehmen. Das Wetter war am 21. ungünstig, und die Partie ward ausgesetzt. Die Tschuktschi aus Nuniago[3] in der Metschigmenskischen Bucht[4] (wo einst Cook gelandet) kamen auf sechs

[1] Die Mundart der Koräken, der Bewohner des nördlichen Kamtschatka. — [2] Ein Kleidungsstück der Eskimos. — [3] Heute meist Nunivak, Insel im Beringmeer unter dem 60. Grad nördlicher Breite; zu Alaska gehörig. — [4] Meerbusen südlich vom Ostkap; er mündet in die Beringstraße.

Baidaren, uns zu besuchen. Sie ruderten singend um das Schiff, an dessen Bord sie dann zutraulich stiegen. Sie stifteten Freundschaft mit den Matrosen, und ein Glas Branntwein erhöhte ihre Fröhlichkeit. Sie bezogen Bivouak am Strande, wo wir sie am Nachmittag besuchten und ihren Tänzen zusahen, die für uns wenig Reiz hatten.

Wir vollführten am 22. und 23. August mit Barkasse und Baidare die beabsichtigte Exkursion, deren Ergebnis in die Karte von Herrn von Kotzebue niedergelegt ist.[1] Das Innere der Bucht ist unbewohnt. Am Ufer, wo wir am ersten Tage Mittagsrast hielten, erhielten wir etliche Wasservögel und zwei frisch getötete Robben von tschuktschischen Jägern, die anfangs die Flucht vor uns ergreifen wollten, aber durch unsere Geschenke uns zu Freunden wurden. Die Vögel versorgten unsern Tisch; die Robben ließen wir liegen, um sie am andern Tage an Bord zu nehmen. Da sie aber während der Nacht, wahrscheinlich von Füchsen, angefressen worden, verschmähten wir sie ganz. Im Hintergrunde der Bucht, wo wir unser Bivouak aufschlugen, hatte sich die Ansicht des Landes und der Vegetation nicht verändert. Die Weiden erhoben sich kaum etliche Zoll über den Boden. Die Felsen um uns waren von weißem, krystallinischem Marmor. Es fror Eis während der Nacht.

Gegen Mittag am Schiff angelangt, ward uns die Nachricht, daß unsere Renntiere angekommen. Wir fuhren ans Land, sie in Empfang zu nehmen. Etliche waren geschlachtet, die andern ließen wir vor unsern Augen schlachten. Das Rennfleisch[2] ist wirklich eine ganz vorzügliche Speise; aber wie köstlich schmeckt es nicht, wenn man eine lange Zeit hindurch zur Abwechslung vom alten Salzfleisch nur tranige Wasservögel oder ähnliches gekostet hat! Ich vergaß unsere Robben, die des Bisses eines Fuchses halber verworfen zu haben mir eine vorurteilsvolle sträfliche Verschwendung geschienen hatte. Die Tschuktschi zerlegten in diesen Tagen einen Walfisch auf der sandigen Insel; sie boten uns Speckstücke an, aber wir begnügten uns mit unserm Rennfleische.

[1] Nämlich die Entdeckung der Inseln Chramtschenko und Petroff in der St. Lorenz-Bai. — [2] Zum Ausdruck „Renn" vgl. Bd. I, S. 308, Anm. 2.

Am Abend besuchten uns noch neue Ankömmlinge. Auf einer der Baidaren befand sich ein Knabe, dessen possenhaftes Mienenspiel mit etlichen Tabaksblättern belohnt wurde. Ermutigt durch den Erfolg, war er an Affenstreichen unerschöpflich, die er mit ursprünglicher Lustigkeit aufzuführen nicht ermüdete, immer neuen Lohn begehrend und einerntend. Das Lachen ist auch unter diesem Himmel, wie Rabelais treffend sagt, das Eigentümliche des Menschen, wenn nämlich der Mensch noch unabhängig seiner angebornen Freiheit sich erfreut. Wir werden bald auf Unalaschka[1] die nächsten Verwandten dieser fröhlichen Nordländer antreffen, die das Lachen gänzlich verlernt haben. Ich habe sehr verschiedene Zustände der Gesellschaft kennen gelernt und unter verschiedenen Gestaltungen derselben gelebt; ich habe Nachbarvölker gleiches Stammes gesehen, von denen diese frei und jene hörig genannt werden konnten: ich habe nimmer den Despotismus zu loben einen Grund gefunden. Freilich bedingt ein Freibrief, ein Blatt Papier, noch nicht allein die Freiheit und ihren Preis, und das Schwierigste, was ich weiß, ist der Übergang von der anerzogenen Hörigkeit zu dem Genuß der Selbständigkeit und Freiheit.

Wir wollten am 25. August unter Segel gehen: ungünstige Winde, Windstillen und Stürme hielten uns bis zum 29. im Hafen. Es ereignete sich am 28., daß einer der hier bivouakierenden Fremden Gewalt gegen einen unserer Matrosen brauchte und ihm mit gezücktem Messer eine Schere entriß. Einer der ansässigen Tschuktschi sprang schnell hinzu und ergriff den Täter, den, als die Sache zur Sprache kam, sein Chef bereits bestraft hatte. Er wurde dem Kapitän gezeigt, wie er büßend in engem Kreise unablässig in gleicher Richtung gleich einem Manegepferd laufen mußte; und der Vorfall hatte keine anderen Folgen, als uns zu zeigen, daß unter diesem Volke eine gute Polizei gehandhabt werde.

Wir liefen am 29. August 1816 frühmorgens aus der St. Laurenzbucht aus und erduldeten am selben Abend einen sehr heftigen Sturm. Wir richteten unsern Lauf nach der Ostseite

[1] Insel der Aleutengruppe.

der St. Laurenzinsel, die der Kapitän aufnehmen wollte. Die Nebel vereitelten seine Absicht, und wir segelten am 31. vorüber, ohne Ansicht vom Lande zu haben. Untiefen machen die Fahrt auf der amerikanischen Seite dieses Meerbeckens gefährlich. — Wir steuerten nun nach Unalaschka. Am 2. September hatten wir den in diesen Meerstrichen seltenen Anblick der aufgehenden Sonne. Am 3. kam ein kleiner Landvogel (eine Fringilla[1]) auf das Schiff, und ein Wasservogel (ein Colymbus[2]) lieferte sich uns in die Hände und ließ sich greifen. Nachmittags ward vom Mastkorb die Insel St. Paul[3] fern im Westen gesehen, und wir fuhren am Morgen des 4. an St. George[3] vorüber, die uns ebenfalls im Westen blieb. Uns erfreute unerwartet an diesem Tage der Anblick eines Schiffes. Wir holten es ein und sprachen mit ihm. Es war ein Scunner der russisch-amerikanischen Kompanie, der Pelzwerke von St. Paul und St. George geholt hatte und nach Sitcha[4] bestimmt war. Wir machten den Weg zusammen nach Unalaschka. Die Nacht war stürmisch und dunkel, und dabei leuchtete das Meer, wie ich es kaum schöner zwischen den Wendezirkeln gesehen. An den vom Kamm der Wellen bespritzten Segeln hafteten die Lichtfunken. Am Morgen des 5. waren wir in Nebel gehüllt und das andere Schiff nicht mehr zu sehen. Wir wußten uns in der Nähe des Landes und konnten es nicht sehen und konnten uns auf unsere Schiffrechnung nicht verlassen. Nachmittags wallte der Schleier auf einen Augenblick auf; wir sahen ein hohes Land, und sogleich war es wieder verschwunden. Wir lavierten die Nacht hindurch.

Am Morgen des 6. September hatten wir ein herrliches Schauspiel. Ein dunkler Himmel überhing das Meer, die hohen zerrissenen, schneebedeckten Zinnen von Unalaschka prangten, von der Sonne beschienen, in roter Glut. Wir mußten den ganzen Tag im Angesichte des Landes gegen den widrigen Wind ankämpfen. Unendliche Flüge von Wasservögeln, die niedrig über dem Wasserspiegel schwebten, glichen von fern niedrigen

[1] Vgl. oben, S. 106, Anm. 1. — [2] Colymbidae, Seetaucher, zur Gattung der Schwimmvögel gehörig. — [3] Zwei Inseln der Pribylowgruppe, zu Alaska gehörig. — [4] Sitka, Stadt auf der Westküste der zum Alexander-Archipel gehörigen Insel Baranow im Territorium Alaska.

schwimmenden Inseln. Zahlreiche Walfische spielten um unser Schiff und spritzten in allen Richtungen des Gesichtskreises hohe Wasserstrahlen in die Luft.

Diese Walfische rufen mir ins Gedächtnis, was ich einst von einem genialen Naturforscher ins Gespräch werfen hörte. Der nächste Schritt, der getan werden muß, der viel näher liegt und viel weiter führen wird als die Dampfmaschine mit dem Dampfschiffe, diesem ersten warmblütigen Tiere, das aus den Händen der Menschen hervorgegangen ist, — der nächste Schritt ist, den Walfisch zu zähmen. Worin liegt denn die Aufgabe? Ihn das Untertauchen verlernen zu lassen? Habt ihr je einen Flug wilder Gänse ziehen sehen; und ein altes Weib gesehen, mit einer Gerte in der zitternden Hand ein halb Tausend dieser Hochsegler der Lüfte auf einem Brachfeld treiben und regieren? Ihr habt es gesehen und euch über das Wunder nicht entsetzt; was stutzt ihr denn bei dem Vorschlag, den Walfisch zu zähmen? Erziehet Junge in einem Fjord, ziehet ihnen einen von Schwimmblasen getragenen Stachelgurt unter die Brustflossen, stellt Versuche an! Wahrlich, beide Meere zu vereinigen und die Entfernung zwischen Archangel und St. Peter und Paul auf acht bis vierzehn Tage Zeit zu verringern, ist wohl des Versuchens wert. — Ob übrigens der Walfisch ziehen oder tragen soll, ob und wie man ihn anspannt oder belastet, wie man ihn zäumt oder sonst regiert, und wer der Kornak[1] des Wasserelefanten sein soll, das alles findet sich von selbst.

Am 7. September 1816 brachte uns ein günstiger, aber schwacher Wind in den Eingang der Bucht, woselbst er uns zwischen den hohen Bergen der Insel plötzlich gebrach, so daß wir uns in einer ziemlich hülflosen Lage befanden, da dort kein Anker den Grund findet. Aber der Agent der Kompanie, Herr Kriukoff, kam uns mit fünf zwanzigruderigen Baidaren entgegen und bugsierte uns in den Hafen. Wir ließen um 1 Uhr die Anker vor Illiuliuk, der Hauptansiedelung, fallen. Das Dampfbad war vorsorglich für uns geheizt.

Herr Kriukoff, verpflichtet durch den Befehl der Direktoren

[1] Kornak bezeichnet eigentlich den Elefantenführer.

der Kompanie in St. Petersburg, die Forderungen des Herrn von Kotzebue zu erfüllen, war in allem gegen ihn von einer unterwürfigen Zuvorkommenheit. Von den wenigen Rindern, die auf der Insel sind, wurde sogleich eines für uns geschlachtet, und unsere Mannschaft ward mit frischem Fleische, Kartoffeln und Rüben versorgt, dem einzigen Gemüse, das hier gebaut wird.

Die Forderungen des Herrn von Kotzebue bestanden in folgendem: eine Baidare von 24 Rudern, zwei einsitzige und zwei dreisitzige Baidaren verfertigen zu lassen; fünfzehn gesunde, starke Aleuten mit ihrer ganzen Ammunition[1] für das nächste Frühjahr bereit zu halten; Kamlaikas[2] von Seelöwenhälsen für die sämtliche Mannschaft bis zu derselben Zeit zu beschaffen und sogleich einen Boten nach Kodiak abzufertigen, um dort durch den Agenten der amerikanischen Kompanie einen Dolmetscher zu erhalten, der die an der nördlicheren Küste Amerikas gesprochene Sprache verstünde und übersetzen könnte. Die gefahrvolle Sendung zu übernehmen, fanden sich drei entschlossene Aleuten bereit.

Die dreisitzige Baidare ist nach dem Muster der einsitzigen gebaut, nur verhältnismäßig länger und mit drei Sitzlöchern versehen. Darin läßt sich ein Europäer, der in Aleutentracht mit Kamlaika und Augenschirm (gegen das Bespritzen der Wellen) den mittleren Sitz einnimmt, von zwei Aleuten fahren. Ich selber habe mich an einem schönen Sonntagsmorgen im Hafen von Portsmouth zur unendlichen Lust der Engländer auf die Weise in einer solchen Baidare fahren lassen.

Am 8. September morgens lief der Tschirik, der Scunner, den wir zur See gesehen, in den Hafen ein. Ein Preuße aus der Gegend von Danzig, Herr Binzemann, war Kapitän desselben.

Ein Preuße, der Kapitän eines zwischen Unalaschka und Sitcha fahrenden Scunners der russisch-amerikanischen Kompanie geworden ist, hat in der weiten Welt wohl manches erduldet und erlebt, wovon einer nichts träumt, der in seinem

[1] Ausrüstung (nach franz. amunitionner, d. h. mit Munition versehen, gebildet). — Vgl. oben, S. 117, Z. 30 ff.

Leben nicht weiter gekommen, als etwa von den unteren Bänken der Schule bis auf das Katheder. Herr Binzemann hatte nur ein Bein; das andere war ihm auf einem Schiffe, das er kommandierte, durch das Platzen einer Kanone zerschmettert worden. Er, der als Kapitän auch Schiffsarzt an seinem Borde war, ließ sich das nur noch an einigem Fleische hängende Glied von einem Matrosen mit dem Messer abkappen und verband sich dann den Stummel mit einem Pflaster von — spanischen Fliegen!! Diese improvisierte Kurmethode eines ohne Unterbindung der Arterien amputierten Gliedes ward durch den besten Erfolg gekrönt, und die Heilung ließ nichts zu wünschen übrig. Ich habe diese Geschichte hier aufzuzeichnen mich nicht erwehren können, weil dieselbe nebst den Berichten, die uns Mariner[1] von den chirurgischen Operationen der Tonga-Insulaner mitteilt, die Ehrfurcht, die ich für die Chirurgie, als den sehenden Teil der Heilkunde, von jeher gehegt, zu erschüttern beigetragen hat.

Es ist uns ein längerer Aufenthalt auf dieser traurigen Insel verhängt. Nach einem flüchtigen Blick auf das Elend der geknechteten, verarmten Aleuten und auf ihre selbst unterdrückten Unterdrücker, die hiesigen Russen, verbrachte ich die Tage auf den Höhen schweifend, welche die Ansiedelung bekränzen, und ließ die anziehenden Gaben der Flora mich von den Menschen ablenken. Eschscholtz herborisierte seinerseits. Wir hatten erprobt, es sei besser, uns auf dem Lande zu trennen, da wir uns ohnehin auf dem Schiffe genugsam hatten.

Am 10. war das Fest des Kaisers, und ich borge zu dessen Beschreibung die Worte des Herrn von Kotzebue, I., S. 167.

„Den 11. September. Zur Feier des Namenstages des Kaisers gab Herr Kriukoff gestern der ganzen Equipage am Lande ein Mittagsmahl, und nachmittags begaben wir uns in eine große unterirdische Wohnung, wo eine Menge Aleuten zum Tanz versammelt waren. Ich glaube gewiß, daß ihre Spiele und Tänze in früherer Zeit, als sie noch im Besitz ihrer Freiheit waren, anders gewesen sind als jetzt, wo die Sklaverei sie beinahe

[1] Vgl. Chamissos Bemerkung zur „Idylle" in Bd. 1, S. 453 dieser Ausgabe.

zu Tieren herabgewürdigt hat, und wo dieses Schauspiel weder erfreulich noch belustigend ist. Das Orchester bestand aus drei Aleuten mit Tamburins, womit sie eine einfache, traurige, nur drei Töne enthaltende Melodie begleiteten. Es erschien immer nur eine Tänzerin, welche ohne allen Ausdruck ein paar Sprünge machte und dann unter den Zuschauern verschwand. Der Anblick dieser Menschen, welche mit traurigen Gebärden vor mir herumspringen mußten, peinigte mich, und meine Matrosen, welche sich ebenfalls gedrückt fühlten, stimmten, um sich zu erheitern, ein fröhliches Lied an, wobei sich zwei von ihnen in die Mitte des Kreises stellten und einen Nationaltanz aufführten. Dieser rasche Übergang erfreute uns alle, und selbst in den Augen der Aleuten, welche bis jetzt mit gebückten Häuptern dagestanden, blitzte ein Strahl der Freude. Ein Diener der amerikanischen Kompanie (Promischllenoi), welcher als rüstiger Jüngling sein russisches Vaterland verlassen und in dieser Gegend alt und grau geworden war, stürzte jetzt plötzlich zur Türe herein und rief mit gefalteten, zum Himmel erhobenen Händen: ‚Das sind Russen, das sind Russen! o teures, geliebtes Vaterland!‘ Auf seinem ehrwürdigen Gesichte lag in diesem Augenblick der Ausdruck eines seligen Gefühles; Freudentränen benetzten seine bleichen, eingefallenen Wangen, und er verbarg sich, um seiner Wehmut sich zu überlassen. Der Auftritt erschütterte mich; ich versetzte mich lebhaft in die Lage des Alten, dem seine im Vaterlande glücklich verlebte Jugend jetzt in schmerzlicher Erinnerung vor die Seele trat. In der Hoffnung, im Schoße seiner Familie ein sorgenfreies Alter genießen zu können, war er hergekommen und mußte nun wie viele andere in dieser Wüste sein Leben enden.“

Die russisch-amerikanische Handelskompanie weiß durch Geldvorschüsse, die sie denen leistet, welche unternehmenden Geistes sich unter solchem Verhältnisse ihrem Dienste widmen, sie unter ihrem Joche zu erhalten. Dafür ist gesorgt, daß sie die Schuld zu tilgen nimmer vermögend werden, und, wie Friedrich von seinem Militär gesagt haben soll: „Aus der Hölle gibt es keine Erlösung.“

Wir hatten Wasser eingenommen, die Arbeiten waren vollendet, und alles war am 13. September 1816 bereit, am andern

Morgen mit Tagesanbruch die Anker zu lichten. Die Nacht brach ein, und Eschscholtz, der in die Berge botanisieren gegangen war, blieb aus und kam an das Schiff nicht zurück. Ich werde, sollte ich auch der Gefahr mich aussetzen, albern zu erscheinen, von der einzigen Begebenheit Meldung tun, wobei ich auf der ganzen Reise in Gefahr geschwebt zu haben mir bewußt bin. Kein Mensch hat Notiz davon genommen, kein Mensch hat es mir gedankt, und hier ist zum ersten Male die Rede davon. Der Kapitän beorderte mich mit etlichen Matrosen und Aleuten, den Doktor im Gebirge zu suchen, wo er sich beim Botanisieren verirrt haben mußte. Ich begehrte, daß uns ein paar Pistolen mitgegeben würden, um Signalschüsse machen zu können; es ward aber nicht beliebt. Ich führte meine Leute zu dem Absturz hin, der in den Bergkessel hinaufführte, den ich durchsuchen wollte. Die Matrosen meinten, man könne da nicht hinaufklettern. Als ich aber, der ich diesen Paß gut kannte, oben war, folgten mir alle, und wir erreichten von der innern Seite auf sanfterem Abhange die Felsenzinnen, deren Kamm ich verfolgen wollte. Da erscholl vom Rurik ein Kanonenschuß, der uns zurückrief. Ich überließ es nun meinen Aleuten, uns den richtigsten Weg von der Höhe, die wir erreicht hatten, zum Strande zu führen. Ich ward zu einer Schlucht geführt, die, vom schmelzenden Schneewasser eingerissen, von dem höchsten Felsenkamme, worauf wir standen, steil, fast senkrecht zum Meere abfiel. Ich nahm, wie sich's gebührt, die Vorhut, und einzeln, wie auf einer Leiter, folgten mir die andern nach; daß Steine rollten, war nicht zu vermeiden; wie in pechfinsterer Nacht ich und meine Leute, wir alle mit heiler Haut hinuntergekommen sind, habe ich später nicht begreifen können, wann ich zu dieser Schlucht hinaufgeschaut habe. Als ich mit den Matrosen am Bord anlangte, war der Doktor schon lange da, ich konnte ruhig zu Bette gehen; ich schlief noch, als wir den 14. September 1816 schon unter Segel waren.

## Von Unalaschka nach Kalifornien. Aufenthalt zu San Francisco.

Wir fuhren am 14. September 1816 früh am Morgen mit günstigem Winde aus dem Hafen von Unalaschka. Es wurde auf einen Walfisch geschossen, der uns in der Bucht zu nahe kam; ich lag noch in meiner Koje. Der Paß zwischen den Inseln Akun und Unimak[1] war dem Kapitän als der sicherste gerühmt worden, um die Kette der Aleutischen Inseln von Norden nach Süden zu durchkreuzen. Er wählte demnach diese Straße, die auch er jedem Seefahrer empfiehlt. Das Wetter war klar, und der luftige Pik von Unimak, dessen Höhe Kotzebue auf 5525 englische Fuß angibt, wolkenlos. Die Umstände, die hier unsere Fahrt verzögerten, waren zu der Aufnahme einer Karte günstig, auf die Herr von Kotzebue verweist, ohne sie mitzuteilen. Das Meer war zwischen diesen Inseln besonders lichtreich. Wir befanden uns am 16. morgens in offener See.

Unsre Hauptaufgabe war jetzt, dem nordischen Winter auszuweichen. Ich halte es nicht für das Ungeschickteste, was ich in meinem Leben getan, drei Winter auf dieser Reise unterschlagen zu haben. Drei Winter! Habe ich daheim wieder einmal den Winter ausgehalten, so glaube ich als ein mutiger Mann genug getan zu haben, aber ihn loben, ihn rühmen kann und will ich nicht. Wir Winterländer aber preisen noch die göttliche Weisheit, die bei solcher Einrichtung uns die Freude des Frühlings schenkt. Sollten wir nicht auch von unserer Obrigkeit verlangen, daß sie uns nach der Analogie den halben Tag durch Daumenschrauben anlegen lasse, damit wir uns auf die Stunde freuten, worin sie uns abgenommen würden? Diese Einrichtung — sie ist ja auf unserm Erdball eine Winkeleinrichtung, von welcher die Mehrheit der redenden Menschen nichts weiß. Vor vielen begünstiget von Gott, mögen sich unsre Dichter rühmen, denen er zu ihren Frühlingsliedern den Stoff bereitet, aber unbegreiflich und lügengleich bleibt es für den, welcher einmal den Winterkreis überschritten hat, daß der Mensch, das gabelförmige, nackte Tier, sich

[1] Akun und Unimak bilden mit Unalaska zusammen die Gruppe der Fuchsinseln, die ihrerseits wieder ein Glied der Aleuten-Kette sind.

in Winterlanden, unter dem 52., ja unter dem 72. Grad nördlicher Breite anzusiedeln vermessen hat, wo er nur durch die Macht des Geistes sein kümmerliches Dasein zu fristen vermag. Denkt euch doch, wie euch Gott geschaffen hat, und geht an einem Wintertag hinaus und betrachtet euch die auf den halben Jahreskreis ausgestorbene Gegend unter dem Leichentuche von Schnee. Das ausgesetzte Leben schläft im Samen und im Ei, im Keime und in der Larve, tief unter der Erde, tief im Wasser unter dem Eise. Die Vögel sind fortgezogen; Amphibien und Säugetiere schlafen den Winterschlaf; nur wenige Arten der warmblütigen Tiere drängen sich parasitisch um eure Wohnungen; nur wenige der größeren unabhängigen Arten verbringen dürftig die harte Zeit.*

Aber der Mensch ist ein geistiges Tier und mit dem Feuer, das er sich geraubt, erkennt er auf der Erde keine Schranken. Die unter dem 60. Grad nördlicher Breite ansässigen ostjakischen[1] Fischer, lehrt uns Adolf Erman[2] (Reise I., S. 721), wissen auch von einem verlorenen Paradiese; aber sie verlegen es gegen Norden und über den Polarkreis hinaus! Die Sage ist gar lesenswert.

Ich habe schon gelegentlich von einem Prediger in Lappland gesprochen. Sieben Jahre hatte der Mann in dieser Pfarre zugebracht, welche über die Region der Bäume hinauslag; während der warmen Sommermonate ganz allein (seine Pfarrkinder zogen zu der Zeit mit ihren Renntierherden in die kühleren Gegenden am Meer), während der Winternacht, als der Mond am Himmel war, zog er zu Schlitten umher, bivouakierte bei gefrorenem Quecksilber und suchte seine Lappen, die er lieb hatte, auf, um seines Amtes zu warten. Zweimal in diesen sieben Jahren hatte er in seiner Einsamkeit den Zuspruch von Stamm- und Sprachverwandten genossen; ein Bruder von ihm hatte ihn besucht, und ein Botaniker hatte sich zu ihm verirrt.

* Das alles und manches andere habe ich schon in einer Schrift gesagt: „Ansichten von der Pflanzenkunde und dem Pflanzenreiche", die, einer Kompilation beigedruckt, Berlin, bei Dümmler, 1827 erschienen ist.[3]

[1] Die Ostjaken sind ein Volk finnischen Ursprungs in Sibirien. — [2] Vgl. Bd. 1, S. 314, Anm. 2 und Bd. 2, S. 422, oben. — [3] Vgl. darüber Bd. 1, S. 59*.

Wohl wußte er anerkennend die Freude zu preisen, die der Mensch dem Menschen bringt; aber nicht diese Freude und keine andere im Leben, so beteuerte er mir, ist der Wonne zu vergleichen, nach der langen Winternacht die Sonnenscheibe sich kreisend wieder über den Horizont erheben zu sehen.

Der Frühling ist für uns das Erwachen aus einer langen, verzögernden Krankheit, die, gemäßigter als der Winterschlaf anderer Tiere, demselben entspricht. Voller und schneller lebt der Mensch unter einer scheitelrechten Sonne, die, wie in Brasilien, Fülle des Lebens aus dem Schoße der Erde zeugt; unter einem Himmel ohne Glut, auf einer Erde ohne Fruchtbarkeit zählt er mehr der Tage, mehr der Jahre.

Wahrlich, ich möchte in der Region der Palmen wohnen und gewahren, von da den alten Unhold auf die Zinnen des Gebürges gebannt. Gern auch wollte ich ihm in seinem Reiche mit Parry[1] oder Roß[2] einen Staatsbesuch abstatten; aber hart finde ich es, ihn daheim die halbe Zeit des Jahres zu beherbergen. Wir haben während der drei Jahre in zwei nordischen Sommern nur etliche Nachtfröste erduldet, wie solche eben auch bei uns in dieser Jahreszeit nichts Unerhörtes sind.

Wir hatten stets günstige N.- und NW.-Winde; die Nachtgleichen und der Vollmond brachten uns nur einen starken Wind, der fast zum Sturme sich erhob, und vor welchem wir mit vollen Segeln schnell vorwärts kamen.

Wir steuerten nach San Francisco in Neukalifornien. Herr von Kotzebue, der über die Sandwichinseln, wohin er seinen Instruktionen gemäß von Unalaschka aus segeln sollte, von den Schiffskapitänen der amerikanischen Kompanie sehr gut berichtet worden war, hatte diesen Inseln, wo die Frequenz der Schiffe den Preis aller Bedürfnisse gesteigert hat, und wo nur mit spanischen Piastern oder mit Kupferplatten, Waffen und Ähnlichem bezahlt werden kann, jenen Port als Rast- und Erholungsort für seine Mannschaft und zur Verproviantierung des Rurik vorgezogen.

---

[1] Sir William Edward Parry (1790—1855), englischer Polarfahrer, schrieb über seine seit 1818 unternommenen Reisen das Buch „Four Voyages to the North Pole“ (Lond. 1833, 5 Bde.). — [2] Vgl. oben, S. 122, Anm. 1

Ich werde, da ich von der Fahrt selbst nichts zu berichten habe, einiges hier einschalten, das mir noch nicht in die Feder geflossen ist. Bei der Schiffsordnung, die ich früher beschrieben habe, zu welcher noch hinzukam, daß das Licht abends um zehn Uhr ausgelöscht wurde, und bei der einförmig ruhigen, aller anstrengenden Bewegung entbehrenden Lebensart konnte unsereiner nicht alle Stunden, worin er still zu liegen verdammt war, mit festem, bewußtlosem Schlafe ausfüllen, und eine Art Halbschlaf nahm einen großen Teil des Lebens mit Träumen ein, von denen ich euch unterhalten will. Ich träumte nie von der Gegenwart, nie von der Reise, nie von der Welt, der ich jetzt angehörte; die Wiege des Schiffes wiegte mich wieder zum Kinde, die Jahre wurden zurückgeschraubt, ich war wieder im Vaterhause, und meine Toten und verschollene Gestalten umringten mich, sich in alltägiger Gewöhnlichkeit bewegend, als sei ich nie über die Jahre hinausgewachsen, als habe der Tod sie nicht gemäht. Ich träumte von dem Regimente, bei welchem ich gestanden, von dem Kamaschendienst; der Wirbel schlug, ich kam herbeigelaufen, und zwischen mich und meine Kompanie stellte sich mein alter Obrist und schrie: „Aber Herr Leutnant, in drei Teufels Namen!" — O dieser Obrist! Er hat mich, ein schreckender Popanz, durch die Meere aller fünf Weltteile, wann ich meine Kompanie nicht finden konnte, wann ich ohne Degen auf Parade kam, wann — was weiß ich, unablässig verfolgt; und immer der fürchterliche Ruf: „Aber Herr Leutnant; aber Herr Leutnant!" — Dieser mein Obrist war im Grunde genommen ein ehrlicher Degenknopf und ein guter Mann; nur glaubte er, als ein echter Zögling der ablaufenden Zeit, daß Grobsein notwendig zur Sache gehöre. Nachdem ich von der Reise zurückgekehrt, wollte ich den Mann wiedersehen, der so lange die Ruhe meiner Nächte gestört. Ich suchte ihn auf: ich fand einen achtzigjährigen, stockblinden Mann, fast riesigen Wuchses, viel größer als das Bild, das ich von ihm hatte, der in dem Hause eines ehemaligen Unteroffiziers seiner Kompanie ein Stübchen unten auf dem Hofe bewohnte und von einigen kleinen Gnadengehalten lebte, da er im unglücklichen Kriege, mehr aus Beschränktheit als aus Schuld, allen Anspruch auf eine Pension verwirkt hatte. — Fast

verwundert, von einem Offizier des Regimentes, bei dem er nicht beliebt war, aufgesucht zu werden, und nicht Maß zu halten wissend, war er gegen mich von einer übertriebenen Höflichkeit, die mir in der Seele wehe tat. Wie er mir die Hand reichte, befühlte er mit zwei Fingern das Tuch meines Kleides, und was in diesem Griffe lag — ich weiß es nicht, aber ich werde ihn nie vergessen. — Ich schickte ihm etliche Flaschen Wein als ein freundliches Geschenk, und als er, ich glaube im folgenden Jahre, verschied, fand es sich, daß er mich zu seinem Leichenbegängnis einzuladen verordnet hatte. Ich folgte ihm allein mit einem alten Major des Regimentes und seinem Unteroffizier; — und Friede sei seiner Asche!

Ich will noch einiges von den Tieren nachholen, die zur Zeit Haus- und Gastrecht auf dem Rurik genossen. Unser kleiner Hund aus Concepcion, unser Valet, war uns treu geblieben. Er gehörte in die Kajüte de Campagne[1] und war zur See mit Lust und Kunst von einer wahrhaft musterhaften Trägheit. Er sah uns alle bittend an, und winkte ihm einer Gewährung, so war er mit einem Satze in dessen Koje, wo er bis zu der nächsten Mahlzeit schlief. An jedem Landungsplatz hingegen mußte er zuerst an das Land, und wenn man ihn im Boote nicht mitnehmen wollte, so schwamm er hin. Er suchte, wie wir, seine Gattung, kam aber meist, wenn er sie gefunden, übel zugerichtet und zerfetzt wieder heim. Unser Valet hatte an einem jungen Hunde von der unter den Eskimos dienenden Rasse, welchen der Kapitän von seiner Nordfahrt mitgebracht, einen Nebenbuhler gefunden. Dieser neue Gast hieß auf dem Rurik „der große Valet". Wir hatten drittens noch Schaffecha, die Sau, die übermütig ihrem schon verkündeten Schicksal entgegenging.

Als wir von Kamtschatka nach Norden fuhren, hatten wir einen letzten Hahn am Bord, der, aus dem Hühnerkasten entlassen, als ein stolzer Gesell frei auf dem Verdeck spazieren ging. Ich war neugierig zu beobachten, wie er sich hinsichtlich des Schlafes verhalten würde, wenn die Sonne für uns nicht mehr

[1] Die große, als Speisesaal dienende Kajüte im Gegensatz zu der kleineren des Kapitäns; sie wird oben, S. 35, beschrieben; über die Herkunft des Wortes vgl. die Schlußanmerkung.

unterginge. Die Beobachtung unterblieb indes aus zwei Gründen: denn wir kamen erstlich nicht so weit nach Norden, und zweitens flog über Bord, fiel ins Meer und ertrank der Hahn, bevor wir noch die St. Laurenzinsel erreicht hatten.

Aber ich kehre zu unserer Fahrt zurück. Wir segeln am 2. Oktober 1816 nachmittags um 4 Uhr in den Hafen von San Francisco hinein. Große Bewegung zeigt sich auf dem Fort am südlichen Eingange des Kanals; sie ziehen ihre Flagge auf, wir zeigen die unsere, die hier nicht bekannt zu sein scheint, und salutieren die spanische mit sieben Schüssen, welche nach dem spanischen Reglement mit zwei weniger erwidert werden. Wir lassen die Anker vor dem Presidio fallen, und kein Boot stößt vom Ufer, zu uns zu kommen, weil Spanien auf diesem herrlichen Wasserbecken kein einziges Boot besitzt.

Ich ward sogleich beordert, den Leutnant Schischmareff nach dem Presidio zu begleiten. Der Leutnant Don Luis de Arguello, nach dem Tode des Rittmeisters Kommandant ad interim, empfing uns ausnehmend freundschaftlich, sorgte augenblicklich für die nächsten Bedürfnisse des Rurik, indem er Obst und Gemüse an Bord schickte, und ließ noch am selben Abende einen Eilboten an den Gouverneur von Neukalifornien nach Monterey abgehen, um demselben unsre Ankunft zu melden.

Am andern Morgen (den 3.) traf ich den Artillerieoffizier Don Miguel de la Luz Gomez und einen Pater der hiesigen Mission, die eben an das Schiff kamen, als ich selbst im Auftrage des Kapitäns nach dem Presidio gehen wollte. Ich geleitete sie an Bord; sie waren die Überbringer der freundlichsten Hülfsverheißungen von seiten des Kommandanten und der viel vermögenderen Mission. Der geistliche Herr lud uns außerdem auf den folgenden Tag, der das Fest des Heiligen war, auf die Mission von San Francisco ein, wohin zu reiten wir Pferde bereit finden würden. Auf den ausgesprochenen Wunsch des Kapitäns wurden wir sofort mit Schlachtvieh und Vegetabilien auf das reichlichste versorgt. Nachmittags wurden die Zelte am Lande aufgerichtet, das Observatorium und das russische Bad. Am Abend statteten wir dem Kommandanten einen Besuch ab. Acht Kanonenschüsse wurden zum Empfang des Kapitäns von dem Presidio abgefeuert.

Nicht aber nach diesen überflüssigen Höflichkeitsschüssen, sondern nach den zweien der russischen Flagge schuldig gebliebenen begehrte der Kapitän, und er bestand mit Beharrlichkeit auf deren Erstattung. Darüber ward lange unterhandelt, und nur unwillig und gezwungen (ich weiß nicht, ob nicht erst auf Befehl des Gouverneurs) bequemte sich endlich Don Luis de Arguello, die zwei vermißten Schüsse nachträglich zu liefern. Es mußte noch einer unserer Matrosen nach dem Fort kommandiert werden, um die Leine zum Aufziehen der Flagge wieder in Ordnung zu bringen; denn sie war bei dem letzten Gebrauch zerrissen, und es war unter den Einheimischen niemand, der vermocht hätte, an dem Mast hinaufzuklettern.

Das Fest des heiligen Franziskus gab uns Gelegenheit, die Missionare in ihrer Wirksamkeit und die Völker, an die sie gesandt waren, in gezähmtem Zustande zu beobachten. Ich werde dem, was ich in den „Bemerkungen und Ansichten" gesagt habe, nichts hinzuzufügen haben. Man kann über die Stämme der Eingeborenen Choris nachsehen, der in seinem „Voyage pittoresque" eine schätzbare Reihe guter Porträts gegeben hat; nur sind die nachträglich in Paris gezeichneten Blätter X und XII auszuschließen; daß man so, wie dort dargestellt, den Bogen nicht braucht, weiß jeder. Choris liefert sogar in seinem Texte kalifornische Musik. Ich weiß nicht, wer es übernommen haben mag, hier und noch einigemal im Verlaufe des Werkes Noten nach Choris' Gesang zu Papiere zu bringen. Ich pflegte zwar dem Freunde einzuräumen, daß er besser sänge als ich, doch durfte er nicht den großen Vorzug bestreiten, den mein Gesang vor dem seinen habe, sich nämlich fast nie hören zu lassen.

Der Kapitän hatte hier wie in Chile den Kommandanten und seine Offiziere an unsern Tisch zu gewöhnen gewußt. Wir speisten auf dem Lande unter dem Zelte, und unsere Freunde vom Presidio pflegten nicht auf sich warten zu lassen. Das Verhältnis ergab sich fast von selbst. Das Elend, worin sie seit sechs bis sieben Jahren von Mexiko, dem Mutterlande, vergessen und verlassen schmachteten, erlaubte ihnen nicht, Wirte zu sein, und das Bedürfnis, redend ihr Herz auszuschütten, trieb sie, sich uns zu nähern, mit denen es sich leicht und gemütlich leben ließ. Sie

sprachen nur mit Erbitterung von den Missionaren, die bei mangelnder Zufuhr doch im Überflusse der Erzeugnisse der Erde lebten und ihnen, seitdem das Geld ausgegangen, nichts mehr verabfolgen ließen, wenn nicht gegen Verschreibung, und auch so nur, was zum notdürftigsten Lebensunterhalt unentbehrlich, worunter nicht Brot, nicht Mehl einbegriffen — seit Jahren hatten sie, ohne Brot zu sehen, von Mais gelebt. Selbst die Kommandos, die zum Schutze der Missionen in jeglicher derselben stehen, wurden von ihnen nur gegen Verschreibung notdürftig verpflegt. „Die Herren sind zu gut!" rief Don Miguel aus, den Kommandanten meinend, „sie sollten requirieren, liefern lassen!" Ein Soldat ging noch weiter und beschwerte sich gegen uns, daß der Kommandant ihnen nicht erlauben wollte, sich dort drüben Menschen einzufangen, um sie wie in den Missionen für sich arbeiten zu lassen. Mißvergnügen erregte auch, daß der neue Gouverneur von Monterey, Don Paolo Vicente de Sola, seit er sein Amt angetreten, sich dem Schleichhandel widersetzen wollte, der sie doch allein mit den unentbehrlichsten Bedürfnissen versorgt habe.

Am 8. Oktober kam der Kurier aus Monterey zurück. Er brachte dem Kapitän einen Brief von dem Gouverneur mit, der ihm seine baldige Ankunft in San Francisco meldete. — Don Luis de Arguello war nach dem Wunsche des Herrn von Kotzebue ermächtigt worden, einen Eilboten nach dem Port Bodega an Herrn Kuskoff abzufertigen; und an diesen schrieb der Kapitän, um von seiner handeltreibenden und blühenden Ansiedelung mehreres, was auf dem Rurik zu fehlen begann, zu beziehen.

„Herr Kuskoff", sagt Herr von Kotzebue, II., S. 9, in einer Note, „Herr Kuskoff, Agent der russisch-amerikanischen Kompanie, hat sich auf Befehl des Herrn Baranoff, welcher das Haupt aller dieser Besitzungen in Amerika ist, in Bodega niedergelassen, um von dort aus die Besitzungen der Kompanie mit Lebensmitteln zu versorgen." Aber Bodega, beiläufig 30 Meilen, eine halbe Tagreise, nördlich von San Francisco gelegen, wurde von Spanien, nicht ohne einigen Anschein des Rechtes, zu seinem Grund und Boden gerechnet, und auf spanischem Grund und Boden also hatte Herr Kuskoff mit 20 Russen und 50 Kadiakern mitten

im Frieden ein hübsches Fort errichtet, das mit einem Dutzend Kanonen besetzt war, und trieb dort Landwirtschaft, besaß Pferde, Rinder, Schafe, eine Windmühle usw. Da hatte er eine Warenniederlage für den Schleichhandel mit den spanischen Häfen, und von da aus ließ er durch seine Kadiaker jährlich ein paar tausend Seeottern an der kalifornischen Küste fangen, deren Häute nach Choris, der gut unterrichtet sein konnte, auf dem Markt zu Kanton, die schlechteren zu 35 Piastern, die besseren zu 75 Piastern, im Durchschnitt zu 60 Piastern, verkauft wurden. — Es war bloß zu bedauern, daß der Hafen Bodega nur Schiffe, die nicht über 9 Fuß Wasser ziehen, aufnehmen kann.

Es scheint mir nicht unbegreiflich, daß der Gouverneur von Kalifornien, wenn er von dieser Ansiedelung späte Kunde erhalten, sich darüber entrüstet habe. Verschiedene Schritte waren geschehen, um den Herrn Kuskoff zu veranlassen, den Ort zu räumen; mit allem, was sie an ihn gerichtet, hatte er stets die spanischen Behörden an den Herrn Baranoff verwiesen, der ihn hierher gesandt und auf dessen Befehl, falls man den erwirken könne, er sehr gern wieder abziehen würde. — So standen die Sachen, als wir in San Francisco einliefen. Der Gouverneur setzte jetzt seine Hoffnung auf uns. Ich auch werde von Konferenzen und Unterhandlungen zu reden haben und die Denkwürdigkeiten meiner diplomatischen Laufbahn der Welt darlegen. Aber wir sind noch nicht so weit.

Am 9. Oktober wurden etliche Spanier nach dem nördlichen Ufer übergeschifft, um dort mit der Wurfschlinge Pferde einzufangen für den an Herrn Kuskoff abzusendenden Kurier, und ich ergriff die Gelegenheit, mich auch jenseits umzusehen. Die rotbraunen Felsen dort sind, wie in meinen „Bemerkungen und Ansichten" gesagt wird und im mineralogischen Museum zu Berlin nachgesehen werden kann, Kieselschiefer; nicht aber Konglomerat, wie bei Moritz von Engelhardt („Kotzebues Reise", III, S. 192) angenommen wird, um auf diese Annahme weiter zu bauen.[1]

[1] Bezieht sich auf die Bemerkungen, die Moritz von Engelhardt (1779—1842), Geognost, seit 1820 Professor in Dorpat, über die von Eschscholtz gesammelten Mineralien im Anhang zu Kotzebues Reisebeschreibung veröffentlichte.

Das Jahr war schon alt, und die Gegend, die in den Frühjahrmonaten, wo sie Langsdorf[1] gesehen hat, einem Blumengarten gleichen soll, bot jetzt dem Botaniker nur ein dürres, ausgestorbenes Feld. In einem Sumpfe in der Nähe unsrer Zelte soll eine Wasserpflanze gegrünt haben, wegen welcher mich Eschscholtz nach der Abfahrt fragte. Ich hatte sie nicht bemerkt, er aber hatte darauf gerechnet, eine Wasserpflanze, meine bekannte Liebhaberei, würde mir nicht entgehen, und hatte sich die Füße nicht naß machen wollen. — So etwas hat man von seinen nächsten Freunden zu gewärtigen.

Auf der nackten Ebene, die am Fuße des Presidio liegt, steht weiter ostwärts einzeln zwischen niedrigerem Gebüsche eine Eiche. Den Baum hat noch jüngst mein junger Freund Adolf Erman gesehen — wenn er ihn näher betrachtet hätte, so hätte er in dessen Rinde meinen Namen eingeschnitten gefunden.

Am 15. Oktober kam der an Kuskoff abgefertigte Kurier wieder zurück, und am 16. abends verkündigten Artillerieſalven vom Presidio und vom Fort die Ankunft des Gouverneurs aus Monterey. Gleich darauf kam ein Bote vom Presidio herab, um für zwei Mann, die beim Abfeuern einer Kanone gefährlich beschädigt worden, die Hülfe unseres Arztes in Anspruch zu nehmen. Eschscholtz folgte sogleich der Einladung.

Am 17. morgens wartete Herr von Kotzebue an seinem Bord auf den ersten Besuch des Gouverneurs der Provinz; und der Gouverneur hinwiederum, ein alter Mann und Offizier von höherem Range, wartete auf dem Presidio auf den ersten Besuch des Leutnant von Kotzebue. Der Kapitän wurde zufällig benachrichtigt, daß er auf dem Presidio erwartet werde, worauf er mich nach dem Presidio mit dem mißlichen Auftrag schickte, dem Gouverneur glimpflich beizubringen: er, der Kapitän, sei benachrichtigt worden, daß er, der Gouverneur, ihn heute früh an seinem Bord habe besuchen wollen, und er erwarte ihn. Ich fand den kleinen Mann in großer Montierung und vollem Ornat, bis auf eine Schlafmütze, die er, bereit sie a tempo abzunehmen,

[1] Georg Heinrich von Langsdorff (1773—1852) nahm an Krusensterns Weltreise teil und schrieb darüber „Bemerkungen auf einer Reise um die Welt" (Frankf. a. M. 1812, 2 Bde.).

noch auf dem Kopfe trug. Ich erledigte mich, so gut ich konnte, meines Auftrages und sah das Gesicht des Mannes sich auf das Dreifache seiner natürlichen Länge verlängern. Er biß sich in die Lippen und sagte: er bedaure, vor Tisch die See nicht vertragen zu können; und es täte ihm leid, für jetzt auf die Freude verzichten zu müssen, den Herrn Kapitän kennen zu lernen. — Ich sah es kommen, daß der alte Mann zu Pferde steigen und unverrichteter Sache seinen Kurierritt durch die Wüste nach Monterey zurück wieder antreten würde; denn daß Herr von Kotzebue, wenn einmal die Spaltung ausgesprochen, nachgeben könne, ließ sich nicht annehmen.

Dem nachsinnend, schlich ich zum Strande wieder hinab, als ein guter Genius sich ins Mittel legte und, bevor es zu Mißhelligkeiten gekommen, den waltenden Frieden durch den schönsten Freundschaftsbund besiegelte. Der Morgen war verstrichen und die Stunde gekommen, wo Herr von Kotzebue Mittagshöhe zu nehmen und die Chronometer aufzuziehen an das Land fahren mußte. — Es wurde von den ausgesetzten Spähern auf dem Presidio gemeldet, der Kapitän komme; und wie dieser ans Land trat, schritt ihm der Gouverneur den Abhang hinab entgegen. Er wiederum ging zum Empfang des Gouverneurs den Abhang hinauf, und Spanien und Rußland fielen auf dem halben Wege einander in die offenen Arme.

Es wurde unter unserm Zelte gespeist, und in der Sache von Port Bodega, die zur Sprache kam, hatte der Kapitän Gelegenheit zu bedauern, daß er ohne Instruktion sei, der Unbill, die Spanien widerführe, zu steuern. — Von jenem Hafen her langte heute eine große Baidare an und brachte von Herrn Kuskoff alles, was der Kapitän verlangt hatte. Mit dieser selben Baidare, die am andern Tage, dem 18., zurückeging, ersuchte Herr von Kotzebue im Namen des Gouverneurs den Herrn Kuskoff, sich zu einer Konferenz in San Francisco einzufinden.

Wir sahen am 18. den Gouverneur nicht, der vielleicht einen Staatsbesuch auf dem Presidio erwartete. Am 19. ward auf dem Presidio getafelt, und Artilleriesalven begleiteten den Toast auf die Alliance der Souveräne und die Freundschaft der Völker. Am 20. waren wir hinwiederum zu Mittag die Wirte und tanzten

abends auf dem Presidio. Bei der Acht-Uhr-Glocke schwieg auf eine Weile die Musik und das Abendgebet ward in der Stille verrichtet.

Herr von Kotzebue war im Umgang von einnehmender Liebenswürdigkeit, und Don Paolo Vicente de Sola, der doch sehr an Förmlichkeiten hing, denen Genüge zu leisten ausgewichen worden war, hatte, darüber getröstet, sich uns ganz hingegeben. Das hier beliebte Schauspiel des Kampfes eines Bären mit einem Stiere war uns verheißen. Am 21. fuhren zehn bis zwölf Soldaten in der Barkasse der Mission nach dem nördlichen Ufer hinüber, dort Bären mit dem Lasso einzufangen. Man will am späten Abend von der See her Geschrei gehört haben, was auf die Bärenjäger auf jener Küste gedeutet wurde; kein Bivouakfeuer war jedoch zu sehen. Die Indianer sollen ein gar gellendes Geschrei erheben können.

Erst am 22. abends brachten die Jäger eine kleine Bärin ein. Sie hatten auch einen größeren Bären gefangen, aber zu weit von der See ab, um ihn ans Ufer transportieren zu können.

Dem Tiere, das am andern Tage kämpfen sollte und über Nacht in der Barkasse blieb, wurden gegen den Brauch Kopf und Maul frei gelassen, damit es sich frischer erhalte. Der Gouverneur brachte den ganzen Tag, Mittag und Abend in unsern Zelten zu. Zu Nacht brannten auf dem festen Lande im Hintergrunde des Hafens große Feuer; die Eingebornen pflegen das Gras anzuzünden, um dessen Wachstum zu fördern.

Am 23. fand der Bärenkampf am Strande statt. Unfreiwillig und gebunden, wie die Tiere waren, hat das Schauspiel nichts Großes und Erhebendes. Man bemitleidet nur die armen Geschöpfe, mit denen so schändlich umgegangen wird. Ich war mit Gleb Simonowitsch auf den Abend auf dem Presidio. Der Gouverneur erhielt eben die Nachricht, daß das Schiff aus Acapulco[1], das seit vielen Jahren ausgebliebene, endlich wieder einmal zur Versorgung von Kalifornien in Monterey eingelaufen. Er bekam mit dieser Nachricht zugleich die neuesten Zeitungen aus Mexiko. Mir, dem er sich bei jeder Gelegenheit geneigt und

[1] Hafenstadt im mexikanischen Staate Guerrero, am Stillen Ozean.

gefällig erwies, teilte er die Blätter mit. Unter königlicher Auctorität redigiert, enthielten sie bloß kurze Nachrichten de la pacificacion de las provincias, von der Unterwerfung der Provinzen, und einen langen laufenden Artikel: die Geschichte der Johanna Krüger, Unteroffizier im Regiment Kolberg — welche Geschichte mir nicht neu war, da ich Gelegenheit gehabt, den tapfern Soldaten selbst bei einem Offizier seines Regiments kennen zu lernen.

Don Paolo Vicente, wie er einst vom Presidio zu unsern Zelten herabstieg, brachte ein Geschenk a su amigo Don Adelberto[1], eine Blume, die er am Wege gepflückt hatte und die er mir, dem Botaniker, feierlich übergab. — Es war zufällig unser Gänserich oder Silberblatt (Potentilla anserina), wie er nicht schöner bei Berlin blühen kann.

In Monterey waren zurzeit Gefangene verschiedener Nationen, die der Schleichhandel und der Seeotterfang, Abenteuer auf diesen Küsten zu suchen, herbeilockte, und von denen einzelne für die andern gebüßt hatten. Darunter ein paar Aleuten oder Kadiaker, mit denen vor sieben Jahren ein amerikanischer Schiffskapitän den Otterfang in den spanischen Häfen dieser Küste getrieben hatte. Die Russen verbrauchen nicht allein diese nordischen Völker, sie liefern sie auch um halben Gewinn andern zum Verbrauch. Ich habe sogar auf den Sandwichinseln versprengte Kadiaker angetroffen. Unter den Gefangenen in Monterey befand sich auch ein Herr John Elliot de Castro, von dem weiter noch die Rede sein wird. Er war nach vielen Abenteuern als Superkargo eines von Herrn Baranoff aus Sitcha auf den Schleichhandel dieser Küste ausgesandten Schiffes der russisch-amerikanischen Kompanie mit einem Teil der Mannschaft in die Hände der Spanier gefallen. Außer den Gefangenen waren noch drei Russen da, alte Diener der russisch-amerikanischen Kompanie, die von der Ansiedelung an Port Bodega ausgetreten waren und jetzt, Sprache und Sitten der Heimat vermissend, den getanen Schritt bereuen mochten.

Don Paolo Vicente de Sola erbot sich, dem Kapitän die

[1] „Seinem Freunde Adelbert."

gefangenen Russen, wofür auch Aleuten und Kadiaker galten, auszuliefern, während er dieselben Herrn Kuskoff verweigerte. Es scheint nicht, daß die Spanier irgendeinen Dienst begehrt, irgendeinen Vorteil gezogen haben von diesen Menschen, die fremde Habsucht ihrer Heimat geraubt, um mit ihren Kräften hier zu wuchern. Der König von Spanien vergütigte oder sollte vergütigen anderthalb Realen[1] des Tages für jeden Kriegsgefangenen. Der Kapitän, beschränkt durch die Umstände, vermochte nur die drei ausgetretenen Russen an seinem Bord aufzunehmen und Herrn Elliot die Überfahrt nach den Sandwichinseln anzubieten, von wo aus er leicht nach Sitcha, oder wo er sonst hin wollte, gelangen konnte. Der Gouverneur sandte nach diesen Russen, und wie sie angekommen, überantwortete er sie Herrn von Kotzebue, nachdem er von ihm ein feierliches Ehrenwort gefodert und erhalten, daß sie, die Schutz in Spanien gesucht und gefunden, deshalb zu keinerlei Strafe gezogen werden sollten. Ich fand sein Benehmen bei dieser Gelegenheit sehr edel.

Unter diesen Russen war einer, Iwan Strogonoff, ein alter Mann, der sich innig freute, zu seinen Landsleuten wieder gekommen zu sein. Da er kaum zum Matrosendienst taugen mochte, bestimmte ihn der Kapitän zu unserm, der Passagiere, Dienste in der Kajüte de Campagne und machte uns solches bekannt. Er wurde die letzten Tage, die wir im Hafen weilten, auf die Jagd geschickt. Der Unglückliche! Am Vorabend der Abfahrt sprang sein Pulverhorn, und er wurde tödlich verletzt zurückgebracht. — Er wollte nur unter Russen sterben: der Kapitän behielt ihn aus Erbarmen an seinem Bord; er verschied am dritten Tage der Fahrt. Er wurde still in die See versenkt und mit ihm die letzte Hoffnung unserer Stiefeln, je noch einmal auf der Reise geputzt zu werden. Friede sei mit Iwan Strogonoff!

Aber ich bin der Zeit vorangeeilt; ich kehre wieder zurück.

Am 25. Oktober traf Herr Kuskoff mit sieben kleinen Baidaren aus Port Bodega ein. Ein gewandter und in jeder Hinsicht seinem Geschäfte gewachsener Mann.

---

[1] Spanische Silbermünze, welche 1870 außer Kurs gesetzt wurde; nach unserer Währung beträgt ihr Wert etwa 20 Pfennig.

Am 26. fand in den Vormittagsstunden die diplomatische Konferenz auf dem Presidio statt. Don Paolo Vicente de Sola, Gouverneur von Neukalifornien, setzte das unbestreitbare Recht Spaniens an dem von der russischen Niederlassung unter Herrn Kuskoff eingenommenen Gebiete in volles Licht und foderte Herrn Kuskoff auf, das widervölkerrechtlich besetzte Gebiet zu räumen. Herr Kuskoff, Agent der russisch-amerikanischen Handelskompanie und Vorsteher der Ansiedelung zu Port Bodega, ohne sich auf die Rechtsfrage, die ihn nichts angehe, einzulassen, bezeugte die größte Bereitwilligkeit, vom Port Bodega abzuziehen, sobald er nur dazu von seinem Vorgesetzten, Herrn Baranoff, der ihn hieher beordert habe, ermächtigt würde. Darauf foderte der Gouverneur den Herrn von Kotzebue auf, namens des Kaisers einzugreifen und die Räumung von Bodega zu erwirken. Der Leutnant der Kaiserlich Russischen Marine und Kapitän des Ruriks, Otto von Kotzebue, erklärte sich für unbefugt, in einer Sache zu handeln, wo ihm übrigens das Recht so klar schiene, daß es bloß ausgesprochen zu werden brauche, um anerkannt zu werden. — Und so waren wir denn so weit, als wir zuvor gewesen.

Hierauf wurde beliebt, über die heutige Verhandlung und den Stand der Dinge ein Protokoll zu verabfassen und dasselbe in duplo, von allen Teilnehmern an besagter Verhandlung unterschrieben und untersiegelt, den beiden hohen Souveränen, als Seiner Majestät dem Kaiser von Rußland durch den Kapitän des Ruriks und Seiner Majestät dem Könige von Spanien durch den Gouverneur von Neukalifornien, zuhanden kommen zu lassen.

Die Redaktion dieses Aktenstückes, welches spanisch verfaßt wurde, hatte ich als Dolmetscher zu beaufsichtigen. Ich verwarf den ersten Entwurf, in welchem ich etwas vermißte; „denn", sagte ich zu Paolo Vicente, „indem Sie diese Sache vor den Thron der hohen Souveräne bringen und von dem Kaiser von Rußland selber die Abhülfe dieser Unbill und die Bestrafung seiner dafür verantwortlichen Diener erwarten, so begeben Sie sich des Ihnen sonst unbestreitbar zukommenden Rechts der Selbsthülfe gegen den Eindringling und dürfen dann der hohen Entscheidung der Monarchen nicht vorgreifen".

Dagegen hatte denn Paolo Vicente de Sola nichts einzuwenden; er lobte meine Einsicht, ließ das Protokoll umschreiben und gab, als es am 28. abends auf dem Presidio unterschrieben wurde, sein feierliches Ehrenwort, eigenmächtig nichts Gewaltsames gegen den pp. Kuskoff und die russische Niederlassung am Port Bodega zu unternehmen und die Sachen bis zur Entscheidung der hohen Höfe in statu quo zu belassen. — Ich unterschrieb das Aktenstück en clase de interprete, als Dolmetscher, mit.*

Ich will mit dieser Wendung der Dinge nicht prahlen. Denn hätte auch der wackere Don Paolo Vicente de Sola kein Gelübde abgelegt, so hätte er doch schwerlich die Feindseligkeiten eröffnet und einen Kriegszug gegen das russische Fort am Port Bodega unternommen.

Ich habe gehört, daß besagtes Protokoll in Petersburg seine eigentliche Bestimmung nicht verfehlt hat und, ohne weiter zum Vortrag zu kommen, im betreffenden Ministerio ad acta gelegt worden ist. Aber dem Don Paolo Vicente de Sola, Gobernador de la Nova California, soll ein russischer Orden zugesendet worden sein. Ich erhielt von Herrn Kuskoff ein schönes Otterfell als Ehrengeschenk, und solches könnt ihr euch zu Berlin im Zoologischen Museum, dem ich es verehrt habe, zeigen lassen.

Eine unmittelbare Folge der Konferenz vom 26. Oktober war für den Rurik eben keine ersprießliche. — Die Verhandlung hatte sich über die Mittagsstunde hinaus verlängert, und ein anderer hatte für den Kapitän die Chronometer aufgezogen. — Er vertraute mir, der große Chronometer habe seither seinen Gang dergestalt verändert, daß er ihn für verdorben halten müsse.

Die Gebietsansprüche Spaniens auf dieser Küste wurden von den Amerikanern und Engländern nicht höher geachtet als von den Russen. Den Ausfluß der Colombia rechnete Spanien auch zu seinem Gebiete. Die Geschichte der dortigen Ansiedelung haben uns die Spanier und Herr Elliot ziemlich gleichlautend erzählt. Die Amerikaner hatten sich aus New York teils zu Lande und teils zur See dahin begeben und dort eine Nieder-

* Vergleiche über die russische Ansiedelung am Port Bodega: Otto von Kotzebue, Neue Reise um die Welt in den Jahren 1823—1826. II. 65—70.

lassung begründet. Während des Kriegs zwischen England und Amerika ward die Fregatte Racoon, Kapitän Black, ausgesandt, Besitz von diesem Posten zu nehmen. Die englischen Kaufleute aus Kanada begaben sich zu Lande dahin, und wie das Kriegsschiff, das die Kolonie bedrohte, im Angesicht des Hafens war, setzten sie sich um Geldes Preis, um 50,000 Pfund Sterling, in Besitz derselben und zogen die englische Flagge auf. Eine Handelsstraße zu Land soll die Colombia mit Kanada verbinden. Relata refero.[1]

Die Zeit unsers Aufenthalts in Kalifornien war abgelaufen. Am 26. Oktober, einem Sonntage, war nach einem Ritte nach der Mission Fest- und Abschiedsmahl unter unsern Zelten. Die Artillerie des Kuriks begleitete den Toast auf den Bund der Monarchen und der Völker und auf die Gesundheit des Gouverneurs. — Ein guter Missionar hatte seinen Mantel zu tief in das Blut der Reben getaucht und schwankte sichtbarlich unter der Last.

Am 28. wurde das Lager abgebrochen und wieder eingeschifft. Indes wir auf dem Presidio das Protokoll besiegelten, hatte Herr Kuskoff mit Vorwissen des Herrn von Kotzebue zwei Baidaren auf den Otterfang in den Hintergrund der Bucht ausgeschickt.

Am 29. reisten einerseits Herr Kuskoff früh am Morgen mit seiner Baidaren-Flottille nach Bodega und andererseits später am Tage der gute Don Paolo Vicente de Sola nach Monterey. Dieser nahm unsere Briefe zur Beförderung nach Europa mit, die letzten, die unsere Freunde von der Reise aus von uns erhalten. Mit ihnen verschwand unsere Spur. Denn da wir im Spätjahr 1817 nach Kamtschatka nicht zurückgekehrt, hat man uns in Europa verloren geben müssen.

Am 30. ward alles Getier eingeschifft und Vegetabilien in der größten Fülle. Zugleich kamen eine unendliche Menge Fliegen an Bord, welche die Luft verdichteten. Frisches Wasser hatten wir eingenommen, was im hiesigen Hafen, zumal im Sommer, ein schwieriges Geschäft ist; ein Fäßlein Wein aus

[1] Ich berichte nur, was man mir erzählt hat.

Monterey verdankten wir dem Gouverneur. Unsere Freunde vom Presidio speisten zu Mittage mit uns auf dem Rurik. Wir waren segelfertig.

Am 31. waren zum letzten Abschied unsere Freunde noch bei uns; einige von uns ritten noch nachmittags nach der Mission. Spät am Abend langte Herr John Elliot de Castro an, noch unschlüssig, ob er von dem Anerbieten des Kapitäns Gebrauch machen werde oder nicht. Er entschied sich jedoch für das erstere.

Am 1. November 1816, am Allerheiligenfeste, morgens um 9 Uhr, lichteten wir die Anker, während unsere Freunde in der Kirche waren. Wir sahen sie auf dem Fort ankommen, als wir eben vorbeisegelten. Sie zogen mit einem Kanonenschuß die spanische Flagge auf, wir gleichfalls die unsere. Sie salutierten uns zuerst mit sieben Kanonenschüssen, die wir Schuß für Schuß erwiderten.

Das Wasser des Hafens von San Francisco war in hohem Maß von sehr feinen Lichtpunkten phosphoreszierend, und merklich schimmernd entrollte sich auch die brandende Welle auf dem Strande der Küste außerhalb der Bucht. Ich habe das Wasser des Hafens mit dem Mikroskop untersucht und darin nicht häufige, ausnehmend kleine Infusorien beobachtet, denen ich dennoch bei dem Leuchten keine Rolle zuschreiben mag.

Wir schauten hier täglich dem Spiele der Nebel zu, die, vom waltenden Seewind ostwärts über das sonnenerhellte Land gewehet, zerflossen und sich auflösten. Besonders schön war das Schauspiel, welches sie uns bei der Abfahrt bereiteten, indem sie verschiedene Gipfel und Gegenden der Küste bald verhüllten und bald entschleierten.

---

## Von Kalifornien nach den Sandwichinseln.

### Erster Aufenthalt daselbst.

Wir waren am 1. November 1816 kaum aus dem Hafen, so empfing uns auf dem hohen Meer ein mächtiger Wind, der das Schiff dergestalt schaukelte, daß alte Matrosen und selbst der Kapitän seekrank wurden. Ich habe dieses Übel nie bezwungen, bin nie nach dem kürzesten Aufenthalt auf dem Lande

wieder auf die See gekommen, ohne daran zu leiden; ich brauche nicht zu sagen, daß ich darnieder lag. Die Fliegen wurden vom Winde weggeblasen; am andern Tage war keine mehr auf dem Rurik zu sehen. Wir sahen am 2. große Tange, am 3. Delphine, am 4. unter dem 31. Grad nördlicher Breite den ersten Tropikvogel[1].

Das Meer war blau, der Himmel bedeckt, alles lebensleer, wie in keinem andern Meerstriche. Keine andern Vögel als Tropikvögel. Ihr Flug ist hoch, ihr Geschrei durchdringend. Man hört sie oft, ohne sie sehen zu können; oft vernimmt man ihre Stimme zu Nacht.

Wir hatten noch zwischen den Wendezirkeln anhaltende S.- und SW.-Winde. Abends oft Wetterleuchten im Süden. Einige Windstillen unterbrachen den Südwind, der immer aufs neue zu wehen anhub. Am 9. spielten und lärmten Delphine um unsern Kiel. Am 12. begleiteten uns morgens und abends ein paar Walfische (Physeter?).

Am 16. November (22° 34′ nördlicher Breite, 104° 25′ westlicher Länge) erreichten wir endlich den Passat.

Am 21. zeigten sich uns einige Berglinien von O-Waihi[2] durch die Wolken.

Herr John Elliot de Castro, aus gemischtem englischen und portugiesischen Blute entsprossen, war so klein, daß ich ihn nur mit dem Jean Paulschen kleinen Kerle vergleichen mag, der sich selber nicht bis an die Knie ging, geschweige denn längeren Personen. Er war ein frommer Katholik und setzte seine Hoffnung in ein Band von der Brüderschaft des heiligen Franziskus, welches er trug und kraft dessen ihm ganz absonderlicher Indult[3] zuteil werden sollte. Er war in Rio-Janeiro verheiratet und daselbst als Chirurgus bei einem Hospital angestellt. Aber er war auch verliebt und unglücklich verliebt, und diese Leidenschaft hatte ihn in die weite Welt und in vieles Unglück getrieben. Er war nämlich in zwanzigtausend Piaster verliebt, zu deren Besitz er nicht gelangen konnte, und von denen er sprach mit einer ergreifenden

---

[1] Phaëton *L.*, zur Gattung der Schwimmvögel gehörig. — [2] Hawai, die bedeutendste der Hawai- oder Sandwichinseln. — [3] D. h. Ablaß, Vorrecht.

Sehnsucht, mit einer Wahrheit und Tiefe der Empfindung, mit einer Hingerissenheit, die den wenigsten Musenalmanachsgedichten eigen sind. Seine Liebe war wirklich dichterisch; rührend war es, ihn zu sehen, wie er über den Bord des Ruriks sich bog und dort in die blaue Ferne ein Segel sich log: Ein Amerikaner! piasterbeladen vom Schleichhandel mit den Padres der spanischen Küste! Wir haben mehr Kanonen als er! wir könnten ihn kapern! — Es war aber nicht einmal das Schiff da. — Wie er einst Tabak in Buenos Aires einzuschmuggeln versucht, war er daselbst in Gefangenschaft geraten. Bevor er das Glück bei Herrn Baranoff gesucht, der ihm nur zu einer zweiten Gefangenschaft unter den Spaniern verholfen, hatte er es zwei Jahre lang auf den Sandwichinseln erwartet, woselbst er mit den Perlen von Pearl River[1] einen Handel zu treiben versucht, der seiner Hoffnung nicht gelohnt. Er war indes Leibarzt des Königs Tameiameia geworden[2], der ihn mit Land beliehen hatte, und jetzt, in seine dortige Familie heimkehrend, erwartete er seine Besitzungen in gutem Stande zu finden und vertraute seinem alten Verhältnisse.

Der Umgang mit unserm Gaste während der Tage der Überfahrt war mir unschätzbar lehrreich. Wohl hatte ich, was über die Sandwichinseln geschrieben war, gelesen und hatte über deren jetzigen Zustand, besonders in Hinsicht des Handels, dessen Stapelplatz sie geworden sind, manche Notizen gesammelt. Hier aber hatte ich einen O-Waihier (Naja haore, Delphin der weißen Männer) vor mir, der mit und im Volke gelebt, der einer bestimmten Kaste angehört hatte, und dem ich die Sprache abhören und die Sitte abmerken konnte. Ich benutzte emsig die Gelegenheit; und wirklich kam ich, gut vorbereitet zu sehen und selbst der kindergleichen Sprache nicht ganz fremd, auf den Wohnsitz dieses anziehenden und damals seiner Eigentümlichkeit noch nicht abwendig gemachten Volkes. Gern und herzig stattet seinem wohlwollenden Lehrer, Herrn John Elliot de Castro, der gelehrige Schüler seinen besten Dank ab; aber ich habe ihm auch

[1] In der Nähe von Honolulu auf Oahu. — [2] Kamehameha I. oder der Große (1781—1819) vereinigte die vormals in mehrere Herrschaften getrennten Sandwichinseln zu einem Königreich.

eine große Freude bereitet; denn ich habe ihm, als zufällig einmal das Gespräch auf die Gabe der Weissagung fiel, mit gehörigem Ernste und Nachdruck geweissagt: er werde als Ordensgeistlicher sein Leben in einem Kloster enden; und bei der Rührung, womit er das Wort auffaßte, sollte es mich keineswegs wundern, wenn die Prophezeiung selber den Grundstein zu deren Verwirklichung gelegt hätte.

Zu mir ist auch auf dieser Überfahrt ein Wort gesprochen worden, worüber ich mich herzig gefreut habe, und welches ich, vielleicht ruhmredig, hier verzeichnen will. Gegenstand des Tischgespräches war, wie gewöhnlich, das Land, welches zu sehen, das Volk, mit dem zu verkehren uns bevorstand. Wir hatten die Polynesier noch nur erblickt; hier sollten wir unter ihnen leben. Ich äußerte, wie gespannt diesesmal meine Neugierde sei, und wie erwartungsvoll ich den neuen Eindrücken entgegengehe. Darauf versetzte Herr von Kotzebue, in der nicht verhehlten Absicht, mir etwas Demütigendes zu sagen: ich könne den Zusatz „diesesmal" sparen; ich sei doch immer der, dessen Neugierde sich am gespanntesten zeige, und so erwartungsvoll sei keiner wie ich. — Ich wurde also, ich der älteste an Jahren, gescholten, der jüngste zu sein an Sinn und Herz.

Ich fahre in meinem Reisebericht fort. Keine Seevögel hatten uns über dem Winde der Sandwichinseln das Land angesagt, und zwischen demselben sahen wir auch keine. Nur hoch in den Lüften der Tropikvogel und nah über dem Spiegel der Wellen der fliegende Fisch.

Wir richteten unsern Lauf nach der Nordwestspitze von O-Waihi, um diese zu umfahren und, nach dem Rate von Herrn Elliot, Haul-Hanna, Herrn Jung[1], in der Bai von Tokahai, Gebiet Kochala[2], zu sprechen, woselbst dieser in der Geschichte der Sandwichinseln rühmlichst bekannte Mann seinen Wohnsitz haben sollte. Herr Jung würde uns die nötigen Nachrichten über den jetzigen Zustand der Dinge und den Aufenthalt des Königs mitteilen. Dem Könige aber mußten wir uns vorstellen, bevor wir

[1] Der Amerikaner Young. — [2] Kochala (Kohala) liegt auf dem schmalen nordwestlichen Zipfel der Insel Hawai.

in den Hafen Hana-ruru[1] der weiter westwärts liegenden Insel O-Wahu[2] einliefen.

In der Nacht zum 22. November und am Morgen dieses Tages enthüllten sich uns die Höhen der großartig in ruhigen Linien sich erhebenden Landmasse, über welche sich mittags und abends die Wolken senken. Noch sahen wir nur Mauna-kea[3], den kleinen Berg, welcher, wenngleich der kleinere, sich höher über das Meer erhebt als der Montblanc über die Täler, von welchen aus er gesehen werden kann. Die Nordküste am Fuße des Mauna-kea ist die unfruchtbarste der Insel.

Wir umschifften gegen Mittag das nordwestliche Vorgebürge von O-Waihi, fuhren durch den Kanal, der diese Insel von Mauwi[4] trennt, und verloren den Passat unter dem Winde des hohen Landes. Wir hatten längs der Westküste von O-Waihi sehr schwache Land- und Seewinde und gänzliche Windstille.

Zwei Insulaner ruderten in der Gegend des Vorgebürges an das Schiff. Der auf das Verdeck stieg, beantwortete so scheu und zögernd die Fragen des ihm wohlbekannten Najas[5], daß dieser über das, was auf den Inseln geschehen sein möchte, Besorgnis schöpfte. Wir erfuhren indes, daß Haul-Hanna mit den mehrsten Fürsten auf O-Wahu[6] und Tameiameia zu Karakakoa[7] sich befinde. Das Kanot, welches an das Schiff angebunden war, und worin der andere O-Waihier sich befand, schlug um, und wir hatten Gelegenheit, die Kraft und Gewandtheit dieser Fischmenschen zu bewundern.

Wir sahen von der hohen See die europäisch gebauten Häuser von Herrn Jung sich über die Strohdächer der Eingebornen erheben. Der ganze Strand ist von den Ansiedelungen der Menschen bekränzt, aber schattenlos. Erst südlicher längs der Küste untermischen sich Kokospalmen den Häusern. Die Wälder, die an den Bergen eine hohe Zone einnehmen, steigen nicht zu Tale. Rauchsäulen stiegen in verschiedenen Gegenden des Landes empor.

---

[1] Honululu. — [2] Oahu. — [3] Auf der Insel Hawai. — [4] Mauwi oder Maui ist die an Umfang zweitgrößte Insel der Hawaigruppe. — [5] Vgl. dazu S. 160, Z. 25. — [6] Vgl. oben, S. 93, Anm. 1. — [7] Heute: Kealakeakua, an der Bai gleichen Namens gelegen, volkreichster Ort auf Hawai

Andere Kanots kamen an das Schiff; wir verkehrten mit mehreren Eingebornen und vermochten einen weitgewanderten Mann, einen Mann des Königs, der in Boston, an der amerikanischen NW.-Küste und in China gewesen war, an unserm Bord zu bleiben und uns nach Karakakoa zu lotsen. Wir erfuhren, daß zwei amerikanische Schiffe in Hana-ruru lägen und vor Karakakoa ein drittes, welches, vom Sturme geschlagen, entmastet nach diesen Inseln gekommen. Wir erfuhren endlich, daß Russen der amerikanischen Handelskompanie das Reich mit Krieg zu überziehen gedroht, und daß man die russischen Kriegsschiffe erwarte, welche die Drohung verwirklichen sollten.

Das waren die Umstände, unter welchen wir vor O-Waihi erschienen und uns glücklich preisen mußten, Herrn Elliot, den Leibarzt des Königs, an Bord zu haben, der Zeugnis von uns ablegen konnte.

Wir lagen die Nacht in vollständiger Windstille. Wir erfuhren am Morgen des 23., daß der König von Karakakoa nordwärts, uns näher, nach Tiutatua am Fuße des Wororai gekommen sei, sich aber daselbst nicht lange aufhalten werde. Herr Elliot ließ ihm Botschaft von uns und sich selber ansagen und den Wunsch des Kapitäns andeuten, Seine Majestät zu Tiutatua nicht zu verfehlen.

Wir kamen sehr langsam vorwärts. Am Abend ward ein Delphin harpuniert. Während der Nacht frischte der Wind; am Morgen des 24. waren wir vor Tiutatua. Das amerikanische Schiff fuhr eben unter allen Segeln in die Bucht. Der Kapitän ließ das kleine Boot aussetzen, worin er Herrn Elliot mit mir, Eschscholtz und Choris an das Land schickte. Wir begegneten einem Europäer, der in seinem Kanot fuhr; er trat in unser Boot über und geleitete uns.

Das Dorf liegt unter Palmbäumen anmutig am Seegestade. Hinter demselben steiget der Blick auf einem Lavastrom zu dem Riesenkegel des Wororai hinan. Zwei Morais[1] standen mit ihren häßlichen Idolen auf einem Vorsprung des Lavastrandes.

Am Ufer war ein zahlreiches Volk in Waffen. Der alte

[1] Grabmäler mit Götzenbildern.

König, vor dessen Wohnung wir landeten, saß auf einer erhabenen Terrasse, von seinen Weibern umringt, in seiner volkstümlichen Tracht, dem roten Maro (Schamgürtel) und der schwarzen Tapa (dem weiten, schönfaltigen Mantel von Bastzeuge). Nur Schuhe und einen leichten Strohhut hatte er von den Europäern erborgt. Den schwarzen Mantel tragen nur die Vornehmen; das färbende Harz verleiht dem Zeuge die Eigenschaft, nicht naß zu werden. Vor dem Könige sitzt jeder Untergeordnete niedriger als er, mit entblößten Schultern. Der alte Herr nahm seinen Arzt gern wieder auf, jedoch ohne überströmende Freude, und ließ sich von ihm über den friedlichen Zweck unserer Expedition belehren; dann richtete er an uns den Friedensgruß, drückte uns die Hand und lud uns ein, ein gebackenes Schwein zu verzehren. (Drei der hervorragenden Männer der alten Zeit, ich rühme mich der Ehre, haben mir die Hand gedrückt: Tameiameia, Sir Josef Banks[1] und Lafayette[2].) Wir verschoben die Mahlzeit bis zur Ankunft des Kapitäns; Eschscholtz und ich begehrten botanisieren zu gehen, während Choris blieb und den König zu zeichnen sich erbot. Tameiameia gab uns zu unserm Schutz einen Edeln seines Gefolges mit und warnte uns vor der großen Aufregung des Volkes. Dem Maler wollte er nur in europäischen Kleidern sitzen, nämlich in roter Weste und Hemdesärmeln, da er den Zwang des Rockes nicht ertragen mag. Er beauftragte Herrn Elliot, den Kapitän ans Land zu geleiten, und er sandte mit ihm zwei der vornehmsten Häuptlinge, von denen einer gleichsam als Geisel auf dem Schiffe bleiben sollte, bis er, der Kapitän, an seinen Bord zurückgekehrt sei.

Ich werde hier mit wenigen Worten über die Ereignisse berichten, die unserer Ankunft auf den Sandwichinseln zuvorgegangen waren.

Ein gewisser Doktor Scheffer, im Jahre 1815 als Schiffsarzt am Bord des Suwaroff, Kapitän: Leutnant Lasareff, zu

---

[1] Sir Joseph Banks (1744—1820), Begleiter Cooks auf seiner ersten Reise um die Welt und vielfacher Förderer wissenschaftlicher Untersuchungen. Chamisso lernte ihn am Ende der Reise in London kennen. — [2] Chamisso sah Lafayette im Jahre 1825 in Paris; vgl. Bd. 1, S. 56*. Über Lafayette vgl. Bd. 2, S. 169, Anm. 1 und S. 159, Anm. 1 dieser Ausgabe.

Sitcha angelangt und daselbst im Dienste der amerikanischen Kompanie zurückgeblieben, war, vermutlich von Herrn Baranoff ausgesandt, anscheinlich zu wissenschaftlichen Zwecken auf die Sandwichinseln gekommen, wo er den Schutz des Königs genossen hatte. Der Doktor Scheffer hatte die verschiedenen Inseln bereist. Auf O-Wahu, wo zwei Schiffe der russisch-amerikanischen Kompanie (die Clementia und die Entdeckung) angelegt, war verschiedentlich gegen den König und gegen die Volksreligion gefrevelt worden. Die Russen hatten einen Morai[1] entweiht und die Förmlichkeit der Besitznahme der Insel bei Aufziehung der russischen Flagge auf dem Lande vollzogen. Vermittelnde Europäer hatten das Blutvergießen verhindert, und die übermütigen Fremden hatten, gezwungen, sich einzuschiffen, mit Krieg und Eroberung gedroht. Welch ein Anteil der Schuld jenen Schiffen, welcher dem Doktor zuzuschreiben sei, bleibe unentschieden; die größere Erbitterung war gegen den Doktor. Gegenwärtig war derselbe auf den westlichen Inseln, deren König Tamari er vermocht hatte, sich unter russischer Flagge gegen seinen Lehnsherrn Tameiameia zu empören.

Bekanntlich war zur Zeit der Eroberung Tameiameias der ehedem selbständige König von Atuai und den westlichen Inseln dem Gewaltigen zuvorgekommen, indem er sich ihm freiwillig unterworfen.

Das war der jetzige Stand der Dinge. Als wir im Spätjahre 1817 nach den Sandwichinseln zurückkamen, hatte auf diesem Schauplatz der Doktor Scheffer seine Rolle bereits ausgespielt; der König von Atuai, dem er lästig geworden, hatte ihn weggewiesen und hatte aufs neue Tameiameia gehuldigt. Der Doktor Scheffer kam nach Petersburg, wo er mit abenteuerlichen Anschlägen und Ratschlägen kein Gehör gefunden zu haben scheint. Er tritt später als Kaiserlich Brasilianischer Werboffizier in Hamburg auf.

Wie ich mit Eschscholtz botanisieren ging, umringte uns eine mehr lachende als drohende Menge. Ein Häuptling, an seiner Haltung und seinem fast riesigen Wuchs nicht zu verkennen,

[1] Vgl. oben, S. 163, Anm. 1.

schwang, wie wir den Weg gingen, den er kam, lachend seinen Wurfspieß gegen mich und drückte mir dann mit dem Friedensgruße: „Arocha!" die Hand. Was er dabei sagte, mochte bedeuten: Habt ihr uns wieder einmal den Spaß verdorben? wir dachten, uns zu schlagen, und nun seid ihr gute Freunde.

Das dürre, ausgebrannte Feld hinter dem Dorfe bot dem Botaniker nur eine karge Ausbeute; und doch war es eine große Freude, hier die ersten Sandwicher Pflanzen zu sammeln. „Eine Cyperacee![1]" rief ich dem Doktor zu und zeigte ihm die Pflanze von ferne. „Küperake! Küperake!" fing unser Führer zu schreien an, indem er eine Handvoll Gras über den Kopf schwang und wie ein Hampelmann tanzte. So sind diese Menschen, fröhlich wie die Kinder, und man wird es wie sie, wenn man unter ihnen lebt. Nach dem, was ich in meinen „Bemerkungen und Ansichten" über die O-Waihier gesagt, bleibt mir nur übrig, sie selbst in kleinen Anekdoten und Zügen auftreten zu lassen.

Wir wurden, in Erwartung des Kapitäns, zu den Königinnen eingeführt; große, starke, fast noch schöne Frauen. Kahumanu tritt schon unter Vancouver[2] in der Geschichte auf. Sie lagen in einem Strohhause zusammen auf dem weich mit feinen Matten gepolsterten Estrich; wir mußten Platz unter ihnen nehmen. Fast unheimlich wurden mir, dem Neulinge, die Blicke, die meine Nachbarkönigin auf mich warf. Ich folgte Eschscholtz, der sich schon früher aus dem Hause geschlichen hatte. Ich erfuhr von ihm, seine Königin habe sich noch handgreiflicher ausgedrückt.

Unser Kapitän war angelangt. Der alte Held empfing ihn mit Herzlichkeit. Er verstand sehr wohl das Verhältnis und wußte es großartig, ehrfurchtgebietend und leicht zu behandeln. Herr Cook, ein Europäer, der sein Vertrauen besaß, und der jetzt erst von dem amerikanischen Schiffe, wohin er ihn gesandt hatte, zurückkam, diente ihm zum Dolmetscher. Er verhielt seinen Ingrimm gegen die Russen nicht, die seiner königlichen Gastfreiheit mit so schnödem Undank gelohnt; in uns aber, die wir, auf Ent-

[1] Cypergras, Riedgras. — [2] George Vancouver (gest. 1798), Begleiter Cooks auf der ersten und zweiten Reise um die Welt, war in den Jahren 1792—94 mit der Aufnahme der Nordwestküste Amerikas beschäftigt und verbrachte den Sommer auf den Sandwichinseln.

deckung ausgesandt, mit jenen nichts zu teilen hatten, wolle er keine Russen sehen, sondern nur die Söhne und Nachkommen Cooks und seines Freundes Vancouver. Wir seien keine Kaufleute, er wolle es auch gegen uns nicht sein; er werde für alle unsere Bedürfnisse Sorge tragen, frei, unentgeltlich. Wir brauchten dem Könige nichts zu geben, und wollten wir ihm ein Geschenk machen, so sei es nur nach Belieben. So Tameiameia, König der Sandwichinseln.

Unsere Gegengeschenke zeugten von unserer friedlichen Gesinnung. Zwei kleine Mörser mit den dazugehörigen gefüllten Granaten und Pulver. Eisenstangen, die wir als Ballast hatten, und die ihm angenehm zu sein schienen, wurden für ihn zu Hanaruru ausgeschifft. — Er selbst erkundigte sich im Gespräche, ob wir ihm wohl etwas Wein ablassen könnten? Er erhielt ein Fäßlein guten Teneriffa von unserm Vorrat. Der Kapitän hatte zufällig etliche schöne Äpfel aus San Francisco mitgebracht. Er fand sie wohlschmeckend, verteilte sie zum Kosten den Häuptlingen um ihn und ließ die Kerne mit großer Sorgfalt sammeln. Auf den Wunsch, den Herr von Kotzebue aussprach, ließ Tameiameia sogleich einen Federmantel herbeiholen und überreichte ihm solchen für den Kaiser Alexander. Furchtlos und würdevoll schlug er ab, auf das Schiff zu kommen, da die jetzige Stimmung seines Volkes es ihm nicht erlaube. Wir statteten dem Reichserben Lio-lio einen Besuch ab. Ich kann dem, was ich in den „Bemerkungen und Ansichten" gesagt habe, nichts hinzufügen, obgleich die dort, hauptsächlich nach Herrn Marini ausgesprochenen Weissagungen nicht in Erfüllung gegangen sind. Der Tisch war für uns in einem Hause, das im Umfang des königlichen Morai lag, auf europäische Weise gedeckt. Der König geleitete uns dahin mit seinen Häuptlingen, doch nahm weder er noch einer von ihnen Anteil an dem Mahle, das wir allein verzehrten. Unsere Matrosen wurden nach uns auf gleiche Weise bewirtet. Wir erfuhren später, daß mit diesem uns gereichten Mahle ein religiöser Sinn verbunden gewesen. Die wir als Feinde angekündigt, als Freunde gekommen waren, aßen ein geweihtes Schwein an geweihter Stelle in dem Morai des Königs.

Nach uns speiste Tameiameia in seinem Hause allein, wobei

wir ihm zuschauten, wie er uns selber zugeschaut hatte. Er aß nach altertümlicher Sitte. Gesottene Fische und ein gebackener Vogel waren die Gerichte, Bananenblätter die Schüssel, und der beliebige Tarobrei[1] vertrat die Stelle des Brotes. — Die Diener brachten die Speisen kriechend herbei, die ein Vornehmerer ihm vorsetzte. Herr von Kotzebue spricht von der sonderbaren Tracht der Höflinge Tameiameias, die alle schwarze Fracks auf dem bloßen Leib getragen. Ich kann mich nur erinnern, ein einziges Mal auf den Sandwichinseln dieses Kostüm gesehen zu haben, welches keineswegs so allgemein war und auch dem Auge des Künstlers nicht aufgefallen ist. Vergleiche Choris: „Voyage pittoresque".

Tameiameia behielt Herrn Elliot um sich, von dem nach O-Wahu begleitet zu werden uns wohl erwünscht gewesen wäre. Er gab uns als Geleitsmann und Überbringer seiner Befehle in unserm Betreff einen Edeln geringeren Ranges mit, der seines völligen Vertrauens genoß. Er ließ diesen Mann, Namens Manuja, von zehn Meilen herkommen, weshalb er auch spät eintraf. Der Rurik war unter Segel geblieben. Wir hatten bereits Signalschüsse abgefeuert, Raketen abgebrannt und Laternen aufgezogen, als Herr Cook unsern Schutzmann abends um 8 Uhr an Bord brachte.

Wir nahmen mit einem schwachen Landwind unsern Kurs nach O-Wahu. Die aufgehende Sonne fand uns am 25. in Ansicht von O-Waihi und Mauwi. Der Wind hatte uns verlassen. Es war ein schöner Morgen. Größe, Ruhe und Klarheit. Luft und Meer klar und ruhig; rein und wolkenlos die groß und ruhig gezeichneten Höhen beider Inseln. Herr von Kotzebue benutzte den Moment, die Höhen der Berge beider Inseln zu messen.

Zu Nacht erhob sich der Wind; wir hatten den Passat wieder gewonnen. Wir sahen die Feuer der Insel Tauroa[2] brennen. Wir segelten am 26. schnell längs der Inselkette und südlich von derselben vorwärts. Ein paar Walfische (Physeter) spritzten

[1] Die Taropflanze (Colocasia antiquorum), auch Wasserbrotwurzel genannt, vertritt in vielen tropischen Gegenden die Stelle der Kartoffel; ihre Knollen werden bis zu 3 kg schwer. — [2] Häufiger Tahurowa, Insel nordwestlich von Hawai.

nicht fern von uns ihre Wasserstrahlen. Manuja lag seekrank auf dem Verdecke, und sein Dienstmann war kaum imstande, ihm Hülfe zu leisten. Auch Manuja hatte die Kerne der Äpfel, die er bei uns gegessen, sorgfältig gesammelt und verwahrt. Wir lavierten die Nacht in Ansicht der Insel O-Wahu.

Wir gelangten am 27. November in den Mittagsstunden vor den Hafen von Hana-ruru. Manuja fuhr mit dem ersten Kanot, welches sich zeigte, ans Land, und bald kam ein königlicher Lotse, ein Engländer, Herr Herbottel, heraus, der uns die Anker außerhalb des Riffes werfen hieß, da jedes einlaufende Schiff während der Windstille, die hier regelmäßig vor Sonnenaufgang eintritt, in den Hafen bugsiert werden muß.

Der Kapitän fuhr, sobald der Rurik vor Anker lag, an das Land. — Ein amerikanischer Scunner[1], der Traveller aus Philadelphia, Kapitän Wilcoks, ging eben unter Segel. Wir sahen über die Brandung hinüber zu der anmutigen Stadt, die, von schlanken Kokospalmen beschattet, aus O-Waihischen Strohdächern und europäischen Häusern mit weißen Mauern und roten Dächern besteht. Sie unterbricht die sonnige Ebene, die den Fuß des Gebürges umsäumt. Der Wald, der die Höhen bekleidet, senkt sich auf ihren Abhöhen tief herab. Zwei Schiffe lagen im Hafen; beide gehörten dem Herrn der Inseln. Ein Dreimaster, der bald den Namen der Frau von Kareimoku erhalten sollte, und der am 29. morgens, mit Taro beladen, nach O-Waihi unter Segel ging. Das zweite, nach Tameiameias edelster Gattin die Kahu-manu genannt, eine kleine elegante, schnell segelnde Brigg, die, in Frankreich zum Kaperschiff gebaut, ursprünglich la grande guimbarde[2] geheißen und, von den Engländern genommen, den Namen Foreſter erhalten hatte. — Die Kahu-manu feuerte als Wachtschiff bei Sonnenuntergang den üblichen Retraitenschuß ab.

Der Kapitän kam an Bord zurück, nicht eben erfreut von dem Empfang, der ihm geworden. Noch war das Volk gegen die Russen in Aufregung, und bei dem Gouverneur hatte er dasselbe Vorurteil zu bekämpfen gehabt. Herr Jung war ihm hülfreich

[1] Vgl. oben, S. 99, Anm. 1. — [2] D. h. die große Donnerbüchse (eigentlich Maultrommel).

gewesen. Der Gouverneur Kareimoku, den die Engländer Pitt nennen, auf den Sandwichinseln der nächste nach dem Könige, hatte ihm jedoch versprochen, die Befehle, die er im betreff seiner von Tameiameia erhalten, pünktlich zu vollziehen.

Am 28. um 6 Uhr des Morgens riefen wir verabredetermaßen durch einen Kanonenschuß die Kanots herbei, die uns in den Hafen bugsieren sollten. Der Lotse und acht Doppelkanots, jeder unter der Führung des Eigners von 16—20 Mann gerudert, kamen heran. Herr Jung fuhr an ihrer Seite in einem kleinen Kanot. Der Anker ward gelichtet, und spielend, lachend, lärmend führten die Sandwicher in guter Ordnung und mit einer Gewalt, die unsere Seeleute bewunderten, den Rurik dahin. Wir fuhren nach dem Log drei Knoten. Wir ließen unter den Mauern der Festung die Anker fallen, und Herr Jung kam an Bord, Bezahlung für den Dienst einzufodern, den nicht Leute des Königs uns geleistet hatten.

Ich kann das erste, was uns wie jedem Fremden auf diesen Inseln entgegentrat, mit Stillschweigen nicht übergehen: die allgemeine, zudringliche, gewinnsüchtige Zuvorkommenheit des andern Geschlechtes; die ringsher uns laut zugeschrieenen Anträge aller Weiber, aller Männer namens aller Weiber.

Die Scham scheint mir dem Menschen angeboren zu sein, aber die Keuschheit ist nur nach unsern Satzungen eine Tugend. In einem der Natur näheren Zustande wird erst das Weib in dieser Hinsicht durch den Willen des Mannes gebunden, dessen Besitztum es geworden ist. Der Mensch lebt von der Jagd. Der Mann sorgt für seine Waffen und für den Fang; er ernährt die Familie. Der Waffenfähige herrscht rücksichtslos im Gebrauche seiner Übermacht; das Weib dient und duldet. Er hat gegen den Fremden keine Pflicht; wo er ihm begegnet, mag er ihn töten und sein Besitztum sich aneignen. Ob er des Getöteten Fleisch zur Speise benutzt oder verwesen läßt, ist unerheblich. Schenkt er aber dem Fremdling das Leben, so schuldet er ihm fürder, was zu dem Leben gehört; das Mahl ist für alle bereitet, und der Mann bedarf eines Weibes.

Auf einer höheren Stufe wird die Gastfreundschaft zu einer Tugend, und der Hausvater erwartet am Wege den Fremdling

und zieht ihn unter sein Zelt oder unter sein Dach, daß er in seine Wohnung den Segen des Höchsten bringe. Da macht er sich auch leicht zur Pflicht, ihm sein Weib anzubieten, welches dann zu verschmähen eine Beleidigung sein würde.

Das sind reine, unverderbte Sitten.

Diesem Volke der Lust und der Freude — o könnt' ich doch mit einem Atemzuge dieser lauen, würzigen Luft, mit einem Blicke unter diesem licht- und farbreichen Himmel euch lehren, was Wollust des Daseins ist! — diesem Volke, sage ich, war die Keuschheit als eine Tugend fremd; wir haben Hab- und Gewinnsucht ihm eingeimpft und die Scham von ihm abgestreift. — Schon auf der nördlichen Küste der Insel, durch das Gebürge von der verderbten Hafenstadt abgesondert, wähnte ich mehr patriarchalische, unbescholtenere Sitten zu finden.

Ich machte schon an diesem ersten Tage die Bekanntschaft von Herrn Marini (Don Francisco de Paulo Marini, der von den Eingebornen Manini genannt wird). Er kam mir nicht übereilt entgegen, aber ich fand ihn stets hülf- und lehrreich, wo ich seiner bedurfte; und er hat, mit Geist und Blick den Punkt treffend, den ich suchte, mich das beste gelehrt, was ich über diese Inseln weiß. Marini war noch sehr jung, als er in einem Hafen der amerikanisch-spanischen Küste, ich glaube zu San Francisco Kaliforniens, mit Früchten und Gemüsen auf ein Schiff geschickt ward, das im Begriff stand auszulaufen. Die Matrosen ließen den Knaben trinken, er schlief ein; sie verbargen ihn. — Das Schiff war auf hoher See, als erwachend er hervorkam. Der Wurf, der sein Schicksal entschied, war geschehen. Auf den Sandwichinseln ans Land gesetzt, wurde er auf denselben zu einem Häuptling von Ansehen, der als betriebsamer Landwirt unablässig mit den Arten nutzbarer Tiere und Pflanzen, die er einführte, neue Quellen des Wohlstandes aus dem Boden stampft und als betriebsamer Handelsmann die zahlreichen Schiffe, die hier verkehren, mit allen ihren Bedürfnissen versorgt. Er versteht namentlich unter diesem heißen Himmel das Fleisch auf das dauerhafteste einzusalzen, was die Spanier in der Neuen Welt für unmöglich erklären. Marini schien sich als ein unabhängiger Mann von dem Könige fern zu halten und nicht in

dessen Gunst zu stehen. Er lebte mehr der Handelswelt. Ich war glücklich zu preisen, daß ihn jetzt keine Schiffe beschäftigten. Im ersten Gespräche, das ich mit ihm hatte, fiel mir eine Äußerung von ihm auf. Es war von den neuesten Zeitereignissen die Rede und von Napoleon. „Der", sagte er, „hätte in unserm spanischen Amerika getaugt." Solches Wort hatte ich noch aus keines Spaniers Munde gehört.

Ich machte die erste botanische Exkursion, bestieg den ausgebrannten Vulkan hinter der Stadt, drang berghinan in den Wald und kam über das Tal zurück, das durch kunstreiche Bewässerung für die Kultur der Taro gewonnen ist. Ich lernte die Kühlung der Bergtäler kennen und die erhöhte Temperatur, die einen empfängt, sobald man aus denselben auf den sonnigen Saum der Insel hervortritt.

Der ich täglich die Gegend durchschweifte und das Gebürge, werde meine einsamen Spaziergänge nicht weiter beschreiben, aber hier etliche der kleinen Abenteuer, die mir auf denselben zustießen, zusammentragen.

Über Ströme und Flüsse führt keine Brücke; ist man doch froh, die Gelegenheit zu einem Süßwasserbad zu haben, welches von den Anwohnern des Meeres ebenso geschätzt und begehrt wird, wie von uns Mittelländern das Seebad. Man wird auch allerorten auf jede sich darbietende Gelegenheit aufmerksam gemacht, und: „Willst du baden?" ist eine Frage, die man bald erlernt hat.

Ich hatte mich ausgezogen, um den Strom, der hinter Hana-ruru sich in den Hafen ergießt, zu durchwaten, und das Wasser ging mir kaum über die Kniee, als ich ein leichtes Kanot an mich heranrudern hörte und ein großes Gelächter vernahm. Es war eine Dame, anscheinlich von der ersten Kaste, die mich hier zu necken sich ergötzte. Ich war wie ein unschuldiges Mädchen, das ein Flegel sich den Spaß macht im Bade zu beunruhigen.

Bei einer weiteren Exkursion, auf welcher mich ein Führer geleitete, ging der Weg durch ein breites, ruhiges Wasser. Der O-Waihier stieg vor mir hinein und ging hinüber; das Wasser stieg ihm nicht bis an die Brust. Ich geriet auf den Einfall, ich,

der ich eigentlich nicht schwimmen kann, hinüberschwimmen zu wollen. Ich versuchte es, und siehe! das Wasser trug mich, und ich kam ordentlich vorwärts.

Ich war außerordentlich mit mir zufrieden und dachte: es ist auch gut, den Leuten zu zeigen, daß, wenn grade kein Meister in ihrer Kunst, man doch derselben nicht ganz fremd ist. Da weckte mich ein unendliches Gelächter, das laut und lauter vom Ufer erscholl, aus meinem Traum. Wie ich mich umsehen konnte, um zu erkunden, was da vorging, gewahrte ich, daß sich das Ufer dicht mit Menschen bekränzt hatte, die herbeigelaufen waren, um über den kuriosen Kanaka haore (den weißen Mann) zu lachen, der, anstatt wie ein vernünftiger Mensch durchs Wasser zu gehen, sich eine ungeheure Mühe gab, seine Ungeschicktheit zur Schau zu geben. Aber das Lachen hat hier nichts Feindseliges. Lachen ist das Recht des Menschen; jeder lacht über den andern, König oder Mann, unbeschadet der sonstigen Verhältnisse. — Andere Anekdoten werden an ihrem Ort den Satz erläutern.

„Arocha!" ist der Friedensgruß, den jeder jedem bietet, und der mit gleichem Gegengruß erwidert wird. Auf jedes „Arocha!" das einem zugerufen wird, antwortet man „Arocha!" und ziehet seines Weges, ohne sich umzusehen. Als ich einst botanisieren ging und von Hana-ruru meinen Weg nach den Taropflanzungen genommen hatte, fiel es mir auf, daß, wo schon die Häuser zu Ende waren, das Grüßen noch kein Ende nahm, und war doch auf dem freien Felde links und rechts niemand zu sehen. „Arocha!" ward mir in allen Tönen unablässig nachgerufen, und ich erwiderte treuherzig jeden Gruß. Ich sah mich unvermerkt um und ward gewahr, daß ich einen Troß Kinder hinter mir her nachzöge, die es belustigte, den Kanaka haore sein „Arocha!" wiederholen zu lassen. Wartet nur! meinte ich; und ich zog mit großer Geduld begrüßt und gegengrüßend den Schwarm mir nach bis in die Engpässe der Tarofelder, über Gräben, Gehege, Wasserleitungen und Erdwälle. Da kehrte ich mich unversehens um und lief mit erhobenen Armen und entsetzlichem Geheul auf sie zu; sie, im ersten Schrecken, ergriffen die Flucht und stürzten übereinander und in die Wasserbehälter.

Ich lachte sie aus, sie lachten, und wir schieden als Freunde: „Arocha!“

Auf einer Wanderung durch das fruchtreiche Tal hinter Hana-ruru fand ich einst am Rande eines der Wasserbehälter, worin der Taro gezogen wird, ein schönes Gras, welches ich mich nicht erinnerte, gesehen zu haben, und wovon ich mir gleich Exemplare ausriß. Bei dem Geschäfte traf mich ein O-Waihier an, der darob mich ausschalt und pfändete, und den ich nur mit Mühe beschwichtigen konnte. Ich erzählte Herrn Marini das Ereignis und zeigte ihm das Gras. Der Mann war sein Pächter, das Gras war der Reis, der, nachdem manche frühere Versuche mißglückt, endlich in diesem Jahre zuerst auf diesen Inseln gegrünt hatte. — Mag mancher Botaniker mich auslachen, dem es vielleicht nicht besser ergangen wäre. Auch ich hätte Oryza sativa[1] im Herbario nicht verkannt.

Bezeichnend mag sein für die hiesige Pflanzenwelt, worin die baumartigen Riesenlianen Brasiliens meist nur durch krautartige Winden- und Bohnenarten vertreten werden, die ihre Netze über das niedre Gebüsch ausspannen, daß ich einmal im Gebürg abseits vom Pfade in so ein Netz geriet und, wie ich weiter vordringen wollte, endlich gewahr wurde, daß ich bereits über den Absturz des Felsen hinaus in einer Hängematte über dem Abgrund schwebte.

Am 29. November wurden wir zuerst nach dem Befehle Tameiameias versorgt. Wurzeln und Früchte, wie sie das Land nur hervorbringen mag, wurden uns in Überfluß gereicht, und die Schweine, die man uns lieferte, waren so groß, daß wir kaum die Hälfte verzehren konnten; die übrigen wurden teils eingesalzen, teils lebendig mitgenommen.

Der Kapitän unternahm an diesem Tage, den Plan des Hafens von Hana-ruru aufzunehmen, und ließ zu dem Behufe Chramtschenko Signalstangen mit Flaggen auf verschiedenen Punkten einpflanzen. Diese Flaggen erinnerten das Volk an jene Flagge, die bei der Besitznahme aufgezogen worden war, und nun griff alles zu den Waffen, sich das Fest einer Schlacht

[1] D. h. der gemeine Reis (zur Gruppe der Gramineen gehörig).

versprechend; denn waffenlustig ist dieses fröhliche Volk, und es entbehrt schon lange dieser Lustbarkeit. Haul-Hanna, der zum Glücke früh genug berichtet ward, schlug sich ins Mittel, beschwichtigte Kareimoku, kam selbst an das Schiff, den Kapitän zu warnen, und ward unser guter Engel. Alles Flaggenartige verschwand sofort, und der Krieg ward abgesagt.

Am 30. November stellten sich auf die Einladung des Kapitäns Kareimoku und die vornehmsten Häuptlinge, Teimotu, Bruder der Königin Kahu-manu, Haul-Hanna und andere zum Mittagessen auf dem Rurik ein. Kareimoku war herzlich und brachte dem Kapitän den Friedensgruß. Die Herren waren alle in europäischer Tracht, wenn nicht alle nach der neusten Mode, so doch alle sehr anständig. Man setzte sich zu Tisch, und ihr Benehmen kann für ein Muster der Schicklichkeit und guten Sitte gelten. Wir hingegen, wir waren die Ungeschickten, die Tölpel; denn es ist doch wohl gesellige Pflicht, sich nach den Sitten und Bräuchen derer, die man bewirten will, zu erkundigen und sich in notwendigen Dingen darnach zu richten. Aber das Schwein, das wir den Herren vorsetzten, war nicht im Morai geweiht worden, und so war es nicht (um mich europäisch auszudrücken) kauscher[1], und nichts von allem war kauscher, was am selben Feuer mit ihm gekocht und gebraten worden. Ein Stück Zwieback und ein Glas Wein war das einzige, was sie genießen durften. Sie mußten nüchtern uns essen sehen, ohne sich einmal mit uns unterhalten zu können; das war unsere Bewirtung. Sie aber benahmen sich dabei besser, als wir uns vielleicht an ihrer Stelle benommen hätten, und ließen den guten Willen für die Tat gelten. Kareimoku trank ein „Arocha!" dem Kaiser von Rußland zu; ein „Arocha!" ward dem Tameiameia dargebracht, und wir waren gute Freunde.

Die Frauen indes, deren einige mitgekommen waren (das Tabu ist auf Schiffen minder streng als auf dem Lande, wo sie unter Todesstrafe das Speisehaus der Männer nicht betreten dürfen), die Frauen, sage ich, tranken indes Wein und betranken sich, was ein O-Waihier von Stand nie tun wird.

[1] Jetzt gewöhnlich koscher (d. h. gesetzmäßig, rein).

Das von Choris gemalte, sehr ähnliche Bild von Tameiameia machte ein ausnehmendes Glück. Alle erkannten es, alle hatten Freude daran. — Ich werde einen Zug nicht vergessen, welchen man vielleicht für die Sitten dieses Volkes bezeichnend finden wird. Der Maler hatte in sein Zeichnenbuch neben den König ein Weib aus der Mittelklasse gezeichnet. Herr Jung, dem zuerst das Blatt gezeigt wurde, fand diese Nachbarschaft dergestalt bedenklich, daß er unserm Freunde riet, die zwei Porträte entweder zu trennen oder gar nicht sehen zu lassen. Demgemäß ward das Blatt durchgeschnitten, bevor das Bild des Königs andern O-Waihiern gezeigt wurde. Von diesem sehr gelungenen Porträt teilte Choris hier etliche Kopieen aus. Wie wir im nächsten Jahre nach Manila kamen, hatten sich bereits die amerikanischen Kaufleute dieses Bildes bemächtigt und hatten es in den chinesischen Malerfabriken für den Handel vervielfältigen lassen. Choris hat ein Exemplar der chinesischen Ausgabe nach Europa mitgebracht.

Am 30. November fing mit Sonnenuntergang die Feierlichkeit eines Tabu-pori[1] an, um mit dem Sonnenaufgang des dritten Tages zu endigen. Begierig, den heiligsten Mysterien des O-Waihischen Kultus beizuwohnen, wandte ich mich an Kareimoku, der ohne alle Schwierigkeit mich einlud, und dessen Gast ich auf die Dauer des Festes im Heiligtume des Morai wurde. Er verließ gegen 4 Uhr das Schiff, und ich stellte mich vor Sonnenuntergang bei ihm ein. —

Ich habe die Details der Liturgie und der heiligen Bräuche, die man übrigens bei älteren Reisenden genau beschrieben findet, nicht aufgezeichnet; aber eins kann ich sagen: gegen die Lustigkeit, mit der sie vollzogen wurden, könnte die Lustbarkeit eines unserer Maskenbälle für ein Leichenbegängnis angesehen werden. Die religiösen Handlungen füllen nur einzelne Stunden aus. Wie bei der katholischen Liturgie fällt das Volk stellenweise in den Gesang der fungierenden Priester ein. Die Zwischenzeiten gehören der fröhlichsten Unterhaltung, und es werden gute Mahlzeiten abgehalten, wobei ich allein nach europäischer Art bedient

[1] Vgl. Chamissos Ausführungen dazu in dem unten abgedruckten Abschnitt „Die Sandwichinseln. — Die Johnstoneinseln". Aus den „Bemerkungen und Ansichten".

wurde und gebackenen Taro anstatt des üblichen Breies bekam. — Zur Mahlzeit wie zur Unterhaltung liegt man in zwei Reihen auf dem mit Matten belegten Estrich, mit dem Kopfe nach dem trennenden Mittelgang, auf den die Türe stößt. Die Gerichte werden auf Bananenblättern aufgetragen, man führt die Speisen mit den Händen zu dem Munde, und der zähe Tarobrei, der das Brot vertritt, wird von den Fingern abgeleckt. Waschwasser wird vor und nach der Mahlzeit gereicht. Zu Nacht geben Fackeln von Kukuinüssen (Aleurites triloba), die auf Stäbchen eingefädelt sind, ein sehr helles Licht. Dieses alles im Morai nicht anders als zu Hause. Wer aus dem heiligen Bezirke sich entfernen will, wird von einem Knaben begleitet, der jeglichem zur Warnung ein kleines weißes Fähnlein führt. — Ein Weib, das man berühren würde, müßte sogleich getötet werden; ein Mann müßte sich nur im Morai der gleichen Absonderung unterwerfen.

Choris hat in seinem „Voyage pittoresque", T. V—VIII, die Idole eines Morai zu O-Wahu abgebildet. Der Typus, der sich in den Figuren VI, 4, VII, 3 und 4, VIII, 1 und 3 wiederholt, ein gleichsam hieroglyphischer, scheint mir der altertümliche, volkstümliche zu sein. Die mit roten Federn bekleidete Figur von Korbgeflechte, die, im Allerheiligsten des Morai verwahrt, bei den Bräuchen des Tabu-pori zum Vorschein kommt, trägt diesen selben Typus. Der weite Mund ist mit wirklichen, ich glaube Hundezähnen, umzäunt. Ein Paar Jünglinge brachten mir in einer Zwischenzeit die Figur, damit ich sie näher betrachten könne. Begierig, die Grenze des mir Erlaubten zu erkunden, fühlte ich der Göttergestalt auf den Zahn, worauf mit einer plötzlichen Wendung derjenige, der die Figur trug, sie meine Hand verschlingen ließ. Natürlicherweise zog ich überrascht die Hand schnell zurück, und sie erhoben ein unmäßiges Gelächter.

Die Bräuche, die ich noch gesehen, werden auf diesen Inseln nicht mehr vollführt, und die Sprache der Liturgie soll verhallen. Keiner wohl hat daran gedacht, zu erforschen und der Vergessenheit zu entziehen, was dazu beitragen könnte, das Verständnis der Äußerlichkeiten des Gesetzes dieses Volkes zu

eröffnen, Licht in seine Geschichte, vielleicht in die Geschichte der Menschen zu bringen und die großen Rätsel, die uns Polynesien darbietet, aufzulösen. Wahrlich, es hätte durch die Romanzoffsche Expedition Preiswürdiges für die Wissenschaft gewonnen werden können, wenn sie einem geradsinnigen, eifrigen Forscher einen Aufenthalt von einem Jahre auf diesen Inseln gegönnt hätte. Aber man fährt wie eine abgeschossene Kanonenkugel über die Erde dahin, und wenn man heimkommt, soll man rings ihre Höhen und Tiefen erkundet haben. — Als ich gegen den Kapitän mich erbot, hier bis zu der Rückkunft des Ruriks zu bleiben, erhielt ich zur Antwort: er wolle mich nicht halten; es stehe bei mir, von der Expedition abzutreten, wann es mir gefiele.

Am 4. Dezember veranstaltete Kareimoku für uns ein Hurrahurra oder Tanzspiel und ein zweites am 6. Dezember. Wahrlich, seit ich wiederholt die widrigen Verrenkungen anzuschauen mir Gewalt angetan habe, die wir unter dem Namen Ballettanz an unsern Tänzerinnen bewundern, erscheint mir, was ich in meinen „Bemerkungen und Ansichten" von der Herrlichkeit jenes Schauspieles gesagt habe, blaß und dem Gegenstande nicht entsprechend. Wir Barbaren! wir nennen jene mit Schönheitssinn begabten Menschen „Wilde" und wir lassen das Ballett den beschämten Dichter und den traurenden Mimen aus den Hallen verdrängen, die wir der Kunst geweiht zu haben uns rühmen. — Ich habe es immer bedauert und muß hier mein Bedauern wiederholt ausdrücken, daß nicht ein guter Genius einmal einen Maler, einen zum Künstler Berufenen, nicht nur so einen Zeichner von Profession, auf diese Inseln geführt.— Es wird nun schon zu spät. Auf O-Taheiti[1], auf O-Waihi verhüllen Missionshemden die schönen Leiber, alles Kunstspiel verstummt, und der Tabu des Sabbats senkt sich still und traurig über die Kinder der Freude.

Ein Zeichen muß ich geben, daß ich unbestochen rede. Am 4. tanzten drei Männer, am 6. eine Schar von Mädchen, darunter viele von ausnehmender Schönheit. Nicht diese haben

[1] D. h. Tahiti.

auf mich den bleibenden Eindruck gemacht, nein, die Männer, die kunstreicher waren, und von denen doch der erste nicht einmal schön unter den Seinen zu nennen war. Man sehe übrigens die zwei schlechten Blätter nicht an, die Choris' Atlas verunzieren. Das Tanzen läßt sich nicht malen, und was er hier gemalt hat, möge ihm der Genius der Kunst verzeihen.

So hingerissen und freudetrunken wie die O-Waihier von diesem Schauspiel waren, habe ich wohl nie bei einem andern Feste ein anderes Publikum gesehen. Sie warfen den Tänzern Geschenke, Zeuge, Juwelen zu.

Ich werde hier Geringfügiges berichten, doch tritt in dem Kinde der Charakter des Volkes hervor. Bei dem Tanz der Männer unter den Kokospalmen war mir ein Knabe sehr hinderlich, der vor mir stand und mir auf die Füße trat. Ich schob ihn unsanft von mir; er sah sich grimmig nach mir um, und ich las auf seinem verfinsterten Gesichte, daß ich einer Menschenseele weh getan habe. Ich entgegnete ihm mit einem erbosten Gesichte und der Pantomime des Wurfspießschwingens, als habe ich ihn zum Gegner und ziele nach ihm. Da war der Junge versöhnt und lachte mich an; hielt ich ihn für waffenfähig und mir gewachsen, so war es gut; aber sich stoßen und treten lassen, das wollte er nicht.

Ein anderes Schauspiel war uns verheißen — das Schauspiel volkstümlicher Waffenübungen von Fürsten und Edeln, einer Scheinschlacht, die, nicht ohne Gefahr, bei der raschen Leidenschaftlichkeit dieses Volkes leicht zu einer wirklichen werden kann. Die Waffe ist, wie man weiß, der Wurfspieß, der nicht mit erhobenem Arm wie von den Griechen, sondern mit gesenktem, längs der Erde, den Rücken der Hand einwärts, den Daumen nach hinten, geschwungen und von unten auf geschleudert wird. Die Fürsten tragen bei diesem Waffenspiel den Federmantel.

Dieses Schauspiel versäumt zu haben, ist in meinem Leben ein unersetzlicher Verlust. Es sollte am 7. stattfinden und ward ausgesetzt. Am 8. unternahm der Kapitän nach der Gegend von Pearl River eine Jagdpartie, auf welcher er zwei Tage zubringen sollte. Ich benutzte diese Zeit zu einer Exkursion quer durch die Insel nach der Nordküste derselben. Kareimoku hatte

mir zwei seiner Leute mitgegeben und mir in den Orten, wo ich einkehren sollte, einen gastlichen Empfang bereitet. Ich erstieg durch das Tal, welches hinter Hana-ruru liegt, den Kamm des Gebürges, da, wo er sich zu dem niedrigsten Col[1] senkt. Den steil der Nordküste zugekehrten Absturz kletterte ich, wie man schon in der Schweiz tun lernt, mit nackten Füßen hinab. Ich übernachtete unten und kam über einen westlicheren, viel höheren Bergpaß und durch ein anderes Tal am Abend des 9. nach Hana-ruru zurück. Da war das Waffenspiel, das an diesem Tage stattgefunden, bereits zu Ende.

Manuja hatte eifrig, pünktlich und liebevoll die Aufträge seines Herrn befolgt, das Holzfällen und Heranbringen besorgt usw. Er wurde hinwiederum beauftragt, dem Könige, was noch für ihn bestimmt war, zurückzubringen. Er selber wurde reichlich beschenkt.

Am 13. Dezember waren wir reisefertig. Ich bemerke beiläufig, daß die Europäer auf den Sandwichinseln die Zeitrechnung von West in Ost über Kanton erhalten haben, so daß wir, die wir die Zeit von Ost in West mitbrachten, einen Tag gegen sie im Rückstand waren, wie in Kamtschatka und den russischen Ansiedelungen der Fall gewesen war. Derselbe Unterschied fand zwischen Nachbarn, San Francisco und Port Bodega, statt. Wenn man sich mit dem alten und dem neuen Kalender, der Zeitrechnung von Osten her und von Westen her, der Zeit von Greenwich und der von dem Schiffe, der mittleren und der wirklichen Zeit, der Sonnenzeit und der Sternenzeit, dem astronomischen Tag usw. abzufinden hat, so ist es nicht leicht zu sagen, was es an der Zeit ist. Ich rechne bis zur Vollendung des Kreises die Längengrade West von Greenwich und die Tage nach dem neuen Kalender und nach fortlaufender Schiffsrechnung.

Am 14. Dezember 1816, morgens um 6 Uhr, foderten wir durch einen Kanonenschuß den Lotsen, der mit etlichen Doppelkanots herbeikam. Wir wurden aus dem Hafen herausbugsiert. Kareimoku kam an Bord. Wir salutierten die königlich O-Waihische Flagge, die über dem Fort wehte, mit sieben Schüssen, die

[1] Einsattelung eines Gebirgskammes, Paß.

das Fort Schuß für Schuß erwiderte. Sodann salutierte uns das königliche Wachtschiff, die Kahu-manu, mit sieben Schüssen, die wir wiederum mit gleicher Anzahl erwiderten. Um 8 Uhr waren wir aus dem Hafen; Kareimoku und seine Begleiter nahmen von uns zärtlichen Abschied. Als sie sich in ihre Kanots wieder eingeschifft und von uns abstießen, salutierten sie uns mit einem dreimaligen Hurra, das wir gleicherweise erwiderten.

## Abfahrt aus Hana-ruru. Radack.

Am 14. Dezember 1816 aus dem Hafen von Hana-ruru ausgesegelt, hatten wir drei Tage lang schwache, spielende Winde und Windstille. Walfische (Physeter) wurden in der Ferne gesehen; am 16. ward eine Seeschwalbe (Sterna stolida) auf dem Schiffe gefangen.

Der Wind stellte sich am 17. ein und brachte uns schnell vorwärts. Am 19. hatten wir Regen. Am 21. und 22. suchten wir vergeblich unter dem 17. Grad nördlicher Breite Inseln, die vom Kapitän Johnstone[1] im Jahre 1807 gesehen worden; Pelikane und Fregatten umschwärmten uns in großer Menge. Wir setzten unsern Kurs nach Südwesten fort. Wir fuhren vor dem Winde bei sehr lästigem Schwanken des Schiffes und schnellem Lauf. Die Seevögel begleiteten uns. Der Horizont hatte nicht seine gewöhnliche Klarheit. Wir suchten vom 26. bis zum 28. unter dem 11. Grad nördlicher Breite die Insel San Pedro[2], ohne dieselbe zu entdecken. Zeichen von Land vermochten uns, die Nacht zu lavieren. Am 29. sahen wir Delphine, fliegende Fische, Treibholz. Die Zahl der Vögel verringerte sich. Vom 28. an steuerten wir westwärts zwischen 9° und 10° nördlicher Breite, um die Mulgraves-Inseln[3] aufzusuchen; wir lavierten meist während der Nacht. In der Nacht vom 30. zum 31. stellte sich ein Landregen ein, welcher den

[1] Britische Insel, zwischen den Hawai-Inseln und den Marshall-Inseln gelegen; sie trägt nach ihrem Entdecker den Namen Johnstone. — [2] Motani oder San Pedro, ein zur südöstlichen Gruppe der Markesas-Inseln gehöriges Eiland. — [3] Vgl. oben, S. 96, Anm. 1.

ganzen Tag anhielt. Ein Stück Holz, worauf sich eine Schnepfe niedergesetzt hatte, trieb am Morgen am Schiffe vorbei. Man hatte schon zu Nacht Schnepfen gehört. Der Wind war viel gemäßigter geworden. Am 1. Januar 1817 hatten wir bereits einen nördlicheren Kurs genommen, um die im vorigen Jahre gesehenen Inselgruppen aufzusuchen, als in den Nachmittagsstunden Land gesehen ward.

In dieser Zeit der Reise hatten sich die Lichtschaben (Blatta germanica) auf eine furchtbare Weise auf dem Rurik vermehrt und vergegenwärtigten uns eine der ägyptischen Plagen. Es hat etwas Unheimliches, etwas Wundergleiches, wenn die Natur einer solchen untergeordneten Art, deren Individuum als ein unmächtiges Nichts erscheint, durch die überwuchernde Anzahl derselben, durch das Gedeihen aller Keime und durch die Verwandlung alles organischen Stoffes in sie zu einer unerwarteten Übermacht verhilft. Dem Menschen verborgen, entziehen sich seiner Einwirkung die Umstände, welche die Vermehrung und Abnahme jener Geschlechter bedingen; sie erscheinen und verschwinden. Dem Spiele der Natur sieht er ohnmächtig staunend zu. Als wir im Spätjahr 1817 zum andern Mal von Unalaschka südwärts steuerten, hatte sich die Blatta fast gänzlich verloren und sie nahm nie wieder überhand.

Eine andere Ungemächlichkeit des Seelebens, die wir seit Kalifornien kennen gelernt, war der Gestank des faulenden Kielwassers. Auf Schiffen, die wie der Rurik kein Wasser einlassen, und auf welchen die Pumpen müßig sind, leidet man mehr davon als auf solchen, wo das Eindringen und Herauspumpen des Wassers kein Stocken und Faulen desselben zuläßt. Wir mußten selber Wasser eingießen, um das stockende herauszubekommen.

Ich habe bis jetzt noch einer wohltätigen Erquickung nicht gedacht, deren wir in der heißen Zone genossen. Ich meine das Sturzbad, das Übergießen mit Seewasser, womit wir uns abends am Vorderteile des Schiffes erfrischten. Wir waren noch nicht müde und hatten noch Laune zu manchem Scherze. Einmal, während Login Andrewitsch badete, entwendete ihm Iwan Iwanowitsch sein Hemd und machte ihn glauben, der Wind habe es in die See geweht.

Login Andrewitsch schlief noch zu Nacht auf dem Verdeck, nachdem ich und der Doktor auf diesen Genuß verzichten zu müssen geglaubt. Er schob seine Matratze durch das Fenster auf das Verdeck und stieg dann selbst die Treppe hinauf, sich oben zu betten. Ich paßte einmal den Moment ab, wo er auf der Treppe war, zog schnell die Matratze in die Kajüte zurück und legte sie wieder an ihren Ort in seine Koje. Er suchte nun die verschwundene allenthalben, nur nicht, wo sie war, haderte mit allen, die er auf dem Verdecke fand, und geriet in eine gar komische Verzweiflung.

Man verzeihe mir dieses lustige Zwischenspiel. Ich komme jetzt auf Radack und die Radacker.

Nach dem, was ich in meinen „Bemerkungen und Ansichten" gesagt, bleibt mir hier nur die Geschichte unserer Erscheinung zwischen jenen Riffen zu erzählen und zu berichten, wie wir Bekanntschaft mit einem Volke machten, welches ich unter allen Söhnen der Erde liebgewonnen habe. Die Schwäche der Radacker benahm uns das Mißtrauen gegen sie; ihre eigene Milde und Güte ließ sie Zutrauen zu den übermächtigen Fremden fassen; wir wurden Freunde rückhaltlos. Ich fand bei ihnen reine, unverderbte Sitten, Anmut, Zierlichkeit und die holde Blüte der Schamhaftigkeit. — An Kräftigkeit und männlichem Selbstvertrauen sind ihnen die O-Waihier weit überlegen. Mein Freund Kadu, der, fremd auf dieser Inselkette, sich uns anschloß, einer der schönsten Charaktere, den ich im Leben angetroffen habe, einer der Menschen, den ich am meisten geliebt, ward später mein Lehrer über Radack und die Karolineninseln. In meinem Aufsatze „Über unsere Kenntnis der ersten Provinz des Großen Ozeans" habe ich seiner als einer wissenschaftlichen Auctorität zu erwähnen gehabt und habe dort aus den zerstreuten Zügen unsers Zusammenlebens sein Bild und seine Geschichte zusammengestellt. Habt Nachsicht, Freunde, wenn ich mich vielleicht manchmal wiederhole; hier spreche ich ja von meiner Liebe.

Die Inselkette Radack liegt zwischen 6° und 12°, die von uns gesehenen Gruppen zwischen 8° und 11° 30′ nördlicher Breite und 188° und 191° westlicher Länge. — Ich bemerke nur, daß

ich von einer Klippe oder Untiefe Limmosalülü im Norden von Arno[1] Nachricht gegeben habe, die auf der Karte des Herrn von Kotzebue fehlt, und verweise im übrigen, was das Geographische anbetrifft, auf die Herren von Kotzebue und von Krusenstern.

Ich lenke in die Tagesgeschichte wieder ein.

Am 1. Januar 1817 hatte sich das Wetter aufgeklärt und der Wind gelegt. Der noch hohe Wellengang bewies, daß kein Land über dem Wind des Schiffes lag. Boniten umschwärmten uns. Nachmittags ward Land entdeckt; es ward erst, als die Sonne unterging, vom Verdeck sichtbar. Eine kleine niedrige Insel: Mesid[2]. Der klare Mondschein sicherte uns zu Nacht vor Gefahr. — Am Morgen des 2. näherten wir uns mit sehr schwachem Winde der Südseite der Insel. Sieben kleine Boote ohne Mast und Segelwerk, jedes mit fünf bis sechs Mann bemannt, ruderten an uns heran. Wir erkannten die Schiffsbauart und das Volk der im Mai des vorigen Jahres gesehenen Inselgruppen. Die reinlichen, zierlichen Menschen betrugen sich sittig; eingeladen kamen sie zutraulich näher an das Schiff heran, auf dessen Verdeck sich jedoch keiner zu steigen vermaß. Wir eröffneten einen Tauschhandel, der ihrerseits mit großer Ehrlichkeit geführt ward. Wir gaben ihnen Eisen; sie hatten meist nur ihren Schmuck, ihre zierlichen Muschelkränze, uns anzubieten. Eine Landung zu versuchen, ließ der Kapitän die Jalik[3] und die Baidare aussetzen. Der Leutnant Schischmareff kommandierte in der Jalik, ich folgte mit Eschscholtz und Choris in der Baidare; die Mannschaft war bewaffnet. Die das Schiff umringenden Boote folgten uns, als sie uns dem Lande zurudern sahen. Andere kamen von der Insel hinzu, in deren Nähe beiläufig achtzehn gleiche Fahrzeuge um uns einen Kreis zogen, und ich zählte deren noch sechs auf dem Strande. Eine Menge Menschen stand am Ufer, nur Männer; Weiber und Kinder zeigten sich nicht. Ich schätzte die Kopfzahl der von uns Gesehenen auf 100, der Leutnant Schischmareff aber auf das Doppelte; auf jeden Fall eine verhältnismäßig viel stärkere Bevölkerung als auf den übrigen von

[1] Eine der Radackinseln. — [2] Mejit, eine der Radackinseln. — [3] Hier im Sinne von „Jolle"; vgl. die Schlußanmerkung.

uns besuchten Gruppen derselben Inselkette. Bei unserer Minderzahl, welche die Insulaner zudringlicher machte, und bei der Übermacht unserer mörderischen Waffen mochte Gleb Simonowitsch das Land nicht betreten. Hatte doch schon einer unserer Leute auf einen Eingeborenen angelegt, der schwimmend ein Ruder unserer Baidare angefaßt hatte. Der Handel ward in der Nähe des Strandes fortgeführt. Die Menschen gaben für Eisen, was sie besaßen: Kokusnüsse, Pandanusfrüchte, Matten, zierliche Muschelkränze, ein Tritonshorn, ein kurzes, zweischneidig mit Haifischzähnen besetztes, hölzernes Schwert. Sie brachten uns frisches Wasser in Kokosschalen; sie wollten uns an das Land ziehen; einer versuchte in unser Boot zu steigen. Der Auftritt war dem bei den Penrhyninseln zu vergleichen. — Wir ließen ihnen ziemlich viel Eisen und fuhren an das Schiff zurück.

Die Länge der Insel Mesid von Norden gegen Süden mag ungefähr zwei Meilen betragen. Wir nahten ihr auf der schmalern südlichen Seite, wo Wohnungen der Menschen sind. Die Kokospalmen, unregelmäßig verteilt, erheben sich nicht sehr hoch über den niedern Wald, dessen Hauptbestandteil der Pandanus ausmacht. Man erblickt weithin unter dem grünen Laubdach den von Dammerde entblößten weißen Korallengrund. Die Ansicht ist der von der Insel Romanzoff zu vergleichen, doch ist wohl letztere minder dürftig.

Wir steuerten nach Westen und hatten am Abend mit schwachem Winde die Insel aus dem Gesichte verloren.

Wir sahen am 3. mehrere Schnepfen und Strandläufer, einen Walfisch (Physeter) und etliche Pelikane, von denen einer geschossen ward. Wir legten um und steuerten nach SO.

Am 4. gegen Mittag, als wir im Begriff waren, das fernere Suchen aufzugeben, kamen wir auf eine Kette von Inseln, die sich unabsehbar von Osten in Westen erstreckte. Auf den begrünten Punkten, die Riff und Brandung vereinigten, erhob sich nicht der Kokosbaum, und nichts verriet die Gegenwart des Menschen. Wir erreichten am Abend die Westspitze der Gruppe und fanden uns unter dem Winde derselben in einem ruhigen Meere. Das Riff, von Land entblößt, nahm eine südöstliche Richtung. Wir segelten längs desselben und entdeckten Lücken in

ihm, die uns die Hoffnung gaben, in das innere Becken, das eine ruhige Spiegelfläche darbot, einzudringen. Während der Nacht trieb uns der Strom nach NW. Am Morgen des 5. war das Land verschwunden. Wir erreichten erst gegen 9 Uhr den Punkt, wo uns die Nacht befallen hatte.

Der Leutnant Schischmareff ward ausgesandt, die Eingänge zu untersuchen; und bei dem zweiten verkündigten uns seine Signale, daß ein Tor für den Rurik gefunden sei. Da stieg von einer der entfernteren Inseln eine Rauchsäule auf; wir begrüßten frohlockend das Zeichen der Menschen. Kein Fahrzeug der Insulaner ließ sich erblicken.

Der Tag neigte sich schon. Das Boot ward zurückgerufen, und um uns die Nacht auf unserm jetzigen Standpunkt zu behaupten, ward ein Werpanker[1] auf das Riff hinausgetragen und befestigt, dessen Tau in Empfang zu nehmen der Rurik unter Segel an die schäumende Brandung hinanfuhr. „So klammert sich der Schiffer endlich noch am Felsen fest, an dem er scheitern sollte." Der wehende NO.-Passat hielt uns um die Länge eines Taues von unserm Untergange entfernt.

Hier um das Riff und seine Öffnungen umringten uns Boniten, fliegende Fische und eine Unzahl Haifische, die unsere Boote bedrohlich verfolgten. Zwei wurden gefangen und verspeist.

Am 6. veränderte sich vor Tagesanbruch der Wind, und zum Osten übergehend, trieb er uns der schäumenden Brandung zu. Vom Kabeltau uns lösend, gingen wir unter Segel. Sobald die Sonne aufgegangen, kehrten wir zurück. Um 10 Uhr morgens drangen wir, zu beiden Seiten von der Brandung umbraust, alle Segel aufgespannt, mit Wind und Strom durch die Rurikstraße in das innere Meer der Gruppe Otdia der Inselkette Radack hinein.

Indem das Becken mit der Ebbe und Flut sich leert und füllt, setzt der Strom zu den Lücken seines Randes bei der Ebbe hinaus und mit wiederkehrender Flut hinein.

Mit dem Boote ausgesandt, ermittelte der Leutnant Schisch-

[1] Holländisch, d. h. Wurfanker.

mareff bei der westlichsten der Inseln einen gesicherten Platz, wo der Rurik die Anker fallen ließ.

Die kühnen und geschickten Manöver, die Herr von Kotzebue beim Eingange in dieses und in andere ähnliche Riffgehege ausgeführt hat, müssen selbst bei dem, der von der Schiffahrt keine Kenntnis hat, Interesse erwecken. Der Europäer, der fern von der Heimat mit Völkern verkehrt, über die er sich im Vorteil fühlt, wird von manchen Anwandlungen des Dünkels versucht, denen sich hinzugeben er sich nicht übereilen müßte. Diese Söhne des Meeres, meinte ich, werden sich doch verwundern, wenn sie unser Riesenschiff mit ausgespannten Flügeln wie den Vogel der Luft gegen die Richtung des Windes, der es trägt, sich bewegen, in die Befriedigung ihrer Riffe eindringen und gegen ihre Wohnsitze dort nach Osten fortschreiten sehen. Und siehe! ich habe selber verwundert sehen müssen, daß, während wir schwerfällig lavierten und wenig über den Wind gewannen, sie auf ihren kunstreichen Fahrzeugen den graden Strich hielten, den wir auf krummen Wegen verfolgten, uns voraneilten und das Segel fallen ließen, um uns zu erwarten.

Von diesen Fahrzeugen hatte Herr von Kotzebue auf Otdia mit Zuziehung der erfahrensten Eingebornen ein großes, genügendes Modell mit allem Fleiße verfertigen lassen und hatte dem Gegenstande die Aufmerksamkeit, die er von dem Seemann erzwingt, gewidmet. Sein Werk hat mich in der Erwartung getäuscht, Genügendes darin über die Oa der Radacker zu finden. Choris in seinem „Voyage pittoresque", Radak T. XI, XII, gibt drei verschiedene Ansichten derselben. Die Seitenansicht T. XI ist treu, das Profil aber unrichtig. Der Fuß des Mastes ruht immer auf dem Hängeboden außerhalb des Schiffskörpers auf der Seite des Schwimmbalkens, so wie auf dem Grundriß T. XII zu sehen ist. Auf diesem Grundrisse neigt aber der Mast weiter nach außen und dem Schwimmbalken hin, als der Wirklichkeit entspricht. Im ganzen sind diese Zeichnungen unzureichend. Besser ist auf der T. XVII das Boot der Karolineninseln abgebildet, welches im wesentlichen mit dem von Radack übereinstimmt. Keine Beschreibung vermag ein Bild von dem beschriebenen Gegenstande zu erwecken, und dennoch muß ich

mit schnellen Worten versuchen, das Boot, von dem die Rede ist, dem Leser anzudeuten. Es hat zwei gleiche Enden, die gleich geschickt sind, beim Fahren zum Vorder- und Hinterteile zu werden, und zwei ungleiche Seiten, von denen eine unter dem Winde, die andere über dem Winde bleibt. Unter dem Winde von einer geraden Fläche begrenzt, über dem Wind nur wenig bauchig, schmal, tief, scharfkielig, an den Enden etwas aufwärts gekrümmt ist der Schiffsrumpf, welcher nur als Schwimmkörper dient. Quer über die Mitte desselben ist ein elastischer Hängeboden befestigt, der nach beiden Seiten hinaus über das Wasser ragt; kürzer unter dem Winde, länger auf der Windseite, wo dies leichte Gebälk gegen das Ende nach unten zu gebogen ist und sich einem dem Schwimmkörper parallelen Schwimmbalken anfügt. Auf diesem Hängeboden, außerhalb des Körpers auf der Windseite, ist der Mast, der, an mehreren Seilen befestigt, nach dem Ende geneigt wird, welches zum vorderen werden soll, und an dem ein einfaches, dreieckiges Segel aufgezogen wird, von dem eine Ecke an dem Vorderschiff befestigt wird. Gesteuert wird vom Hinterteile des Schiffes mit einem Handruder; die Schiffenden stehen oder liegen auf dem Hängeboden und nehmen ihren Stand bei stärkerm Winde näher dem Schwimmbalken und bei schwächerem näher dem Schiffskörper. Auf demselben Hängeboden sind zu beiden Seiten des Schiffes Kasten angebracht, worin Proviant und sonstige Habe verwahrt wird. Die größten dieser Fahrzeuge können an 30 Personen tragen.

Ich füge die Maße von einem dieser Fahrzeuge bei, welches kaum von mittlerer Größe war:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Länge des Schiffskörpers . . . . . | 17 | Fuß | 6 | Zoll |
| Breite desselben . . . . . | 1 | „ | 10 | „ |
| Tiefe desselben . . . . . | 3 | „ | 7 | „ |
| Abstand des Schwimmbalkens von dem Körper des Schiffes . . . . . | 11 | „ | 10 | „ |
| Länge des Vorsprunges von dem Hängeboden über den Schiffskörper auf der Seite unter dem Winde . . . . . | 3 | „ | 0 | „ |
| Höhe des Mastbaumes . . . . . | 19 | „ | 6 | „ |
| Länge der Raae . . . . . | 23 | „ | 4 | „ |

Herr von Kotzebue hat auf Aur zwei Boote von 38 Fuß Länge gemessen.

Ich werde nicht den Leser einzuschläfern mich bemühen mit ausführlichem Berichte unserer täglichen Versuche und Wahrnehmungen während unseres Aufenthaltes in diesem Hafen. Die Absicht war, nachdem wir, was am 7. geschah, den auf dem Riffe zurückgelassenen Werpanker wieder aufgenommen, nötig erachtete astronomische Beobachtungen gemacht und in Booten voraus rekognosziert hätten, tiefer ostwärts in die Gruppe einzudringen, wo wir die festen Wohnsitze der Menschen zu vermuten berechtigt waren.

Einen traurigen Anblick gewährte dieser westliche Teil der Kette. Die nächsten Inseln um uns waren wüst und ohne Wasser, aber der Mensch hatte auf ihnen seine Spur zurückgelassen, und der jüngst angepflanzte Kokosbaum zeugte von seiner sorgsamen Betriebsamkeit. Es ist wahrlich schwer, alles vorauszusehen, was in einer kleinen Welt wie die unsrige vorfallen kann. Einmal fiel unser alberner Koch über diese Pflanzung her, um die Hoffnung künftiger Geschlechter zu einem Gerichte Gemüse für unsern Tisch zu verbrauchen. Daß es nicht wieder geschah, brauche ich nicht zu sagen.

Auf der vierten Insel (vom Westen an gerechnet) waren neben einer Wassergrube Strohdächer, die, auf niederen Pfosten ruhend, uns nur zu einem Schirm bei gelegentlichem Besuch dieser Gegend bestimmt zu sein schienen. Außer dem Kokosbaum war da auch der Brotfruchtbaum angepflanzt. Auf dieser Insel landete am 6. ein Boot der Eingebornen und ging sodann wieder in die See, uns aus scheuer Entfernung zu betrachten. Es gelang uns nicht, die Menschen an uns zu locken, und auch vor dem Boote, worin wir ihnen entgegenruderten, ergriffen sie ängstlich die Flucht. Sie warfen uns etliche Früchte zu und luden uns an das Land; es war derselbe Auftritt, wie im vorigen Jahre auf der hohen See bei Udirick.[1]

Das Boot zeigte sich wiederum am andern Tage, und da folgten wir den Menschen auf ihre Insel. Bei unserm Nahen

[1] Vgl. oben, S. 96, Z. 11.

traten die Weiber in das Dickicht zurück. Die Männer, erst nur wenige, kamen uns zögernd mit grünen Zweigen entgegen; wir brachen auch grüne Zweige; der schon oft gehörte Friedensgruß „Eidara!“ ward uns zugerufen, und wir erwiderten ihn auf gleiche Weise. Keine Waffe war gegen uns, die gefürchteten Fremden, in Bereitschaft gehalten. Nachdem wir mit den ersten Freundschaft gestiftet, kamen die andern herbei, und die Weiber wurden herbeigerufen. Die Menschen schienen uns freudig, freundlich, bescheiden, freigebig und nicht erpicht auf Gewinn. Allen Schmuck, den sie trugen, ihre zierlichen Muschel- und Blumenkränze, ihre Halsbänder usw. gaben uns Mann und Weib, und es schien mehr ein anmutiges Liebeszeichen zu sein denn eine Gabe.

Der Kapitän fuhr am nächsten Tage selber nach dieser Insel, fand aber unsere Freunde nicht mehr dort, die, vermutlich um frohe Botschaft von unserer friedlichen Gesinnung zu verkünden, sich fortbegeben hatten.

Von den Tieren, die wir zu O-Wahu an Bord genommen, waren noch etliche Ziegen vorhanden. Diese setzte Herr von Kotzebue auf der Insel aus, wo sie vorläufig zum Entsetzen der rückkehrenden Insulaner gereichten. Bei der frommen Absicht, diese nutzbare Tierart auf Radack einzuführen, war unbeachtet geblieben, daß bei der kleinen Herde ein Bock sich befand (hoffentlich nicht der einzige), ein Bock, sage ich, der, horribile dictu![1], der ein kastrierter war. Derselbe, ob vor Scham, seinem Amte nicht gewachsen zu sein, ob an Gift oder Krankheit, starb sogleich, und dessen geschwollener Körper ward am andern Tage am Strande gefunden. Außer den Ziegen wurden auf der Insel ein Hahn und ein Huhn zurückgelassen, die alsbald Besitz von einem Hause nahmen. Wir brachten später in Erfahrung, daß Hühner einheimisch auf diesen Riffen sind. Endlich wurden auch etliche Wurzeln und Gewächse gepflanzt und ausgesäet. Etliche kleine Geschenke wurden in den Häusern zurückgelassen.

Chramtschenko fand am andern Tag Menschen auf der Insel, etliche Männer, andere als die, mit denen wir zuerst

[1] „Furchtbar zu sagen.“

Freundschaft gestiftet. Die Insulaner wandern zur Ebbezeit längs dem Riffe zu entfernteren Inseln. Er ward aufs freundlichste empfangen und bewirtet. Die von uns ausgesetzten Geschenke lagen unangerührt, wo und wie wir sie hingelegt hatten. Sie erzeugten, als er sie verteilte, eine lebhafte Freude. Aber die Ziegen verbreiteten den größten Schrecken.

Der Leutnant Schischmareff ward am 10. Januar mit der Barkasse auf eine Rekognoszierung ausgeschickt. Der Wind setzte ihm Schwierigkeiten entgegen. Er sah nur unbewohnte Inseln und kehrte am Abende zurück. Am 12. gingen wir unter Segel; das Wetter war ungünstig, wir mußten bald zu unserm alten Ankerplatze zurückkehren.

Am 14. unternahm der Kapitän selber mit Offizier und Passagieren eine zweite Fahrt auf Booten längs der Inselkette. Ein Fahrzeug der Eingebornen war auf der Ziegeninsel gelandet, und die Menschen, als wir an ihnen vorüberfuhren, riefen uns herbei und suchten mit dargehaltenen Früchten und Geschenken uns heranzulocken. Auf der nächsten Insel nach Osten, wo wir übernachteten, erhielten wir am 15. früh den ersten Besuch von Rarick, dem Häuptlinge dieser Gruppe. Er kam mit zwei Booten. Auf dem größern, auf dem er selbst fuhr, zählte Herr von Kotzebue fünfundzwanzig Mann. Rarick, seine übrigen Mannen auf den Schiffen lassend, kam mit dreien an das Land und brachte dem Machthaber des fremden Volkes seine Geschenke, vielleicht seine Huldigung, dar. — So gingen einst die Fürsten Europas dem entgegen, der Macht hatte über sie.[1] Rarick stand aber vor keinem Eroberer und fand Freundschaft und nicht Demütigung. — Der junge Mann hatte bei dieser ersten, für ihn so ernsten Zusammenkunft einen musterhaften Anstand, und seine zaghaften Begleiter schienen mehr für ihn zu fürchten als er selbst. — Wir haben bei den Fürsten immer mehr Selbstvertrauen, mehr Mut und Edelmut gefunden als bei dem Volke. Es liegt der Wesenheit der Dinge nach in den Verhältnissen; so unterscheidet sich auch in der Levante der Türke von dem Rajah.[2] Rarick, der später mein sehr vertrauter Freund wurde, zeichnete sich besonders durch

[1] Napoleon I. — [2] Vgl. Bd. 1, S. 241, Anm. 1 dieser Ausgabe.

Sanftmut und Gutmütigkeit aus, nicht aber durch besondere Geistesgaben. — Kotzebue und er setzten sich einander gegenüber, und um die zwei bildeten wir und die andern Radacker einen Kreis. Der junge Fürst gab mit lautem Zuruf den auf den Schiffen Zurückgebliebenen Kunde von allem, was seine Aufmerksamkeit fesselte und für ihn eine neue Erfahrung war. Irio! Irio!, der Ausruf der Verwunderung, ward oft erhoben und widerhallte langgedehnt aus aller Munde. Wir suchten wechselseitig zuerst unsere Namen zu erforschen. Kotzebue, Rarick, wir alle waren genannt; wir fragten nach dem Namen des Radackers, der dem Häuptling zur Linken saß. „Jeridili?“ sprach dieser fragend, indem er sich nach jenem umsah. Wir faßten das Wort auf, und der Jüngling ließ es für seinen Namen gelten, so wie wir es nahmen; noch heißt er für uns Jeridili. Das Gelächter, das sich da erhob, verstanden wir erst in der Folgezeit, als uns Kadu belehrte, Jeridili bedeute „links“ und sei keines Menschen Name. Ich glaube, daß es schon bei dieser ersten Zusammenkunft war, wo Rarick unserm Kapitän den freundlichen Namenstausch anbot. Bei einer späteren Gelegenheit bot Jeridili diesen seinen Namen dem Doktor Eschscholtz an gegen den seinen, den er noch nicht wußte und nach dem er fragte. Eschscholtz verstand ihn nicht, und ich trat verdolmetschend zwischen beide: „Dein Name!“ rief ich dem Freunde zu. „Deinnam“, wiederholte der Radacker. „Ja, Deinnam“, beteuerte der Doktor; und so tauschten die zwei unverschämt ihre falschen Münzen gegeneinander.

Unsere Freunde hatten sich für uns ihres ganzen Schmuckes beraubt. Nun ließ der Kapitän Eisen, Messer, Scheren und andere Kleinigkeiten aus den Booten holen. Eisen! Eisen! Mäl! Mäl! Da mochte man den wirklichen Wert dieses köstlichen Metalls einsehen lernen. Mäl! Mäl! Selbst die auf den Schiffen zurückgelassen worden, widerstanden dem Zuge nicht; die Ordnung war gebrochen, alle strömten herbei, nur um das Eisen, die Schätze anzuschauen, unsern überschwenglichen Reichtum! — Aber kein roher Ausbruch der Begehrlichkeit, keine Verletzung der Sitte.

Während unseres langen Aufenthaltes auf Radack sind nur ein paar Diebstahlsversuche an uns begangen worden. Wahrlich,

wenn Fremde unbesorgt so viel Gold der Habsucht unseres Pöbels aussetzten, würden sie den Europäern kein so gutes Zeugnis der Ehrlichkeit zu sprechen haben als wir diesem Volke.

Alle wurden reichlich beschenkt. Herr von Kotzebue machte dem Rarick begreiflich, daß er seinen Wohnort aufsuche, und lud ihn ein, in unser Boot zu steigen und uns dahin zu lotsen. Rarick verstand ihn wohl und stieg auch mutig in unser Boot; aber die Meinung seiner Begleiter, bei denen noch nicht alle Besorgnis beseitigt war, schien solchem Wagnis entgegen zu sein, und auch ihn schien ein mächtiger Reiz anderwärts zu ziehen: jene Tiere, von denen er gehört, die wunderbaren, langbärtigen, die zu sehen auch ein Zweck seiner Reise war. — Mir fällt ein, daß eben die Ziegen auf anderen Inseln der Südsee, wohin sie die Europäer gebracht haben, nicht unrichtig zu den Vögeln gezählt wurden; denn Schweine, Hunde oder Ratten sind es einmal nicht; diese haben ihre Namen, und außer ihnen gibt es nur Vögel oder Fische. — Endlich gab Rarick der Versuchung nach; er sprang ins Wasser und schwamm zu seinen Schiffen, mit denen er den Kurs nach der Ziegeninsel nahm.

Wir übernachteten am 15. auf der neunten Insel, wo wir nur verlassene Häuser fanden. Sie war reicher an Humus als die Ziegeninsel, und die Vegetation war auf ihr üppiger.

Am 16. hielten wir zu Mittag auf der 13. Insel und hatten vom Schiffe her erst neun Meilen zurückgelegt. Hier erhielten wir den zweiten Besuch von Rarick, der mit zweien Begleitern längs dem Riffe wandernd zu uns kam und sich mit uns freute. Seine Schiffe kamen ihm gegen den Wind segelnd bald nach und legten bei unseren Booten an. Nun lud er den Kapitän ein, in sein Schiff zu steigen und mit ihm nach seiner Insel zu fahren. Wir versprachen ihm zu folgen, und er schiffte sich ein. Wir fuhren nachmittags noch anderthalb Meilen zu der 14. Insel, der hochbewaldeten, die ich in meinen „Bemerkungen und Ansichten" besonders erwähnt habe. Von da erstreckte sich das Riff nach NO. mehrere Meilen weit landentblößt; die nächste Insel war kaum am Horizonte zu sehen. Ein Schiff konnte bei der Insel, wo wir waren, ankern. Der Kapitän ließ Segel aufspannen, und bei frischem Wind erreichten wir noch am selben Abende den Rurik.

Am 18. Januar ging früh am Morgen der Rurik unter Segel. Der Wind war günstig und zwang uns erst am Nachmittag zu lavieren; das Wetter war klar, und die helle Sonne, welche die Untiefen beschien, machte das Senkblei entbehrlich. Um 4 Uhr warfen wir Anker vor Oromed, der 17. Insel vom Westen an gerechnet, die, von der westlichsten beiläufig 20 Meilen entfernt, den nördlichen Winkel der Gruppe einnimmt. Wir übersahen von diesem wohlgeschützten Ankerplatze den nordöstlichen Teil der Gruppe, den mit kleineren Inseln dicht besetzten Wall, der in NO.-Richtung dem herrschenden Winde entgegensteht. Wir waren in dem bewohnteren Teile der Gruppe.

Ein Boot, worauf wir einen der Begleiter Ratiks erkannten, brachte uns ein Geschenk von Früchten. Aber die Furcht war noch nicht bezwungen, und auf das Schiff zu steigen vermaß sich keiner.

Auf Oromed, der fruchtbarsten der Inseln dieses Riffes, auf welcher jedoch der Kokosbaum den Wald noch nicht überragt, empfing uns ein hochbejahrter, würdiger Greis, der Häuptling Laergaß.* Großherzig und uneigennützig war er vor allen Menschen, die ich gekannt. Er mochte nur geben, schenken, und tat es zu der Zeit, wo kein Gegengeschenk mehr zu erwarten war. Durch diesen Charakterzug unterschied er sich sehr von Ratik, dem diese Tugenden abgingen.

Die Bevölkerung der Insel schien aus ungefähr dreißig Menschen zu bestehen. Ihre festen Wohnsitze unterschieden sich nicht von den Dächern, die wir auf den westlicheren Inseln gesehen. Als wir uns eben der Gastfreundschaft des alten Häuptlings erfreuten und mit dem Schmucke schmückten, den die Töchter der Insel uns dargereicht, störte ein Schreckuis die behagliche Stimmung. Unser kleiner Valet kam, seiner Furchtbarkeit unbewußt, munter herbeigesprungen; und wie vor dem nie gesehenen Ungeheuer alles floh und er gar zu blaffen[1]

* Der greise Häuptling von Oromed wird in der ersten Reise von Herrn von Kotzebue gar nicht und in seiner zweiten Langediu genannt.

[1] Auch baffen, d. h. bellen.

anfing, hatten wir keine geringe Mühe, das verlorene Zutrauen wieder herzustellen.

Die Radacker, die kein anderes Säugetier als die Ratte gekannt, trugen vor unsern Tieren, Hund, Schwein und Ziege, eine gar schwer zu überwindende Scheu. Aber vor allen furchtbar war ihnen der kleine Valet, der lustig und behend allen nachlief und zuweilen bellte. Der große Valet, den der Kapitän aus der Beringsstraße mitgebracht, war kein solches Ungetüm; er machte sich mit keinem zu schaffen. Er krepierte während unsers Aufenthalts auf Radack, und zwar auf der Gruppe Aur. Vermutlich wurde ihm das heiße Klima verderblich.

Wir verließen am 20. Januar diesen Ankerplatz, und längs des Riffes segelnd kamen wir nach einer kurzen Fahrt vor Otdia, der Hauptinsel der Gruppe gleiches Namens, welche, die größte im Umfang, den äußersten Osten des Umkreises einnimmt. Wir fanden unter dem Schutze der Insel guten Ankergrund und lagen sicher wie im besten Hafen. Das Riff biegt sich über Otdia hinaus nach Südsüdwest und dann, von Land entblößt, nach West und der Rurikstraße hin. — Die Länge der Gruppe von Westen nach Osten beträgt an dreißig Meilen, ihre größte Breite von Norden nach Süden zwölf Meilen. Herr von Kotzebue zählte fünfundsechzig Inseln in ihrem Umkreis.

Otdia war, wie man uns zu Oromed angedeutet, der Wohnsitz von Rarick. Ich ward zuerst ans Land geschickt; bald aber bestieg er, auf das zierlichste geschmückt, sein Boot, kam an das Schiff und stieg, der erste der Radacker, furchtlos auf dasselbe.

Diese sinnreichen Schiffer, deren Kunst unsere Bewunderung erzwingt, schenkten natürlich dem Riesenbau unseres Schiffes die gespannteste Aufmerksamkeit. Alles ward betrachtet, untersucht, gemessen. Ein Leichtes war es, die Masten hinan bis zu der Flaggenstange zu klettern, die Raae, die Segel, alles da oben zu besichtigen und sich jubelnd im luftigen Netze des Tauwerkes zu schaukeln. Aber ein anderes war es, sich dort durch das enge Loch hinunterzulassen und dem rätselhaften Fremden aus dem heiteren Luftreich in die dunkle Tiefe, in die grauenerregende Heimlichkeit seiner gezimmerten Welt zu folgen. Das vermochten nur zuerst die Tapfersten, in der Regel

die Fürsten; ich glaube, der gute Narick schickte einen seiner Mannen voran.

Wie könnte man doch einen dieser Insulaner oder einen O-Waihier, gewohnt, in der freien schönen Natur unter dem Baldachin seiner Kokospalmen der Herrlichkeit seiner Festspiele sich zu freuen, in die dunkeln, bei Tagesscheine halb und düster von Lampen erhellten Irrgänge eines unserer Schauspielhäuser hineinlocken und ihn bereden, in diesem unheimlichen, mördergrubenähnlichen Aufenthalt werde ein Fest bereitet. — Wahrlich, Trauer befällt mich, wann ich lese, daß in Athen ein Schauspielhaus nach unserem Zuschnitt gebauet werde, um darin Ballette aufzuführen.

Da unten in der Kajüte war der große Spiegel. — Goethe sagt in den „Wanderjahren“[1]: „Sehrohre haben durchaus etwas Magisches; wären wir nicht von Jugend auf gewohnt, hindurchzuschauen, wir würden jedesmal, wenn wir sie vors Auge nehmen, schaudern und erschrecken.“ Ein tapferer und gelehrter Offizier hat mir gesagt, er empfinde vor dem Fernrohre, was man Furcht zu nennen pflege, und müsse, um hindurchzusehen, seine ganze Kraft zusammennehmen. Der Spiegel ist ein anderes, ähnliches Zauberinstrument, das wir gewohnt geworden sind, und welches doch noch in der Märchen- und Zauberwelt seine Unheimlichkeit behält. Der Spiegel versetzte unsere Freunde in der Regel nach dem ersten Erstaunen in die ausgelassenste Lustigkeit. Doch fand sich auch einer, der sich davor entsetzte, schweigend hinausging und nicht wieder daran zu bringen war.

Zu Hamburg kam ich einmal unvorbereitet in ein Haus, auf dessen langem Flur zu beiden Seiten blanke Silberbarren mannshoch aufgespeichert waren. Mich ergriff seltsam die darin schlummernde Macht, und es war mir, als schritte ich durch ein überfülltes Pulvermagazin. Natürlich mußte Ähnliches in unsern Freunden vorgehen, wenn sie unsere eisernen Kanonen und Anker betrachteten.

---

[1] Zitat aus der astronomischen Episode der „Wanderjahre“, Buch 1, Kapitel 10, jedoch nur in der „Roman“-Fassung vom Jahre 1821 enthalten; vgl. in Heinemanns Goethe-Ausgabe (Bibliographisches Institut) Bd. 11, S. 446 die Schlußanmerkung zu S. 128, Z. 14 ff.

Die Schätze unserer Freunde bestanden in etlichen Eisenstücken und wenigen harten, zum Schleifen des Eisens brauchbaren Steinen, die das Meer auf die Riffe ausgeworfen, jene auf Schiffstrümmern, diese im Wurzelgeflechte ausgerissener Bäume. Ihre Schiffe, ihr Schmuck und ihre Trommel, das war ihr Besitztum. Nirgends ist der Himmel schöner, die Temperatur gleichmäßiger als auf den Niedern Inseln.*[1] Das Meer und der wehende Wind halten die Wage, und schnell vorübergehende Regenschauer ermangeln nicht, den Wald in üppigem, grünem Glanze zu erhalten. Man taucht in die dunkle blaue Flut mit Lust, sich abzukühlen, wann man von der scheitelrechten Sonne durchglühet ward, und taucht in dieselbe mit Lust, sich zu erwärmen, wann nach einer im Freien durchbrachten Nacht man die Kühlung des Morgens fühlt. Warum muß, denen die Sonne so mild ist, die Erde so stiefmütterlich sein? Der Pandanus, dessen süßen, würzigen Saft sie saugen, dient auf anderen Inseln nur zu einem wohlriechenden Schmucke. Die Nahrung scheint Bienen mehr als Menschen angemessen. Zum Anbau nahrhafter Wurzeln und Pflanzen, worauf sie sehr bedacht sind, eignet sich fast nirgends der Grund; aber überall um ihre Wohnungen angepflanzt, zeugt ein schön und wohlriechend blühendes Liliengewächs von ihrer Arbeitsamkeit und von ihrem Schönheitssinn.

Sie könnten vielleicht aus dem Fischfange ergiebigere Nahrung ziehen und dem Haifische nachstellen, der die Zugänge ihrer Riffe belagert. Wir haben sie nur sehr kleine Fische essen sehen und nur sehr kleine Fischangeln von ihnen erhalten.

Wir haben uns mit Fleiß und Liebe bemüht, ihnen neue Nahrungszweige zu eröffnen. Nach Herrn von Kotzebues zweiter Reise scheint von den Tieren und Pflanzen, die wir ihnen gebracht, wenigstens die Jamswurzel[2] sich erhalten zu haben und unsere fromme Absicht nicht ganz getäuscht worden zu sein.

Aber ich muß, ohne mich ängstlich an die Zeitfolge zu binden, einiges von unsern Freunden erzählen, mit denen wir,

*Luft und Wasser beiläufig 22° R. mit Schwankungen von kaum einem Grade.

[1] Vgl. oben, S. 95, Anm. 1. — [2] Die Jamswurzel oder Igname (Dioscorea L.) ist ein schlingpflanzenartiges Gewächs mit fleischigen, mehlreichen Knollen.

nachdem sie die erste Scheu überwunden, auf dem vertrautesten Fuße lebten.

Auf der Insel Otdia, die über zwei Meilen lang ist, hatten ungefähr sechzig Menschen ihre gewöhnlichen Wohnsitze, aber häufige Wanderungen fanden statt, und unsere Gegenwart zog Gäste aus den entfernteren Teilen der Gruppe herbei. Wir durchschweiften täglich einzeln die Insel, schlossen uns jeder Familie an und schliefen unbesorgt unter ihren Dächern. Sie kamen, gleich gern gesehen, an das Schiff, und die Häuptlinge und Angesehensten wurden an unsere Tafel gezogen, wo sie mit leichtem und gutem Anstande sich in unsere Bräuche zu fügen wußten.

Unter den Bewohnern von Otdia machte sich bald ein Mann bemerkbar, der, nicht von adeligem Stamme, sich durch Geist und Verstand, durch schnelle Auffassung und leichte Darstellungsgabe vor allen andern auszeichnete. Lagediack, der Mann unseres Vertrauens, von dem wir am mehrsten lernten und durch den wir unsern Lehren Eingang im Volke zu verschaffen Hoffnung faßten, tauschte später mit mir seinen Namen. Herr von Kotzebue erhielt zuerst von Lagediack wichtige Aufschlüsse über die Geographie von Radack. Durch ihn erhielt er Kunde von den schiffbaren Furten, die im südlichen Riffe von Otdia befindlich sind, von der Nachbargruppe Erigup, von den übrigen Gruppen, aus welchen die Inselkette besteht. Lagediack zeichnete seine Karte mit Steinen auf den Strand, mit dem Griffel auf die Schiefertafel und zeigte die Richtungen an, die nach dem Kompaß verzeichnet werden konnten. Mit ihm legte Herr von Kotzebue den Grundstein zu der interessanten Arbeit, die er über Radack und die westlichere Inselkette Ralick geliefert hat. Der erste Schritt war getan; es galt nur weiter zu gehen.

Lagediack begriff gar wohl die Absicht, die wir hatten, die Arten hier noch unbekannter, nutzbarer Gewächse zum Besten des Volkes einzuführen, einen Garten anzubauen und Sämereien auszuteilen. Am 22. ward mit der Anlage des Gartens der Anfang gemacht, der Grund gesäubert, die Erde durchwühlt, Ignamwurzeln[1] gelegt, Melonen und Wassermelonen ausgesäet.

[1] Vgl. oben, S. 197, Anm. 2.

Unsere Freunde waren um uns versammelt und schauten teilnehmend und aufmerksam unserm Werke zu; Lagediack erläuterte unser Beginnen und war unabläßig bemüht, die von uns erhaltenen Lehren zu verbreiten und einzuprägen. Wir teilten Sämereien aus, nach welchen erfreuliche Nachfrage war, und wir hatten die Freude, in den nächsten Tagen mehrere Privatgärten nach dem Vorbild des unsern entstehen zu sehen.

Bei der erwähnten Gartenarbeit am 22. ereignete sich, was ich hier, um einen Charakterzug unserer liebenswerten Freunde zu zeichnen, erzählen will. Als ich eben die Zuschauer ansah, ward ich auf mehreren Gesichtern zugleich ein schmerzliches Zucken gewahr. Ich wandte mich zu dem Matrosen, der, um Raum zu gewinnen, das Gesträuch ausreutete und den Wald lichtete; er hatte eben die Axt an einen schönen Schößling des hier so seltenen und so wertvollen Brotfruchtbaumes gelegt. Das Unglück war geschehen, der junge Baum war gefällt. Wenngleich der Mann unwissend gesündigt hatte, mußte doch der Befehlshaber die Verantwortlichkeit für die Tat offenkundig von sich abwälzen; und so fuhr der Kapitän zürnend den Matrosen an, der die Axt abgeben und sich zurückziehen mußte. Da traten die guten Radacker begütigend und fürsprechend dazwischen, und einige gingen dem Matrosen nach, den sie liebkosend zu trösten suchten, und dem sie Geschenke aufdrangen.

Die Ratten, die auf diesen Inseln in gar unerhörter Menge sind, hatten am andern Tage bereits vieles zerstört und die mehrsten Sämereien aus der Erde geholt. Doch war, als wir Otdia verließen, unser Garten in blühendem Zustande. Bei unserm zweiten Besuch auf Radack im nächsten Spätjahr ließen wir Katzen auf dieser Insel zurück. Herr von Kotzebue, auf seiner zweiten Reise im Jahre 1824, fand sie verwildert und vermehrt, ohne daß die Anzahl der Ratten abgenommen.

Die Schmiede ward am 24. Januar auf dem Lande aufgestellt. Sie blieb mit dem überschwenglichen Reichtum an Eisen unter der Obhut eines einzigen Matrosen, der dabei schlief. An einem der folgenden Tage wollte sich einmal ein alter Mann eines Stückes Eisen gewaltsam bemächtigen, in welchem Unterfangen er von seinen entrüsteten Landsleuten auch mit Gewalt

verhindert ward — das ist kein Diebstahl zu nennen. Aber auch da, wo wirklicher Diebstahl begangen wurde, ward stets von seiten der Radacker der größte Unwille an den Tag gelegt und die lauteste Mißbilligung ausgesprochen.

Einleuchtend ist, welch ein anziehendes Schauspiel für unsere Freunde die von ihnen nicht geahndete Behandlung des kostbaren Eisens im Feuer und unter dem Hammer sein mußte. Die Schmiede versammelte um sich die ganze Bevölkerung. Freund Lagediack war einer der aufmerksamsten und mutigsten dabei; denn Mut erfodert es wohl, das unbekannte Spiel des Blasebalges und das Sprühen der Funken in der Nähe zu betrachten. Für ihn ward auch zuerst eine Harpune geschmiedet, dann eine zweite für Rarick und etliche Kleinigkeiten für andere, bevor die Arbeiten für den Rurik vorgenommen wurden.

Wir hatten noch ein Paar O-Waihische Schweine, Männchen und Weibchen, worüber verfügt werden konnte, und die wir unseren Freunden bestimmt hatten. Wir hatten Sorge getragen, alle, die uns auf dem Rurik besuchten, an den Anblick dieser Tiere zu gewöhnen und ihnen einzuprägen, daß ihr Fleisch es sei, welches uns zur Nahrung diene, und welches viele an unserm Tische gekostet und wohlschmeckend gefunden hatten. Die Schweine wurden am 26. ans Land gebracht und in einer Umzäunung verwahrt, die für sie in der Nähe von Ratiks Hause vorbereitet worden. Ein Matrose wurde der Pflege der noch gefürchteten Tiere vorgesetzt. Auf den verständigen Lagediack, der von der Wichtigkeit unseres Geschenkes durchdrungen war, wurde am mehrsten bei dem gutgemeinten Versuche gerechnet, welcher doch am Ende, wie zu erwarten war, mißglückte. Die verwahrlosten Tiere wurden später in Freiheit gesetzt und kamen doch bald nach unserer Abreise um.

Ein Paar Hühner, unsere letzten, hatten wir noch dem Lagediack geschenkt.

In süßer Gewöhnung mit den Radackern lebend, studierte ich mit allem Fleiß die Beschaffenheit ihrer neptunischen Wohnsitze und hoffte zu der besseren Kenntnis der Korallenriffe und Inseln nicht verwerfliche Zeugnisse zu sammeln. Die Korallen

selbst und Madreporen[1] hätten zu ihrem Studium ein eigenes ganzes Menschenleben erfordert. Die gebleichten Skelette, die man von ihnen in den Sammlungen aufbewahrt, sind nur geringen Wertes, doch wollte ich sie sammeln und mitbringen. Eschscholtz hatte beim Baden alle vorkommenden Formen und Arten vollständig zusammenzubringen sich bemüht, auserwählte kleine Exemplare von denselben auf das Schiff gebracht und sie zum Bleichen und Austrocknen in den leeren Hühnerkasten untergebracht. Es ist wahr, daß Polypenstöcke in diesem Zustande keinen angenehmen Geruch verbreiten. Als er sich eines Morgens nach seinen Korallen umsehen wollte, waren sie samt und sonders über Bord geworfen worden. Am südlichen Ende von Otdia, wo Lücken in den obern Steinlagern des Riffes Becken bilden, in welchen man in ruhigem Wasser des Bades genießen und dabei unter blühenden Korallengärten den Rätseln dieser Bildungen behaglich nachforschen und nachsinnen mag, hatte ich mir im Kalksande des Strandes einen Raum abgegrenzt, in welchem ich Korallen, See-Igel und alles der Art, was ich aufbewahren wollte, der dörrenden Sonne aussetzte. Ich hatte in meinem Hag einen Stab eingepflanzt und daran einen Büschel Pandanusblätter, das Zeichen des Eigentums, gebunden. Unter diesem Schirme war meine Anstalt den guten Radackern, auf deren Wege sie lag, heilig geblieben, und kein spielender Knabe hatte je das Geringste in dem bezeichneten Bezirke angerührt. Aber wer kann alles vorhersehen? Unsere Matrosen erhielten an einem Sonntage Urlaub, sich am Lande zu ergehen, und unternahmen eine Wanderung um den Umkreis der Insel. Sie entdeckten meinen Trockenplatz, zerstörten von Grund aus meine mühsam zusammengebrachte Sammlung und suchten mich dann gutmütig auf, mir Kunde von ihrer Entdeckung und Bruchstücke von meinen zerschlagenen Korallen zu geben. Ich habe doch noch eine hübsche Sammlung von den Madreporen von Radack zusammengebracht und sie, die eine große Kiste füllte, dem Berliner Museum geschenkt. Aber ein böses Schicksal scheint über

[1] D. h. die Sternkoralle; vgl. überhaupt Chamissos Aufsatz, „Notice sur les îles de corail du grand Océan", in Bd. 2, S. 375 ff. dieser Ausgabe.

diesem Teile meiner Bemühungen obgewaltet zu haben. Meine radackischen Lithophyten[1] sind, mit Ausnahme der Millepora caerulea[2] und der Tubipora[3] Chamissonis *Ehrenb.*, in der königlichen Sammlung entweder ohne Zettel oder gar nicht aufgestellt und mit andern Dubletten zu Gelde gemacht worden, so daß Ehrenberg[4] in seiner Denkschrift über die Korallentiere nur von den zwei benannten Arten den interessanten Standpunkt anführen gekonnt.

Rarick begleitete mich einmal auf einer Wanderung nach meinem Badeplatze und Korallengarten. Daselbst angelangt, bedeutete ich ihm, daß ich baden wolle, und fing an mich auszuziehen. Bei der Bewunderung, welche die Weiße unserer Haut unseren braunen Freunden einflößte, dachte ich mir, weniger zartfühlend als er, die Gelegenheit werde ihm erwünscht sein, eine sehr natürliche Neugierde zu befriedigen. Als ich aber, ins Bad zu steigen bereit, mich nach ihm umsah, war er verschwunden, und ich glaubte mich von ihm verlassen. — Ich badete mich, beobachtete, untersuchte, stieg aus dem Wasser, zog mich wieder an, durchmusterte meine Trockenanstalt und wollte eben den Heimweg einschlagen: da teilte sich das Gebüsch, und aus dem grünen Laube lächelte mir das gutmütige Gesicht meines Begleiters entgegen. Er hatte sich derweil das Haar mit den Blumen der Scaevola[5] auf das zierlichste geschmückt und hatte auch für mich einen Blumenkranz bereitet, den er mir darreichte. Wir kehrten Arm in Arm nach seiner Wohnung zurück.

Eine gleiche schonende Schamhaftigkeit war unter den Radackern allgemein. Nie hat uns einer im Bade belauscht.

Es war verabredet, daß ich diese Nacht auf dem Lande zubringen würde, die Menschen in ihrer Häuslichkeit zu beobachten. Als wir anlangten, war schon der Kapitän in seinem Boote an

---

[1] Eigentlich Steinpflanzen, frühere Bezeichnung der Korallen. — [2] Die dunkelblaue Punktkoralle. — [3] Die Pfeifen- oder Orgelkoralle. — [4] Christian Gottfried Ehrenberg (1795—1876), Naturforscher, seit 1827 Professor in Berlin; er nahm in einer Abhandlung über die Korallenbänke des Roten Meeres, die zuerst in den „Physikalischen Abhandlungen" der Kgl. Akademie der Wissenschaften in Berlin (1834) erschien, auf Chamissos Korallenforschungen Bezug. Vgl. auch oben, S. 17, Anm. 1. — [5] Eine Arznei- und Zierpflanze, zur Gattung der Kampanulazeen gehörig.

das Schiff zurückgekehrt, und es erschien allen ganz natürlich, daß ich mich der Familie als Gast anschloß. Man war mit der Bereitung des Mogan, des Pandanusteiges, beschäftigt. Wir brachten den Abend unter den Kokosbäumen am Strande des innern Meeres zu. Der Mond war im ersten Viertel, es brannte kein Feuer, und ich konnte keines bekommen, meine Pfeife anzuzünden. — Es wurde gegessen und gesprochen; das Gespräch, dessen Gegenstand unsere Herrlichkeiten waren, wurde munter und in langen Sätzen geführt. Meine lieblichen Freunde beeiferten sich, den fremden Gast zu unterhalten, indem sie Lieder vortrugen, die sie selbst zur höchsten Freude begeisterten. Soll man den Rhythmus dieses Vortrages Gesang, die schönen naturgemäßen Bewegungen (im Sitzen) einen Tanz nennen? — Als die Radackische Trommel verstummt war, foderte mich Rarick auf, hinwiederum ein russisches Lied vorzutragen. Ich durfte meinem Freunde diese einfache Bitte nicht verweigern und sollte nun, mit unter uns verrufener Stimme, als ein Muster europäischer Singekunst auftreten. Ich fand mich in diese Neckerei des Schicksals, stand auf und deklamierte getrost, indem ich Silbenmaß und Reim stark klingen ließ, ein deutsches Gedicht, und zwar das Goethische Lied: „Lasset heut im edlen Kreis" usw.[1] Verzeihe mir unser verewigter deutscher Altmeister, — das gab der Franzos auf Radack für russischen Gesang und Tanz aus! — Sie hörten mir mit der größten Aufmerksamkeit zu, ahmten mir, als ich geendet hatte, auf das ergötzlichste nach, und ich freute mich, sie — obwohl mit entstellter Aussprache — die Worte wiederholen zu hören:

„Und im Ganzen, Vollen[2], Schönen,
Resolut zu leben."

Ich schlief zu Nacht an der Seite Ratiks im Hängeboden seines großen Hauses; Männer und Weiber lagen oben und unten, und öfters wechselte Gespräch mit dem Schlafe ab. Ich fuhr am Morgen an das Schiff zurück, um sogleich wieder an das Land zurückzukehren.

[1] Vgl. Goethes „Generalbeichte" in Heinemanns Ausgabe (Bibliogr. Institut), Bd. 1, S. 81. — [2] Bei Goethe heißt es aber: „Und im Ganzen, Guten, Schönen" ....

Ich habe einen meiner Tage auf Radack beschrieben; sie flossen sanft mit geringer Abwechselung dahin, es möge an dem gegebenen Bilde genügen. Der Zartsinn, die Zierlichkeit der Sitten, die ausnehmende Reinlichkeit dieses Volkes drückte sich in jedem geringfügigsten Zuge aus, von denen die wenigsten geeignet sind, aufgezeichnet zu werden. Läßt sich das Benehmen einer Familie erzählen, in welcher in unserm Beisein einmal ein Kind sich unanständig aufführte? die Art, wie der Delinquent entfernt wurde, und wie bei der Entrüstung, die der Vorfall hervorbrachte, zugleich die Ehrerbietung für die vornehmen Fremden gerettet und das Kind zu besserer Lebensart angeleitet wurde? — Auch ist in dieser Hinsicht Verneinendes ebenso bezeichnend, und wie soll ich von dem reden, was immer unseren Augen entzogen blieb?

Es wirkt sehr natürlich unsere Volkserziehung dahin, und Volkssagen, Märchen und Lehren vereinigen sich, um uns eine große Ehrfurcht für die liebe Gottesgabe, das Brot, einzuprägen, welche hintenanzusetzen eine große Versündigung sei.[1] Das geringste Stück Brot an die Erde zu werfen, war in meiner Kindheit eine Sünde, worauf unbarmherzig, unerläßlich die Rute stand. Beim dürftigen Volke von Radack läßt sich ein ähnliches Gefühl in Hinsicht der Früchte, worauf seine Volksnahrung beruht, erwarten. Einer unserer Freunde hatte einen Kokos dem Kapitän zum Trunke gereicht; dieser warf die Schale mit dem ihr noch anklebenden eßbaren Kerne weg. — Der Radacker machte ihn ängstlich auf die verschmähete Nahrung aufmerksam. Sein Gefühl schien verletzt zu sein, und in mir selber regten sich die alten, von der Kinderfrau eingepeitschten Lehren.

Ich bemerke beiläufig, daß unsere Freunde erst in den letzten Tagen unseres Aufenthaltes auf Otdia die Wirkung unserer Waffen kennen lernten, indem der Kapitän einen Vogel im Beisein von Rarick und Lagediack schoß. Daß der Schuß sie gewaltig erschreckt, versteht sich von selbst; daß Rarick seither den Kapitän flehentlich bat, wenn er ihn mit der Flinte sah, nicht zu schießen, lag in seinem Charakter.

[1] Vgl. Chamissos Gedicht „Die versunkene Burg" (Deutsche Volkssagen Nr. 2, V. 53 ff.) in Bd. 1, S. 218 dieser Ausgabe.

Das Riff trägt im Süden von Otdia außer mehreren kleineren und öden nur zwei fruchtbare und bewohnte Inseln. Die erste, Egmedio, unterscheidet sich dadurch von allen andern, daß der Kokosbaum sich nur auf ihr hoch über den Wald erhebt und nur auf ihr Wurzelstöcke ausgestorbener Bäume vorhanden sind. Sie war der Aufenthalt von dem Häuptling Langien, dessen Besuch wir auf dem Rurik schon empfangen, da er uns ein Geschenk von Kokosnüssen gebracht und uns eingeladen, ihn auf seiner Insel zu besuchen. Die andere Insel nimmt den südöstlichen Winkel des Riffes ein, das von da westwärts noch nur geringe, unbewohnbare Inseln trägt.

Am 28. Januar ward in zwei Booten eine Fahrt unternommen, um die von Lagediack uns angegebenen Furten zu untersuchen. Wir legten auf Egmedio an, wohin uns Langien, der sich zurzeit auf Otdia aufhielt, vorausgeeilt war, uns als Wirt in seiner Heimat freundlich zu empfangen; und er war ein gastfreier, herzlicher Mann, dem unser Besuch eine große Freude machte. — Die Insel schien nur von ihm, seiner Frau und ein paar Menschen bewohnt zu werden. — Ich erfreute ihn mit der Anlage eines kleinen Gartens. Wir hatten am selben Tage eines der Tore, die Lagediack-Straße, untersucht; der Rurik hätte diese Furt nicht ohne Gefahr befahren können. Des ungünstigen Wetters wegen verzichteten wir darauf, die nächste Straße zu erreichen, und suchten ein Unterkommen für die Nacht. Dazu eigneten sich die nächsten, wüsten Inseln nicht; wir mußten bis zu der zurückgehen, die den Winkel der Gruppe einnimmt. Hier trat uns erfreulich, unerwartet ein alter Freund entgegen: der fröhliche Labigar bewillkommnete uns auf seinem Grund und Boden und brachte uns Kokosnüsse und Pandanusfrüchte dar. Hier wohnte er allein mit seiner Familie. — Wir hatten auf der Insel Otdia die ganze Bevölkerung der Gruppe kennen gelernt. Ich legte auch dem gastfreien, freundlichen Mann einen kleinen Garten an (ich hatte wohl zu dieser Zeit keinen andern Samen mehr als Wassermelonen). Wir hatten unsern Bivouak am Strande aufgeschlagen, — als wir uns am Morgen dem Schlaf entrangen, saßen Labigar und die Seinen um uns, still und geduldig unser Erwachen erwartend, um uns den Koko zum Frühtrunk darzureichen.

Wir erreichten an diesem Morgen (29. Januar) das Schiff. Die andere Furt ward später, am 3. Februar, von Gleb Simonowitsch in der Barkasse rekognosziert und nach ihm die Schischmareff-Straße benannt. Zu derselben kann jedes Schiff bequem, sicher und ohne umzulegen mit dem wehenden Passat ein- und ausfahren.

Am 30. Januar ward ein Eimer mit einem eisernen Reif von unsern Leuten vermißt, die teils nach Wasser, teils nach Holz ausgeschickt waren, einem Artikel, womit wir uns hier auf die ganze Dauer unserer Fahrt nach Norden versehen mußten. Rarick ward ernstlich angehalten, das gestohlene Gut wieder herbeizuschaffen; aber bei dem Ereignis, worüber alle andern ihre Mißbilligung laut ausdrückten, ward er von einer Lässigkeit befunden, die einen Schatten über seinen Charakter warf. Erst am andern Morgen, nachdem wiederholt auf Erstattung gedrungen worden, brachte, nach einem langen Gespräch mit dem Häuptling, einer seiner Leute den Eimer aus dem Dickicht des Waldes hervor. Darauf wurde bekannt gemacht, jeder spätere Diebstahlsversuch würde unserseits streng bestraft werden. Ich werde den einzigen Fall nicht verheimlichen, wo wir die Drohung zu verwirklichen Gelegenheit hatten.

Lagediack speiste mit uns auf dem Schiffe. Der Dieb des Eimers hatte ihn begleitet, aber ihm war der Eingang in die Kajüte verwehrt worden, und auf dem Verdecke liegend, sah er uns vom Fenster zu. Lagediack ließ ihm einiges zum Kosten zukommen, und auch ein blankes Messer ward ihm zum Besehen gereicht. Das Messer kam nicht auf unsern Tisch wieder herab, sondern fand seinen Weg in den Mudirdir des Mannes (das Männerkleid, ein mit Baststreifen schürzenartig behangener Mattengürtel). Er wurde beobachtet und, als er das Schiff zu verlassen sich anschickte, ergriffen, durchsucht, überwiesen, hingestreckt und ausgepeitscht.

Zu der Zeit waren bereits unsere Namen kurzen Liedersätzen anvertraut und der Vergessenheit entrissen; Deinnam[1], Chamisso und andre:

[1] Vgl. oben, S. 192, Z. 23.

Aé ni gagit, ni mogit,
Totjan Chamisso.
Den geschälten Kokos trinkt, Kokos ißt,
— ? — Chamisso.

Denkmünzen, die auf uns geprägt, Denksteine, die uns gesetzt sind, und welche, mögen sie ohne Inschrift sein oder Gestalt, die Träger sein werden der sich an dieselben knüpfenden mündlichen Überlieferungen und Sagen. — In der Eigil-Saga[1] haben oft die metrischen Denksprüche, die bei denkwürdigen Ereignissen auf diese Weise gestempelt und durch Alliteration, Assonanz und Reim befestet ausgegeben werden, keine anschauliche Beziehung zu der Tat, deren Gedächtnis an dieselben gekettet wird.

Unsere Absicht, Otdia zu verlassen, um Erigup, Kaben und andere Gruppen zu besuchen, war verkündigt, und wir wünschten und erwarteten, daß uns der eine oder der andere von unsern hiesigen Freunden auf diesem Zuge begleiten würde. Rarick baute an einem neuen Schiffe, worauf er die Reise mit uns zugleich zu machen versprach; aber die Arbeit nahm kein Ende. Lagediack wollte auf dem Rurik mit uns fahren, ließ sich aber durch Ratiks Schiffsbau davon abhalten. Rarick, Langien und Labigar wollten uns auf einem anderen Schiffe begleiten, aber auch der Plan ward aufgegeben. Wir mußten auf die vorgefaßte Hoffnung verzichten.

Wir lichteten am 7. Februar 1817 mit Tagesanbruch die Anker; unsere Freunde standen am Strande, doch keiner kam an das Schiff. Nur ein Boot kam unter Segel von Oromed uns nach. Vermutlich der Greis Laergaß. Er hatte uns noch etliche Tage zuvor besucht; er war erkenntlich für unsere Geschenke und liebevoll wie keiner; er wollte wohl den letzten Abschied von uns nehmen. Wir verloren das Boot aus dem Gesichte, als wir außerhalb der Straße die Segel vor dem günstigen Winde verdoppelten.

Schon beim Ausfahren aus Otdia ward von dem Masthaupt das Land Erigup gesehen. Wir vollendeten am 7. und 8. Februar die Aufnahme dieser ärmlichen, spärlich begrünten Gruppe, die

[1] Die Egilssaga aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts enthält die Geschichte des Skalden Egil Skallagrimsson und seiner Vorfahren mit vielen eingelegten Gedichten. Die erste Ausgabe erschien Kopenhagen 1809.

nur von drei Menschen bewohnt sein soll. Wir sahen nicht mehrere am Strande der einzigen Insel, auf welcher sich Kokosbäume zeigten, aber nicht über den Wald erhoben.

Unter dem Winde der Gruppe ward eine Furt untersucht, die wohl nicht ohne Gefahr befahren werden konnte. Wir verließen Erigup, um Kaben aufzusuchen. Wir hatten gegen den Wind, der ausnehmend frisch wehte, anzukämpfen. Am 10. nachmittags sahen wir Kaben. Die Gruppe ist beiläufig 45 Meilen von Otdia entfernt, und Lagediack hatte ihre Lage ziemlich richtig angegeben.

Am 11. morgens waren wir vor der Furt, die unter dem Winde der Gruppe ihrem NW.-Winkel am nächsten gelegen ist. Der Wind war heftig. Zwei Boote kamen aus dem Tore uns entgegen und beobachteten uns von fern. Von einem Windstoß erfaßt, schlug das eine Fahrzeug um. Das andere kümmerte sich nicht um den Unfall; da sind die Schiffer sich selber genug. Wir sahen sie bald teils auf dem Kiele sitzen, teils an Leinen gespannt schwimmend das Schiff dem Lande zu bugsieren, von dem sie doch über eine halbe Meile entfernt waren. — Drei andere Boote kamen von der großen Insel im NW. zu uns her und luden uns an das Land.

Das Tor ist breit, aber seicht der Kanal, in welchem wir bei der Einfahrt zwischen Korallenbänken wenden mußten. Wir führten schnell und glücklich das kühne Manöver aus. Die Durchsichtigkeit des Wassers ließ unsere Blicke in die geheimnisreichen Korallengärten des Grundes hinabreichen. — Wir warfen die Anker vor einer der geringsten und ärmsten Inseln der Gruppe.

Kaben hat ungefähr die Größe und die längliche Gestalt von Otdia, aber von NW. nach SO. kehrt sie eine ihrer längeren Seiten dem Passatwinde zu, und das Hauptland, die Insel Kaben, nimmt die NW.-Spitze der Gruppe ein. Das Riff ist auf der Windseite mit fruchtbaren Inseln reichlich gekrönt. (Herr von Kotzebue zählte deren im ganzen Umkreis 64.) Hochstämmig erhebt sich über den mehrsten die Kokospalme; der Brotfruchtbaum ist gemein; drei Arten Arum[1] werden angebaut,

[1] D. h. Aronswurz, ein Kraut, das zur Gattung der Arazeen gehört und dessen Knolle die Aronstärke liefert.

die jedoch nur einen spärlichen Ertrag gewähren können; und wir haben die erst eingeführte Bananenpflanze auf einer der Inseln angetroffen. Die Bevölkerung ist der größeren Fruchtbarkeit des Bodens angemessen. Die Menschen erschienen uns wohlhabender, selbstvertrauender, zutraulicher als auf Otdia, und durch unsere Gegenwart belebt, durchkreuzten ihre Boote, deren sie viele besaßen, zu allen Zeiten und in allen Richtungen das innere Meer, das einem verkehrreichen Hafen glich.

Wir haben auf Kaben flüchtigere Berührungen mit mehreren Menschen gehabt, und die Bilder der freundlichen Gestalten verwirren sich schon in meinem Gedächtnisse; doch leuchten aus dem Allgemeinen etliche noch besonders hervor, und das freundliche, fröhliche, lebensfrische, mutvolle Fürstenkind auf Airick ist mir unvergeßlich.

Wir fanden auf der Insel, vor der wir lagen, nur junge Kokospflanzungen und verlassene Häuser. Am 12. kamen von Osten her zwei große Boote und näherten sich uns. Wir riefen ihnen den Friedensgruß zu; sie erwiderten unsern Gruß und kamen furchtlos heran; wir warfen ihnen ein Tau zu, woran sie ihre Fahrzeuge befestigten, und ein Häuptling bestieg, von einem einzigen Mann begleitet, das Verdeck. Er suchte sogleich unsern Chef auf, reichte ihm eine Kokosnuß dar und setzte ihm seinen Blumenkranz auf das Haupt. Wir konnten uns gut mit den staunenden Menschen verständigen, und kein Mißtrauen waltete zwischen uns ob.

Herr von Kotzebue, der bereits seinen Namen an Rarick verloren hatte, bot ihn hier dem entzückten Labadini, Herrn auf Torua (einer östlicheren Insel dieser Gruppe), zum Tausche wieder an. Der Freundschaftsbund war geschlossen.

Der Häuptling übernachtete auf der nächsten Insel. Die Nacht war Sturm; wir konnten am 13. weder unter Segel gehen, noch ans Land fahren.

Am 14. verließen wir unsern Ankerplatz und drangen lavierend tiefer ostwärts in das Innere der Gruppe hinein. Unser Freund folgte uns auf seinem Boote, hielt schärfer bei dem Winde als wir und segelte nicht viel langsamer. Nachmittags warfen wir vor einer kleinen, von luftigen Palmen reichbeschatteten Insel

die Anker; Labadini kam an Bord. Auch diese Insel, Tian geheißen, gehörte ihm; sie war aber nicht sein gewöhnlicher Aufenthalt, und er drang in uns, ihm nach Torua zu folgen, was wir am morgenden Tage zu tun versprachen. Wir fuhren gemeinschaftlich ans Land, und beim Landen trug er den Kapitän durch das Wasser.

Auf dieser Insel, vor welcher das widrige Wetter uns noch am 15. zurückhielt, freuten wir uns der behaglicheren Wohlhabenheit des anmutigen Volkes; wir wurden unter jedes Dach gastlich eingeladen, von jeder Familie freundlich empfangen. Etlichen Pflanzungen und Gruppen von Fruchtbäumen diente anstatt der Mauern eine um dieselben gezogene Schnur von Kokosbast zur Befriedigung. Wir sahen den weißen Reiher mit gelähmtem Flügel gezähmt und etliche zahme Hühner. Labadini bewirtete den Kapitän mit einem reinlich bereiteten Mahle von Fischen und gebackenen Brotfrüchten. Wir fuhren auf seinem Boote unbesorgt wie auf den unsern, und es ward uns an beiden Tagen, als wir an das Schiff zurückfuhren, eine solche Menge Kokosnüsse gebracht, daß sie für die ganze Mannschaft auf mehrere Tage ausreichten; wir ließen dagegen Eisen verteilen. — Wir haben Kokosnüsse von Kaben bis nach Unalaschka gebracht.

Wir gingen am 16. Februar wieder unter Segel, und der Kette der Insel folgend, die eine südlichere Richtung nahm, überschauten wir ihre ganze Bevölkerung, die das wunderbare Schauspiel des fremden Riesenschiffes unter Segel an den Strand herbeizog.

Aus einer größeren Insel, die, wie wir später erfuhren, Olot geheißen, stieß ein großes Boot ab, auf dem zwanzig bis dreißig Menschen sein mochten. Sie zeigten uns Kokosnüsse und schrieen und winkten uns herbei. Wir segelten weiter, und das Fahrzeug folgte uns nach. Auch Labadinis Boot, das uns nachkam, erschien in der Ferne. Eine große Insel, von welcher aus die Kette ihre Richtung nach Süden nimmt, bot uns einen geschützten Hafen, wo wir die Anker fallen ließen. Es war Torua, Wohnsitz von Labadini. Das Boot aus Olot legte sich an unsere Seite, und der Herr dieser Insel, der junge Häupling Langediu,

flieg sogleich auf den Rurik. Er war reicher tatuiert[1] und zierlicher geschmückt als Labadini. Er trug Herrn von Kotzebue einen Namenstausch an, den dieser, der immer das behielt, was er hingab, unbedenklich annahm. Das Verfahren war geeignet, Zwist unter den Fürsten zu erregen. Labadini, der bald eintraf, wandte sich beleidigt von uns ab, und hier, auf seiner Insel, verkehrten wir allein mit Langediu. Mit dem lebhaften, geistreichen und sittigen Jünglinge wiederholte der Kapitän seine Geographie von Radack und vervollständigte sie.

Torua, in gerader Linie 24 Meilen von Kaben entfernt, ist doppelt so groß und verhältnismäßig weniger bevölkert als Tian. Wir wurden hier mit dem unschmackhaften Gerichte bewirtet, das die Radacker aus geraspeltem Kokosholz bereiten. — Hier oder auf Tian ward uns auch der aus der Brotfrucht bereitete Sauerteig gereicht, der aus Beschreibungen von Reisen nach O-Taheiti genugsam bekannt ist und den Europäern nicht munden will. Wir blieben drei Tage auf unserm Ankerplatz, verschafften uns viele Kokosnüsse und teilten viel Eisen aus. Der Matrose, der das Eisen verausgabte, stand bei den Eingebornen in besonderem Ansehn, und ihm wurde von allen geschmeichelt.

Wir lichteten am 19. die Anker und steuerten südwärts längs des Riffes, das hier einen grünen Kranz von sehr kleinen Inseln trägt. Nach einer Strecke von zehn Meilen ändert sich seine Richtung, und das innere Meer verlängert sich nach SO. sackartig in einen Vorsprung, worin die Gruppe endigt. Eine größere Insel im Hintergrund dieser Bucht des innern Meeres zog unsere Aufmerksamkeit auf sich, und wir richteten dahin unsern Kurs. Bevor wir sie erreicht, ward vom Masthaupt[2] jenseits des Riffes Land im Süden entdeckt. Es war die Gruppe Aur. Wir gingen vor Airick, jener großen Insel, vor Anker.

Wir fuhren ans Land, während der Kapitän noch auf dem Schiffe beschäftigt zurückblieb. Ein Boot aus Airick hatte uns bereits vor Torua besucht. Wir wurden mit zuvorkommender Herzlichkeit empfangen; man reichte uns Kokosnüsse dar, und

[1] D. h. tätowiert (nach dem französ. tatouer und unmittelbarer nach dem engl. tattoo; vgl. le tatouage, die Tätowierung. — [2] Mastkorb.

wir schienen alte, langerwartete Freunde zu sein. Diese Insel ist die volkreichste und fruchtbarste von allen, die wir gesehen haben. Sie besitzt allein sechs bis sieben große Boote. Ein Jüngling oder Knabe, der noch nicht mit dem Männerschmucke der Tatuierung angetan war, und dem das Volk mehr Ehrfurcht zu zollen schien, als wir anderen Häuptlingen hatten erweisen sehen, galt uns erst für den Herrn der Insel. Aber gleicher Ehren war ein junges, ebenfalls noch untatuiertes Mädchen (seine Schwester?) teilhaftig, und über beide schien ein Weib (ihre Mutter?) erhaben zu sein, welche sich in einen Nimbus der Vornehmigkeit hüllte, von dem ich auf Radack kein zweites Beispiel gesehen habe. Es ist auch der einzige Fall, wo ich ein Weib der Auctorität genießen sah. Daß die verschiedene Würde und Macht der Häuptlinge nicht allein von ihrem Reichtum und Besitzstand abhing, war anschaulich; doch habe ich mir über diese Ungleichheit keine Auskunft verschaffen können.

Der Jüngling, der sich herzig an mich anschmiegte, kam sogleich mit mir auf das Schiff; ein älterer Mann, dessen Obhut er anbefohlen zu sein schien, begleitete ihn. Freudig, freundlich, lebhaft, wißbegierig, geistreich, tapfer und voller Anstand; ich habe nicht leicht eine anmutigere Erscheinung gesehen. So gefiel er auch dem Kapitän, dem er sich gleich vorstellte. Er maß mit seinem Begleiter das Schiff aus und die Höhen der Masten; die Schnur, die dazu gedient, ward sorgfältig aufbewahrt. Ihm ein Schauspiel zu geben, holte ich meine Rapiere hervor und focht einen Gang mit Eschscholtz. Da erglühete er vor Lust; das Spiel mußte er auch spielen. Er begehrte mit sittiger Art ein Rapier und freudig, voller Anstand, sich und mir vertrauend, stellte er sich mir entgegen und bot dem blanken, kalten Eisen des weißen Fremden seine bloße Brust. — Bedenket es — es war schön.

Wir fuhren nachmittags wieder ans Land, und der Jüngling führte den Kapitän zu der Mutter. Sie empfing schweigend den vornehmen Gast und seine Geschenke und ließ ihm dagegen zwei Rollen Mogan[1] und Kokosnüsse reichen. Mogan, das Wert-

[1] Wird unten, S. 215, Z. 34 ff., erklärt.

vollste, was ein Radacker geben kann, ist selbst gegen Eisen nicht zu erhandeln. Sie gingen sodann zu der Schwester, die um sich eine Schar von Mädchen hatte, von denen sie jedoch abgesondert saß. Hier herrschte Fröhlichkeit und wurde gesungen. Während dieser Besuche und überall auf der Insel bildete sich um die Fürsten und ihre hohen Gäste in weitem Umkreis ein dichter Kranz von Zuschauern.

Der Rurik war zu allen Stunden von Booten der Eingeborenen umringt und von Besuchern überfüllt. Die Insulaner waren hier in Überzahl, und ihre Zutraulichkeit ward lästig und beunruhigend.

Am 20. kam von Westen her ein großes Boot, worauf 22 Menschen gezählt wurden. Es war Labeloa, der Häuptling von Kaben, der uns hieher gefolgt war und dem Kapitän eine Rolle Mogan überreichte. Er erzählte uns, er sei es gewesen, der mit seinem Boote vor dem Eingang der Gruppe umgeschlagen sei.

Ein Kommando war nach Wasser geschickt worden: abends, als es dunkelte, schrie der Unteroffizier vom Lande her, daß ein Matrose vermißt werde. Der Kapitän ließ eine Kanone abfeuern und eine Rakete steigen. Der Mann, den die Insulaner nicht aus feindlicher Absicht zurückgehalten, fand sich wieder ein, und unser Boot ruderte heran.

Am 21. war der gestrige Schreckschuß allgemeiner Gegenstand der Nachfrage, und wir fanden unter den Leuten mehr Ehrfurcht und Zurückhaltung. Wir unsererseits blieben uns in unserm Betragen gleich. Eschscholtz bedeutete ganz gleichgültig den Forschenden, unser Kapitän sei nach oben gefahren, aber er sei schon wieder da. Wir besuchten unsere hiesigen Freunde zum letztenmal. — Der Zutritt zu der alten Fürstin ward dem Kapitän verwehrt. Wir bekamen auf dieser Insel eine Unzahl von Kokosnüssen.

Wir verließen Airick am 21. Februar und steuerten nach Olot, der Insel von Langediu, den zu besuchen der Kapitän versprochen hatte. Labeloa, der uns nach Aur begleiten wollte, folgte uns in seinem Boote; er nahm, als er uns vor Olot anlegen sah, den Kurs nach Kaben, kam uns aber nach Aur nach.

Olot steht an Bevölkerung und Fruchtbarkeit den andern

von uns gesehenen Inseln nach. Doch ward der Taro auf Olot gebaut, und wir sahen nur hier die Banane. Wie ich auf allen Inseln von Kaben, auf denen wir gelandet, bei der regsten Teilnahme der Insulaner die Wassermelone selber gesät und deren Samen den Häuptlingen ausgeteilt, also tat ich auch hier. Bei dem Geschäfte wurde mir mein Messer entwendet. Ich sprach deshalb und nicht vergeblich Langedius Auctorität an; mein Eigentum ward mir sogleich wiedergegeben. Labadini war hier bei Langediu, und es schien das gute Vernehmen wiederhergestellt zu sein. Beide Häuptlinge wurden reichlich beschenkt.

Wir verließen am 23. Februar 1817 Olot und die Inselgruppe Kaben, aus welcher wir zu derselben Straße hinausfuhren, zu welcher wir hereingekommen waren. Wir steuerten nach Aur, in dessen Gehege wir zu einer engen Furt, geschickt zwischen Korallenbänken steuernd, mit vollen Segeln einfuhren. Die Gruppe, geringeren Umfangs, war vom innern Meere zu übersehen. Sie ist 13 Meilen lang, 6 breit und besteht aus 32 Inseln. Um 5 Uhr nachmittags ließen wir vor der Hauptinsel, welche die SO.-Spitze der Gruppe bildet, deren Namen sie führt, die Anker fallen.

Es umringten uns sogleich mehrere Boote der Eingebornen. Wir riefen ihnen „Eidara!“ zu, und sogleich stiegen die Fürsten zutraulich an Bord und mit ihnen die Fremden aus Ulea: Kadu und sein Schicksalsgefährte Edock. — Mein Freund Kadu! — Ich überlese, was ich in der Denkschrift „Über unsere Kenntnis der ersten Provinz des Großen Ozeans“[1], auf die ich euch verweisen muß, von diesem Manne gesagt habe, und die Erinnerung erwärmt mein Herz und befeuchtet meine Augen.

Die Radacker entsetzten sich ob des schnell gefaßten Entschlusses Kadus, bei den weißen Männern auf dem Riesenschiffe zu bleiben. Sie ließen nichts unversucht, ihn zurückzuhalten; sein Freund Edock, tief bewegt, versuchte selbst mit Gewalt, ihn in das Boot herabzuziehen; Kadu aber, zu Tränen gerührt, erwehrte sich seiner und stieß ihn, Abschied von ihm nehmend, zurück.

[1] In den „Bemerkungen und Ansichten“.

Der hiesige Ankerplatz hatte Nachteile, die den Kapitän bewogen, einen besseren im Schutze der Insel Tabual zu suchen, die, acht Meilen von Aur entfernt, die NO.-Spitze der Gruppe einnimmt. Diesen Entschluß hatte er den Häuptlingen angezeigt, und sie folgten uns dahin mit fünf großen Booten am 24. Februar früh. Die Bevölkerung war stärker als selbst auf Kaben und die Anzahl der großen Boote beträchtlicher.

Nach Herrn von Kotzebue waren die hohen Häupter des Volkes, mit denen wir hier verkehrten, die, Zutrauen fassend, ihn in ihren Rat zogen und ihn bestürmten, mit der Übermacht unserer Waffen einzugreifen in den waltenden Krieg, von dem sie uns die erste Kunde gaben: Tigedien, ein Mann mit schneeweißem Bart und Haupthaar und vom Alter gebeugt, der Herr der Gruppe Aur, der Schutzherr von Kadu und in Abwesenheit des Königs Lamari der erste der Fürsten; der zweite nach ihm Lebeuliet, ein Greis, der Herr der Gruppe Kaben, wo die Insel Airick sein gewöhnlicher Wohnsitz war, der Gatte jener Fürstin, der Vater jener Kinder, die wir dort kennen gelernt; der dritte, jüngste und rüstigste, Tiuraur, der Herr der Gruppe Otdia, der Vater von Rarick.

Lamari war von Aur an König über den ganzen Norden von Radack. König über die drei südlichen Gruppen, Meduro, Arno und Mille, war Lathete, und zwischen beiden war Krieg. Lamari bereiste jetzt die ihm untertänigen Inseln, seine Mannen und sein Kriegsgeschwader nach Aur zu berufen, um von hier aus einen Kriegszug gegen seinen Feind zu unternehmen.

Man vergleiche meinen Aufsatz über Radack. — Ich will hier nur wiederholen, weil Herr von Kotzebue, schlecht berichtet, es anders aufgezeichnet hat, daß bei diesen Kriegen die überfallenen Inseln aller Früchte beraubt, aber die Bäume selbst nicht beschädigt werden.

Herr von Kotzebue gab dem Tigedien Waffen! — Lanzen und Enterhaken. Tigedien hatte ihm ein Geschenk von etlichen Rollen Mogan gebracht. Die Umstände und der bevorstehende Krieg mögen zu dem hohen Werte, der auf den Mogan gelegt wurde, und zu der Schwierigkeit, die wir fanden, uns welchen zu verschaffen, beigetragen haben. Dieser wohlschmeckende, süße

Konfekt ist der einzige Mundvorrat, der auf längeren Reisen eingeschifft werden kann, ist der Zwieback dieser Seefahrer.

Als unsere Boote vom Lande nach dem Schiffe zurückkehrten, wurden sie mit so vielen Kokosnüssen beschwert, als sie tragen konnten.

Vor Tabual erbat sich Kadu vom Kapitän Urlaub, an das Land zu fahren, von wo er an das Schiff zurückkommen werde. Wir selber durchschweiften an diesem Tage die Insel, die reicher ist an Humus als die fruchtbarsten der Gruppe Kaben, und auf der wir Taro- und Bananenpflanzungen in gedeihlichem Zustande antrafen. Wie wir von unserer Wanderung zurückkehrten, fanden wir unsern Kadu, von einem weiten Kreise von Radackern umringt, lebhaft, beseelt, tiefbewegt redend, indem alle um ihn gespannt, ergriffen, gerührt dem Vortrage zuhörten und mehrere in Tränen ausbrachen. — Kadu ward auf Radack geliebt, wie er unter uns geliebt worden ist.

Verschiedene Fahrzeuge von der Gruppe Kaben trafen ein, das eine von Airick, andere zwei oder drei mit Labeloa von der Insel Kaben, und diese zwar bei sehr heftigem Winde. Von unserm Ankerplatz war vom Masthaupt das Land von Kaben zu sehen.

Ich machte auf Tabual einen letzten Versuch, die Tatuierung zu erlangen. Ich hätte damals gern das schöne Kleid mit allen den Schmerzen, die es bekanntlich kostet, erkauft. Ich brachte die Nacht in dem Hause des Häuptlinges zu, der versprochen zu haben schien, die Operation am andern Morgen vorzunehmen. Am andern Morgen wurde jedoch die Operation nicht vorgenommen, und Rechenschaft über die stillschweigende Verweigerung konnte ich erst später aus Kadus Aussagen entnehmen.

Unerachtet des zwischen dem Süden und dem Norden von Radack waltenden Krieges und des leidenschaftlichen Hasses, der oft bei Erwähnung dieser unglücklichen Verhältnisse zum Ausbruche kam, lebte unbefährdet, liebgehegt und geehrt ein Häuptling von Arno auf Tabual.

Am 26. gingen wir zum letzten Male ans Land auf Tabual und nahmen Abschied von unsern Freunden. Die Nacht über erschollen die radackische Trommel und das Lied unter den Palmen am Strande des innern Meeres.

Am 27. Februar 1817 liefen wir am frühen Morgen aus dem Meerbecken von Aur zu eben dem Tore hinaus, zu dem wir eingefahren waren. Wir steuerten nach Norden, den Tag über unter dem Winde von Kaben, am 28. über dem Winde von Otdia, und hatten noch vor Nacht Kenntniß von der Gruppe Eilu, die uns über dem Winde lag. Kadu erkannte die Gruppe. Er war bereits auf derselben und ebenfalls auch auf Udirick gewesen und, wohl bewandert in der Geographie von Radack, gab er uns die Richtungen an, in welchen Temo und Ligiep lagen.

Wir waren am Morgen des 1. März 1817 bei der Südspitze von Eilu, welche von der Insel gleiches Namens gebildet wird. Wir folgten der Süd- und Ostseite des Umkreises, wo das Riff von Land entblößt ist, und suchten einen Durchbruch desselben zur Einfahrt. Drei Boote kamen uns in das offene Meer entgegen, und unser Genosse Kadu pflog ein lebhaftes Gespräch mit seinen staunenden alten Bekannten. Diese wiesen uns mehr im Norden die breiteren Tore ihres Riffwalles. Von dreien schien das eine nur fahrbar für den Rurik zu sein. Der Abend dunkelte schon.

Am 2. März suchten wir das Tor wieder auf, von welchem uns der Strom westwärts entführt hatte. Der Wind blies uns aus dem engen Kanal entgegen, und da hineinzudringen schien kaum möglich zu sein. Der Leutnant Schischmareff untersuchte das Fahrwasser. Zwischen zwei senkrechten Mauern hatte die Straße 50 Faden Breite und eine hinreichende Tiefe. Das Schiff mußte in der Straße gewendet und gleichzeitig von dem stark einsetzenden Strom hineingeführt werden; gehorchte es nur träge dem Steuerruder, so galt es, an der Korallenwand zerschellt zu werden. Schnell ward und glücklich das kühne Manöver ausgeführt; es war ein schöner Moment. Alle Segel waren dem Winde ausgespannt; tiefes Schweigen herrschte auf dem Rurik, wo dem Kommandoworte gelauscht wurde; zu beiden Seiten brauste die Brandung. Das Wort erschallt, und wir sind im innern Meer. In der Furt selbst hatte sich eine Bonite[1] an der Angel gefangen; so hatten wir Torzoll genommen.

[1] Zur Gattung der Thunfische gehörig; das Fleisch ist übrigens nicht genießbar

Die Gruppe Eilu ist von N. in S. 15 Meilen lang und nur 5 Meilen breit. Alles Land ist auf der Windseite; es ist spärlich begrünt, die Kokospalme erhebt sich nur auf Eilu im Süden und auf Kapeniur im Norden über den Wald. Das innere Meer ist seicht und mit Korallenbänken und Untiefen angefüllt, welche uns Gefahr drohten. Wir gingen gegen Mittag in der Nähe von Eilu vor Anker.

Drei Boote umringten uns alsobald, und Kadu hatte für sich und für uns genug zu reden. Lamari, den wir hier zu treffen hofften, war bereits auf Udirick, und der Häuptling von Eilu, Langemui, wohnte auf Kapeniur. Kadu fuhr mit den Radackern ans Land, wohin wir ihm später folgten. Wir haben hier den Pandanus noch ganz grün essen sehen, und die Brotfrucht fehlte ganz. Ein paar Pflanzen von der einen der auf Kaben angebauten drei Taro-Arten bezeugten den Fleiß der Menschen und die Unwilligkeit der Natur. Die guten, dürftigen Leute beschenkten uns mit einer Menge Kokosnüssen, woran wir vielleicht reicher waren als sie. Sie erwarteten dafür keinen Lohn. Wir teilten Eisen aus, und ich säete Kerne der Wassermelone, wie ich es überall auf den anderen Gruppen getan hatte.

Wir gingen am 4. mit Tagesanbruch unter Segel und kamen nach einer beschwerlichen Fahrt erst spät vor Kapeniur, wo wir die Anker fallen ließen. Wir lagen sicher und bequem in der Nähe des Landes, das uns vor dem Winde schirmte; und es wurde beschlossen, etliche Tage hier zu verweilen, um Segel und Tauwerk für die uns bevorstehende Nordfahrt instand zu setzen.

Uns besuchte zuerst am Bord Langemui und brachte dem Kapitän etliche Kokosnüsse dar. Er war ein hochbejahrter, hagerer Greis von heiterem, lebendigem Geiste, wie überhaupt auf diesen Inseln das Alter ein jugendliches Gemüt behält. Er mochte nach unserer mutmaßlichen, unzuverlässigen Schätzung achtzig Jahre alt sein. An seinem Körper trug er etliche Narben. Diese, als er nach denselben befragt wurde, veranlaßten ihn, uns die erste Kunde von Ralick zu geben, der westlicher gelegenen Inselkette, deren Geographie jedem Weibe, jedem Kinde auf Radack geläufig ist. Es ist mit den Menschen wie mit der Natur:

was man schon weiß, kann man sich leicht zu allen Stunden wiederholen lassen; aber an den Tag zu fördern, was man nicht weiß, dazu gehört Geschick, dazu gehört Glück. Nach Langemui, der auf Ralick seine Wunden erhalten hatte, entwarf Herr von Kotzebue die Karte dieser Inseln, die man in seiner Reise nachsehen muß. Bei Udirick hatte er einen zweiten Punkt, von dem aus er sich die Richtung der nördlichen Gruppen angeben ließ, und er hatte im Spätherbst auf Otdia Gelegenheit, seine Arbeit zu prüfen und zu berichtigen. Ich habe in meinen „Bemerkungen" Kadus Aussagen über Ralick aufgenommen. Nach ihm war Sauraur, den wir auf Aur gekannt, später als Langemui auf Ralick gewesen und hatte daselbst den Namen, den er jetzt führt, ertauscht und Freundschaft mit den Eingebornen gestiftet. — Ralick gehört zu derselben Welt der Gesittung als Radack und schien zurzeit wie Radack in zwei einander feindliche Reiche geteilt zu sein.

Auf Eilu war ein junger Häuptling von Mesid, der auf einem kleinen Fischerboote, durch Sturm von seiner Insel verschlagen, hier angelangt war. Er gedachte sich zu der Rückreise an Lamari anzuschließen, der auch nach Mesid fahren wollte, um Verstärkung von dort zu holen. Unsere Seefahrer halten es für kühn, ohne Kompaß, gegen Wind und Strom anringend, einen Landpunkt, der nicht über sechs Meilen sichtbar ist, in einer Entfernung von 56 Meilen aufzusuchen; eine Reise, auf welcher die Radacker wohl zwei Tage und eine Nacht zubringen müssen. Sie würden sich nicht getrauen, das Wagestück zu unternehmen. Wir erfuhren im Spätjahr, daß Lamari dieses Mal Mesid verfehlt und, auf die Hülfe, die er von dieser Insel erwartete, verzichtend, sich zu den übrigen Gruppen Radacks gewendet habe.

Auf Kapeniur war ein anderer Häuptling, welcher, anscheinlich um vieles älter als Langemui, gleich regen und heitern Geistes war.

Der Wind drehte sich am 7. Februar über Norden nach Westen, und ein anhaltender Regen unterbrach die Arbeiten auf dem Rurik. Der 9. und 10. waren gleich regnichte Tage. Am 11. ward das begonnene Werk schnell vollendet. Wir waren segelfertig.

Von den Wassermelonen, die ich auf Kapeniur gesäet hatte, waren trotz der Verwüstung, welche die Ratten angerichtet, mehrere Pflanzen im erfreulichsten Wuchs, und deren Fortgang schien gesichert.

Ich habe, um nur von dieser einen Pflanzenart zu reden, eine unerhörte Menge von Wassermelonenkernen auf den Riffen von Radack an geeigneten Stellen sorgfältig der Erde anvertraut. Der ganze Samenertrag aller Wassermelonen, die in Kalifornien und auf den Sandwichinseln auf dem Rurik verzehrt worden, ist, entweder von mir ausgesäet oder den Händen betriebsamer Eingeborenen anvertraut, auf Radack geblieben. Ich habe bei unserm zweiten Besuch auf Radack eine zweite Aussaat auf Otdia besorgt und einen anderen beträchtlichen Samenvorrat der liebenden Sorgsamkeit von Kadu überlassen. Nach Herrn von Kotzebues letzter Reise und letztem Besuch auf Otdia im Jahr 1824 scheint doch diese willigste der Pflanzen, die, wo nur eine milde Sonne nicht fehlt, den Europäern gefolgt ist, sich auf Radack nicht erhalten zu haben. Wahrlich, es ist leichter, Böses zu tun als Gutes!

Im Innern der Gruppe Eilu wurden vom Schiffe an verschiedenen Tagen zwei Haifische geangelt. Man berichtete mir von dem einen, er habe drei lebendige Junge im Leibe gehabt, jedes drei Spannen lang; zwei in einem Ei, das dritte allein. — Man wird sonst in den Becken, welche Korallenriffe umhegen, von Haifischen nicht befährdet.

Das Wasser dieser Binnenmeere war wenig leuchtend.

Als der gute Langemui unsere Absicht erfuhr, Eilu am andern Tage zu verlassen, ward er betrübt. Wir sahen in der Nacht Lichter längs dem Riffe sich bewegen; am frühsten Morgen kam unser Freund an das Schiff und brachte uns ein letztes Geschenk: fliegende Fische, die er beim Feuerscheine hatte fangen lassen, und Kokosnüsse.

Wir verließen Eilu den 12. März 1817. Der Wind, der uns zum Auslaufen günstig war, erlaubte uns zu einem nördlicher gelegenen, engeren Tore hinauszufahren; ein Haifisch ward in der Furt selbst gefangen. Wir hatten um 3 Uhr nachmittags Ansicht von Udirick und Tegi, welche, wie wir es be-

reits mit Zuversicht erkannt hatten, die im vorigen Jahre von uns gesehenen Gruppen waren. Die anbrechende Nacht zwang uns, die Nähe des Landes zu vermeiden. — Wir fanden uns am Morgen des 13. acht Meilen westwärts getrieben. Wir erreichten bald den Kanal, welcher beide Gruppen trennt, fuhren hindurch und befanden uns vor Mittag in ruhigem Wasser unter dem Winde von Udirick. Kein Tor im Riffgehege war dem Rurik zum Eingang in das Innere der Gruppe gerecht. Lamari mußte hier sein, und es lag uns daran, den gewaltigen Machthaber dieses neptunischen Reiches kennen zu lernen, der von seiner Wiege, der Gruppe Arno, ausgehend den Norden von Radack kraft des Faustrechtes unter seine Alleinherrschaft vereiniget hatte.

Mehrere Segel ließen sich blicken und kamen das Riff durchkreuzend in das freie Meer heraus. Zwei Boote nahten sich zuerst dem Rurik; die darauf fuhren, erkannten alsbald unsern Freund und riefen ihn laut beim Namen mit vorgesetzter Vorschlagsilbe La Kadu*! Alle Scheu war bezwungen; sie kamen heran, sie stiegen auf das Verdeck. Unter diesen Männern befand sich der Schicksalsgefährte Kadus, dessen ich in meinen „Bemerkungen und Ansichten" erwähnt habe, der greise Häuptling aus Eap, der sogleich den Vorsatz faßte, bei uns zu bleiben, und fast nur mit Gewalt davon abzubringen war. Kadu trug zu diesem Manne, der ihn doch vom Rurik verdrängen wollte, ein sanft Erbarmen und beschäftigte sich noch später mit dem Gedanken, Nachricht von ihm und seinem jetzigen Aufenthalte nach Eap gelangen zu lassen.

Ich stieg mit Kadu auf eines der Boote der Eingeborenen in der Absicht, auf der Insel zu landen. Bald nachdem wir vom

* Bei dem gleichlautenden Anfange aller Mannesnamen auf Radack, der hier angeführten Radackischen Sprachweise des Namens Kadu und der schwankenden Aussprache der Mitlauter L und R möchte vielleicht der Name unsers Freundes auf Otdia richtiger Larick als Rarick geschrieben werden. Doch entbehrt auch der Name Wongusagelig[1] der bräuchlichen Vorschlagsilbe.

[1] Wongusagelig ist der Häuptling der Insel Ligiep, der in einem von Chamisso in den „Bemerkungen und Ansichten" mitgeteilten Radackischen Volksliede erwähnt wird.

Schiffe abgestoßen, langte bei demselben Lamari auf einem andern Boote an und stieg sogleich auf das Verdeck. Ein stattlicher, dicker Herr mit einem schwarzen, langen Barte und mit einem größeren und einem kleineren Auge. Von seinen Genossen sollen keine äußerlichen Unterwürfigkeitsbezeugungen gegen ihn stattgefunden haben.

Wir indes lavierten vor dem Riffe, über welches bei hohem Wasser zu fahren sich auch diese Boote nicht zu getrauen scheinen. Wir nahten uns endlich der Insel, zu welcher zwei Mann durch die Brandung hinüberschwammen. Hier kam uns Lamari nach und unterhielt sich mit uns. Ich sah von allen Booten nur ein einziges zu dieser Stunde von dem freien Meer in das innere Becken hineindringen, da doch alle leicht hinausgesegelt waren. Dasjenige, worauf ich stand, war neu repariert; es trug vierzehn Menschen, ohne zu den größten gerechnet werden zu können. Wir kehrten mit etlichen Kokosnüssen an das Schiff zurück. Es war Nachmittag. Kadu, dem noch einmal ernst vorgestellt wurde, daß wir jetzt Radack verließen, um nicht wieder dahin zurückzukehren, beharrte unerschütterlich bei seinem Entschlusse. Er verteilte seine letzte Habe unter seine Gastfreunde. Wir warteten nicht auf das, was uns diese Insulaner noch an Früchten versprachen. Wir nahmen unsern Kurs nach Bigar.

Das unbewohnte Riff Bigar, das nach der Aussage der Radacker im NO. von Udirick liegt und von ihren Seefahrern von dieser Gruppe aus des Vogel- und Schildkrötenfanges wegen besucht wird, war für uns unerreichbar. Wir kämpften zwei Tage lang gegen den Wind an; die im Norden von Radack ausnehmend starke westliche Strömung des Meeres brachte uns am 14. März 26 Meilen, am 15. 20 Meilen von unserer Rechnung nach Westen zurück; wir verloren gegen den Wind, anstatt zu gewinnen, und gaben, von diesen Seefahrern, die wir „Wilde" nennen, in unserer eigenen Kunst überwunden, das fernere Aufsuchen von Bigar auf.

Man könnte auf die Vermutung kommen, die Radacker hätten uns die Richtung, in welcher sie steuern, um nach Bigar zu gelangen, als diejenige angegeben, in welcher dieses Riff wirklich liegt, und dasselbe habe uns im Westen gelegen, als wir

es noch im Osten gesucht. Da müßten hinwiederum dieselben Geographen von Bigar aus der Gruppe Udirick eine um soviel östlichere Lage anweisen. Auf jeden Fall setzt die Reise hinüber und herüber eine hinreichende Kenntnis der Strömung und eine zuverlässige Schätzung ihrer Wirkung voraus.

Wir nahmen unsern Kurs nach den von Kapitän Johnstone auf der Fregatte Cornwallis im Jahr 1807 gesehenen Inseln. Häufige Seevögel, deren Flug Kadu am Abend beobachtete, schienen uns dahinzuleiten. Wir sahen diese Inseln am 19. März 1817. Die sichelförmige, öde Gruppe hat von Nord in Süd eine Länge von 13½ Meilen. Herr von Kotzebue setzt auf seiner Karte die Mitte derselben in 14° 40′ nördlicher Breite, 190° 57′ westlicher Länge. Der Leutnant Schischmareff, auf einem Boote ausgesandt, fand kein Tor in dem wallartigen, nackten Riffe, das sie unter dem Winde begrenzt.

Ein Haifisch von außerordentlicher Größe biß indessen an der Angel. Angeregt durch die Hoffnung, uns die ansehnliche Beute zu sichern, zog sich Kadu aus, bereit, hülfebringend in die See zu springen. Das Untier riß sich mit der Angel los und entkam uns.

Wir setzten unsere Fahrt nach Norden fort.

## Von Radack nach Unalaschka.

Nordfahrt; die Inseln St. Paul, St. George, St. Laurenz; der Zweck der Reise wird aufgegeben. Aufenthalt zu Unalaschka.

Wir hatten am 13. März 1817 Udirick von Radack und am 19. das letzte zu demselben Bezirke Polynesiens gehörige Riff gesehen; wir wandten uns von einer heitern Welt dem düstern Norden zu. Die Tage wurden länger, die Kälte wurde empfindlich, ein nebelgrauer Himmel senkte sich über unsere Häupter, und das Meer vertauschte seine tief azurne Farbe gegen ein schmutziges Grün. Am 18. April 1817 hatten wir Ansicht von den Aleutischen Inseln. Der eigentliche Zweck der Reise lag vor uns; über Unalaschka hinaus eilten die Gedanken dem Eismeere zu. Frischen Sinnes und voller Tatenlust versprachen wir uns alle, Offiziere und Mannen, die wir Freude an der

Natur gehabt, jetzt Freude an uns selber zu haben während dieses ernsteren Abschnittes unserer Reise und unseres Lebens.

Nicht ohne Reiz war für mich die Gegenwart. Das Ergebnis von Kadus Aussagen über die ihm bekannte Welt, von den Pelewinseln[1] bis Radack, liegt in meinen „Bemerkungen und Ansichten" dem Leser vor. Aber das dort Aufgezeichnete zur Sprache zu bringen und zu ermitteln, das war die Aufgabe, das war die lustvolle Plage dieser Zeit. Erst mußte das Mittel der Verständigung erweitert, ausgebildet und eingeübt werden. Die Sprache setzte sich aus den Dialekten Polynesiens, die Kadu redete, und wenigen europäischen Wörtern und Redensarten zusammen. Kadu mußte zu verstehen und, was schwieriger war, Rede zu stehen gewöhnt werden. Sächliches und Geschichtliches konnte bald abgehandelt werden, und die Erzählung war ohne Schwierigkeit. Was aber verbarg nicht noch der Vorhang! Kadu mußte ausgefragt werden — seine Antwort überschritt die Frage nicht. Naturhistorische Bilderbücher beseitigten manche Zweifel über fragliche Gegenstände. — Auf den Grund des Briefes des Paters Cantova[2] über die Karolineninseln in den „Lettres édifiantes"[3] ward weiter inquiriert. Da war Kadus freudiges Erstaunen groß, wie er aus unserm Munde so vieles über seine heimischen Inseln vernahm. Er bestätigte, berichtigte; es bot sich mancher neue Anknüpfungspunkt dar, und jede neue Spur wurde emsig verfolgt. Aber in gleiches Erstaunen versetzte uns oft auch unser Freund. Einst sprach ich mit Eschscholtz, während Kadu auf einem Stuhle zu schlummern schien; und wie manche fremdartige Redensarten sich in unsere Schiffssprache gemischt hatten, so zählten wir auf Spanisch. Da fing Kadu von selber an, Spanisch zu zählen, sehr richtig und mit guter Aussprache, von eins bis zehn. Das brachte uns auf Mogenug und auf die letzten noch vorhandenen Spuren der Mission von Cantova. Das Land Waghal, von dem die Lieder Kadus Meldung taten, das Land des Eisens, mit Flüssen und hohen Bergen, ein von

[1] Meist Palau-Inseln (auch Palao, Palju-Inseln), zur Gruppe der heute deutschen Westkarolinen gehörig. — [2] Der Pater Jean Antoine Cantova sammelte im Jahre 1822 auf Guam Nachrichten über die Insulaner. — [3] D. h. „Erbauliche Briefe" (nämlich die Missionsberichte der Patres an die Jesuiten in Frankreich).

Europäern bewohntes, von den Karolinianern besuchtes größeres Land, blieb uns lange ein Rätsel, und wir erhielten dessen zuversichtliche Lösung erst auf Waghal selbst, das ist auf Guajan, wo wir Don Luis de Torres[1] sogleich mit dem Liede begrüßten, welches auf Ulea seinen Namen verherrlichet, und welches wir von Kadu erlernt hatten, der es noch oft auf den Höhen von Unalaschka gesungen.

Ich bitte die, denen ich widersprechen muß, sehr um Verzeihung. Mein Freund Kadu war kein Anthropophage, so schön das Wort auch klingt, und hat uns auch nie für Menschenfresser angesehen, die ihn als Schiffsproviant mitgenommen hätten. Er war ein sehr verständiger Mann, der, falls er diesen verzeihlichen Argwohn gefaßt, nicht so hartnäckig darauf bestanden hätte, mit uns zu reisen. Er hat auch nie Menschen zu Pferde für Kentauren angesehen. Er kann in beiden Fällen nur in einen Scherz eingegangen sein oder selbst gescherzt haben.

Es ist wahr, daß er, der uns eben das näherliegende Bigar verfehlen gesehen, gegen das Ende einer so langwierigen Fahrt zu zweifeln begann, ob wir nicht auch das verheißene Land Unalaschka verfehlt hätten. — Emo Bigar! „Kein Bigar!" ist sprichwörtlich auf dem Rurik geblieben. — Kadu sah der Veränderung des gestirnten Himmels aufmerksam zu, wie andere Sterne im Norden aufgingen, andere im Süden sich zu dem Meere senkten; er sah uns an jedem Mittag die Sonne beobachten und sah uns nach dem Kompasse steuern; zu wiederholten Malen stieg das Land, wann, wo und wie wir es vorausgesagt, vor uns auf; da lernte er zuversichtlich auf unsere überlegne Wissenschaft und Kunst vertrauen. Diese waren natürlicherweise für ihn unermeßlich; wie hätte er vermocht, ihre Leistungen zu würdigen und zu vergleichen, und wie zu beurteilen, was an der Grenze ihres Bereiches lag. — Die Kunde von dem Luftballe und der Luftschiffahrt, die ich ihm gab, schien ihm nicht unglaublicher und fabelhafter als die von einer pferdegezogenen Kutsche. Haben wir aber auch selber einen andern Maßstab für

[1] Vgl. die weiter unten folgenden ausführlichen Mitteilungen Chamissos auf S. 283, Z. 10 ff.

diese Würdigung als das Gewohnte und Ungewohnte? Dünkt uns nicht, was alltägig für uns geworden ist, eben darum der Beachtung nicht wert, und aus demselben Grunde das Unerreichte unerreichbar? — Scheint es uns nicht ganz natürlich, daß ein Knabe die Gänse auf die Weide treibt, und märchenhaft, daß man davon rede, den Walfisch zu zähmen?

Kadu sah uns auf Unalaschka und überall, wo wir landeten, alle Erzeugnisse der Natur beachten, untersuchen, sammeln und verstand viel besser als Unwissende unseres Volkes den Zusammenhang dieser unbegrenzten Wißbegierde mit dem Wissen, worauf unsere Übermacht beruhte. Ich zog einst im Verlauf der Reise zufälligerweise einen Menschenschädel aus meiner Koje hervor. Er sah mich fragend an, und sich an seiner Verwunderung zu ergötzen, taten Eschscholtz und Choris ein Gleiches und rückten mit Totenköpfen gegen ihn an. „Was heißt das?" frug er mich, wie er es zu tun gewohnt war. Ich hatte gar keine Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß es uns daran läge, Schädel von den verschieden gebildeten Menschenstämmen und Völkern untereinander zu vergleichen, und er versprach mir gleich von selber, mir einen Schädel von seinem Menschenstamm auf Radack zu verschaffen. Die kurze Zeit unseres letzten Aufenthaltes auf Otdia war mit anderen Sorgen ausgefüllt, und es konnte von jenem Versprechen die Rede nicht sein.

Ich werde mit wenigen Worten über unsere Fahrt nach Unalaschka berichten.

Wir steuerten nach Norden und etwas westlicher, um den Punkt zu erreichen, wo wir im vorigen Jahr Anzeige von Land gehabt hatten. Am 21. März mochte uns die Insel Wakers[1] in NO. liegen, die zu erreichen der Wind uns ungünstig war. Viele Seevögel wurden gesehen, deren Flug am Abende, dem Winde entgegen, unsern Kurs etwas ostwärts durchkreuzte. „Sie gehen ans Land schlafen", sagte Kadu. Ich bemerkte jedoch, daß nicht alle Vögel derselben Richtung folgten und der abweichende Flug anderer Unzuverlässigkeit in die Beobachtung brachte. Die Seevögel begleiteten uns noch am folgenden Tage.

[1] Wake, eine einsame, im Norden der Marschallgruppe liegende Insel.

Den 23. März verloren wir den Passat in 20° 15′ nördlicher Breite, 195° 5′ westlicher Länge. Wir mußten in den nächsten Tagen erfahren, daß wir außerhalb der Wendekreise uns befanden; der unbeständige Wind wuchs bald zum Sturm an und legte sich bald zur gänzlichen Windstille. Die Kälte ward bei 15° R. empfindlich.

Wir waren am 29. März in 31° 39′ nördlicher Breite, 198° 52′ westlicher Länge in dem Meerstriche, wo wir nach den vorjährigen Erfahrungen Land vermuteten; jetzt deutete nichts darauf. Wir steuerten jetzt gerade nach Unalaschka. Wir hatten von hier an bis zum 5. April, 35° 35′ nördlicher Breite, 191° 49′ westlicher Länge, einen ausnehmend starken Strom gegen uns, der uns zwischen 20 und 35 Meilen den Tag nach SW. zurücktrieb.

Am 30. ließ sich ein Pelikan auf dem Schiffe fangen. Wir lavierten vom 31. März bis zum 2. April zwischen 34° und 35° nördlicher Breite und 194° und 195° westlicher Länge gegen den Nordwind und den Strom in einem dunkelgrünen Meere. Wenige Seevögel, viele Walfische wurden gesehen. Diese, obgleich dem Kadu nicht unbekannt (wir haben selbst einen Physeter[1] bei den Riffen von Radack gesehen), hatten für ihn einen ausnehmenden Reiz.

Wir hatten am 3. April Windstille. Ein schwimmender Kopf (ein Fisch, Tetrodon Mola *L.*[2], der aber kein Tetrodon ist), der unbeweglich auf der Oberfläche des Wassers zu ruhen schien, wurde von einem ausgesetzten Boote harpuniert und versorgte uns und die ganze Mannschaft auf mehrere Tage mit einer sehr köstlichen frischen Speise. Das Fleisch desselben ist fest und an Geschmack sehr ähnlich dem Krebse. Wir hatten zur Vorsicht wegen der zweideutigen Verwandtschaft dieses Fisches mit giftig geglaubten Tetrodon-Arten die Leber und das Eingeweide einem Schweine vorgeworfen. Zahlreiche Walfische spielten um das Schiff. Wo sie Wasser spritzen, bleibt von dem ausgeworfenen Tran eine glatte Spiegelfläche auf dem Wasser.

Am 4. steuerten wir bei Nordwind nach Osten. Ein Reiher umkreiste im Fluge das Schiff und verfolgte uns einige Zeit.

[1] Pottfisch, Pottwal. — [2] Kugelfisch

Zahlreiche Flüge von Seevögeln zeigten sich. Flößholz und ein Kreuz von Bambus, das mit Schnüren zusammengefügt war, trieben an uns vorbei. Drei schwimmende Köpfe wurden gesehen.

Am 5. morgens ward ein zweiter schwimmender Kopf harpuniert. Das ganze Fleisch, Knorpel und Haut war ausnehmend stark phosphoreszierend; ich konnte noch nach einigen Tagen bei dunkler Nacht im Scheine des Maxillarknochens[1], den ich aufbewahrt hatte, die Zeit an der Uhr erkennen. Wir hatten den Tag über fast Windstille. Es zeigten sich rote Flecke im Meere, die wie westlicher im selben Meere am 6. Juni 1816 von kleinen Krebsen herrührten. Am Abend frischte der Wind aus Süden, wir führten alle Segel.

Am 9., nachdem wir mit wechselnden Winden vier Tage ohne Mittagsobservation gefahren, fanden wir uns durch den Strom, der bis dahin nach Süden gesetzt hatte, beiläufig um einen Grad nördlich von unserer Schiffsrechnung versetzt.

Der große Sturm bei Unalaschka berüchtigten Andenkens ist auf dem Rurik zu einem Sprichwort geworden, welches sich, wenigstens in meiner Familie, über die Jahre der Fahrt hinaus erhalten hat. Merkwürdigerweise scheint dieser Sturm einige Verwirrung in unsere sonst übereinstimmende Zeitrechnung gebracht zu haben.

Herr von Kotzebue sagt: „Der 13. April war der schreckliche Tag, welcher meine schönsten Hoffnungen zerstörte. Wir befanden uns an demselben unter dem 44.° 30′ nördlicher Breite und 181.° 8′ westlicher Länge. Schon am 11. und 12. stürmte es heftig mit Schnee und Hagel; in der Nacht des 12. zum 13. brach ein Orkan aus; die ohnehin hochlaufenden Wellen türmten sich in ungeheuren Massen, wie ich sie noch nicht gesehen; der Rurik litt unglaublich. Gleich nach Mitternacht nahm die Wut des Orkans in einem solchen Grade zu, daß er die Spitzen der Wellen vom Meere trennte und sie in Gestalt eines dicken Regens über die Fläche des Meeres herjagte. — Eben hatte ich den Leutnant Schischmareff abgelöst; außer mir waren noch vier Ma-

[1] Oberkieferknochen.

trosen auf dem Verdeck, von denen zwei das Steuer hielten; das übrige Kommando hatte ich der Sicherheit wegen in den Raum geschickt. Um 4 Uhr morgens staunte ich eben die Höhe einer brausenden Welle an, als sie plötzlich die Richtung auf den Rurik nahm und mich in demselben Augenblicke besinnungslos niederwarf. Der heftige Schmerz, den ich beim Erwachen fühlte, ward übertäubt durch den traurigen Anblick meines Schiffes, das dem Untergang nahe war, der unvermeidlich schien, wenn der Orkan noch eine Stunde anhielt; denn kein Winkel desselben war der Wut jener gräßlichen Welle entgangen. Zuerst fiel mir der zerbrochene Vordermast (Bugspriet) in die Augen, und man denke sich die Gewalt des Wassers, welche mit einem Stoß einen Balken von 2 Fuß im Durchmesser zersplitterte; dieser Verlust war um so wichtiger, da die beiden übrigen Maste dem heftigen Hin- und Herschleudern des Schiffes nicht lange widerstehen konnten und dann keine Rettung denkbar war. Dem einen meiner Matrosen hatte die Riesenwelle ein Bein zerschmettert; ein Unteroffizier ward in die See geschleudert, rettete sich aber, indem er mit vieler Geistesgegenwart ein Tau umklammerte, das neben dem Schiffe herschleppte; das Steuerrad war zerbrochen, die beiden Matrosen, welche es hielten, waren sehr beschädigt, und ich selbst war mit der Brust gegen eine Ecke geschleudert, litt sehr heftige Schmerzen und mußte einige Tage das Bett hüten. Bei diesem furchtbaren Sturme hatte ich Gelegenheit, den unerschrockenen Mut unserer Matrosen zu bewundern; aber keine menschliche Kraft konnte Rettung herbeiführen, wenn nicht zum Glück der Seefahrer die Orkane nie lange anhielten."

Choris ist in diesem Teile der Reise bis zur Ankunft in Unalaschka um einen Tag zurück. Ich selbst habe in mein Tagebuch unter dem 15. April notiert: „Freitag, den 11. April, fing der stärkste Sturm an, den wir je erfahren. — Außerordentliche Größe der Wellen. — Eine zerschlug in der Nacht zum Sonnabend (vom 11. zum 12.) den Bugspriet. Der Sturm dauerte den Sonntag durch; am Montag, dem 14., ward erst die Kajüte wieder helle. Am Abende ward der Wind wiederum bis zum Sturme stark. — Am 15. noch sehr scharf; wir genießen jedoch

das Tageslicht. Heute der erste Schnee. — In diesen Tagen ward vieles von Kadu herausgebracht, usw."

Nachdem die Welle eingeschlagen, ließ der Kapitän das Kielwasser messen, um zu erfahren, ob vielleicht das Schiff von der Erschütterung leck geworden. Das geschieht, indem man ein Lot in eine der Pumpenröhren hinabläßt. Der junge Unteroffizier, der den Befehl erhalten, ein Mann, der sich vor unseren tapferen Matrosen nicht durch größere Unerschrockenheit auszeichnete, berichtete leichenbleich, das Schiff sei ganz voll Wasser. — Die Sache war zu interessant, um nicht genauer untersucht zu werden, — die Leine nur oder die Röhre war naß gewesen; es ergab sich, daß gar kein Wasser in das Schiff eingedrungen.

Ich vermisse unter meinen Papieren etliche Stanzen, die mir der Müßiggang eingegeben hatte. Ich kann mich nur auf die erste besinnen, die hier der Kuriosität halber eine Stelle finden mag. Man macht wenig deutsche Verse auf und bei Unalaschka.

So wüte, Sturm, vollbringe nur dein Tun,
Zerstreue diese Planken, wie den Mast,
Den wohlgefügten, mächt'gen, eben nun
Du leichten Spieles schon zersplittert hast!
Da unten, mein' ich, wird ein Mensch doch ruhn;
Da findet er von allen Stürmen Rast.
Was kracht noch? Gut! die Welle schlug schon ein?
Fahr' hin! es ist geschehn, wir sinken. — Nein!
Wir sinken nicht! Geschaukelt wird annoch,
Getragen himmelan der enge Sarg;[1]
— — —

Kadu, der, ein anderer Odysseus, ein vielbewegtes, taten- und abenteuerreiches Leben zwischen den Wendekreisen auf einem Meerstrich geführt, dessen Ausdehnung beiläufig der Breite des Atlantischen Ozeans gleichkommt, und nie das flüssige Lasur des Wassers erstarren, nie das üppige Grün des Waldes verwelken gesehen — Kadu sah in diesen Tagen zum erstenmal das Wasser zum festen Körper werden und Schnee fallen. Ich glaube,

[1] Vgl. das vollständige Gedicht „Der Sturm bei den Aleutischen Inseln" in Bd. 2, S. 67 f. dieser Ausgabe.

daß ich ihm das gräßliche Märchen unseres Winters nicht vorher erzählt hatte, um nicht von ihm, wenigstens bis zu der traurigen Erfüllung meiner Worte, für einen Lügner gehalten zu werden.

Am 17. April versprachen wir unserm Freunde auf den andern Tag Ansicht vom Lande, das wir ihm mit seinen hohen, zackigen, weißschimmernden Gipfeln beschrieben. Der Wind ließ nach, und die Kette der Aleutischen Inseln ward erst am Abend des 18. sichtbar.

Wir befanden uns im Westen von Unalaschka. Der Schnee war auf den südlichen Niederungen geschmolzen. Die Walfische, die sich hier den Sommer über aufhalten, waren noch nicht eingetroffen; dieselben vermutlich, denen wir zwischen 45° und 47° nördlicher Breite begegnet waren. Wir hatten in dieser frühen Jahreszeit im Norden des Großen Ozeans weniger anhaltende Nebel gehabt als im vorigen Jahre, wo wir denselben Meerstrich im Mai und Juni befuhren.

Einen merkwürdig herrlichen Anblick gewährten am 21. April beim Sonnenaufgang die weißen Schneeberge von Umnack in blutrotem Scheine auf dunkelm Wolkengrunde. Wir versuchten an diesem Tage den Durchgang zwischen Umnack und Unalaschka. Der Wind änderte sich, und Schneegestöber umdunkelte uns. Unsre Lage soll nicht ohne Gefahr gewesen sein. „Schon konnten wir die Stunde unsers Untergangs berechnen, als der Wind sich plötzlich rettend wandte", sagt Herr von Kotzebue. Wir gewannen während der Nacht das hohe Meer südlich von Unalaschka.

Wir suchten am 22. und 23. bei hellem Wetter und schwachem Winde, der uns oft gänzlich verließ, den Durchgang östlich von Unalaschka zu erreichen. Wir fuhren am 24. grade vor dem Winde, der zu frischen[1] begann, durch die Straße von Unalaschka und Unalga. Wir hatten den Strom gegen uns, der reißend und einer Brandung zu vergleichen war. Wir riefen eine vierzehnruderige Baidare, die sich blicken ließ, mit einem Kanonenschusse herbei; sie erreichte uns, als wir um die Felsenspitze in Windstille lagen. Der Wind schwoll zum Sturm an mit unend-

[1] Aufzufrischen.

lichem Schneegestöber. Wir warfen Anker in der Bucht und wurden am 25. in den innern Hafen hineinbugsiert, wo wir vor der Ansiedelung Illiuliuk nahe am Ufer vier Anker auswarfen.

Der vergangene Winter hatte sich vor andern ausgezeichnet durch die außerordentliche Menge des Schnees, der gefallen war. Noch lag er tief auf den Abhängen; noch war die Natur nicht erwacht, noch blühte keine Pflanze als die Rauschbeere (Empetrum nigrum) mit winterlichen, dunklen, fast purpurnen Blättern. Gegen die Mitte Mai zog sich der Schnee allmählich auf die Hügel zurück. Gegen den 24. lockte die Sonne die ersten Blumen hervor, die Anemonen, die Orchideen. Gegen das Ende Mai fiel frischer Schnee, der sich einige Zeit auf den Bergen erhielt, und es fror zu Nacht. Mit dem Juni begann die Blütezeit.

Das Schiff, dessen Bugspriet nah am Fuße gebrochen war, dessen andere Masten schadhaft, dessen Tauwerk morsch, dessen Kupferbeschlag, abgerissen, nur noch den Lauf hemmte, mußte abgeladen, abgetakelt und gekielt werden. Der alte Bugspriet mußte, verkürzt und zusammengefügt, instand gesetzt werden, den Dienst zu verrichten. Es gab viel zu tun und es wurde ungesäumt an das Werk geschritten.

Was der Kapitän zu seiner Ausrüstung auf unsere zweite Nordfahrt verlangt hatte, war teils bereit, teils im Werke und gedieh bald zur Vollendung. Den 27. Mai langten aus Kadiak zwei Dolmetscher an, welche die Dialekte der nördlichern Küstenvölker Amerikas, bei denen sie gelebt hatten, redeten und sonst verständige, brauchbare Leute zu sein schienen.

Der Kapitän war ans Land zu Herrn Kriukoff, dem Agenten der Kompanie, gezogen, und wir hatten da unsern Tisch. Wir selbst wohnten auf dem Schiffe. Alle Sonnabende ward das erfreuliche Dampfbad geheizt.

Wir lebten meist von Fischen (Lachs und eine Riesenbutte). — Wahrlich, wahrlich! die schlechteste Nahrung, die es geben kann. Ein großer Krebs (Maja vulgaris) war das Beste, was auf unsern Tisch kam, und wirklich gut. Wir waren auf vegetabilische Nahrung lüstern. Das einzige Gemüse, das wir zur Genüge hatten, war eine große Rübe; wir ließen sie uns in Wasser abgekocht trefflich schmecken. Man sucht sonst wildwachsende

Kräuter auf: etliche Schirmpflanzen, etliche Kreuzblumen, etliche Ampferarten und die jungen Sprößlinge der Uvullaria amplexifolia, die den Geschmack von Gurken haben. Später im Jahre hatten wir verschiedene Beeren, besonders eine ausnehmend schöne, aber wenig schmackhafte Himbeere (Rubus spectabilis). Russen und Aleuten essen überall auf ihren Wegen die Stengel von dem Heracleum[1], welches häufig in den Bergtälern wächst. Herr Kriukoff ließ von seiner kleinen Herde ein Rind für uns schlachten. Wir kosteten etlichemal Walfischspeck. Es war für uns eine schlechte, jedoch genießbare Speise. Was aber nicht zu essen war und wirklich ungegessen von unserm Tische abgehoben wurde, dünkt mich des Erwähnens wert.

Wir hatten von unsern O-Waihischen Tieren noch ein trächtiges Mutterschwein zum Geschenke für Unalaschka aufgespart, wo übrigens schon Schweine waren, und zwar auf einem anderen Teile der Insel bei Makuschkin. — Das Tier, welches in den ersten Tagen unseres Hierseins seine Jungen warf, wurde mit Fischen gefüttert. Eins der Ferkel kam auf unsern Tisch; die Nahrung der Mutter hatte dem Fleische einen unleidlicheren Trangestank mitgeteilt, als wir je an Vögeln oder Säugetieren des Meeres gefunden hatten.

Es war zur Sprache gekommen, daß in Hinsicht unseres Tisches und unserer Mundvorräte nicht zum besten gewirtschaftet worden; Speisekammer und Keller waren in dem Zustande nicht, in welchem sie hätten sein sollen. Um Ordnung darein zu bringen, wurde das Amt einer Schaffnerin unserm Choris zugeteilt, der für dasselbe Neigung und Talent hatte, und wir befanden uns in der Folge sehr wohl bei dieser Einrichtung. Choris sorgte, wie wir im August Unalaschka verließen, für einen Vorrat von Seevögeleiern und von eingesalzenem Ampfer, woran wir uns noch zwischen den Wendekreisen erfreuten. Er verschaffte sich zu Hana-ruru und zu Manila von andern, uns wohlwollenden Schiffskapitänen manche Zierde und Würze des Mahles, deren wir bis jetzt entbehrt hatten. Er ließ von Zeit zu Zeit auf dem Rurik frisches Brot backen usw. Lauter Dinge, die zur See

[1] Bärenklau, zur Gattung der Umbelliferen gehörig.

angenehmer sind, als man es zu Lande glauben kann. Dabei wirtschaftete er mit Sparsamkeit. Aber Freund Login Andrewitsch ging bei den einzuführenden Reformen mit einem durchgreifenden Diensteifer zu Werke, wodurch er die Wichtigkeit seiner neuen Stellung auf eine mir nicht ganz zusagende Weise beurkundete. Ich fand nämlich, als ich abends von den Bergen herabkam, wo ich in Amtsgeschäften, botanisierend, die Tischzeit versäumt hatte, die Schränke verschlossen und Verordnungen zu dem Zwecke erlassen, mir ein Stück Zwieback und einen Schluck Branntwein, das einzige, was ich bescheiden ansprach, unzugänglich zu machen; und so sollte es werden und bleiben. — Gasthäuser und Restaurationen findet man auf Unalaschka nicht. Ich konnte mich bei der neuen Ordnung nicht beruhigen. — Ich glaube, daß unser wackerer Sickoff, der auch eine Auctorität auf dem Schiffe war, sich ins Mittel legte und zugunsten meiner den Starrsinn des Reformators beugte: die Sache kam von selbst in ein besseres Geleise, und ich hatte den Hunger nicht mehr zu befürchten.

Herr Kriukoff erwies sich gegen den Kapitän in außeramtlichen sowohl als in amtlichen Verhältnissen von einer untertänigen Dienstfertigkeit, die sehr weit ging. Er hatte ihm, dem Mächtigeren, mit Beeinträchtigung der Ansprüche von Choris gedient, welcher es ihm nicht vergaß und sich darbietende Gelegenheiten gern ergriff, ihm auf die Hühneraugen zu treten. Die Erinnerungen an Unalaschka sind mir ebenso betrübend, wie die an Radack erheiternd sind. — Ich möchte über den Schmutz den Vorhang ziehen.

Das bräuchliche Geschenk, was man hier einem Schiffskapitän macht — andere Notabilitäten verirren sich wohl nicht auf diese Insel — besteht in einer feiner gearbeiteten Kamlaika[1], deren Verzierungen wirklich bewundrungswürdig sind. Dieses Geschenk kostet den Vorstehern bloß die Arbeit der armen aleutischen Mädchen, die nichts dafür bekommen als einige Nähnadeln und — hoch in Wert gehalten wie Gold und Edelsteine — ein Stück roten Frieses von der Größe der Hand. Die Hälfte

[1] Vgl. oben, S. 117, Z. 30 ff.

davon wird aber an der Kamlaika selbst verbraucht und verarbeitet. Die Nähte werden mit ganz feinen Friesfransen zierlich besetzt.

Kriukoff hatte nicht ermangelt, dem Kapitän und auch seinem Leutnant und endlich auch seinen Passagieren jedem eine Kamlaika zu verheißen. Es kam ihm später vor, als sei eben kein Grund vorhanden, sich meinetwegen in Unkosten zu setzen. Die andern erhielten ihr Geschenk, und ich wurde übergangen. Login Andrewitsch nahm die Gelegenheit wahr und sagte ihm mit einer gewissen Auctorität, die er sich zu geben wußte: er möge Adelbert Loginowitsch ja nicht vergessen. — Ich erhielt nachträglich meine Kamlaika, und Login Andrewitsch holte sich den Dank bei mir ein.

Kriukoff erzählte dem Herrn von Kotzebue von einem hundertjährigen Aleuten, der auf der Insel lebte. Der Alte ward auf den Wunsch des russischen Kapitäns vorgeladen und kam aus seinem entfernten Wohnort vor ihn. Eine fast mythische Figur aus den Zeiten der Freiheit her, die Schicksale seines Volkes überragend, jetzt vor Alter blind und gebrochen. Der Kapitän, ein gewaltiger Machthaber auf dieser russischen Insel, ließ ihn seiner Gnade versichern; was in seiner Macht stehe, wolle er für ihn tun. Er möge sich ein Herz fassen und seinen kühnsten, während seines langen Lebens unerreicht gebliebenen Wunsch aussprechen. Der Alte erbat sich ein Hemd: er habe noch keines besessen.

„Während unseres Aufenthaltes auf Unalaschka schossen die Aleuten Vögel und balgten sie für uns aus. Das Berliner Museum verdankt Herrn von Kotzebue und seinem Eifer für die Wissenschaften die beträchtliche Sammlung nordischer See- und Raubvögel, die es von mir erhalten hat. Ohne die Hülfe des Kapitäns und die Befehle, die er geben ließ, hätte ich hier für die Ornithologie[1] wenig getan und gesammelt, zumal da ich meine englische Doppelflinte dem Gouverneur von Kamtschatka überlassen, von welchem den bedungenen Preis abzuholen der später veränderte Plan der Reise mich verhinderte. Ein paar

[1] Die Lehre von den Vögeln.

große Kisten Vogelbälge wurden zu Unalaschka gepackt. — Wann überhaupt während des Verlaufes der Reise meine Koje sich mit Gesammeltem überfüllte, ließ der Kapitän Kisten machen, die er wohlgepackt, vernagelt und verpicht in Verwahrung nahm.

Von den erfahrensten Aleuten ließ ich mir die Walfisch-modelle verfertigen und erläutern, die ich in dem Berliner Museum niedergelegt und in den „Verhandlungen der Akademie der Naturforscher", 1824, T. XII, P. I. abgebildet, beschrieben und abgehandelt habe. Für diesen Teil der Zoologie ist jede Nachricht schätzbar. Nach unserer Rückkunft auf Unalaschka ward in unserer Nähe ein Walfisch von der Art Aliomoch von den Aleuten zerlegt. Das unappetitliche Werk wird so emsig von vielem Volke betrieben, daß der Naturforscher sich einzumischen keinen Beruf fühlt. Wir haben den Schädel des Tieres nach St. Petersburg gebracht.

Es fehlt auf Unalaschka an Feuerung; da wächst kein Baum, und das Treibholz wird nicht in Überfluß angespült. Der Torf müßte den Mangel ersetzen, aber die Menschen wissen ihn nicht aufzufinden und zu benutzen. Es fehlt mehr an der Technik als an der Natur. Ich hatte zu der Zeit noch kein Torfmoor untersucht und noch nicht über den Torf geschrieben.* Ich würde jetzt den Torf sicherer unter der Bunkerde[1] zu finden wissen und mit nachdrücklicherem Rat das Vorurteil bekämpfen, welches den Menschen so schwer macht zu tun, was sie noch nicht getan haben.

Obiger naturhistorischer Zeitung hänge ich ein Feuilleton an. Ein Sohn von Kriukoff, ein munterer Knabe, war von Unalaschka aus nach Unimack gekommen; so weit war für ihn schon die Welt. Er hatte daselbst Bäume gesehen, ja, er war auf einen Baum hinaufgeklettert und hatte sich auf dessen Zweigen gewiegt. Das erzählte er uns mit großem Stolze, aber auch mit nicht geringer Furcht, ob der seltsamen Kunde für einen Lügner zu gelten, und gab sich alle Mühe, uns glaubhaft zu erläutern, was ein Baum sei.

---

* In Karstens „Archiv für Bergbau", Band V, VIII und XI.

---

[1] Bunkererde heißt die über dem Torfmoor lagernde Erde.

Auf den Aleutischen Inseln kommen keine Amphibien vor, und die Naturgeschichte von Unalaschka weiß von keinem Frosche. Nichtsdestoweniger kam einmal in dem chinesischen Zuckersyrup, welcher daselbst verbraucht wird, ein wohlerhaltener, großer Frosch zum Vorschein. Es war schon viele Jahre her, aber man sprach noch davon, und ob es ein kleiner Mensch gewesen, so ein Wilder, ein junger Waldteufel, oder sonst eine Kreatur, darüber war man noch uneinig.

Ich verbrachte meine Tage auf den Bergen. Kadu, nachdem er den Seekohl dieses Meeres (Fucus esculentus) für Bananenblätter anzusehen aufgehört hatte und sich ungern bereden lassen, es würde vergeblich sein, Kokosse an diesem unwirtbaren Strande zu pflanzen, las am Hafen für seine Freunde auf Radack Nägel und vernachlässigtes Eisen auf, wählte für sie unter den meerbespülten Geschieben sorgfältig diejenigen aus, die sich am besten zu Schleifsteinen eigneten, ging von weitem den Rindern auf der Weide nach, setzte sich auf die nächsten Hügel und sang sich Lieder von Ulea und von Radack vor.

Er begehrte, mit unseren Feuergewehren umgehen zu lernen, und Eschscholtz übernahm den Unterricht. Zu dem Ende ward vom Schiffe eine alte schlechte Flinte verabreicht. Beim ersten Schusse, den unser Freund tat, brannte das Pulver zu dem Zündloch langsam heraus, während er wacker im Anschlag liegen blieb und nicht wußte, was er versehen habe, um nicht wie der Kapitän einen guten Knall herauszubekommen. Ich weiß nicht, ob der Unterricht mit besserer Flinte wieder vorgenommen ward, wenigstens ist unser friedlicher Kadu kein Schütze geworden.

Wir hatten einen Sohn von Herrn Kriukoff und fünfzehn Aleuten, Baidaren, große und kleine, gesalzene und gedörrte Fische (Stockfisch) an Bord genommen. Der Rurik war segelfertig. Wir hatten vergebens auf die Ankunft eines Schiffes aus Sitcha gehofft, uns mit manchem, woran wir Mangel litten, zu versorgen. Widrige Winde hielten uns ein paar Tage im Hafen zurück, an dessen Eingange wir in Windstille auf der Scheidelinie zweier einander entgegengesetzten Winde vor Anker lagen. Vor uns blies der Wind von der See her, hinter uns hingegen

im innern Hafen zwischen der kleinen Insel und dem Hauptlande seewärts. Wir gingen am Sonntag, den 29. Juni 1817 nach unserer Schiffsrechnung (einen Tag später nach der Rechnung der Insel), unter Segel.

Wir sollten auf unserer Nordfahrt auf den Inseln St. George und St. Paul durch die Agenten der Kompanie, welche den dortigen Ansiedelungen unter Herrn Kriukoff vorstehen, auf Anweisung von diesem mit manchem, woran wir Mangel litten, versehen werden. Auf beiden Inseln, welche im Meerbecken im Norden der Aleutischen Inselkette vereinzelt liegen und sonst unbewohnt waren, werden von wenigen Russen und mehreren angesiedelten Aleuten die Herden von Seelöwen und Seebären, welche ihren Strand besetzen, bewirtschaftet, und die Kompanie zieht aus denselben einen sichern und beträchtlichen Ertrag. Beide Inseln sind ohne Hafen und Ankerplatz.

Bei hellem Wetter und günstigem Winde kamen wir am 30. Juni nachmittags in Ansicht der Insel St. George, näherten uns derselben, meldeten uns durch einen Kanonenschuß an und lavierten die Nacht über. Am Morgen des 1. Juli holte uns die große Baidare der Ansiedelung an das Land. Einen gar wundersamen Anblick gewährt die zahllose Herde von Seelöwen (Leo marinus *Stelleri*), die unabsehbar im Umkreis der Insel und bis unter der Ansiedelung einen breiten, felsigen, nackten, von Fett geschwärzten Gurt des Strandes überdeckt. Unförmliche, riesige Fett- und Fleischmassen, ungeschickt und schwerfällig auf dem Lande. Die Männchen bewachen ihre Weiber und kämpfen gegeneinander wütend um deren Besitz; jene folgen dem Sieger. Ihr Gebrüll wird sechs Meilen weit zur See vernommen. Man kann ihnen bis auf wenige Schritte nahen; sie kehren sich bloß gegen die Menschen und brüllen sie an. Nichts hat während der Zeit, die Kadu unter uns zubrachte, seine Aufmerksamkeit so sehr gefesselt und einen stärkeren Eindruck auf ihn gemacht als der Anblick dieser Tiere. Er schloß sich mir an, als ich sie zu besichtigen ging, blieb aber immer etliche Schritte hinter mir zurück. Man tötet alte Männchen vorzüglich der Haut wegen, die zum Überziehen der Baidaren und Ähnlichem dient; auch werden deren Eingeweide zu Kamlaiken verarbeitet. Junge

schlachtet man um des Fleisches willen, das wir selber nicht übeln Geschmackes gefunden haben. Etliche Menschen, mit Stöcken bewaffnet, verscheuchen die Alten, und die Jungen, von der See abgeschnitten, werden landeinwärts nach dem Orte hin getrieben, wo sie abgetan werden sollen. Ein Kind treibt eine Herde von zwölf bis zwanzig vor sich her. Alte werden mit der Flinte geschossen; sie haben nur eine Stelle am Kopfe, wo der Schuß tödlich ist. St. George und St. Paul werden von den Russen „die Inseln der Seebären" genannt, weil dieses Tier ihnen den größeren Ertrag liefert. St. George ist aber die Insel der Seelöwen. Nur wenige Familien der Seebären nehmen abgesonderte Stellen des Strandes ein. Es wurden für uns und unsere Mannschaft etliche junge Seelöwen geschlachtet; auch vermehrten wir unsere Vorräte um etliche Fässer Eier, die sich im Tran eine lange Zeit frisch erhalten. Die Nester der Seevögel, die hier ihre Brüteplätze haben, werden regelmäßig geplündert, und die Menschen wirtschaften mit Robben und Vögeln, als seien sie ihnen hörig geworden.

Wir hatten am selben Abend Ansicht erst von der Boberinsel, einer Klippe in der Nähe von St. Paul, und dann von dieser Insel selbst. St. George und St. Paul liegen in solcher Nähe, daß die eine Insel von der andern gesehen werden kann. Wir lagen am 2. Juli in Windstille bei Nebel und Regen in der Nähe der Boberinsel. Das Meer war trüb und schmutzig; häufige Fettflecken darauf spielten in den Farben der Iris[1]. Die Baidaren von St. Paul kamen und gingen zwischen dem Lande und dem Schiffe; vom Rurik ward kein Boot, keine Baidare in die See gelassen. Nachmittags erhob sich ein schwacher Windhauch; wir fuhren an der Klippe vorüber und näherten uns der Hauptinsel. Den 3. am frühen Morgen verkündigte ein Kanonenschuß der Ansiedelung, daß wir uns in ihrer Nähe befänden. Eine Baidare ruderte sogleich heran, und wir fuhren auf derselben ans Land. Choris und Kadu versäumten dieses Mal die Gelegenheit und blieben auf dem Rurik zurück.

Die Insel St. Paul erhält von dem Seebären (Ursus

[1] Regenbogen.

marinus *Stelleri*), der zur Zeit, wo die Mütter werfen, ihren Strand in unendlichen Herden besetzt hält, ihre größere Wichtigkeit. Das Fell der Jungen wird als Pelzwerk geschätzt und findet in Kanton einen sichern Markt und feste Preise. Das Männchen ist um das Doppelte größer als das Weibchen, welches sich außerdem durch Gestalt und Farbe sehr unterscheidet. Männchen und Junge sind dunkler, das Weibchen fahler. Ich habe Schädel von beiden Geschlechtern mitgebracht; sie weichen in der Gestalt sehr voneinander ab, doch scheint die Verschiedenheit ihrer Größe geringer als die der Tiere selbst. Der Schädel des Männchens ist gewölbter, der des Weibchens flacher bei stärkerem Hervortreten der Fortsätze und Ränder, welche die Augenhöhlen bilden. Der Seebär ist gelenkiger als der Seelöwe und bewegt sich auf dem Lande schneller und leichter als er. Das Männchen überschaut von einem erhöhten Sitze den Kreis seiner Familie und bewacht eifersüchtig seine Weiber. Mancher besitzt deren nur eine einzige oder wenige, indem andere gegen ein halb Hundert beherrschen. Das Weibchen wirft zwei Junge, die mit Zähnen in beiden Kinnladen zur Welt kommen. Die Mutter beißt die Nabelschnur nicht ab, und man sieht die jungen Tiere noch lange die Nachgeburt nach sich ziehen. Ich beschaute und streichelte einen solchen Neugeborenen; er tat die Augen auf und setzte sich, wie er mich sah, gegen mich zur Wehre, indem er sich auf die Hinterpfoten erhob und mir sehr schöne Zähne wies. Gleichzeitig nahm der Hausvater Kenntnis von mir und setzte sich in Bewegung, um mir entgegenzukommen:

„Et qui vous a chargé du soin de ma famille?“[1] Ich versicherte ihm, daß ich es nicht übel gemeint habe, empfahl mich aber und zog mich weiter zurück.

Die Seevögel (Uria[2]) nehmen zwischen den Familien der Robben die freien Stellen des Strandes ein; sie fliegen ohne Scheu mitten durch die Herde und vor dem Rachen der wachehaltenden Männchen, ohne sich an deren Gebrüll zu kehren. Sie nisten in unzähliger Menge in den Höhlen der meerbespülten

[1] „Wer hat Sie denn mit der Sorge um meine Familie betraut?“ — [2] Die Lumme, Gattung der Schwimmvögel aus der Familie der Alken.

Felsenwände und unter den gerollten Steinen, die längs dem Strande einen Damm bilden. Der Rücken dieses Dammes ist von ihrem Unflat weiß überzogen.

Vor St. Paul soll einmal ein amerikanisches Schiff erschienen sein, dessen Kapitän mit einem starken Kommando ans Land fuhr, Branntwein hinbringend, womit er gar nicht karg tat. Russen und Aleuten tranken zur Genüge, aber die Zeit, die sie darauf schliefen, benutzte der freigebige Fremde, Seebären zu schlachten und abzuziehen; so verschaffte er sich seine Ladung. — In solchen Fällen, wo man die Häute zu trocknen keine Zeit hat, werden solche eingesalzen, wodurch sie nichts von ihrem Wert verlieren sollen.

Unser Kapitän hatte einen Kompaß ans Land gebracht, um sich die Richtung genau angeben zu lassen, in welcher man sowohl von St. George als von hier aus auf hoher See vulkanische Erscheinungen und Land gesehen zu haben meint. Die Magnetnadel ward auf diesem Boden vulkanischer Eisenschlacke sehr unruhig befunden. — Doch fand sich ein Standpunkt, wo sie ruhig blieb, und von dem aus die Richtung jener Erscheinungen SW. ½ W. bestimmt wurde. In ebendieser Richtung waren wir am 4. Juli mittags bei hellem Wetter und klarem Horizont 60 Meilen von St. Paul entfernt, und kein Land war zu sehen. Wir behielten bis 5 Uhr abends denselben Kurs, und kein Land erschien. Da steuerten wir nach Norden, um die Ostspitze der St. Laurenzinsel zu erreichen.

Wir hatten bei meist trübem Wetter wechselnde Winde und Windstillen. Am 9. Juli waren wir über die Breite der Insel St. Matwey gekommen, ohne dieselbe sehen zu wollen, und sollten am andern Tage, da der Wind günstiger wurde, Ansicht von der St. Laurenzinsel bekommen. Wir benachrichtigten davon unsern Freund Kadu. Wir hatten Walfische und öfters Robben gesehen, etliche Seelöwen schienen an diesem Abend dem Laufe unsers Schiffes zu folgen. In diesem Meere ohne Tiefe, wo wir oft das Senkblei warfen, fingen sich mehrere Kabliau (Gadus) an der Angel und versorgten uns mit frischer Nahrung.

Wir sahen am 10. Juli morgens das Land und steuerten

auf das südliche Vorgebirge der St. Laurenzinsel zu. Die Ansicht ist die von einer Gruppe mäßig hoher Inseln, deren Rücken ruhige Linien begrenzen, und deren Küsten absturzig sind. Aber Niederungen vereinigen alle diese Felseninseln, und sie erstrecken sich stellenweise von ihnen aus weit in die See. Auf diesen Niederungen sind die Ansiedelungen der Menschen, welche das in stehenden Pfützen und Seen angesammelte Schneewasser trinken. Wir gingen vor Anker und fuhren nachmittags bei einer Ansiedelung an das Land. Wir hatten uns bewaffnet; Kadu, darüber entrüstet, hatte sich sehr erkundigt, was unsere Meinung sei. Wie er aber vernommen, unsere Gesinnung sei friedlich, und wir sorgten bloß für unsere Sicherheit unter Unbekannten, so ließ er sich auch einen Säbel geben und schloß sich dem Kapitän an.

Nur wehrhafte Männer kamen uns selbstvertrauend entgegen, während Weiber und Kinder entfernt wurden. Unsere Dolmetscher machten sich verständlich. Sie gaben Friedensworte, und Tabak und Glasperlen begründeten ein freundschaftliches Verhältnis. — Die Männer hatten tatuierte Linien um das Gesicht nebst etlichen Zeichen auf Stirne und Wangen. Die Mundknöpfe waren selten und wurden oft durch einen runden tatuierten Fleck ersetzt. Sie waren auf der Scheitel[1] geschoren und trugen einen Kranz längerer Haare um das Haupt (die Aleuten schneiden ihr Haar nicht ab). Sie besitzen das Renntier nicht. Ihre Hunde werden auf Küstenfahrten an die Baidaren gespannt. Ihre Waren erhalten sie von den Tschuktschen, mit denen sie in Handelsverbindungen sind.

Wir betraten ihre Wohnungen nicht. Wir sahen ihre irdenen Jurten[2] längs dem Strande, von den üblichen Gerüsten umragt, unter denen die Hundelöcher sind. Ein Zelt von Häuten war ein Sommeraufenthalt.

Wir erfuhren, daß das Eis erst seit drei Tagen (nach meinen eigenen Notaten seit fünf Tagen) aufgegangen war und nordwärts mit dem Strome treibe.

---

[1] Das Wort Scheitel war im Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen und auch noch im älteren Neuhochdeutschen weiblichen Geschlechtes. — [2] Vgl. oben, S. 122, Z. 6 ff.

Wir fuhren an das Schiff zurück und gingen unter Segel, um die Insel von der Ostseite zu umfahren.

Am Morgen des 11. Juli lavierten wir bei hellem Wetter und Südwinde. Ich erfuhr, daß man in der Nacht bei der Ostspitze der Insel Eis angetroffen habe, und daß der Kapitän an der Brust litte und bettlägerig sei.

Am 12. machte der Kapitän uns und der Mannschaft des Ruriks schriftlich bekannt, daß er den Zweck der Reise wegen seiner zerstörten Gesundheit aufgebe, und deren Reste dazu verwenden müsse, uns in die Heimat zurückzuführen. — Wir hatten demnach nur noch das bisher Getane rückwärts abzuwinden. Hier die Worte des Herrn von Kotzebue in seiner „Reise", 2. Teil, S. 105:

„Um 12 Uhr nachts, als wir eben am nördlichen Vorgebürge vor Anker gehen wollten, erblickten wir zu unserem Schreck stehendes Eis, das sich, soweit das Auge reichte, nach NO. erstreckte und nach N. zu die ganze Oberfläche des Meeres bedeckte. Mein trauriger Zustand, der seit Unalaschka täglich schlimmer wurde, erlitt hier den letzten Stoß. Die kalte Luft griff meine kranke Brust so an, daß der Atem mir verging und endlich Brustkrämpfe, Ohnmachten und Blutspeien erfolgten. Ich begriff nun erst, daß mein Zustand gefährlicher war, als ich bis jetzt glauben wollte, und der Arzt erklärte mir ernstlich, ich könnte in der Nähe des Eises nicht bleiben. Es kostete mich einen langen, schmerzlichen Kampf; mehr als einmal war ich entschlossen, dem Tode trotzend mein Unternehmen auszuführen; wenn ich aber wieder bedachte, daß uns noch eine schwierige Rückreise ins Vaterland bevorstand und vielleicht die Erhaltung des Ruriks und das Leben meiner Gefährten an dem meinigen hing, so fühlte ich wohl, daß ich meine Ehrbegier unterdrücken mußte; das einzige, was mich bei diesem Kampfe aufrecht erhielt, war die beruhigende Überzeugung, meine Pflicht redlich erfüllt zu haben. Ich meldete dem Kommando schriftlich, daß meine Krankheit mich nötige, nach Unalaschka zurückzukehren. Der Augenblick, in dem ich das Papier unterzeichnete, war einer der schmerzlichsten meines Lebens; denn mit diesem Federzuge gab ich einen langgenährten, heißen Wunsch meines Herzens auf."

Und ich selbst kann nicht ohne das schmerzlichste Gefühl dieses unglückliche Ereignis berühren. Ereignis, ja! mehr denn eine Tat. Herr von Kotzebue befand sich in einem krankhaften Zustand, das ist die Wahrheit; und dieser Zustand erklärt vollkommen den Befehl, den er unterzeichnete. Erklärt, sage ich, ob aber auch rechtfertiget, muß erörtert werden. Ein befugter Richter sagt darüber in der „Quarterly Review" (January 1822), Vol. XXIV, p. 363:*

„Wir haben wenig mehr zu sagen von dieser erfolglosen Reise; aber es scheint uns kaum zu rechtfertigen, sie unter den erwähnten Umständen plötzlich aufgegeben zu haben. Es würde in England nicht geduldet werden, daß die schlechte Gesundheit des kommandierenden Offiziers vorgeschützt werde als ein Grund, ein wichtiges Unternehmen aufzugeben, solange sich noch ein anderer Offizier am Bord befände, der imstande wäre, das Kommando zu übernehmen."

Dieses ist auch meine Meinung. Derselbe Richter verdächtiget aber unbillig Offizier und Mannen, durch Entmutigung dem Befehl entgegengekommen zu sein. — Ich habe für meinen Teil mit schmerzlicher Entrüstung den Befehl von Herrn von Kotzebue vernommen und mich in meine Instruktion gehüllt: „Ein Passagier an Bord eines Kriegsschiffes, wo man nicht gewohnt ist, welche zu haben, hat keinerlei Ansprüche zu machen."[1]

* We have little more to offer on this unsuccessful voyage; but it appears to us that its abrupt abandonment was hardly justified under the circumstances stated. It would not be tolerated in England, that the ill health of the commanding officer should be urged as a plea for giving up an enterprize of moment, while there remained an other officer on board fit to succeed him. — — But we rather suspect, that when the physician warned him against approaching the ice, the caution was not wholly disinterested on his part, and that the officers and men, like the successors of the immortal Cook, had come to the conclusion that the longest way about was the nearest way home.[2]

[1] Vgl. oben, S. 38, Z. 19 ff. — [2] „Aber wir vermuten vielmehr, daß, wenn der Arzt ihn davor warnte, sich wiederum dem Eise zu nähern, diese Vorsicht seinerseits nicht ganz uneigennützig war, und daß die Offiziere und Mannschaften wie die Nachfolger des unsterblichen Cook zu dem Schlusse gekommen waren, der weiteste Umweg wäre der nächste Weg nach Hause."

Ich habe in den schweigenden, niedergeschlagenen Gesichtern um mich her dasselbe, was in mir vorging, unter der Hülle gewohnter Subordination ebenfalls durchschauen zu sehen geglaubt. Was das ärztliche Gutachten des Doktors Eschscholtz anbetrifft, so hat selbiger die Verantwortlichkeit dafür übernommen; mehr läßt sich nicht sagen.

Ich habe damals den kranken Herrn von Kotzebue tief bedauert, daß ein Verfahren, welches mir unter ähnlichen Umständen auf Schiffen anderer Nationen beobachtet worden zu sein scheint, vermutlich nicht in den Bräuchen des russischen Seedienstes lag und der von ihm gefaßte Entschluß nicht beraten, nicht von einem Kriegsrat, zu welchem jeder Stimmfähige auf dem Schiffe zugezogen worden, für notwendig erkannt und gerechtfertigt worden sei. Ich habe noch eine Zeitlang gehofft, Herr von Kotzebue werde, den Anfall der Krankheit bemeisternd, sich besinnen und den gegebenen Befehl zurückrufen. Darin hätte er Charakterstärke bewiesen, und ich hätte mich in Demut vor ihm geneigt.

Lasset uns übrigens nicht vergessen, daß, obgleich der Rurik die kaiserliche Kriegsflagge trug, Schiff, Kapitän und Mannschaft nur den Grafen Romanzoff als Herrn anerkannten; daß der Graf Romanzoff die Expedition ausgerüstet und nur ihm über den Erfolg derselben Rechenschaft abzulegen war. Herr von Kotzebue hat dem Grafen Romanzoff, von dem seine Instruktionen ausgingen, Rechenschaft abgelegt und ihm vollkommen Genüge getan; mithin ist, was der Graf Romanzoff gutgeheißen, gut und die Frage über das, was sonst hätte geschehen können, eine bloß wissenschaftliche.

Nun aber fodert ihr, ihr habt nach dem Gesagten das Recht, daß ich euch die Frage nach meiner eigenen Weisheit beantworte und euch sage, was ich denn glaube, daß sonst noch hätte geschehen können. — Aufrichtig gestanden, nicht viel. Wir waren mit einem einzigen dienstfähigen Offizier und zwei Untersteuerleuten (auf den dritten war zurzeit aus Gründen, die hieher nicht gehören, nicht zu rechnen) sehr schwach, und wenn in der Nacht vom 10. zum 11. Juli das Eis noch zwischen der St. Laurenzinsel und der amerikanischen Küste anstehend

gefunden ward, so mochte dieser Sommer ungünstiger sein als der vorjährige.

Wir hätten uns die nächstfolgenden Tage bei der St. Matwey-Insel verweilen können. Das mit dem Strom nordwärts treibende Eis bedrohete uns mit keiner Gefahr; wir hätten denselben auf der asiatischen Seite der St. Laurenzinsel folgen können und hier schon Vorerfahrungen sammeln von dem, was im Norden aufzusuchen unsere Bestimmung war. Die St. Laurenzbucht bot uns einen sichern Hafen und köstliche Erfrischungen dar. Wir hätten daselbst von Rennfleisch gelebt, uns mit Rennfleisch verproviantiert und die Zeit abgewartet, wo der Kotzebue-Sund, vom Eise befreit, dem Rurik zugänglich geworden wäre. Hier bei dem Schiffe hätte sich der kranke Kapitän so gut als auf Unalaschka ausruhen können, während er dem Leutnant Schischmareff den Befehl über die Baidaren-Nordfahrt übertragen hätte. Ich bin der festen Meinung, daß im schlimmsten denkbaren Falle ein Untersteuermann das Schiff in den Hafen von St. Peter und Paul zu fahren vollkommen genügt hätte. Man wird mich gern einer weitern Ausführung, welche auch meines Amtes nicht ist, überheben.

Wir machten bei wechselnden Winden, meist in nordische Nebel gehüllt, unsern Weg nach Unalaschka. Wir kamen an den Inseln St. Matwey, St. Paul und St. George vorüber, ohne dieselben zu sehen. Wir segelten am 20. Juli in der Nähe von Unalaschka über zwei Walfische von der Art Kuliomoch. Sie waren von sehr verschiedener Größe; ihre Haut war glatt; nur die Protuberanz am Vorderteil des Kopfes und der äußere Rand der Klappe der sehr großen und wenig voneinander getrennten Spritzlöcher schwammartig. Sie erhielten drei Wurfspieße von unsern Aleuten, ohne sehr darauf zu achten. Sie warfen wenig Wasser, und ich konnte, obgleich aufmerksam darauf, keinen Geruch wahrnehmen. Die Erschütterung des Stoßes, die im Schiffsraum empfunden wurde, war auf dem Verdeck unmerklich.

Am Morgen des 21. zeigten sich etliche Seelöwen um das Schiff. Am Nachmittag entdeckten wir unter der Nebeldecke Unalaschka in geringer Entfernung. Wir lagen in Windstille. Wir ließen uns durch unsere Boote bugsieren. Wir kamen in

der Nacht an und lagen am Morgen des 22. Juli 1817 im Hafen von Unalaschka vor Anker.

Das Schiff blieb dieses Mal weit vom Ufer. Der Kapitän zog wieder zu dem Agenten Kriukoff. Wir speisten auf dem Rurik und tranken Tee auf dem Lande.

Der Kapitän teilte uns den Plan der Reise mit: die Sandwichinseln, Radack, Ralick und die Karolinen, Manila, die Sundastraße, das Vorgebirge der Guten Hoffnung und Europa. „Der Mangel an frischen Lebensmitteln und der üble Zustand des Ririks, der durchaus einer Reparatur bedurfte, gestattete mir nicht, meinen Rückweg der Instruktion zufolge durch die Torresstraße zu nehmen." Also Herr von Kotzebue, „Reise", II, S. 106. — Die Sandwichinseln versorgten uns mit frischen Lebensmitteln in Überfluß.

Wir sollten zu St. Peter und Paul Briefe von der Heimat vorfinden und wiederum Gelegenheit haben, in die Heimat zu schreiben. — Wir vergruben uns, verschollen für die Welt, zu Unalaschka, schifften aus, was wir zu unserer Ausrüstung auf unsere Nordfahrt eingeschifft, verbucken zu Zwieback, woran wir Mangel zu leiden bedroht waren, das Mehl, das wir in San Francisco an Bord genommen, und verbrachten die Zeit wie in einem Aufenthalt der Verführung.

Ich werde eine kleine Reise erzählen, die ich durch das Innere der Insel zu machen Gelegenheit fand. Ein Schwein, das zu Makuschkin für den Rurik geschlachtet worden war, spielte bei dieser Expedition die Hauptrolle und war die Hauptperson, an deren Gefolge ich mich anschließen durfte. Die ganze Gebürgsmasse, über welche der Vulkan von Unalaschka, die Makuschkeia Sopka, sich erhebt, liegt zwischen Illiuliuk und Makuschkin. Zwei Meerbusen oder Fjorden kommen einander in verschiedenen Richtungen entgegen und machen aus jenem Gebürgsstock eine Halbinsel. Aber die Landzunge von einem Fjorde zu dem anderen, über Bergtäler und Pässe, welche in die Schneeregion reichen, zu durchkreuzen, erfodert wenigstens 8 Stunden Zeit. Ich machte mich am 1. August morgens um 6 Uhr mit zwei Aleuten und einem Russenknaben auf den Weg. Wir erreichten in kleinen Baidaren um 8 Uhr den Hintergrund der

Kapitänsbucht, des Fjordes, an welchem Illiuliuk liegt, und traten von da an talhinauf unsere Wanderung an. Kein Weg ist gebahnt; der Bergstrom, zu dessen Quelle man hinansteigt, ist der Führer durch die Wildnis. Man muß ihn oft durchkreuzen und sich zum kalten Bade in das reißende Schneewasser, das einem bis über die Hüften steigt, entblößen. Die landesübliche Fuß- und Beinbedeckung, die Tarbassi, die, obgleich immer feucht, kein Wasser durchlassen, erlauben minder tiefe Gewässer zu durchwaten, ohne sich auszuziehen. Im unteren Tale ist der Graswuchs üppig und hinderlich dem Wandernden. An der Schneegrenze fesselte manche Pflanze meine Aufmerksamkeit, und die Weite des Weges nicht kennend, den wir noch zurückzulegen hatten, beschleunigte ich nicht den Marsch so, wie ich gesollt hätte. Das jenseitige Tal führet durch tiefe Moräste zu dem Meere. Die Nacht brach ein, als wir den Strand erreichten. Ich glaubte schon bei Makuschkin zu sein; aber der Weg folgt dem Strande in einem Teile des Umkreises der Halbinsel, und hinter jeder vorgestreckten Landspitze, die man mit der Hoffnung erreicht, zu Makuschkin anzukommen, sieht man eine andere Landzunge sich vorstrecken, die eine gleich lügenhafte Hoffnung erregt. Es war 11 Uhr in der Nacht, als wir ankamen. Ich bin als ein rüstiger Fußgänger bekannt gewesen, und was ich als solcher geleistet, hat mir schwerlich einer nachmachen können: ich habe in meinem Leben keinen ermüdenderen Tagemarsch gemacht als den eben beschriebenen. Alles schlief. Der hier befehlende Russe, bei dem ich heimkehrte, empfing mich auf das gastlichste; aber es war zu spät, um das Bad zu heizen, und er hatte weiter nichts mir vorzusetzen als Tee ohne Branntwein, ohne Zucker und ohne Milch, zu welchem Getränke er mich gutmütig nötigte, als sei es Malvasier. Der gute Sanin, so hieß mein Wirt, gab mir sein Bett, und das war das Beste, was er mir geben konnte.

Am 2. genoß ich des Dampfbades, ruhete mich aus und untersuchte gemächlich die Hügel um die Ansiedelung und die heiße Quelle, die dort am Strande unter dem Niveau des hohen Wassers aus dem Felsen sprudelt. Ein Tal liegt zwischen der Ansiedelung und dem Fuße des Schneegebürges, der die Grund-

festen des Piks von Makuschkin bildet. Diese winterliche Wildnis gewährt einen abschreckenden Anblick. Ein Nebengipfel raucht unablässig; doch wird man den Rauch nur gewahr, wenn ihn der Wind auf die Seite hintreibt, auf welcher man steht.

Sanin selber rüstete sich mit einer Karawane von Trägern, das zerlegte Schwein nach dem Hafen zu bringen. Das schlechte Wetter verzögerte die Abreise um einen Tag, den ich die Gegend zu durchstreifen anwendete. Wir brachen den 4. am frühen Morgen auf. Die große Baidare der Ansiedelung brachte uns in den Hintergrund des Fjordes, von wo der Landweg über die Landenge kürzer ist als der, den ich auf der Hinreise gemacht. Ich habe, glaube ich, gesagt, daß diese großen Baidaren „Frauenboote" heißen; aleutische Mädchen waren unsere Ruderer. Arme Geschöpfe! Elend, Krankheit, Schmutz, Ungeziefer und Häßlichkeit schließen eine gewisse zarte Zierlichkeit der Sitten nicht aus; diese Mädchen haben mir einen Beweis davon gegeben, und ein Geschenk, das ich von ihnen besitze und in Ehren halte, hat mich mehr gerührt, als Gunstbezeugungen von Königen tun könnten. Auf dem Platze, wo wir Nachmittag noch bei guter Zeit landeten, richteten wir sogleich unser Bivouak ein. Unter der Baidare liegend, betrachtete ich meine Mütze, die zerrissen war; und die Gelegenheit wahrnehmend, dem Schaden abzuhelfen, steckte ich drei Nähnadeln hinein und reichte sie so dem mir zunächstliegenden Mädchen und machte sie auf das, was ich von ihr wünschte, aufmerksam. Drei Nähnadeln! — Ein solcher Schatz umsonst! Da leuchtete gar wundersam ein unaussprechliches Glück aus ihren Augen. Alle Mädchen kamen herbei, die Nadeln zu bewundern, der Begünstigten Glück zu wünschen, und manche schien mit Wehmut des eignen Elends zu gedenken. — Da beglückte ich sie denn alle und schenkte jeder drei Nadeln. — Wir brachen am andern Morgen früh auf und waren um drei Uhr zu Illiuliuk. — Hier überreichte mir Sanin das Gegengeschenk der dankbaren Mädchen, welches er mir erst nach der Ankunft einzuhändigen beauftragt war: ein Knäul Tierflechsenzwirn von ihrer Arbeit.

Ich habe Aleutenmädchen einen Hemdeknopf von Posamentierarbeit untersuchen sehen, sich unter sich darüber beraten

und am Ende das zierliche Ding dergestalt nachmachen, daß ihr Machwerk würdig befunden wurde, an das Hemd des Kapitäns geheftet zu werden.

Ich habe die Radackerinnen über ein Gewebe unserer Fabrik, über einen Strohhut, ratschlagen sehen, Material und Arbeit betrachten und besprechen und die Frage in Erwägung ziehen, ob solches darzustellen ihnen möglich sein werde.

Ich habe meine Frau mit ihren Gespielinnen sich bemühen sehen, das Geknöte eines englischen Hosenträgers zu enträtseln. Ich habe überall die Frauen sich der Zierlichkeit befleißigen sehen, mit nicht gespartem Aufwand von Zeit, Mühe und Nachdenken ihre Handarbeiten auf das künstlichste ausschmücken und für den Putz der Männer wie für den eigenen sorgen. Wenn ich es aber in der Fremde gesehen habe, so habe ich immer eine herzige Freude daran gehabt.

Herr von Kotzebue behielt zur Verstärkung der Mannschaft des Kuriks etliche, ich glaube vier, der Aleuten, die wir auf unsere Nordfahrt mitgenommen hatten. Unter diesen war ein junger, frischer Bursche, aufgeräumten Sinnes und guter Geistesfähigkeit, mit dem Eschscholtz sich leicht zu verständigen gewußt, und mit dessen Hülfe er unternommen hatte, die Sprache der Aleuten, die er bereits für einen Dialekt des Eskimo-Sprachstammes erkannt, näher zu beleuchten. — Ich hatte meine Freude an seiner Forschung, mit deren Ergebnissen er mich bekannt machte. Aber das begonnene Werk zu vollenden, das einem eingestandenen Bedürfnis der Linguistik abgeholfen hätte, und aus dem bereits Ermittelten Gewinn zu ziehen, war eines nötig: den Doktor Eschscholtz in Europa, wo es Grammatiken und Lexika zu vergleichen galt, des Beistandes seines Sprachlehrers nicht zu entblößen.

Ich habe oft Gelegenheit gehabt zu bedauern, daß, nachdem verschwenderisch für den Erwerb gesorgt worden, mitnichten daran gedacht werde, das Erworbene nutzbar zu machen, und daß selbst für die Erhaltung desselben geizig die geringste Beisteuer verweigert werde. Der Prunk kauft das Teuerste an; er stattet Sammler, sendet Reisende aus; aber das teuer Erstandene, das sorgenvoll Eingespeicherte wird sorglos dem Untergange

überlassen. Der Prunk, der den Reisenden ausgerüstet, sorget manchmal noch für die Herausgabe eines Buches; jeder kann nach dem Maßstabe dessen, was er schon gekostet hat, seine Ansprüche stellen; aber mißachtet wird, wer und was freiwillig sich darbietet. — Ich habe einmal eine junge Berlinerin sagen hören, gemachte Rosen seien viel schöner als natürliche, denn sie kosteten viel mehr. Das ist ein großes Kapitel in der Geschichte der Menschen.

Aber ich wollte ja von der aleutischen Sprache reden. Sobald wir in St. Petersburg angekommen, ward der junge Bursch mit den andern Aleuten der Russisch-amerikanischen Handelskompanie wieder überantwortet, und von der verdienstlichen Arbeit, der sich Eschscholtz unterziehen wollte, und welche die Wissenschaft dankbar der Romanzoffischen Expedition zum Ruhme angerechnet haben würde, ist nie wieder die Rede gewesen.

Bezeichnend wird es vielleicht in mehr als einer Hinsicht sein, zu bekennen, daß ich selber von der aleutischen Sprache nur ein einziges Wort erlernt und behalten habe: Kitung (i. e. pediculus[1]). Und, ad vocem[2] Kitung, scheidend den letzten Rückblick auf den düstern Norden werfend, werde ich der Vollständigkeit halber bemerken, daß während unserer Nordfahrten im Jahre 1816 und 1817 das Benannte nichts Seltenes auf dem Rurik war, wogegen Iwan Iwanowitsch heimlich aus einem Krüglein spendete, was gute Dienste tat.

Am 18. August 1817 verließen wir zum dritten und letzten Male Unalaschka.

---

## Von Unalaschka nach den Sandwichinseln.

### Zweiter Aufenthalt auf denselben.

Am 18. August 1817 aus dem Hafen von Unalaschka ausgelaufen, suchten wir wiederum den Kanal zwischen Unimack und Akun zu erreichen als die bequemste Furt, um aus dem Kamtschatkischen Meere südwärts durch die Kette der aleutischen Inseln in den Großen Ozean zu gelangen. Windstille und widrige Winde hielten uns auf; wir bewirkten erst am 20. unsere

[1] Die Laus. — [2] „Bei dem Worte" (fällt mir ein).

Durchfahrt. Zwei Walfische der Art Aliomoch kamen sehr nah an das Schiff. Am 21. morgens lagen wir in Windstille und schauten zum letztenmal zurück nach Norden auf die vulkanische Gebürgskette, welche die aleutischen Inseln bildet. Die zwei Piks der Halbinsel Alaska tauchten aus den Wolken hoch in den reinen Himmel und erschienen uns ungleich höher als der Pik von Unimack, welcher uns viel näher lag. Am Abend frischte der Wind und führte uns dem Süden zu; der trübe, regnichte Himmel dieses Meerstriches schloß sich über uns.

Wir aber waren müde. Die Hoffnungen unserer Reise lagen als Erinnerungen hinter uns. Wir gingen keinen neuen Hoffnungen entgegen; wir hatten nur noch etliche der bekannten Kapitel scheidend zu überlesen, und die Heimat war das Ziel der langwierigen Fahrt. Die Kränklichkeit des Kapitäns und die reizbare Stimmung, in die sie ihn versetzte, beraubte gar oft die kleine Welt um ihn her der Heiterkeit des Lebens.

Vom 23. August bis zum 10. September rangen wir gegen vorherrschende, oft stürmische Südwinde an, ohne die Sonne zu sehen. Die Temperatur ward allmählich milder, und wir hatten zu heizen aufgehört, was zu Unalaschka unausgesetzt geschehen mußte. Ein Delphin von einer ausgezeichneten Art, die wir noch nicht gesehen hatten, und die unsern Aleuten als einheimisch in ihren Meeren wohlbekannt war, wurde gegen den 44.° nördlicher Breite harpuniert. Den Schädel hat, wie die aller Delphine, die wir gefangen haben, das zootomische[1] Museum zu Berlin; die Zeichnung hat Choris behalten; meine Notate sind unbenutzt geblieben. Etwas südlicher wurden bei starkem Winde und unruhigem Meere viele spiegelglatte Wasserstellen bemerkt, die unter Windstille zu liegen schienen. Unser vielerfahrener Aleut Afzenikoff deutete diese Erscheinung auf den Tran eines im Meeresgrunde verwesenden Walfisches, womit meine eigene Vermutung übereinstimmte.

Am 10. September ging der Wind nach Norden über, und das Wetter klärte sich auf. Wir waren am Mittag im 40.° 10′ nördlicher Breite, 147.° westlicher Länge, und der Strom hatte

[1] D. h. die Zergliederung (Anatomie) der Tiere betreffend.

uns in 18 Tagen 5° östlich von unserer Rechnung abgeführt. Wir hatten wechselnde und oft wiederkehrende Windstillen bis zum 23., wo sich der Passat einstellte (26° 41′ nördlicher Breite, 152° 32′ westlicher Länge). Zwei Tage früher, beiläufig einen Grad nördlicher, hatten Schnepfen das Schiff umflattert.

Am 25. September erwarteten wir O-Waihi zu sehen; ein dunstiger Schleier lag davor. Am Morgen des 26. zeigte sich Mauna-kea[1], erst durch die Wolken und sodann über denselben. Wir kamen erst bei Nacht in die Nähe des Landes. Ein dickes Stratum[2] von Wolken ruhte über den Höhen der Insel und selbst über Mauna-Puoray. Eine Reihe von Signalfeuern ward angezündet und erstreckte sich von dem Puoray gegen Mauna-kea. Wir umschifften in der Nacht die NW.-Spitze der Insel. Die Wolken lösten sich auf; am Morgen des 27. war das heiterste Wetter. Wir hatten nun Windstille und schwache spielende Winde. Es ruderten nur zwei Kanots an uns heran. Auf dem ersten saß ein Weib allein, das abgewiesen wurde; auf dem zweiten etliche Männer vom Volke. Wir erfuhren nur, daß Tameiameia auf O-Waihi sei. Der Kapitän beschäftigte sich wiederholt mit der Höhenmessung der Berge.

Wir segelten am Morgen des 28. an dem Fuße des Wororay vorüber, als uns um zehn Uhr Herr Elliot de Castro in seinem Kanot nachfuhr und einholte. Wir hatten bereits Powarua, den Ort, wo sich eben der König aufhielt und mit dem Bonitenfang[3] ergötzte, hinter uns gelassen. Herr Elliot nahm den Kapitän und uns Passagiere des Kuriks, wozu Kadu auch gehörte, in sein Kanot auf, und wir ruderten dem Lande zu.

Kadu, dessen Neugierde durch alles, was er sah und hörte, auf das höchste gespannt wurde, hat uns hier zuerst und überhaupt auch nur das eine Mal einem Mächtigeren als wir Ehrfurcht bezeugen sehen, und dieser Gewaltige war ein Mann von seinem Stamme und seiner Farbe. Er wurde dem Könige vorgestellt, der ihm Aufmerksamkeit schenkte und sich von den Inseln, von wo aus er uns gefolgt, erzählen ließ. Unser Freund war bei dieser Gelegenheit schüchtern, jedoch mit Anstand und guter

[1] Der höchste Berg auf Hawai. — [2] Eine Schicht. — [3] Thunfischfang.

Haltung. Die O-Waihier waren gegen ihn liebreich und zuvorkommend, und er mischte sich fröhlich unter das Volk.

Powarua liegt am Fuße des Wororay mitten auf dem Lavastrom, den der Berg zuletzt ausgeworfen hat. Nackt und unbenarbt ist rings der glasige, schimmernde Grund. Seitab am Strande haben nur ein paar Sträucher der rotblütigen Cordia Sebestena[1] Fuß gefaßt. Alles, was zu dem Lebensunterhalt gehört, muß fernher herbeigebracht werden. Seltsam scheint der König den Ort gewählt zu haben, wo er zum Bonitenfang sein Lustlager aufgeschlagen hat. Er selbst, seine Frauen, seine mächtigsten Lehnsmänner, die er gern um sich versammelt hält, leben hier, unziemlich aller Gemächlichkeit beraubt, unter niedern Strohdächern.

Als wir landeten, war der König vom Bonitenfang noch nicht heimgekehrt. Dieser Fischfang ist hier wie bei uns die hohe Jagd ein königliches Vergnügen. Er ist oft beschrieben worden. Das Kanot wird mit größter Gewalt der Ruder in dem schnellsten Lauf erhalten. Am Hinterteile desselben sitzt der Fischer und hält die Perlemutterangel schwebend über dem Meer und bespritzt sie zugleich mit Wasser. Der Fisch muß getäuscht werden und selbst aus dem Wasser auftauchen, um den Haken, der ihm lebendig scheint, zu verschlingen.

Wir besuchten die Königinnen, die unter einem leinenen Schirm lagerten und etliche Wassermelonen mit uns teilten. Die auf das Essen bezüglichen Tabus erstrecken sich nicht auf das Essen von Früchten, welches dem Trinken gleich geachtet wird.

Der König kam, nackt bis auf das Maro[2]. Er bewillkommnete uns wie alte Bekannte mit Herzlichkeit. Die neuesten Ereignisse auf Atuai und O-Wahu, von denen uns auf letzterer Insel mehr erzählet ward, hatten den Stand der Dinge zu unseren Gunsten verändert.

Zwei Boniten wurden dem Könige nachgetragen; er gab mit feiner Sitte dem Kapitän den Fisch, den er selbst geangelt hatte, ganz wie bei uns ein Jäger das Wild verschenkt, das er geschossen hat. Er kleidete sich in die rote Weste, wie wir ihn

[1] Sebeste, schwarze Brustbeere. — [2] Schamgurt.

im vorigen Jahre gesehen hatten, frühstückte und unterhielt sich indes mit dem Kapitän. Herr Elliot war der Dolmetscher; Herr Cook stand zu der Zeit nicht mehr in der Gunst des Königs. Tameiameia gab uns wie im vorigen Jahre einen Edeln mit. Sein Name war Kareimoku. Man denke dabei nicht an den mächtigen Kareimoku, Stellvertreter des Königs auf O-Wahu. Hier gilt zwar die Geburt, und man könnte wohl von Familien sprechen, aber Familiennamen gibt es noch nicht. Auch bei uns findet sich der Name spät zu dem Schilde, und dieses, das Familienzeichen, ist späteren Ursprungs als die Familie selbst. Kareimoku war Überbringer des königlichen Befehles: man solle uns so wie im vorigen Jahre empfangen und uns ebensoviel an Lebensmitteln liefern als im vorigen Jahre. — Der König erbat sich von uns nur Eisen, das er zum Schiffbau brauchte.

Wir kamen am Abende des 28. Septembers wieder an das Schiff und nahmen wie das vorige Mal unsern Weg nach O-Wahu südlich längs der schönen Inselkette. Wir hatten Windstille unter Ranai. Wir sahen am 1. Oktober mit Tagesanbruch O-Wahu. Eine amerikanische Brigg kam vom Norden zwischen Worotai und O-Wahu und segelte mit uns dem Hafen zu. Viele Kanots ruderten uns entgegen. Wir warfen um fünf Uhr nachmittags die Anker außerhalb des Hafens, und der Kapitän fuhr ans Land, wohin ihm unser Geleitsmann vorangegangen war.

Sieben Schiffe lagen im Hafen, das achte kam mit uns zugleich an, alle Amerikaner; nur ein altes Schiff der Russisch-amerikanischen Kompanie, der Kadiak, lag auf dem Strande. Erwartet wurde noch ein Schiff von Kareimoku, ein hübscher Schoner, welcher unter dem Befehle von Herrn Beckley, Kommandant der hiesigen Festung, Sandelholz aus Atuai herbeiholte. Die mehrsten Schiffe begehrten Sandelholz. Um dieses Handels willen belasten die Fürsten das Volk mit Frondiensten, welche die Agrikultur und die Industrie beeinträchtigen. Reges Leben war zu Hana-ruru.

Der Doktor Scheffer hatte Atuai verlassen und Tamari[1] seinem Lehnsherrn aufs neue gehuldigt. Ich hörte von dem

[1] Der König von Atuai; vgl. oben, S. 165, Z. 17 und 21.

Ereignisse nicht übereinstimmende Erzählungen; die ich hier aufnehme, entlehne ich von Herrn von Kotzebue. Er berichtet uns, Kareimoku habe ihm erzählt, der König und das Volk von Atuai hätten den Doktor Scheffer vertrieben, welcher jüngst mit seiner Mannschaft, die aus hundert Aleuten und einigen Russen bestanden, auf dem Kadiak zu Hana-ruru angelangt sei. Das Schiff sei leck gewesen, und die Flüchtlinge hätten es auf den Grund fahren müssen, sobald sie mit Not den Hafen erreicht. Er habe nicht Böses mit Bösem vergolten, sondern die armen Aleuten und Russen freundlich aufgenommen, und selbst Scheffern habe er ungehindert auf einem amerikanischen Schiffe abziehen lassen, welches vor wenigen Tagen nach Kanton unter Segel gegangen sei. „Herr Tarakanoff, Agent der Russisch-amerikanischen Kompanie", setzt Herr von Kotzebue hinzu, „kam mit mehreren Beamten derselben an Bord. Tarakanoff, der auf Baranoffs Ordre ganz unter Scheffers Befehlen stand, äußerte sein Mißfallen über das Verfahren auf Atuai, wodurch sie alle in die größte Lebensgefahr gekommen waren, und er hielt es für ein wahres Wunder, daß bei ihrer Flucht von Atuai nur drei Aleuten erschossen wurden, da Tamari, welcher sie alle für seine ärgsten Feinde hielt, leicht vielen das Leben nehmen konnte. Er erwähnte auch der gefährlichen Reise hieher und war jetzt mit seinen Leuten in der traurigsten Lage, da man ihnen natürlich die Lebensmittel nicht unentgeltlich überlassen wollte. Glücklicherweise hatte ich in Unalaschka eine solche Quantität Stockfisch eingenommen, daß ich den armen Menschen jetzt auf einen Monat Provision schicken konnte. Tarakanoff, der mir ein recht verständiger Mann zu sein schien, hatte mit Herrn Hebet, dem Eigentümer zweier hier liegender Schiffe, einen Kontrakt abgeschlossen, nach welchem dieser sich anheischig machte, die Aleuten ein ganzes Jahr zu ernähren und zu kleiden, unter der Bedingung, daß er sie nach Kalifornien bringen dürfe, wo sie auf den dort liegenden Inseln den Seeotterfang treiben sollten. Nach Verlauf dieses Jahres bringt Hebet sie nach Sitcha zurück und gibt der Kompanie die Hälfte der erbeuteten Felle. Dieser Kontrakt war vorteilhaft für die Kompanie, welche die Aleuten oft auf diese Weise vermietet; denn diese Unglücklichen werden die

Schlachtopfer ihrer Unterdrücker bleiben, solange die Kompanie der Willkür eines Unmenschen preisgegeben bleibt, der jeden Gewinn mit dem Blute seiner Nebenmenschen erkauft." (Kotzebues „Reise", II, S. 113 ff.)

Ein Versuch der Russisch-amerikanischen Kompanie, sich der Sandwichinseln zu bemächtigen, kommt mir fabelhaft vor. Es ist mir nicht unbegreiflich, daß man in Sitcha das Volk mißachten könne, welches zum Rückhalt diesen nackten Soldaten dient, die mit der Flinte in der Hand und der Patrontasche, um den bloßen Leib gebunden, auf Wache ziehen; aber wie sollte man da nicht wissen, daß dieses Reich unter dem unmittelbaren Schutze von England steht, dem Tameiameia gehuldigt hat? — Wir haben im Jahr 1816 einen Brief des Prinzen-Regenten von England an Tameiameia gesehen, worin er das Verhalten Seiner Majestät während des Krieges zwischen England und Amerika belobt, dafür dankt und meldet, daß zu den übersendeten Geschenken noch ein Schiff kommen werde, welches er in Port Jackson erbauen lasse.

Sobald wir am 1. Oktober 1817 die Anker ausgeworfen, fuhr, wie ich sagte, der Kapitän an das Land. Wir hatten in Hana-ruru ein gutes Angedenken zurückgelassen; Kareimoku empfing ihn auf das freundlichste und ließ ihn mit drei Schüssen aus der Festung salutieren. Die amerikanischen Kauffahrer ehrten ebenfalls den Kommandanten der Kaiserlich Russischen Entdeckungs-Expedition und begrüßten ihn mit ihrem Geschütze. Als die Rede war, den Rurik in den Hafen zu bugsieren, so boten sie dazu ihre Boote an, und sie leisteten uns wirklich am andern Morgen mit Tagesanbruch diesen Dienst. Im Hafen angelangt, wechselten wir mit dem Forte Salutschüsse, empfingen mit drei Schüssen Kareimoku, der an Bord kam und uns Früchte, Wurzeln und ein Schwein brachte. — Die gestern empfangenen Artigkeiten wurden erwidert.

Die Amerikaner erwiesen sich uns überhaupt dienstfertig mit zuvorkommender Höflichkeit. Wir erhielten von ihnen manches, was sie uns von ihrem eigenen Vorrat ohne Gewinn abließen: englisches Bier, Zwieback von einem am 6. aus Sitcha einlaufenden Schiffe und anderes. Dennoch wurde eine un-

angenehme Reibung nicht vermieden. Wo mehrere Kauffahrteischiffe verschiedener Nationen in einem fremden Hafen vereinigt sind, pflegt der älteste Kapitän den Vorrang zu nehmen und, wo es geschehen darf, den Retraitenschuß bei Sonnenuntergang abzufeuern; wo aber unter Kauffahrern ein Kriegsschiff sich befindet, wird dem Kapitän desselben die Ehre gelassen. Nun soll der amerikanische Kapitän aus Unachtsamkeit den Retraitenschuß abgefeuert haben und die Beschwerde, die Herr von Kotzebue darüber geführt, von der Art gewesen sein, daß sie ihn zum Trotz gereizt habe. Die Sache lag übrigens außerhalb meines Kreises, und ich habe nur obenhin davon gehört.

Die fremden Kauffahrteikapitäns kamen bei Herrn Marini zusammen und hatten daselbst ihren Tisch. Ich speiste einmal zu Abend an ihrer Tafel. Zu den warmen Fleischspeisen wurde Tee anstatt Weines getrunken. Die Herren waren gegen mich ausnehmend höflich. Ein älterer Kapitän frug mich, zum wievielten Male ich jetzt diese Reise mache. Ich antwortete bescheidentlich, es sei das erstemal, und fand mich natürlich veranlaßt, dieselbe Frage an ihn zu richten. Zum zehnten Male war er auf solcher Handelsreise in der Südsee und um die Welt begriffen; aber jetzt, sagte er, sei er müde worden, und es solle seine letzte Reise gewesen sein. Er fahre jetzt nach Hause und werde sich zur Ruhe begeben. — Choris, der mit ihm näher bekannt war, fand und sprach ihn wieder in Manila und endlich noch in Portsmouth, wohin er uns vorausgeeilt war. Er hatte Briefe von Hause vorgefunden: segelfertig erwarte ihn daheim ein Schiff, mit dem er zum eilften Male die Reise machen solle, aber das eilfte Mal werde auch das letzte sein.

Wir pflegten jeden der kleinen Dienste, die uns die stets willigen O-Waihier leisteten, die Überfahrt zwischen Schiff und Ufer und derlei mehr, mit einer Glasperlenschnur zu belohnen. Solche schimmernde leichte Ware wurde immer gern empfangen, ihr jedoch kein eigentlicher Geldwert beigelegt. Choris hatte unter seinem Vorrat etliche Schnüre von besonderer Art und Farbe, die er ohne Unterschied mit den andern ausgab. Gerade auf diese eigentümlich dunkelrote Farbe, gerade auf diese Perlenart legte, wie es sich später ergab, die Mode einen ganz außer-

ordentlichen Wert. Solche, die Vancouver[1] zuerst auf die Inseln gebracht und seit seiner Zeit kein anderer Seefahrer, gehörten zu dem Schmucke der Königinnen. Nun waren sie wieder erschienen und etliche Schnüre davon in Umlauf gekommen. Man forschte der Quelle nach und kam bald auf Choris, dem reiche Häuptlinge mehrere Schweine für eine Schnur anboten; die amerikanischen Kaufleute machten ihm ihrerseits ansehnliche Anerbietungen — alles zu spät. Freund Login Andrewitsch, ein sonst bedächtiger und den Gewinn nicht verschmähender Handelsmann, hatte diesmal seine Dublonen[2] für Maravedis[3] ausgegeben.

Bei der Anwesenheit so vieler Schiffe nahm der Geschäftsverkehr Herrn Marinis Betriebsamkeit und Zeit in Anspruch, und ich konnte mich nur wenig seines belehrenden Umganges erfreuen. Er hatte mir vor einem Jahre versprochen, manches für mich aufzuschreiben, und hatte die Muße dazu nicht erübrigt. Jetzt war, das Versäumte nachzuholen, nicht mehr Zeit. Ich verbrachte meist meine Tage auf botanischen Wanderungen im Gebürge, während Eschscholtz, wenigstens während der ersten Tage, durch einen wunden Fuß zurückgehalten, auf dem Schiffe blieb und für die eingelegten Pflanzen Sorge trug. Schildwacht zu stehen bei den an der Sonne ausgelegten Pflanzenbündeln, war ein zeitraubendes und verdrießliches Geschäft, was dennoch nicht zu umgehen war. Eschscholtz vermißte einmal eines seiner eigenen Pakete, die er auf dem Verdecke gehabt hatte, und unterhielt sich mit mir über den Verlust. Der Kapitän kam auf mich zu und fragte mich, was geschehen sei? Ich sagte es ihm geruhig, ohne Ahnung des Gewitters, das über mich losbrach. Er erteilte mir zornig einen überflüssigen Verweis und wiederholte mir, was ich gar gut wußte, das sei meine Sache und nicht die seiner Matrosen, die er wegen meiner Kräuter nicht werde schlagen lassen. — Ich hatte nichts getan, als Eschscholtz' Klage angehört.

Choris lebte viel mit den amerikanischen Kaufherren. Kadu verlor sich unter die Eingebornen, die ihn gern hatten und mit denen er sich leicht verständigen gelernt. Er erhandelte mit dem,

[1] Vgl. oben, S. 166, Anm. 2. — [2] Frühere Goldmünze im Werte von etwa 20 Mark. — [3] Kleine spanische Kupfermünze.

was er besaß und was wir ihm gaben, verschiedene ihrer Arbeiten und beschenkte damit jeden von uns nach seinem Sinne.

Man hatte zu Hana-ruru Zeitungen von nicht eben altem Datum, russische und englische. Ruhe, scheinbare wenigstens, war in der Geschichte. Aus Zeitungen alles herauszulesen, was interessieren kann, ist ein Geschäft, wozu man auf dem Lande keine Muße hat. Freunde und Bekannte betreffend, erfuhr ich nur die Reise der Frau von Staël nach Italien. Auf meinen Wanderungen durch die Insel sind mir einige Male von O-Waihiern Zeitungen angeboten worden, vermutlich alte Blätter.

Der Handel bringt auf den Sandwichinseln die bunteste Musterkarte aller Völker der Erde zusammen. Ich sah unter den Dienern vornehmer Frauen einen jungen Neger und einen Flachkopf der Nordwestküste Amerikas. Ich sah hier zuerst Chinesen, sah unter diesem herrlichen Himmel diese lebendigen Karikaturen in ihrer Landestracht mitten unter den schönen O-Waihiern wandeln und finde für das unbeschreiblich Lächerliche des Anblicks keinen Ausdruck. (Häufig werden in diesem Meerbecken Chinesen, die unterwürfig und leicht zu ernähren sind, als Matrosen gebraucht.)

Einmal auf einer fernen Wanderung, nachdem ich auf dem Schiffe Deutsch und Russisch, die Sprache der Karolineninseln mit Kadu und mit unserm Koche zum flüchtigen Gruße Dänisch geredet, nachdem ich zu Hana-ruru mit Engländern und Amerikanern, Spaniern, Franzosen, Italienern und O-Waihiern gesprochen, mit jedem in seiner Muttersprache, nachdem ich auf der Insel noch Chinesen gesehen, mit denen ich aber nicht geredet, wurde mir in einem entlegenen Tale ein Herr Landsmann vorgestellt, mit dem ich gar nicht sprechen konnte. Es war ein Kadiaker — ein russischer Untertan. — Ich anerkannte die Landsmannschaft, gab ihm die Hand darauf und zog meiner Straße. Das schien mir in der Ordnung und ganz natürlich. — Es fiel mir erst viel später in der Erinnerung ein, diese Landsmannschaft und meine Ernsthaftigkeit dabei komisch zu finden.

Ich hatte mir vorgesetzt, den westlichen Gebürgsstock der Insel zu besuchen. Herr Marini erteilte mir seinen Rat, Kareimoku seinen Beistand; ich vollbrachte die beabsichtigte Reise in

den Tagen vom 7. bis zu dem 10. Oktober 1817. Ein Kanot von Kareimoku brachte mich, meinen Führer und einen Knaben, der ihn begleitete, längs dem Korallenriffe, das den Strand umsäumt, bald innerhalb, bald außerhalb der Brandung, nach Pearl River[1] und auf diesem Wasser landeinwärts nach dem Fuße des Gebürges, das ich bereisen wollte. Ein Schiff, als ich von Hana-ruru abstieß, lief eben in den Hafen ein. Ich hatte auf dieser Fahrt die erwünschte Gelegenheit, die Beschaffenheit des Riffes zu untersuchen. Wir fuhren einmal ziemlich seewärts über eine Korallenuntiefe, worüber das Fahrzeug getragen werden mußte. Mehrere Kanots waren außerhalb der Brandung in einer Tiefe von beiläufig 10—15 Fuß mit dem Fischfang beschäftigt. Mit langen, schleppenden Netzen wurden sehr mannigfaltige Fische gefangen, besonders Chaetodon-Arten[2], die in den wunderherrlichsten Farben spielen. Hier versorgten sich meine Leute im Namen Kareimokus mit ihrem Bedarf. Sie verzehrten diese Fische roh und, unsauber genug, noch nach drei Tagen, als sie schon angegangen und voller Insektenlarven waren. Als wir landeinwärts wiederum über die Brandung fuhren, ward ungeschickt gesteuert, und eine Welle erfüllte das Boot. Die eben erhaltenen Fische schwammen mir um die Füße, meine Leute schwammen um das Kanot im Meere; alles kam bald wieder in Ordnung. Wir fuhren nun zwischen Brandung und Ufer bei geringerer Tiefe des Wassers; dieses färbte sich mit einemmal dunkler: wir waren im Pearl River. Ich versuchte in den Mittagsstunden die Wirkung der scheitelrechten Sonne auf meinen Arm, den ich ihr entblößt und von Seewasser benetzt eine Zeitlang ausgesetzt hielt. Der Erfolg war eine leichte Entzündung und die Erneuerung der Oberhaut.

Ich hatte einmal Grund, mit meinem Führer unzufrieden zu sein, der, wie es ins Gebürge ging und ich seiner am bedürftigsten war, mich mit dem Knaben vorangehen ließ und gar nicht nachkam, so daß ich umkehren und ihn selber holen mußte. Ein Liebesabenteuer hatte ihn aufgehalten. Ich verschoß den ganzen Köcher meines O-Waihischen Sprachschatzes zu einer zornigen

[1] Vgl. oben, S. 160, Z. 14 und Anm. 1. — [2] Klippfische.

Anrede, worin ich ihn an seine Pflicht mahnte und mit Kareimoku bedrohte, der mir ihn untergeordnet. Der Mann, wie es das Recht eines O-Waihiers ist, lachte mich unmenschlich aus ob meiner ungefügen Rede, die er aber sehr wohl verstand, und er gab mir im Verlauf der Reise keine zweite Gelegenheit, meine Beredsamkeit auszuschütten.

Ein reichlicher Regen, eine Art Wolkenbruch, empfing uns auf den Höhen des Gebürges. Die Bastzeuge der O-Waihier verhalten sich wie ungeleimtes Papier gegen die Nässe. Ihre Kleider zu verwahren, gebrauchten meine Leute den Wipfel der Dracaena terminalis[1]. Maro und Kapa, Schamgurt und Mantel wurden um den Stamm dicht umgewickelt und darüber die breiten Blätter nach allen Seiten zurückgeschlagen und mit einem Ende Bindfaden befestigt. So trugen sie am Stamme des Bäumchens ihre Gewänder in der Form ungefähr eines Turbans. Ich selber zog meine ganz durchnäßten leichten Kleider aus, und wir stiegen vom Gebürge hinab „in der Nationaltracht der Wilden". Daß die O-Waihier gegen Kälte und Regen viel empfindlicher sind als wir, ist so oft bemerkt worden und so wenig bemerkenswert, daß ich es kaum wiederholen mag; ich will bloß erinnern, daß mir als Sammler die Umstände nicht günstig waren. Beim abermaligen Durchkreuzen des Gebürgs über einen höheren Bergpaß hatte ich wiederholt Regen und durchaus keine Ansicht der Gegend. In die bewohnte Ebne herabgestiegen und im Begriff, in das Dorf einzuziehen, wo wir übernachten sollten, machte ich mir aus zwei Schnupftüchern ein anständiges Kleid. Ein winzigeres genügte meinem Führer; sein ganzer Anzug bestand in einem Endchen Bindfaden von drei Zoll Länge, quo pene ad scrotum represso cutem protractam ligavit.

Ich habe auf der Reise nie blecherne botanische Kapseln, sondern an deren Statt Schnupftücher gebraucht. Man breitet ein Tuch aus, legt die gesammelten Pflanzen quer auf dasselbe, preßt sie mit einer Hand zusammen und bindet mit der andern Hand und dem Munde die zwei entgegenstehenden Zipfel des

[1] Der Drachenblutbaum.

Tuches zu einem Knoten; der untre Zipfel wird eben auch mit den andern verknüpft, und der obere vierte dient zum Tragen. — Auf größeren Exkursionen, wo man einen Führer und Träger hat, nimmt man ein gebundenes Buch Löschpapier mit, worin man zartere Blumen sogleich verwahrt. — Hier war mein Pflanzenvorrat vom Regen durchnäßt und Fäulnis zu besorgen. Im Quartier angelangt, wurde eine Seite des Hauses mit Tabu belegt und da die Pflanzen über Nacht ausgebreitet. Ein solches Tabu wird heilig gehalten. — Aber auf dem Schiffe schützt kein Tabu, und die ganze Ernte von vier Tagen muß, gleichviel ob trocken oder durchnäßt, in der kürzesten Zeit „zum Verschwinden gebracht werden". Das war unter uns der gestempelte Ausdruck. In unserer abgeschlossenen, wandernden Welt hatte sich aus allen Sprachen, die am Bord oder am Lande gesprochen, aus allen Anekdoten, die erzählt worden, und aus allen geselligen Vorfallenheiten eine Cantsprache[1] gebildet, welche der Nichteingeweihte schwerlich verstanden hätte. Durch die Erzählung auf den Rurik wieder versetzt, drängen sich mir die dort gültigen Redensarten auf, von denen diese Blätter rein zu halten ich kaum hoffen darf.

Am 10. Oktober von meiner Wanderung heimgekommen, machte ich am 12. noch eine letzte Exkursion ins Gebürge, bei der mich Eschscholtz zum erstenmal begleitete. Alles war zur Abfahrt bereit, die am 13. stattfinden sollte; aber Kareimoku, den mit den Häuptern des Adels die Feier eines Tabu auf dem Lande fesselte, bat, einen Tag länger zu bleiben, damit er Abschied von uns nehmen könne, und seiner freundlichen Bitte wurde nicht widerstanden.

Man hat sich verwundert, mich von Adel unter den Polynesiern sprechen zu hören. Allerdings finde ich da noch den Adel, wie ich mir denke, daß er ehedem bei uns bestand, wo er, bereits verschüttet, nur noch in verblassenden Erinnerungen lebt. Anerkannt wird in unsern Staaten unter dem Namen Adel nur noch das Privilegium, und es ist auch nur gegen das Privilegium, daß das Wehen des Zeitgeistes fast zum Sturm anschwillt. Ein

[1] Eigentlich Gaunersprache (engl. cant), dann allgemeiner die Sprache besonderer Gemeinschaften.

Adel, der gegeben und genommen werden kann, der verkauft wird, ist keiner. Der Adel liegt tiefer, er liegt in der Meinung, er liegt in dem Glauben. Ich finde in der französischen Sprache, wie sie in meiner Kindheit war, Wörter, deren die deutsche ermangelt, und ich bediene mich ihrer. Le Gentilhomme, das ist der echte Adel, wie er auf Polynesien ist, wie ihn kein König verleihen, kein Napoleon aus der Erde stampfen kann. Le Noble, das ist der letzte Bolzen, den die Könige gegen den Adel, aus dessen Schoß sie selber hervorgegangen, und den zu unterdrücken ihre Aufgabe war, siegreich abgeschossen haben. Wahrlich, es gibt Umkehrungen, worüber man sich verwundern möchte! Jetzt heißt es: „der König und sein Adel", nachdem übermächtig geworden ist der dritte Stand, den zum Verbündeten gegen den Adel die Könige sich anerzogen haben. Jetzt heißt es auch „Thron und Altar", nachdem lange Zeit „Thron oder Altar" die Losung gewesen.

Ich werde nicht eitel die Vergangenheit unserer Geschichte zurückrufen, in welcher ein Adel bestand, zu dem meine Väter gehörten. Ich glaube an einen Gott, mithin an seine Gegenwart in der Geschichte, mithin an einen Fortschritt in derselben. Ich bin ein Mann der Zukunft, wie Béranger mir den Dichter bezeichnet hat. Lernt doch auch in die Zukunft, der die Weisheit des Waltenden uns zuführt, furchtlos und vertrauend schauen und laßt die Vergangenheit fahren, sintemal sie vergangen ist. Und was war denn jene bessere Zeit, an der euer Herz hängt? Die Zeit der Religionskriege mit ihren Scheiterhaufen, der Bartholomäusnächte[1], der Autos-da-fe[2]? Die Zeit der Hinrichtung Damiens[3]? Wahrlich, wahrlich! diese eine Greuelgeschichte —! leset die Akten! — In der Blutzeit der darauf folgenden Staatsumwälzung verklärte sich dagegen die Milde. Wo immer Bürgerkrieg war, ist und sein wird, werden Menschen getötet, zerrissen, werden Leichname verstümmelt. Aber die Hin-

[1] Die Bartholomäusnacht vom 23. auf den 24. August 1572 in Paris, in der auf Anstiften der Katharina von Medici Tausende von Hugenotten hingemordet wurden. — [2] Spanisch; im Deutschen „Autodafés", d. h. feierliche Verbrennungen von Ketzern. — [3] Robert François Damiens wurde wegen eines Mordversuches auf Ludwig XV. von Frankreich (5. Januar 1757) gefoltert und hingerichtet.

richtung Damiens — Dank sei dir, o mein Gott! wird nimmer, nimmer zurückkehren; die Zeit ist völlig abgelaufen.

Aber ich verirre mich von meinem Ziele. Ich habe hier nur nachträglich auf das, was ich in meinen „Bemerkungen und Ansichten" von der geselligen Ordnung, von der Kasteneinteilung, von dem Adel gesagt habe, wie solche auf den Inseln sind, von denen zu reden ich berufen war, mehr Nachdruck legen wollen. Ich habe geglaubt und angenommen, es verstände sich von selbst, daß von einer Kaste in die andere kein Übergang möglich ist; daß selbige wie die Arten der Tiere unbezweifelt naturnotwendig geschieden sind, und daß, sowie es nur eine Fabel ist, daß der Esel sich zu einem Hunde und der Frosch zu einem Rinde habe ausbilden wollen, es auch außerhalb aller Wahrheit ist, daß ein gemeiner Mann zu einem Edeln zu werden nur träumen könne. — Daher finden auch in diesen Verhältnissen Neid und Hochmut keinen Raum. Aber, dürfte man fragen, was versteht sich denn von selbst?

Habe ich doch mit Entrüstung in Herrn von Kotzebues „Reise", II, S. 132, von Piloten der Karolineninseln gelesen, „die nur von geringem Stande[1], oft für ihre Verdienste in den Adelsstand erhoben werden", — „und der Pilot ward zum Lohn für seine Dienste zum Tamon[2] erhoben".

Wenn ein zum Zeugen aufgerufener, unbescholtener Mann solches Zeugnis spricht, was werden wir nicht erst von denen zu erwarten haben, deren Geschäft es ist, ohne selbst etwas gesehen zu haben, die Aussagen der Augenzeugen aus- und abund zusammenzuschreiben? Maltebrun[3], in einer kurzen Anzeige von Choris' „Voyage pittoresque", nennt meinen lieben Freund Kadu „un anthropophage de la mer du Sud"[4] und läßt auf Eap, wo nur Wasser getrunken wird, ganze Nächte dem Trunke widmen. Ist einmal eine recht handgreifliche Abgeschmacktheit zu Papier gebracht, so rollt selbige unabläßig von Buch zu Buch,

[1] Chamisso läßt in diesem Zitat aus Kotzebue die nicht unwichtigen Worte aus: „aber an Klugheit den Vornehmen weit überlegen sind". — [2] Tamon ist hier wohl in der Bedeutung von „Adliger" gebraucht. — [3] Konrad Maltebrun (1775—1826), Verfasser des „Précis de la géographie universelle" (1810) und Mitbegründer der „Annales des voyages, de la géographie et de l'histoire". — [4] „Einen Menschenfresser der Südsee."

und es ist das erste, wonach die Büchermacher greifen. Solange noch Bücher geschrieben werden, wird in jedem, wo sie nur Platz finden kann, die Albernheit zu lesen sein, daß die Eingebornen der Marianen- oder Ladroneninseln den Gebrauch des Feuers erst durch die Europäer kennen gelernt.

Aber soll ich zum andern und zum letzten Male von den Sandwichinseln scheiden, ohne daß meiner Feder das Wort entgleitet, welches du, Leser, mit flüchtigem Finger diese Blätter umwendend, schnellen, neugierigen Blickes darinnen gesucht hast? Zu einer Parteifrage sind die Missionen geworden, die erst nach meiner Zeit auf diesen Inseln Fuß gefaßt haben, und ich gehöre keiner Partei an. Lasse dir die Akten vorlegen und höre auf die nicht, die, ohne selbst geschaut zu haben, verwirrend ihre Stimmen in dem Streit erhoben. Ich selber habe sie nicht vollständig gelesen. Die Volkstümlichkeit, die vor dem aufgehenden Christentum untergehen muß, habe ich geschaut, und sie ist mir wert geworden; daß ich um sie traure, spreche ich unumwunden aus. Daß ich aber der Mann des Fortschrittes bin und höher mir der Geist des Christentums mit seinen Segnungen gilt, glaub' ich in meinem Gedichte „Ein Gerichtstag auf Huahine"[1] an den Tag gelegt zu haben. Selbst an dem frommen Ellis („Polynesian researches")[2] habe ich zwei Dinge vermißt: er hätte, meine ich, selber O-Taheitier werden sollen, bevor er O-Taheitier umzuschaffen unternahm, und hätte sein heiliges Geschäft geistiger auffassen und betreiben können. Seefahrer, die da Weiber und Lust auf den Sandwichinseln gesucht, mögen dem Missionswesen abhold sein; aber gewichtigere Beschuldigungen fallen lassend, scheint mir doch aus allen Zeugnissen hervorzugehen, daß das Missionsgeschäft geistlos auf O-Waihi betrieben wird, wo noch kein Fortschritt in der geselligen Ordnung das Aufgehen des Geistes beurkundet hat. Die stille Feier des Sabbats und der erzwungene Besuch der Kirche und der Schule sind noch das Christentum nicht.

Dem sei, wie ihm wolle, — früher oder später werden,

[1] Vgl. Bd. 1, S. 317 ff. dieser Ausgabe. — [2] William Ellis (1794—1872), englischer Reisender und Missionar in Polynesien, später in England und zeitweise auf Madagaskar. Das genannte Buch erschien in London 1829.

dem Fortschritt der Geschichte angemessen, die Hauptinseln des Großen Ozeans sich der Welt unserer Gesittung anschließen; und schon erscheint in Landessprache und meist von Eingebornen geschrieben eine Zeitung auf O-Taheiti! — Hört! hört! — eine Zeitung auf O-Taheiti! Die ihr dort die Presse, die periodische Presse befördert, hört auf, euch daheim davor zu entsetzen und sie zu bekämpfen. Schlagt euch nicht gegen die Luft, eure Streiche verwunden sie nicht. Preßfreiheit ist in Europa. — Der Tory Walter Scott sagt im Leben Napoleons: „Deutschland verdankt von jeher der politischen Zerstückelung seines Gebietes die Wohltat der Preßfreiheit." Was er von Deutschland sagt, gilt von der Welt. Die Presse ist nur ein Nachhall, selbst machtlos, wo sie das nicht ist. Die öffentliche Meinung, das ist die Macht, die groß geworden. Dankt der Presse und lernt von ihr.[1]

Aber diese Trivialitäten sind hier nicht am Ort. Im Begriffe, unter Segel zu gehen, bemerkte ich, daß nach einem zweimaligen Aufenthalt auf der Insel und häufigem Verkehr mit den Eingeborenen ich noch kein Hundefleisch zu kosten bekommen hatte; denn der Europäer wird auf O-Waihi seinen Sitten und Vorurteilen gemäß empfangen und bewirtet, und für den fremden Gast wird ein Schwein, das er zu schätzen weiß, nicht aber ein Hund, den er verschmäht, in der Backgrube bereitet. Da erfuhr ich, als es schon zu spät war, daß ich die weit gesuchte Gelegenheit täglich an Bord versäumt hatte, wo unser königlicher Geleitsmann einen gebackenen Hund zu verspeisen gepflegt. So geht es mit manchen Freuden im Leben.

Am 14. Oktober 1817 lichteten wir mit Tagesanbruch die Anker, und die Boote der amerikanischen Schiffe bugsierten uns aus dem Hafen. Kareimoku kam aus dem Morai[2] zu uns und brachte uns Fische und Früchte mit. Wir wechselten übliche Salutschüsse mit der Festung, wir nahmen herzlichen Abschied von unsern Freunden und entfalteten die Segel dem Winde.

---

[1] Vgl. Chamissos Aufsatz „Über Zensur und Preßfreiheit" in Bd. 2, S. 356 ff. dieser Ausgabe, wo das Zitat aus Walter Scott auch schon angeführt ist. — [2] Vgl. oben, S. 163, Anm. 1.

## Von den Sandwichinseln nach Radack.

### Abschied von den Radackern.

Am 14. Oktober 1817 lagen die Inseln des O-Waihischen Reiches hinter uns, und vorwärts mit den Wimpeln waren Gedanken und Gemüt den Radackischen Inseln zugewandt. Wir hatten uns ganz besonders ausgerüstet, Geschenke bleibenden Wertes unsern liebewerten Freunden darzubringen. Mit dem letzten Abschied von ihnen sollten wir auch Abschied von der Fremde nehmen, die, als sie fern vor uns lag, uns mit so mächtigem Reiz angezogen und jetzt noch reizend zurückhielt. Über Radack hinaus lagen nur noch bekannte europäische Kolonien verzögernd auf unserm Heimweg, und unsere übrige Fahrt glich dem Abendgang des müden Wallers durch die lang sich hinziehenden Vorstädte seiner heimischen Stadt.

Ich möchte, um die mit den letzten Zeilen gegenwärtigen Abschnittes mir bevorstehende Trennung von den Polynesiern zu verzögern, mir noch etwas mit ihnen zu schaffen, noch etwas über sie zu reden machen. Ich hätte noch manche Kapitel abzuhandeln, wenn ihr mir so lange zuhören wolltet, als ich sprechen könnte. Ich hätte zum Beispiel Lust, dem Verfasser des „Sartor resartus“ [1] einen Artikel zu der „Philosophy of Clothes“ [2] zu liefern.

Wir unterlassen nicht, künstlerisch eitel uns zu brüsten, den Reifrock mit den Paniers [3], die hohen Absätze, die Frisure à la grecque [4], den Puder, die Schminke, den Zopf, die Ailes de pigeon [5] u. a. m., worin wir zu der Zeit meiner Kindheit das Schöne noch suchten, aufgegeben zu haben, und sehen nicht mit Scham auf den Zuschnitt unsers Fracks herab und auf alle widerlichen Verzeichnungen der menschlichen Gestalt, die an uns hervorzubringen wir uns mit der Mode befleißen. Ich habe die gefeierte Schönheit, nach welcher man die Tage unserer Ge-

[1] „Sartor Resartus, or the Life and Opinions of Herr Teufelsdröckh“ ist ein Roman von Thomas Carlyle, der 1833—34 in „Fraser's Magazine“ erschien. — [2] „Die Philosophie der Kleidung.“ — [3] Fischbeingestell um die Taille, worüber der Rock ausgespannt wurde (Rokoko-Tracht). — [4] Griechische Frisur (mit Knoten), die nach der großen Revolution in Mode kam. — [5] „Taubenflügeln“ (Art Frisur).

schichte, die den Polignacschen[1] Verordnungen vorangegangen sind, benennen könnte, — ich habe Mademoiselle Sontag[2] in Naturrollen, wo nichts sie dazu zwang, sich dergestalt verunstalten sehen, daß sich der Künstler empört von dem Idol der Zeit abwenden mußte.

Aber ihr fragt mich lächelnd, ob ich da von Polynesiern rede? — Ich finde die Schönheit in der einfachen, nicht verunstalteten Natur und ich weiß diese nicht anders zu preisen, wie es meine Absicht ist, als wenn ich ihr die Unnatur grell entgegenstelle.

Ich finde, daß die Schönheit sich überall mit der Zweckmäßigkeit paart. Für den Menschen ist die menschliche Gestalt das Schönste; es kann nicht anders sein. Die gesunde, ebenmäßige Ausbildung derselben in allen ihren Teilen bedingt allein ihre Schönheit. Der größere Gesichtswinkel bedingt die Schönheit des Antlitzes, weil der Mensch sich als denkendes Wesen über die Tiere erhebt und in dem Zunehmen jenes Winkels den Ausdruck seiner Vermenschlichung wiederfindet.

Die Kleidung dient einerseits der Schamhaftigkeit, die den Körper zum Teil verdecken will, andrerseits der Bedürftigkeit, die Schutz gegen äußere Einwirkungen sucht. Nur der Barbar ruft sie zu Verunstaltungen, in denen er sich wohlgefällt, zu Hülfe. Die Kleidung der Polynesier im allgemeinen genügt der Schamhaftigkeit, ohne den edlen Gliederbau der kräftigen, gesunden, schönen Menschen zu verhüllen. Der Mantel der O-Waihier, der nach Bedürfnis und Laune umgenommen und abgelegt wird, und von dem sich vor einem Mächtigeren zu entblößen die Ehrfurcht gebietet, — besonders der weitere, faltigere, den die Reichen tragen, ist ebenso schön als zweckmäßig.

Aber die Tatuierung? — Die Tatuierung ist eine sehr allgemeine Sitte unter den Menschen; Kalifornier und Eskimos huldigen ihr mehr oder weniger, und das mosaische Verbot beurkundet, daß ihr die Völker anhingen, von denen die Kinder

---

[1] Die von dem Ministerium Polignac herrührenden sogenannten Juli-Ordonnanzen, welche den Ausbruch der Revolution von 1830 hervorriefen. — [2] Henriette Sontag (1803—1854), berühmte Opernsängerin, trat 1824 in Berlin, 1827 in Paris mit außerordentlichem Erfolge auf.

Israels abgesondert werden sollten. Die Tatuierung, auf verschiedenen Inseln des Großen Ozeans sehr verschiedentlich angewandt, bildet auf Radack ein kunstmäßiges Ganze. Sie verhüllt und verunstaltet die Formen nicht, sie schließt sich ihnen an mit anmutiger Verzierung und scheint deren Schönheit zu erhöhen. Man muß den Haarschnitt der O-Waihierinnen tadeln, der sie ihres natürlichen Schmuckes beraubt. Bei den Radackern hingegen verwenden beide Geschlechter die größte Sorgfalt auf ihr Haar, und die zierlichen Muschelschnüre, womit sie sich bekränzen, erhöhen sehr zweckmäßig den Glanz der schwarzen Locken und die Bräune der zarten Haut. Befremdlich möchte ihr Ohrenschmuck erscheinen, der von dem erweiterten Ohrlappen gehalten wird; ich muß jedoch bekennen, daß ich ihn von angenehmer Wirkung gefunden habe.

Indem wir uns in unsere häßlichen Kleider einzwängen, verzichten wir auf den Ausdruck des Körpers und der Arme; die Mimik tritt bei uns Nordeuropäern ganz zurück, und wir schauen kaum dem Redenden ins Antlitz. Der bewegliche, gesprächige Polynesier redet mit Mund, Antlitz und Armen, und zwar mit der größten Sparsamkeit der Worte und der Gebärden, so daß zweckmäßig der kürzeste Ausdruck und der schnellste gewählt wird und ein Wink an die Stelle einer Rede tritt. So wird mit einem Zucken der Augenbrauen bejaht, und das Wort inga erzwingt von dem O-Waihier nur der Fremde, der schwerfälligen Verständnisses seine Fragen mehrere Male wiederholt.

Unser Schuh- und Stiefelwerk hat für uns den Gebrauch der Füße auf das Gehen beschränkt. Dem vierhändigen Polynesier leisten sie noch ganz andere Dienste. Er hält und sichert mit den Füßen den Gegenstand, woran er mit den Händen arbeitet, die Matte, die er flechtet, die Schnur, die er dreht, das Stück Holz, worauf er durch Reibung Feuer hervorbringen will. — Wie unbeholfen, langsam und ungeschickt müssen wir uns bücken, um etwas, das zu unsern Füßen liegt, aufzuheben. Der Polynesier faßt es mit dem Fuße, der es der Hand von derselben Seite reicht, und er hat sich nicht gerührt und hat zu reden nicht aufgehört. Soll etwas, das auf dem Verdecke eines Schiffes liegt, entwendet werden, faßt es einer mit dem Fuße und reicht

es dem andern; es wandert von Fuß zu Fuße und über Bord, während die ausgesetzte Schildwacht allen nach den Händen siehet und nichts merkt.

Der Ausspruch des Meisters drängt sich mir auf und führt mich noch ferner ab von meinem Ziele:

„Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmut hervor."

Die vollendete Kraft sucht nicht, sondern trifft mit Sicherheit das Rechte, und das Rechte ist das Schöne. Jede versuchte willkürliche Ausschmückung ist Verunzierung und Verunstaltung. Ich weiß mir kein anmutigeres Schauspiel als den indischen Jongleur, der mit der Kanonenkugel spielt, die ihm zum Erstaunen gehorcht. An der Entfaltung der menschlichen Gestalt in ihrer vollen Schöne weidet sich schwelgend der Künstlerblick, indem ich mich kindergleich belustige mit dem kindergleichen Menschen, der eben nur spielt und sich belustigt. Ich habe den europäischen Jongleur unstreitig noch schwierigere Kunststücke ausführen sehen, aber der alberne, widrige Mensch verdarb mir den dargebotenen Kunstgenuß, indem er ganz ernstlich für sein eiteles Spiel die Art Bewunderung in Anspruch nahm, die ich nur Heldentaten zollen mag. Ebenso unterscheiden sich von den lustigen, belustigenden Taschenspielern, wie ich sie in meiner Kindheit noch gesehen habe, die jetzigen langweiligen Professeurs de Physique amusante. — Die Vornehmigkeit hat ihnen den Hals gebrochen. Ich kehre zu meinen Polynesiern zurück: ich vergleiche sie mit dem indischen Jongleur, der mit ihnen gleichen Menschenstammes ist.

Wir hatten den Passat und segelten vor dem Winde. Am 20. Oktober sahen wir am Morgen viele Schnepfen und viele Seevögel. Um 2 Uhr nachmittags zeigten sich die dem Seefahrer Gefahr drohenden nackten Klippen, die von Kapitän Johnstone[1] in der Fregatte Cornwallis im Jahre 1807 zuerst gesehen worden, und die wir im vorigen Jahre vergeblich aufgesucht hatten. Der höchste, sichtbarste Punkt derselben liegt nach Herrn von Kotzebue 16° 45′ 36″ nördlicher Breite, 169° 39′ 21″ westlicher Länge. Überflossene Riffe erstrecken sich weit umher.

[1] Vgl. oben, S. 181, Z. 17 und Anm. 1.

Schnepfen und Seevögel wurden oft während dieser Überfahrt gesehen. Am 21. zog ein Flug Enten gegen SO. Am 24. setzte sich eine Schnepfe auf das Schiff. Wir fanden im Norden von Radack den uns bekannten starken W.-Strom. Wir hatten am 30. Ansicht von Otdia, und wie wir die Schischmareff-Straße aufsuchen wollten, befiel uns ein Sturm aus SO., der in der Nähe dieser Riffe nicht ohne Gefahr war. Der Regen floß in Strömen, und um unser Schiff erging sich ein kleiner Physeter[1].

Der Wind, der wieder zum Osten überging, wehte in der Nacht noch heftig, und wir lavierten in Ansicht des Landes.

Wir fuhren am 31. Oktober 1817 morgens um 10 Uhr in Otdia ein. Ein Segel kam von Westen, wir holten es ein. — Wir erkannten unsern Freund Lagediack, der uns frohlockend begrüßte. Um 5 Uhr nachmittags erreichten wir unsern alten Ankerplatz vor Otdia. Lagediack kam sogleich auf das Schiff und brachte uns Kokosnüsse mit. Seine Freude war unbeschreiblich; er vermochte kaum, sie zu zügeln, um uns Nachricht von unsern Freunden und dem Zustande der Inseln überhaupt zu geben.

Kadu, dem als einem Naturkinde das Ferne auf dem üppigen O-Wahu fern lag, der erst in der Enge unseres kleinen Bretterhauses seine Gedanken zusammengefaßt und auf seine lieben Gastfreunde gerichtet, denen wir ihn zuführten; Kadu, von dem Momente an, wo er die Riffe von Otdia erschaut und erkannt, der Gegenwart angehörend und mächtig sie erfassend, war ganz ein Radacker unter den Radackern. Geschenke, Geschichten, Märchen, Freude brachte er ihnen und jubelte mit ihnen vor Entzücken und Lust. Aber besonnen, wo es zu handeln galt, war er unablässig tätig und hatte schon Hand angelegt, wo andere noch zögerten. Er tat's aus eigenem Herzen in unserm Geiste. Er war unsre Hand unter den Radackern und bis an den letzten Tag ohne Nebengedanken einer der unsern.

Ich selbst, nachdem ich mit redlichem Bemühen Kadu über Radack zu reden veranlaßt, seine Aussagen zusammengetragen, verglichen und studiert hatte, und mir nur die abstrakteren

[1] Pottfisch, Pottwal.

Kapitel der Glaubenslehre, der Sprachlehre usw. abzuhandeln übrigblieben; nachdem ich mit den Sitten und Bräuchen und mit den Zuständen dieses Volkes vertrauter geworden war, hatte jetzt einen klareren Blick über dasselbe gewonnen und konnte übersichtlich lesen, wo ich sonst nur mit Mühe buchstabiert hatte.

Auch die Radacker standen uns dieses Mal um vieles näher. Kadus Genossenschaft mit ihnen und mit uns war das Band, das uns vereinigte. Unser Freund war in Hinsicht unser leichter und schneller für sie, was er in Hinsicht ihrer für uns gewesen war. Wir waren jetzt nur eine Familie.

Aber wir sollten nur drei Tage auf Radack zubringen, und es galt zu schaffen und zu wirken, nicht aber müßig zu studieren.

Der größte Teil von der Bevölkerung der Gruppe war mit dem Kriegsgeschwader von Lamari weggezogen. Von unsern Freunden waren nur Lagediack und der Greis von Oromed, Laergaß, zurückgeblieben; letzterer der einzige Häuptling und zurzeit Machthaber auf Otdia. Es waren überhaupt nur zwölf Mann und mehrere Weiber und Kinder anwesend. Kurz nach unserer Abreise war aus Aur der Häuptling Labeuliet hiehergekommen und hatte sich einen Teil des von uns geschenkten Eisens abliefern lassen. Drei Ziegen lebten zu der Zeit noch; die hatte er ebenfalls mitgenommen. Später war Lamari eingetroffen und hatte den Rest unsers Eisens und unserer Geschenke sich herausgeben lassen. Er war einige Zeit geblieben, die Bereitung von Mogan[1] zu betreiben, und hatte bei seiner Abfahrt nur wenige Früchte zur kümmerlichen Erhaltung der Zurückbleibenden übriggelassen. Etliche Jamswurzeln, die in unserm Garten noch gegrünt, hatte er ausgegraben und mitgenommen, um sie nach Aur zu verpflanzen.

Am 1. November 1817 gingen wir zuerst ans Land. Einen niederschlagenden Anblick gewährte der wüste Fleck, den wir einst bebaut. Nicht ein armes Unkraut, nicht die Vogelmiere war zurückgeblieben, Zeugnis von uns und unserer frommen Absicht abzulegen. Wir schritten rüstig an das Werk, nicht

[1] Vgl. oben, S. 215, Z. 34 ff.

deshalb entmutiget, weil nicht unvorhergesehenerweise unsere ersten Bemühungen fruchtlos geblieben. Der Garten ward erneuert und reichlicher besetzt; aber von allen Setzlingen und von allen Sämereien ward ein Teil zurückgelegt, um auch auf Oromed einen gleichen Versuch anzustellen; manche, die in größerm Vorrat vorhanden waren, wurden auch unter die Freunde verteilt. Kadu, den Spaten in der Hand, redete gar eindringlich die Umstehenden an und unterrichtete sie und schärfte ihnen nützliche Lehren ein. Wir speisten und schliefen zu Nacht auf dem Lande. Wir hatten noch ein paar Wassermelonen auf diesen Tag gespart; sie wurden nebst etlichen Wurzeln, die der Kapitän zubereiten lassen, unter die Radacker ausgeteilt und dienten den Reden Kadus zum Belege. — Am Abend sangen uns die Freunde mehrere der Lieder vor, die unsere Namen und das Andenken unseres Zuges aufzubewahren gedichtet worden.

Am 2. wurden die Hunde und die Katzen ans Land gebracht; diese zogen zu Walde, während sich jene an die Menschen anschlossen; aber auch sie warfen sich sogleich auf die Ratten und verzehrten ihrer etliche, und ich sah beruhigt ihre Unterhaltung auf Unkosten eines zu bekämpfenden lästigen Parasiten gesichert.

Ziegen und Schweine sollten von unsern Pflanzungen entfernt auf eine andere Insel gebracht werden. Da zagten noch die Radacker, sich mit den ihnen unheimlichen Tieren zu befassen. Kadu übernahm sogleich und vollbrachte das Geschäft. Er sollte von jener Insel weiter nach Oromed überfahren, die dortige Gartenanlage zu besorgen. Er begegnete, sowie er den Kurs dahin genommen, dem kommenden Laergaß und kam mit ihm an das Schiff zurück. Der alte Freund, liebevoll und freigebig, brachte uns Brotfrüchte und Kokosnüsse und beklagte sich, daß wir nicht vor seiner Insel die Anker geworfen. Nach kurzem Aufenthalte gingen beide Boote nach Oromed unter Segel. Ich entschloß mich schnell mitzufahren und stieg auf das Boot des Alten. Kadu, der erst auf Otdia anlegte, kam uns nach. Ich pflanzte an diesem selben Abend das Zuckerrohr, das schon von der Dürre gelitten hatte, und fing die Gartenarbeiten an. Kadu langte an. Der eine Tag, den ich auf Oromed unter

diesen anmutigen Kindern, ganz ihren Sitten gemäß, ohne Rückhalt, ohne fremde Einmischung zugebracht habe, hat mir die heiterste, frischeste Erinnerung hinterlassen, die ich von meiner ganzen Reise zurückgebracht. Die Bevölkerung der Insel, drei Männer, zahlreiche Frauen und Kinder, waren mit uns am Strande um ein gesellig loderndes Feuer versammelt. Kadu erzählte seine Begebenheiten, denen er schalkhaft unterhaltende Märchen einwob; die Mädchen sangen uns freudig die Lieder vor, die zahllos auf uns entstanden waren. Die älteren zogen sich zurück und begaben sich zur Ruhe. Wir zogen weiter abwärts, und es ward abwechselnd verständiges Gespräch gepflogen und lustig gesungen bis spät in die Nacht hinein.

Ich habe von Unschuld der Sitten und Zwanglosigkeit der Verhältnisse, von zarter Schamhaftigkeit und sittigem Anstande gesprochen. Haben die Saint-Simonianer[1] einen Traum von diesen meerumbrandeten Gärten gehabt, als sie an der Aufgabe gescheitert sind, zu machen, was sich nicht machen läßt, und sie die Zeit vorzuschrauben gemeint, bis sie im Kreise dahin wiederkäme, wo sie möglicherweise schon einmal war? — Hier ein geringfügiger Zug von den Sitten von Radack. Ich saß im Kreise neben einem jungen Mädchen, auf deren Arm ich die zierlich tatuierte Zeichnung betrachtete, die, wie dem Auge durch die dunkelblaue Farbe, so dem Tasten durch leises Aufschwellen der feinen Haut wahrnehmbar zu sein schien; und ich ließ mich zu dem Versuche hinreißen, indem ich sanft die Hand darüber gleiten ließ. Das hätte nun nicht sein sollen; wie aber konnte das junge Mädchen den nicht arg gemeinten Fehl an dem doch werten und lieben Gaste rügen, der nur fremd der Sitte war und überdies die Sprache nicht gut verstand? Wie konnte sie dem Einhalt tun und sich davor schützen? Ich merkte anfangs nicht, daß mein Betragen unsittig gewesen sei; als aber das Lied, das eben gesungen wurde, zu Ende war, stand das Mädchen auf, machte sich anderswo etwas zu schaffen und setzte sich, als sie wiederkam, gleich freundlich und fröhlich, nicht wieder

[1] Vgl. Bd. 2, S. 149, Anm. 1 dieser Ausgabe.

an ihren alten Platz neben mir, sondern an einen andern unter ihren Gespielinnen.

Am andern Morgen wurden Pflanzung und Aussaat beschickt, wobei Kadu die größte Tätigkeit entwickelte. Ich entdeckte bei dieser Gelegenheit auf Oromed den Taro und die Rhizophora gymnorrhiza[1], von denen ich einzeln angebaute Pflanzen sogar auf dem dürftigen Riffe Eilu angetroffen und die mir bis jetzt auf der Gruppe Otdia noch nicht vorgekommen waren. Sobald das Werk vollbracht war, rief Kadu: „Zu Schiffe!" Wir trennten uns von unsern Freunden und entfalteten das Segel dem Winde.

Ich habe, was in der Geschichte folgt, an anderm Orte berichtet.[2] (Siehe „Bemerkungen und Ansichten": „Über unsere Kenntnis der ersten Provinz des Großen Ozeans" zu Anfang, und „Radack" am Schlusse.) Ich habe dem, was dort zu lesen ist, nichts hinzuzufügen.

Du hast, mein Freund Kadu, das Bessere erwählt; du schiedest in Liebe von uns, und wir haben auch ein Recht auf deine Liebe, die wir die Absicht gehegt und uns bemüht haben, Wohltaten deinem zweiten Vaterlande zu erweisen. Du hast von uns das Gute gelernt, und es hat dich ergriffen; du hast in unserm frommen Sinn fortzuwirken dich unterfangen; möge, der die Schicksale der Menschen lenkt, dein Werk segnen und dich selbst bei deiner fahrvollen Sendung beschirmen! Möge er eine Zeit noch die Europäer von euren dürftigen Riffen, die ihnen keine Lockungen darbieten, entfernen. Sie würden euch zunächst nur den Schmutz von O-Waihi zuführen. — Aber was hättest du in unserm alten Europa gesollt? Wir hätten eitles Spiel mit dir getrieben, wir hätten dich Fürsten und Herren gezeigt; sie hätten dich mit Medaillen und Flittertand behangen und dann vergessen. Der liebende Führer, dessen du Guter bedurft hättest, würde dir nicht an der Seite gestanden haben; wir würden nicht zusammen geblieben sein, du hättest dich in einer kalten Welt verloren gefunden. Paßlich für dich würde unter uns keine Stellung sein; und hätten wir dir endlich den Weg

[1] Mangrovenbaum. — [2] Nämlich Kadus Entschluß, den Rurik zu verlassen.

nach deinem Vaterlande wieder eröffnet, was hätten wir zuvor aus dir gemacht?

Mit der zweiten Reise von Herrn von Kotzebue und seinem Besuche auf Otdia im April und Mai 1824 endigt für uns die Geschichte von Radack.

Seine Ankunft in Otdia verbreitete panischen Schrecken unter den Eingebornen. Nachdem er erkannt worden, fanden sich die alten Freunde wieder ein: Lagediack, Rarick, Laergaß, Langien, Labigar fanden sich ein — Kadu fehlte. Eine große Schüchternheit und Zaghaftigkeit war den Freunden anzumerken. Diese wird dadurch erklärt, daß die Kupferplatte, die im Jahre 1817 an einen Kokosbaum bei Ratiks Hause angeschlagen worden, weggekommen war. Von allem, was wir auf Radack gebracht, sah Herr von Kotzebue nur die Katze verwildert und die Jamswurzel. Der Weinstock, der sich bis auf die höchsten Bäume hinaufgerankt hatte, war vertrocknet.

Kadu befand sich angeblich auf Aur bei Lamari, mit dem er sich abgefunden, und unter seiner Pflege sollten sich Tiere und Pflanzen, die der Machthaber dorthin überbracht und verpflanzt hatte, außerordentlich vermehrt haben. — Angeblich war nur der Weinstock ausgegangen. Herr von Kotzebue setzt hinzu, daß ihn die Größe seines Schiffes leider verhindert habe, Kadu in Aur aufzusuchen.

Wir nehmen zweifelnden Herzens die uns nicht befriedigenden Aussagen hin.

Den Kriegszug, zu welchem sich Lamari im Jahre 1817 rüstete, hatte Kadu mitgemacht. Er hatte in europäischem Hemde und roter Mütze mit dem Säbel in der Hand gefochten, und das Eisen, das viele Eisen, hatte dem Lamari die Übermacht gegeben. Er war als Sieger heimgekehrt.

Die von Otdia, Inselkette Ralick, hatten jüngst unter ihrem Häuptling Lavadock Raben überfallen, und Rache für diesen Raubzug zu nehmen, rüstete sich jetzt Lamari, den Krieg nach Otdia zu tragen.

So erzählten die Befreundeten.

Lagediack drang heimlich in Herrn von Kotzebue, sich die Herrschaft auf Radack anzumaßen, und bot ihm bei dem Unter-

nehmen seine Unterstützung an. Als dieser, in seinen Plan nicht eingehend, sich zur Abreise anschickte, bat er ihn, seinen Sohn nach Rußland mitzunehmen, und mochte doch sich von dem Kinde nicht trennen, als er erfuhr, Herr von Kotzebue habe jetzt Radack zum letzten Male besucht. — Als aber das Schiff im Begriffe stand, unter Segel zu gehen, brachte Lagediack dem Freunde ein letztes Geschenk: junge Kokosbäume, die er nach Rußland verpflanzen möge, da, wie er vernommen, es dort keine Kokosbäume gebe.

Am 4. November 1817 liefen wir aus dem Riffe von Otdia zu der Schischmareff-Straße aus. Das Wetter war heiter, der Wind schwach. Wir fuhren an Erigup vorüber und steuerten nach der Anweisung von Lagediack und den andern Freunden, um Ligiep aufzusuchen. Wir waren am 5. vormittags in Ansicht dieser Gruppe, in deren Nähe der Wind uns gänzlich gebrach. Endlich zog uns ein schwacher Hauch aus Norden aus einer peinlich werdenden Lage. Ein Boot kam uns entgegen und beobachtete uns vorsichtig von weitem. Wir nannten uns: da war alle Scheu von den Menschen gewichen; sie kamen heran, befestigten das Boot an das Schiff und stiegen zutraulich auf das Verdeck. Lamari auf seinem Zuge hatte uns ein gutes Zeugnis gesprochen. Sie brachten uns die üblichen Geschenke dar, Kokosnüsse und ihre zierlichen Muschelkränze, und verkehrten ohne Arg und Rückhalt mit den alten, wohlbekannten Freunden ihres Volkes. Sie luden uns dringend ein auf ihre Inseln und rühmten uns die Schönheit der Töchter von Ligiep. Dieses ist auf Radack das einzige Mal, daß ein solches Wort unser Ohr getroffen hat. Ihre Geschenke blieben nicht unerwidert. Sie erstaunten ob unserer Freigebigkeit und unseres Reichtumes an Eisen. Wir gaben ihnen, so gut es gehen wollte, Nachrichten von Otdia und ihren Freunden.

Ohne Kadu ward es uns auf Radack noch schwer, uns zu verständigen, und so haben wir wenig von den Insulanern von Ligiep erfahren. Die Radacker sind wie die Engländer im Verstehen, ich möchte sagen, ungefällig. Sie erkennen die Wörter ihrer Sprache nicht, die wir ihnen vorzusagen uns bemühen. Ihre Art ist dann, zu wiederholen, was sie von uns hören, und

so täuschen sie uns, die wir uns nicht erwehren können, solche Wiederholung für eine Bejahung aufzunehmen.

Wir sahen nur den dürftigeren Teil der Gruppe; die reicheren Inseln, über welchen die Kokospalme hochstämmig ihre Krone wiegt, sah Herr von Kotzebue erst im Jahre 1824. Die Durchbrüche des Riffes scheinen selbst größeren Schiffen bequeme Tore zu verheißen, zu denen sie beim herrschenden Passat aus- und einfahren können. Die Menschen schienen uns wohlgenährter und wohlhabender als auf anderen Gruppen von Radack, und wir waren darauf vorbereitet, sie so zu finden.

Herr von Kotzebue hatte auf Otdia mit Lagediack, der, wie es sich ergab, öfter selbst auf Ralick gewesen, die Geographie dieser andern Inselkette wiederholt durchgenommen. Hier, am Ausgangspunkt der Seefahrer von Radack, die dahin fahren, ließ er sich wiederum die Richtung der zu jener Kette gehörigen Gruppe Kwadelen[1] andeuten, und sie ward ihm gleichlautend mit den früheren Angaben nach Westen gezeigt.

Am Abend frischte der Wind; wir trennten uns von unsern Freunden und steuerten nach Westen. Es war uns aber nicht vorbehalten, diese oder eine andere Gruppe von Ralick zu entdecken. Im Jahre 1825 hat Herr von Kotzebue im Westen und in der Breite von Udirick, da, wo den Angaben nach die nördlichsten Riffe von Ralick liegen sollen, drei verschiedene Inselgruppen entdeckt, die wohl mit hohen Kokospalmen bewachsen, aber unbewohnt waren.

## Von Radack nach Guajan.

Wir hatten am 5. November 1817 Ligiep, die letzte Inselgruppe von Radack, aus dem Gesichte verloren. Der Kapitän hatte auf Guajan, Marianeninseln, anzulegen beschlossen. Wir hatten Ansicht erst von Sarpane oder Rota und sodann von Guajan am 23. November. (Ich behalte die spanische Rechtschreibung „Guajan" bei; man findet sonst den Namen Guaham, Guam und anders geschrieben.) Das bloß verneinende Resultat

[1] Zum Mulgrave-Archipel gehörige Gruppe der Ralik-Kette.

dieser Fahrt, auf welcher wir die Kette Ralick und den Meerstrich durchfahren haben, den die Karolineninseln auf einigen Karten einnehmen, ist in hydrographischer[1] Hinsicht nicht ohne Wichtigkeit. Der Seefahrer, der dieses Meer auf Entdeckung befahren soll, ist auf die Tabelle „Aerometerbeobachtungen", Reise III, S. 226, zu verweisen, auf daß er den Kurs, den wir gehalten, vermeide.

Herr von Kotzebue bemerkt, daß das Meer im Westen von Radack und in dem Striche, wo die Karolineninseln gesucht wurden — zwischen dem 9. und 10. und in den letzten drei Tagen bis zu dem 11.° nördlicher Breite — blasser blaulich gefärbt war, einen größeren Salzgehalt und in der Tiefe eine auffallend niedrige Temperatur hatte als sonst unter gleicher Breite im Großen Ozean, und schließt daraus, daß es da weniger tief sein möchte. Als wir, Guajan zu erreichen, nördlicher steuerten (am 20. November 11° 42′ nördlicher Breite, 209° 51′ westlicher Länge), nahm das Meer seine gewöhnliche dunkelblaue Farbe, seinen gewöhnlichen Salzgehalt und in der Tiefe seine gewöhnliche Temperatur wieder an.

Wir hatten bis dahin häufige Windstillen gehabt und einmal ein Nachtgewitter mit heftigen Windstößen. Ein Delphin wurde harpuniert. Ein fabelhafter Vorfall ergötzte ungemein unsere Mannschaft.

Einer unserer Matrosen trug eine alte Mütze von Seehundsfell, die, vor Teer, Tran und Alter schier unkenntlich, ein Gegenstand der Verhöhnung geworden war. Überdrüssig warf er sie eines Morgens in die See. Ein Haifisch ward am selbigen Tage gefangen, in dessen Magen sich die Schicksalsmütze noch wohlbehalten vorfand.

Wir hatten uns am Nachmittag des 23. November der Nordspitze von Guajan genähert. Wir konnten uns nach keiner Karte richten, und die Stadt Agaña war uns nur aus unzulänglichen Beschreibungen bekannt. Wir entfernten uns vom Lande. Am 24. suchten wir das Land wieder auf und verfolgten dessen Westküste nach Süden, um Stadt und Ankerplatz aufzusuchen.

[1] Hydrographie ist die Lehre von der Beschaffenheit vor allem des Meeres, vorzüglich in Hinsicht auf nautische Zwecke.

Der Passat blies mit ausnehmender Stärke. Nachdem wir die Nordspitze der Insel umfahren hatten, fanden wir unter dem Winde derselben ein ruhiges Meer, und ein leichter Windzug, der noch unsere Segel schwellte, wehte uns vom schönbewaldeten Ufer Wohlgerüche zu, wie ich sie in der Nähe keines anderen Landes empfunden habe. Ein Garten der Wollust schien diese grüne, duftende Insel zu sein, aber sie war die Wüste. Kein freudiges Volk belebte den Strand, kein Fahrzeug kam von der Isla de las velas latinas[1] uns entgegen. Die römischen Missionare haben hier ihr Kreuz aufgepflanzt; dem sind 44,000 Menschen geopfert worden[2], und deren Reste, vermischt mit den Tagalen[3], die man von Luçon herübergesiedelt hat, sind ein stilles, trauriges, unterwürfiges Völklein geworden, das die Mutter Erde sonder Mühe ernährt und sich zu vermehren einladet. Darüber habe ich in meinen „Bemerkungen und Ansichten" die Spanier selbst berichten lassen.

Wir waren bemerkt worden. Als wir uns eben in den reizend umgrünten Buchten nach einem Ankerplatz umsahen, kam uns der Pilot des Gouverneurs, Herr Robert Wilson, in einem europäischen Boote entgegen, um uns in den Hafen zu führen. Im Angesichte der Stadt kam der Artillerieleutnant Don Ignacio Martinez, uns zu rekognoszieren. Er fuhr in einer Proa heran, einem den Fahrzeugen der Radacker gleichen Boote, wie sie, ehedem auf diesen Inseln üblich, ihnen den ersten Namen erwarben, bei welchem sie die Europäer benannt haben. Für die Spanier auf Guajan bauen jetzt die südlicheren Karoliner diese Fahrzeuge und bringen sie ihnen her zu Kauf.

Der Hafen La caldera de Apra, von einem Korallenriffe gebildet, ist ausnehmend sicher, aber von schwerem Zugange. Wir hatten die Anker noch nicht geworfen, als wir eine Botschaft des Gouverneurs erhielten, der uns nach Agaña einlud und uns für den beiläufig vier Meilen langen Landweg Pferde und Maultiere entgegengeschickt hatte. Das Schiff ward unter den Befehl des Leutnant Schischmareff gestellt, und wir fuhren

[1] „Insel der latinischen Segel"; so nannten die spanischen Entdecker und Eroberer diese Inseln. — [2] In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. — [3] Malaien von den Philippinen.

mit Herrn Wilson ans Land. Im Hafen lag nur die kleine Brigg des Gouverneurs, die Herr Wilson zu fahren den Auftrag hat. Wir hatten bis zu dem Dorfe Massu, wo uns die Pferde erwarteten, und auf das wir der Untiefen wegen nicht in grader Richtung steuern konnten, beiläufig zwei Meilen zu rudern. Die Nacht brach ein, als wir landeten. Die Tagalen haben die Bauart der Philippinen hier herübergebracht. Die Häuser des Volkes sind auf Pfosten getragene, niedliche Käfige von Bambusrohr mit einer Bedachung von Palmenblättern.

Der Weg, auf welchem uns der Mond leuchtete, führte uns durch die anmutigste Gegend: Palmengebüsche und Wälder, die Hügel zu unserer Rechten, das Meer zu unserer Linken. Wir stiegen in Agaña bei Herrn Wilson ab und stellten uns sodann dem Kapitän-General der Marianeninseln vor. Don Jose de Medinilla y Pineda empfing uns in voller Montierung mit aller Förmlichkeit, aber auch auf das gastlichste. Der Kapitän und ich wohnten bei ihm, die anderen Herren wurden bei andern Spaniern untergebracht. Seine Tafel war zu mehreren Mahlzeiten des Tages mit einer Unzahl von Fleischgerichten verschwenderisch besetzt; aber von den Früchten, den grünen Erzeugnissen der Erde, nach denen der Seemann, der ans Land tritt, besonders begierig ist, ward nichts aufgetragen, und nur ein Apfelsinentrank, der eine Zwischenmahlzeit bildete, erinnerte an das duftig grüne Land. Brot ward nur dem Wirte und den fremden Gästen gereicht; die Spanier erhielten an dessen Statt Maistorten.

An Früchten, woran ich in Agaña Mangel litt, herrschte indes auf dem Rurik der größte Überfluß. Der Gouverneur ließ das Schiff mit frischem Fleische und mit allem, was die Erde an Wurzeln und Früchten hervorbringt, verschwenderisch versorgen. Außerdem durften die Matrosen, die einmal ans Land geschickt wurden, so viele Apfelsinen und Limonen aus dem Walde heimbringen, als sie zu pflücken und mit sich zu schleppen vermochten. — Dieser Boden, diese Fruchtbäume haben ja sonst ein starkes, blühendes Volk ernährt; die geringe Anzahl der jetzigen Bewohner steht in keinem Verhältnis zu den reichen Gaben der willigen Erde.

Man möchte fragen, wie diese Kost unsern nordischen Ichthyophagen[1] mundete. Die Apfelsinen schmeckten ihnen besser als Walfischspeck. Wahrlich, es ist eine solche Lust, Aleuten Apfelsinen essen zu sehen, daß wir auf der Überfahrt nach Manila die letzten, die uns vom Vorrat übrigblieben, lieber von ihnen verschlucken sahen, als daß wir sie selber gegessen hätten. Wenigstens überließ Eschscholtz die ihm zugeteilten seinem aleutischen Sprachlehrer.

Ich habe in meinen „Bemerkungen und Ansichten" von Don Luis de Torres gesprochen, mit dem eine gleiche Gesinnung mich schnell und innig verband. Ich gedenke seiner mit herzlicher Liebe und aufrichtiger Dankbarkeit. Don Luis de Torres, der auf Ulea[2] selbst Sitten und Bräuche, Geschichte und Sagen dieser lieblichen Menschen kennen gelernt, sich von ihren erfahrensten Seefahrern, mit denen er in vertrautem Umgange gelebt, die Karte ihrer neptunischen Welt vorzeichnen lassen, und der durch die Handelsflotte von Lamureck, die jährlich nach Guajan kommt, in ununterbrochener Verbindung mit seinen dortigen Freunden geblieben war — Don Luis de Torres eröffnete mir die Schätze seiner Kenntnisse, legte mir jene Karte vor und sprach gerne und mit Liebe zu mir von seinen Gastfreunden und jenem Volke, zu dem ich durch meinen Freund Kadu eine große Vorliebe gefaßt hatte. Alle meine Momente auf Agaña waren dem lehrreichen und herzlichen Umgange des liebenswerten Don Luis de Torres gewidmet, aus dessen Munde ich die Nachrichten niederschrieb, die ich in den „Bemerkungen und Ansichten" aufbewahrt habe. Herr von Kotzebue, dem ich die Ergebnisse meiner Studien mitteilte, kam meinem Wunsch zuvor und gab zu den zwei Tagen, die er auf Guajan zu bleiben sich vorgesetzt hatte, einen dritten Tag hinzu, ein Opfer, wofür ich ihm dankbarlichst verpflichtet bin. Während er selbst zwischen dem Hafen und der Stadt seine Zeit teilte, blieb ich in Agaña und verfolgte mein Ziel.

Ich habe von einem Paare rüstiger Eheleute auf Guajan gesprochen, Stammeltern der sechsten gleichzeitig lebenden Generation. Von ihnen war Don Luis de Torres ein Enkel,

[1] Fischesser, Fleischesser. — [2] Insel der Karolinengruppe.

selber Großvater; zu dem sechsten Gliede stieg eine andere Linie herab.

Don Jose de Medinilla y Pineda hatte in Peru, von wo er auf diese Inseln gekommen, Alexander von Humboldt gekannt und war stolz darauf, ihm einmal seinen eigenen Hut geliehen zu haben, als jener einen gesucht, um an dem Hof des Vizekönigs zu erscheinen. Wir haben später zu Manila, welche Hauptstadt der Philippinen von jeher mit der Neuen Welt in lebendigem Verkehr gestanden hat, oft den weltberühmten Namen unseres Landsmanns mit Verehrung nennen hören und mehrere, besonders geistliche Herren angetroffen, die ihn gesehen oder gekannt zu haben sich rühmten.

Ich habe beiläufig erzählt, daß Don Jose de Medinilla y Pineda unserm Kapitän, der Verlangen trug, die volkstümlichen Tänze und Festspiele der Eingebornen zu sehen, ein Opernballett bei Fackelschein aufführen ließ. — Ich hörte ihn in diesem schwierigen Falle, wo von ihm verlangt wurde, daß er zeigen sollte, was nicht da war, sich mit andern beraten und ihrem Gutachten wiederholt die Worte entgegnen: „Aber er will einen Tanz sehen!“ — So ward uns denn ein Tanz gezeigt.

Choris, der ein besonderes Talent hatte, schnell und leicht ein wohlgetroffnes Porträt mit Wasserfarben hinzuwerfen, erbot sich eines Morgens, das Porträt des Gouverneurs zu machen. Dieser ging sogleich, sich in vollen Anzug zu werfen und kam in Gala zurück mit seidenen Strümpfen, Schuhen und Schnallen. Choris machte ein bloßes Brustbild, worauf nur die Epauletten aufgenommen werden konnten. Eben diese Epauletten waren die Zielscheibe böser Zungen, die zu verstehen gaben, Don Jose werde das damit verzierte Bild seinen Angehörigen, für die es bestimmt war, nicht schicken dürfen, da er dieselben zu tragen nur von sich selber die Berechtigung habe.

Der 28. November, wo wir uns wieder einschiffen sollten, war herangekommen. Dem Spanier, der mich im Hause des Gouverneurs bedient hatte, wollte ich beim Abschied etliche Piaster darreichen, fand aber einen Mann, der, in unsern Sitten fremd, gar nicht zu verstehen schien, was mir in den Sinn gekommen sein möchte. — In der Furcht, ihn beleidigt zu haben,

sagte ich ihm, es sei para los muchachos, für die niedere Dienerschaft, und so nahm er das Geld an. Weder der Kapitän noch ein anderer von den Herren hatte ein Trinkgeld anbringen können. Irgend eine Ware, ein buntes Tuch, wie sie welche um den Kopf tragen, oder ähnliches würde mit großem Danke angenommen worden sein. Für Piaster kann man hier nur das bekommen, was der alleinige Handelsmann, der Gouverneur, dafür geben mag.

Ich war Zeuge eines peinlich-komischen Auftritts zwischen dem Gouverneur und unserm Kapitän. Der erstere hatte großartig gastfrei für die Verproviantierung des Riuriks Zahlung anzunehmen sich geweigert. Der Kapitän hatte zu Geschenken etliche Exemplare einer russischen Medaille mitgenommen, die er auszugeben pflegte, als sei dieselbe auf die gegenwärtige Expedition des Riuriks geprägt. Man liest zu Agaña und an manchen andern Orten das Russische nicht geläufig. Diese Medaille wollte er unserm edeln Wirte mit der bräuchlichen Redensart „des alleinigen Wertes der Erinnerung" usw. verehren. Don Jose de Medinilla y Pineda mißverstand die Sache auf das vollständigste; was er sich aber einbilden mochte, weiß ich nicht; kurz, er schob die dargehaltene Medaille zurück und setzte eine hartnäckige Weigerung, dieselbe anzunehmen, dem entrüsteten Kapitän entgegen. Ich bewog ihn endlich mit vieler Mühe, das Ding, das er für ein gefährliches anzusehen schien, anzunehmen, und die Schlacht wurde noch unsererseits gewonnen.

Ich hatte hier zuerst den Trepang kennen gelernt. Der Gouverneur, der für den Markt von Kanton diese kostbare Ware sammeln und bereiten läßt, hatte mir über die verschiedenen Arten Holothurien[1], die in den Handel kommen, ihr Vorkommen, ihre Bereitung und über den wichtigen Handel selbst, dessen Gegenstand sie sind, die Notizen mitgeteilt, die ich teils in meinen „Bemerkungen", teils in den „Verhandlungen der Akademie der Naturforscher" (T. X. P. II. 1821. p. 353) niedergelegt habe. Er hatte mir einige dieser Tiere verschafft; die abzureichen[2] waren,

[1] Sogenannte Seegurken, zu denen der vorhergenannte, eßbare Trepang gehört. — [2] Abreichen: veraltetes Verbum mit der Bedeutung „erreichen, erlangen"

lebendig, andere geräuchert und in dem Zustande, worin sie zu Markt gebracht werden. (Sie sind nun sämtlich in dem Berliner Zoologischen Museum zu sehen.) Er hatte die ausnehmende Artigkeit, auch meinem Wunsche zu willfahren und diese von den chinesischen Lüstlingen so sehr begehrte Speise für uns bereiten zu lassen. Es ging mir aber damit wie jenem deutschen Gelehrten, der in einer Bildergalerie gelehrte Notizen aus dem Munde des Cicerone sammelte und emsig niederschrieb, zu Hause aber sein Notatenbuch überlas und sich von seinem Reisegefährten nachträglich sagen ließ, wie die Bilder eigentlich ausgesehen hätten.

Der Trepang muß zweimal 24 Stunden bei gelindem Feuer langsam kochen; demnach ward der Genuß desselben auf die letzte Mahlzeit aufgespart, die Don Jose de Medinilla y Pineda uns vor dem Scheiden aus Agaña gab. Aber ich hatte bei Tagesschein den grünen, duftigen Wald von Guajan noch nur von weitem gesehen und wollte doch wenigstens einen flüchtigen Blick auf diese Flora werfen. Ich verzichtete auf das Mittagsmahl und benutzte die Zeit, den Weg nach dem Hafen zu Fuß botanisierend zurückzulegen, wobei mich noch Don Luis begleitete. — Was das Sammeln von Pflanzen anbetrifft, konnte sich wohl Eschscholtz auf mich verlassen, ich aber nicht auf ihn.

Mit unserer Schiffsgesellschaft trafen am Abend des 28. November die mehrsten spanischen Offiziere am Bord des Rurik ein. Wir verlebten noch frohe Stunden zusammen, und sie blieben zu Nacht bei uns. Was ich von kurzer Ware, Glasperlen und ähnlichem noch übrighatte, übergab ich Don Luis de Torres und ließ ihn, den Freund der Indianer, meinen Erben sein. Ich kaufte noch von Choris große Messer, die er abzusetzen keine Gelegenheit gehabt, und bestimmte sie, als Geschenke von Kadu seinen Freunden und Angehörigen auf Ulea verteilt zu werden.

Am Morgen des 29. November 1817 kam Don Jose de Medinilla y Pineda und übergab unserm Kapitän Depeschen für den Gouverneur von Manila. Wir nahmen Abschied von unsern Freunden, salutierten den Kapitän-General, als er unsern

Bord verließ, mit fünf Kanonenschüssen und dreimaligem „Hurra!" und entfalteten die Segel dem Winde.

## Von Guajan nach Manila.

Aufenthalt daselbst.

Am 29. November 1817 aus dem Hafen von Guajan ausgefahren, richteten wir unsern Kurs nach dem Norden von Luçon, um zwischen den dort liegenden vulkanischen Inseln und Felsen in das Chinesische Meer einzudringen.

Am 1. Dezember (16° 31' nördlicher Breite, 219° 6' westlicher Länge) gaben uns Seevögel Kunde von Klippen, die nach Arrowsmiths[1] Karte westlich unter dem Winde von uns sich befinden mußten. Am 6. ward ein Raubvogel auf dem Rurik gefangen.

„Schon vor einigen Tagen", sagt Herr von Kotzebue, „ist ein ansehnlicher Leck im Schiffe entdeckt; wahrscheinlich hat sich eine Kupferplatte abgelöst, und die Würmer, welche zwischen den Korallenriffen so häufig sind, haben das Holz durchbohrt." Er sagt ferner unter dem 12. Dezember: „Das Wasser im Schiffe nahm stark zu." Ich entlehne seiner Reisebeschreibung, II., S. 136, diesen Umstand, den ich damals entweder nicht erfahren oder aufzuzeichnen vernachlässiget habe.

Wir umsegelten am 10. die Nordspitze von Luçon zwischen den Bashees-Inseln im Norden und den Richmondfelsen und Babuyanes-Inseln im Süden. Wir hatten am 11. Ansicht des Hauptlandes, längs dessen Westküste wir südwärts segelten. Der Strom war stark und gegen uns, aber der Wind war mächtig, und wir eilten dem Ziele zu. An diesem Tage wurde eine Bonite[2] gefangen. Fliegende Fische waren häufig.

Der Wind legte sich. Wir erreichten erst am 15. mittags den Eingang der Bai von Manila. Der Telegraph von der Insel Corregidor setzte sich in Tätigkeit, unsere Ankunft zu melden. Diese Insel, die das Tor des schönen Wasserbeckens verteidigt, schien mir von dem Rande eines zum Teil überflossenen Kraters gebildet zu werden. Wir hatten bereits längs der Küste von

[1] Aaron Arrowsmith (1750—1823), englischer Kartograph und Gründer eines Kartenverlags in London. — [2] Thunfisch.

Luçon ein paar Boote unter Segel gesehen; hier zeigten sich ihrer mehrere.

Wir lavierten bei einbrechender Nacht gegen den Ostwind, um in die Bucht einzufahren, als ein Offizier von dem Wachtposten auf einem zwanzigruderigen Boote zu uns heranfuhr, um uns zu rekognoszieren. Er ließ uns einen Lotsen zurück, der uns nach Manila führen sollte.

Wir kamen sehr langsam vorwärts; die im Hintergrunde der Bucht belebte Schiffahrt verkündigte die Nähe einer bedeutenden Handelsstadt; der Wind gebrach uns; wir ließen am 17. mittags die Anker fallen. Zwei Offiziere kamen vom Generalgouverneur der Philippinen, Don Fernando Mariana de Fulgeras, den Kapitän zu bewillkommnen. Er benutzte die Gelegenheit, selber in ihrem Boote ans Land zu fahren, und nahm mich mit. Acht Kauffahrteischiffe, Amerikaner und Engländer, lagen auf der Reede. Der Gouverneur empfing uns auf das liebreichste und versprach, alle mögliche Hilfe uns angedeihen zu lassen. Dasselbe Boot brachte uns an das Schiff zurück. Wir hoben noch am selben Abend die Anker, um nach Cavite, dem Hafen und dem Arsenal von Manila, zu fahren, wohin uns die Befehle des Gouverneurs zuvorkommen sollten. Windstille hielt uns auf und zwang uns abermals, die Anker fallen zu lassen; Fischerboote brachten uns ihren Fang zu Kauf; wir erreichten erst am 18. mittags Cavite. Der Kommandant des Arsenals, Don Tobias, erhielt erst am 19. die uns betreffenden Befehle; da wurde der Rurik sogleich in das Innere des Arsenals gebracht, eine leerstehende Galione erhielt die Bestimmung, Schiffsladung und Mannschaft aufzunehmen, und ein ansehnliches Haus ward dem Kapitän zu seiner Wohnung eingeräumt. Wir bezogen am 20. dieses Haus. Der Kapitän hätte gar gern eine Schildwacht vor seiner Türe gesehen, und da er selber keinen Ehrenposten begehren konnte, so begehrte er einen Sicherheitsposten. Wir waren nicht mehr in Chile, und hier wußte man, was in Europa Brauches ist und was nicht. Anstatt des ersehnten Schildergastes[1] erschien eine Ordonnanz, die, zur Verfügung

[1] Vgl. oben, S. 81, Anm. 2

des russischen Kapitäns gestellt, sich bei ihm meldete. Herr von Kotzebue entließ den Mann mit kaum unterdrücktem Unwillen.

Indes besichtigte Don Tobias mit einem Schiffsbaumeister den Rurik und setzte alsbald hundert Arbeiter an das Werk, welches, kräftigst angefaßt und emsig betrieben, vor Ablauf der zweimonatlichen Frist vollendet ward, welche die Dauer des NO.-Monsun[1] uns im hiesigen Hafen gestattete. An allem Schadhaften repariert und erneut, neu betakelt, mit neuem Kupferbeschlag versehen, mit welchem, da er ursprünglich nicht vorzüglich gewesen, wir nie in Ordnung gekommen waren, mit verbessertem Steuerruder, das die Schnelligkeit seines Laufes merklich vermehrte, ging der Rurik verjüngt aus dem Arsenal von Cavite hervor. So hätte er eine Reise um die Welt unternehmen, so den Stürmen des Nordens Trotz bieten können. Wir hatten aber nur noch die Heimfahrt vor uns.

Nach der Reparatur des Schiffes war die nächste Sorge, unsern Aleuten die Schutzblattern impfen zu lassen, was der Doktor Eschscholtz ungesäumt bewerkstelligte.

Wir hatten auf der Reede von Cavite die Eglantine aus Bordeaux, Kapitän Guerin, Superkargo Du Sumier, angetroffen, und Herr Guerin, Offizier der Königlichen Marine, hatte uns an unserm Bord besucht, noch bevor wir in das Arsenal aufgenommen worden. Wir haben mit diesen Herren wie mit den spanischen Auctoritäten auf das freundschaftlichste verkehrt und nur mit Bedauern auch hier die Bemerkung erneuen müssen, daß zwei Auctoritäten auf einem Schiffe nicht statthaft sind.

Ich galt in allen Landen für einen Russen: die Flagge deckt die Ware. Außerdem aber erkannten mich Deutsche und Franzosen für ihren Landsmann. So traf ich hier außer den Herren von der Eglantine einen liebenswerten Landsmann, dessen ich mit herzlicher Dankbarkeit erwähnen muß. Don San Jago de Echaparre war bei der französischen Auswanderung nach Spanien verschlagen worden, wo er im Seedienst seine in der Heimat begonnene Karriere fortgesetzt hatte. Er war seit vielen Jahren auf Luçon und jetzt ein bejahrter Mann; aber er war noch ganz

[1] Die Monsune (arabisch mausim, d. h. Jahreszeit) sind periodische Winde, die von Oktober bis März von NO., von April bis September von SW. wehen.

Gentilhomme français und war hier nicht unter dem Volke, nicht in den Verhältnissen seiner Wahl. Sein Herz war noch im alten Vaterlande. Don San Jago besaß und bewohnte ein Landhaus zu Tierra alta. Cavite, auf der äußersten Spitze einer drei Meilen langen, sandigen Landzunge gelegen, ist durchaus kein passender Aufenthalt für einen reisenden Naturforscher. Ich zog nach Tierra alta, einem Dorfe, das auf dem Hochufer der Bai von Manila liegt, da, wo die Landzunge von Cavite sich demselben anschließt, und verbrachte dort fast die ganze Zeit, die der Rurik im Hafen blieb. Ich war der Gast meines Landsmanns, ob ich gleich nicht in seinem Hause wohnte, und verbrachte mit dem liebenswürdigen, gutmütigen Polterer die Stunden, wo ich nicht in der Umgegend die Schluchten und das Feld durchschweifte. Es waren, wie in unsern Häusern, täglich dieselben Gelegenheiten, die ihm bereitet wurden, sich zu ereifern. Sein Diener Pepe hatte vergessen, Rettiche, die er gern aß, vom Markte mitzubringen; darüber lärmte er dann eine Zeit, setzte aber bald begütigend hinzu, er wolle sich um einen Rettich nicht erzürnen. Dann setzten wir uns zu Tisch — da fand es sich, daß Pepe ihm wiederum den zerbrochenen Stuhl hingestellt hatte, auf dem er nicht sitzen mochte; er sprang auf und schleuderte jähzornig den Stuhl von sich, nahm schon wieder lächelnd einen andern; dann speisten wir selbander und sprachen von den Philippineninseln und von Frankreich.

Eine große Schildkröte erging sich auf dem Hofe und in dem Garten von Don San Jago de Echaparre; Honigsauger (Nectarinia) nisteten in einem Baumzweig, welcher fast in das Fenster seines Zimmers hineinreichte; und ein kleiner Gecko (eine Hauslacerte[1]) kam jedesmal, daß[2] wir Kaffee tranken, auf den Tisch, den Zucker zu belecken. Er bot mir diese verschiedenen Tiere an. Wie hätte ich an diese Hausgenossen und Gastfreunde des schon so verwaisten Mannes Hand anlegen können? Dazu hätte ich ein anderer sein müssen, als ich bin.

Die Gehege, worin die Häuser stehen, werden allgemein durch Hunde bewacht, die nicht an der Kette liegen und ihrem

[1] Eidechse. — [2] Gallizismus: toutes les fois que.

Geschäfte wohl gewachsen sind. Ich erfuhr es, als ich am ersten Abend ungewarnt nach Hause kam. Es bellten Hunde umher, an die ich mich wenig kehrte; aber ein übermächtiger Packan trat mir, ohne zu bellen, kampffertig in den Weg; wir standen voreinander und maßen uns mit den Augen. Ich begriff sehr wohl, daß an keinen Rückzug zu denken war, und hielt es für das klügste, mutig auf das Tier zuzuschreiten, das sich vielleicht fürchten und zurückgehen würde. Ich tat also; aber das Tier ging nicht zurück, und nun waren wir aneinander. — Sehr beizeiten ließen sich Stimmen im Hause vernehmen, wo ich alles im Schlaf glaubte, und der Hund ward abgerufen, bevor es zu einem Kampfe kam, wobei ich gewiß den kürzeren gezogen hätte.

Dieser Hund erinnert mich an einen andern, mit dem ich einmal in der Heimat zusammenkam. Es war ein Kettenhund, der, als ich an ihm vorüberging, so ausnehmend wütend sich gebärdete, daß ich denken mußte: Wie würde das werden, wenn die Kette risse? Und siehe da! die Kette riß; der Erfolg war aber der: der Hund rollte zu meinen Füßen, stand wieder auf, sah mich an, wedelte mit dem Schwanze und ging sanft wie ein Lamm nach seinem Häuschen. Ich habe gar oft beim Lesen der Zeitungen an diesen Hund gedacht. Zum Beispiel als bei Gelegenheit der Reformbill die Tories das Ministerium Grey[1] stürzten und dann sanftmütiglich baten, die zerbrochene Kette doch wieder herstellen zu wollen.

Ich habe zu Tierra alta die einzige Unpäßlichkeit überstanden, die mich auf der ganzen Reise betroffen. Ich war ausnehmend erhitzt und fürchtete eine Entzündung der Eingeweide. Mein Lager, welches nach Landessitte aus einer hölzernen Bank und einer feinen Strohmatte bestand, dünkte mich in meiner Unruhe fast hart; Don San Jago sorgte für „ein gutes weiches Lager" und schickte mir eine von Rohr geflochtene Bank. Eschscholtz besuchte mich; das Übel legte sich, ohne ganz gehoben zu werden; und unter solchen Umständen mußte ich, nicht ganz frei von Besorgnis, die Reise nach dem Innern der Insel und dem

[1] Der liberale Staatsmann Charles Grey (1764—1845) brachte im Jahre 1832 die die Parlamentswahlen neuregelnde „Reform-Bill" ein, mußte zeitweise zurücktreten, setzte aber doch bald danach die Bill durch (sogen. Reform-Act).

Vulkan de Taal antreten, zu welcher ich die Anstalten getroffen hatte, weil die Tage unseres Aufenthalts auf Luçon bereits zu Ende gingen.

Ich hatte die Ausfertigung der mir angebotenen, aber notwendigen Pässe erwirken müssen und war eigentlich in dieser Hinsicht noch nicht vorschriftmäßig ausgerüstet, da ich eine Mark berühren sollte, auf der ich anderer Papiere und Unterschriften bedurft hätte, die ohne neuen Zeitverlust nicht zu erhalten waren. Ich hatte mit der spanischen Prunksucht unterhandeln müssen, die, wo ich nur eines Führers bedurfte, mir eine militärische Bedeckung von 30 Pferden aufbürden wollte. — Ich trug allein die Kosten aller meiner wissenschaftlichen Ausflüge und Unternehmungen und wollte Dienste, die ich angenommen, nicht unbelohnt lassen. Am 12. Januar 1818 brach ich von Tierra alta auf, mit einer Leibwache von sechs Tagalen der reitenden Miliz, deren Kommandant, der Sergeant Don Pepe, zugleich mein Führer und mein Dolmetscher war.

Don San Jago de Echaparre hatte ein Kind von Don Pepe aus der Taufe gehoben. Das geistige Band der Gevatterschaft, welches im protestantischen Deutschland alle Bedeutung und Kraft verloren hat, wird in katholischen Landen überhaupt und hier ganz besonders in hohem Grade geehrt. Don San Jago, der seinen Gevatter zu meinem Geleitsmann ausersehen, ließ ihn den Abend vorher kommen und erteilte ihm seine Verhaltungsbefehle ungefähr mit folgenden Worten: „Eure Gnaden werden diesem Edelmann auf einer Reise nach Taal zur Leibwache und zum Führer dienen. Ich werde mit Euren Gnaden verabreden, in welchen Ortschaften Sie anhalten und bei welchen unserer Gevattern Sie einkehren müssen. Vor allem aber werden Eure Gnaden darauf bedacht sein, nur bei Tage zu reiten, weil dieser Edelmann alles sehen will. Eure Gnaden werden oft im Schritte reiten und oft halten lassen müssen nach dem Begehren dieses Edelmannes, der jedes Kraut betrachten wird und jeden Stein am Wege und jedes Würmchen, kurz jede Schweinerei, von der ich nichts weiß, und von der Eure Gnaden eben auch nichts zu wissen nötig haben usw."

Don Pepe war ein brauchbarer, anstelliger, verständiger

Mann, mit dessen Dienste ich allen Grund hatte, zufrieden zu sein. Nur suchte er mich, für dessen Sicherheit er verantwortlich war, so wie man ein Kind führt, mit angedrohten Krokodilen und Schlangen auf dem geraden Pfade und unter seinen Augen zu erhalten; ich hatte ihn aber bald durchschaut. Ich habe nicht leicht in meinem Leben ein ängstlicheres Geschrei vernommen als dasjenige, womit er mir einst zurief, vor meine Füße zu sehen; über den Steg schlich eine kleine Schlange, die ich tötete, und die, wie es sich erwies, ein ganz unschuldiges Tier war. Auf gleiche Weise warnte er mich einmal vor einem Baume, den ich mit erregter Neugierde sogleich untersuchte; es war eine Brennessel, die ich versuchte und nicht gefährlicher fand als unsere gewöhnliche.

In allen Ortschaften kamen, wie ich es schon gewohnt war, die Menschen zu dem russischen Doktor, ihm ihre Leiden zu klagen und Hülfe bei ihm nachzusuchen. Ich mußte den Unterschied zwischen Doctor naturalista[1] und facultativo[2] aufstellen, und sie mußten sich dabei beruhigen. Das lasse sich, wer Reiselust verspürt, gesagt sein: der Name und Ruf eines Arztes wird ihm, soweit die Erde bewohnt ist, der sicherste Paß und Geleitsbrief sein und wird ihm, sollte er dessen bedürfen, den zuverlässigsten und reichlichsten Erwerb sichern. Überall glaubt der gebrechliche Mensch, der sich selber hülflos fühlt, an fremde Hülfe und setzt seine Hoffnung in den, der ihm Hülfe verspricht. Am begierigsten langt der Hülfsbedürftige nach dem Fernsten, dem Unbekanntesten, und der Fremde erweckt in ihm das Vertrauen, welches er zu dem Nächsten verloren hat. In der Familie des gelehrten Arztes gilt mehr als seine Kunst der Rat, den die alte Waschfrau heimlich erteilt.

Es ist die Medizin für den, der ihrer bedarf, eine heimliche, fast zauberische Kunst. Auf dem Glauben beruht immer ein guter Teil ihrer Kraft. Zauberei und Magie, die tausendgestaltig, tausendnamig, ausgebreitet und alt sind wie das Menschengeschlecht, waren die erste Heilkunst und werden wohl auch die letzte sein. Sie verjüngen sich unabläßig unter neuen Namen

[1] Naturforscher-Doktor. — [2] Arzt.

und zeitgemäßen Formen — für uns unter wissenschaftlichen und heißen: Mesmerianismus[1] und . . . Ich will niemand beleidigen. Wer aber wird bestreiten, daß heutzutage noch in einer aufgeklärten Stadt wie Berlin mehr Krankheiten besprochen oder durch sympathetische und Wundermittel behandelt als der Sorge des wissenschaftlichen Arztes anvertraut werden?[2] —

Ich habe ja nur dem, der die Welt zu sehen begehrt, anraten wollen, sich mit dem Doktorhut als mit einer bequemen Reisemütze zu versehen, und jüngere Freunde haben bereits den Rat für einen guten erprobt. — Nächst dem Arzt würde der Porträtmaler zu einer Reise in fernen Landen gut ausgerüstet sein. — Jeder Mensch hat ein Gesicht, worauf er hält, und Mitmenschen, denen er ein Konterfeit[3] davon gönnen möchte. Die Kunst ist aber selten und noch an viele Enden der Welt nicht gedrungen.

Während ich andere, die meine Hülfe ansprachen, abwies, hatte ich genug mit meiner eigenen Gesundheit mich zu beschäftigen. Ich behandelte mich mit Kokosmilch und Apfelsinen, wovon ich mich ernährte, konnte aber nicht meinen Don Pepe entwöhnen, das Huhn, das gewöhnlich zu einer Suppe gekocht ward, mit Ingwer und starken Spezereien nach Landessitte zu überwürzen; darin schien seine Heilkunst zu bestehen, und er beharrte dabei aus guter Meinung. Ich fand nur im Bade Erleichterung.

Abends wurden die Pferde frei auf die Weide getrieben und morgens früh zur weitern Reise wieder eingefangen. Das ist Landesbrauch. Dabei ging aber nicht nur Zeit verloren, sondern auch noch ein Pferd, welches sich nicht wiederfand.

Bekanntlich ist in allen spanischen Kolonieen das Monopol des Tabaks die Haupteinnahme der Krone, welche auf diese Weise eine Kopfsteuer anstatt einer Grund- oder Vermögenssteuer erhebt; denn der Tabak ist dem Armen und dem Reichen ein gleiches Bedürfnis. Auf Guajan drückt noch diese verhaßte

---

[1] Lehre vom tierischen Magnetismus, deren Begründer François Antoine Mesmer (1733—1815) ist. — [2] Vgl. die Bemerkung zu Chamissos Lustspiel „Die Wunderkur" in den Schlußanmerkungen in Bd. 2, S. 384 ff. dieser Ausgabe. — [3] Ältere Form für Konterfei, nach dem französischen contrefait, Abbildung.

Steuer nicht die Bevölkerung. Aber hier kann der arme Tagal dem Könige nicht bezahlen, was ihm die Erde umsonst zu geben begehrt. — Gewöhnlich bittet er, wo man ihn auf Straßen und Wegen begegnet, um das Endchen Zigarre, das man im Munde hat, und das man nicht so ganz aufzurauchen pflegt, wie die Not es ihn zu tun gelehrt hat. — Don Pepe ließ sich meine Zigarrenenden geben und verteilte sie mit großer Gerechtigkeit unter sein Kommando.

Wir erreichten am dritten Tage den Bergkamm, den Rand des Erhebungskraters, von wo der Blick in die Laguna de Bongbong und auf den Vulkan de Taal, der in ihrer Mitte einen traurigen, nackten Zirkus bildet, hinabtaucht. Von da kamen wir abwärts durch den Wald nach Westen zu dem jetzigen Burgflecken Taal am Chinesischen Meere. Hier war es, wo sich ein Pferd verlor. Ich brachte einen Teil des Morgens des 15. im Bade zu und fuhr am Nachmittag in einem leichten Kahne mit Don Pepe und einem meiner Tagalen den Abfluß der Laguna bis zu derselben hinauf. Wir rasteten in einer ärmlichen Fischerhütte und schifften uns bei Nacht zur Überfahrt nach dem Vulkan wieder ein. Hier war es, wo Don Pepe mich beschwor, ja auf meiner Hut zu sein, wohl mich umzuschauen, aber zu schweigen. Der Vulkan, welcher den Indianern nicht feind sei, werde von jedem ihn besuchenden Spanier zu neuen Ausbrüchen gereizt. Ich entgegnete dem guten Tagalen, ich sei kein Spanier, sondern ein Indianer aus fremdem Lande — ein Russe; — eine Spitzfindigkeit, die seine Besorgnis nicht zu beschwichtigen schien. Ich nahm mir vor, seiner Meinung nicht zu trotzen, sondern mich ganz nach seiner Vorschrift zu richten. Er hatte sie aber selber früher vergessen als ich.

Wir landeten über dem Winde der Insel. Die ersten Strahlen der Sonne trafen uns auf dem Rande des höllischen Kessels. Wie ich diesen Rand verfolgte, um einen Punkt des Umkreises zu erreichen, auf welchem in das Innere hinabzusteigen möglich schien, hatte Don Pepe alle Vorsicht vergessen. Er war entzückt, ein Wagestück zu vollbringen, das, meinte er, kein Mensch vor uns unternommen, kein Mensch nach uns unternehmen werde. — Diesen Pfad würden wir wohl allein unter den Menschen

betreten haben. — Ich zeigte ihm bescheiden, daß Rinder ihn vor uns betreten hatten. — An den Ufern der Insel wächst stellenweise einiges Gras, welches abzuweiden einige Rinder auf dieselbe überbracht worden sind. Ich begreife nicht, was diese Tiere antreiben kann, den steilen, nackten Aschenkegel zu ersteigen und sich einen Pfad um den scharfen Rand des Abgrundes zu bahnen.

Ich habe den Vulkan de Taal in meinen „Bemerkungen" beschrieben und wiederholt in dem „Voyage pittoresque" von Choris, welcher ihn nach einer Skizze von mir abgebildet hat. Wir kehrten am Abende nach Taal zurück und trafen am 19. Januar 1818 in Tierra alta wieder ein.

Noch habe ich von Manila selbst nicht gesprochen, wohin ich doch zu Wasser und zu Lande längs des wohlbebauten Ufers der Bucht mehrere kleine Reisen gemacht, und wo ich stets die zuvorkommendste, freundlichste Aufnahme gefunden habe. In Manila, wo es keine Gasthäuser gibt, war der Doktor Don Jose Amador, an den wir von dem Gouverneur der Marianeninseln empfohlen waren, unser Gastfreund. Seine liebenswürdige Frau war eine Mündel von Don San Jago de Echaparre, der an ihrem hier verstorbenen Vater einen Freund, Landsmann, Dienst- und Schicksalsgefährten verloren hatte. Die reizende Señora sprach nur die spanische Sprache. — In der Abwesenheit von Don Jose Amador empfing uns bei unserer ersten Reise nach Manila der Adjutant des Gouverneurs, Don Juan de la Cuesta. Der Gouverneur selbst war für den Kapitän und für uns alle von der zuvorkommendsten Artigkeit. Eine ungezwungene, anmutige Geselligkeit herrschte in seinem Hause. Man legte bei ihm das Kleid ab, worin man sich dem Generalgouverneur der Philippinen vorgestellt hatte, und erhielt vom Wirte eine leichte Jacke, wie sie dem Klima angemessen war. Er schickte mir, als wir die Anker lichteten, die letzterhaltenen französischen und englischen Zeitungen von mehreren Monaten. Das war im Chinesischen Meere eine gar reizende Beschäftigung für mich. Da erhielt ich von meinen Angehörigen die erste Kunde, die seit unserer Abfahrt aus Plymouth zu mir erklungen war, und verdankte sie Don Antonio Mariana de Fulgeras. Präfekt des

Departements des Lot[1] war ein Bruder von mir[2] usw. Man kann nur im Chinesischen Meere oder unter ähnlichen Umständen sich einen Begriff machen von der Menge der Dinge, die aus so einem europäischen Zeitungsblatte herausgelesen werden können.

Mein Hauptgeschäft in Manila war, Bibliotheken und Klöster nach Büchern und Menschen durchzusuchen, von denen ich über die Völker und Sprachen der Philippinen und Marianen Aufklärung erhalten könnte. Ich habe seines Ortes Rechenschaft abgelegt über das, was in dieser Hinsicht mir geglückt und nicht geglückt ist. Ich brachte in sehr kurzer Zeit eine schöne Bibliothek von Tagalisten und Geschichtschreibern von Manila zusammen. Weniges war käuflich zu bekommen, mehreres wurde mir geschenkt, wogegen ich manchmal andere Bücher schenken konnte. Ich fand überall die humanste Gesinnung, die größte Bereitwilligkeit, mir förderlich zu sein, und die höflichste Sitte. Nur in dem Kloster, wo das „Vocabulario de la lengua tagala" zu haben war, machte der Bruder, der mir mein bezahltes Exemplar reichte, eine Ausnahme von der Regel, indem er mich gehen hieß und die Tür hinter mir abschloß. Sein Benehmen ärgerte mehr die Spanier, die es erfuhren, als es mich selber geärgert hatte, der ich wußte, daß ein Mönch und ein Weib no hacen agravio, keine die Ehre kränkende Beleidigung zufügen können.

Als in der Nacht vom 3. zum 4. Juli 1822 das Haus, das ich in Neuschöneberg bei Berlin bewohnte, in Asche gelegt ward, war nach dem Leben der Meinigen diese tagalische Bibliothek das erste, was ich zu retten bemüht war, und ich sorgte sogleich, sie mit der königlichen Berliner Bibliothek zu vereinigen, wo der gelehrte Forscher der Sprachen malaiischen Stammes manches finden wird, das nicht so leicht eine andere Bibliothek besitzt.

Wir waren auf Luçon nicht in der Jahreszeit der Manga[3], einer Frucht, die hoch gerühmt wird und, in dem größten Überflusse vorhanden, einen Teil der Volksnahrung auszumachen

[1] Südfranzösisches Departement, vom Lot, einem rechten Nebenfluß der Garonne, durchflossen. — [2] Chamissos zweiter lebender Bruder Charles. — [3] Die Frucht des Mangobaumes, der in Ostindien und auf dem Malaiischen Archipel heimisch ist.

scheint. Eine einzige, zur Unzeit reif gewordene Manga ward beschafft und bei einer Mahlzeit unter die Schiffsgesellschaft des Ruriks verteilt. Ich kann nach der unzureichenden Probe nichts darüber sagen. Wir haben überhaupt von den Früchten der heißen Zone nur solche genossen, die zu allen Zeiten zu haben sind, und denen zu entgehen nicht möglich war. — Keine Manga! Keine Ananas! Keine Eugenia![1] usw.

Die chinesische Vorstadt ist für den anziehend, der das Reich der Mitte nicht betreten hat. „Non cuivis homini contigit adire Corinthum."[2] Es ist doch, und mögen wir uns noch so sehr über die Chinesen erheben, das Normalreich der konservativen Politik, und wer von den Unseren dieser Fahne folgt, hätte gewiß an jenem Muster vieles zu lernen. Ich meine nicht eben, um Rückschraubungsversuche, die immer mißlich sind, in Dingen vorzunehmen, wo wir einmal tatsächlich weiter vorgeschritten sind als die Chinesen; aber doch um zu ermessen, was zu konservieren frommt, und wie man überhaupt konserviert. Ich bin aber hier außer meinem Fache. Man suche Belehrung in den „Mémoires pour servir à l'histoire de la Chine". Ich habe mich nur als Dilettant an den chinesischen Gesichtern ergötzt.

Ich war am 19. Januar 1818 in Tierra alta wieder eingetroffen. Eschscholtz besuchte mich am 21. Am selben Tage kam auch der Kapitän, der weiter nach Manila fuhr. Ich kehrte am 22. nach Cavite zurück. Der Kapitän traf am 25. aus Manila ein. Der Rurik war segelfertig, die Chronometer wurden eingeschifft. Ich fuhr am 26. frühmorgens in einem leichten Boote nach Manila, frühstückte auf der Eglantine, die vor der Barre unser wartete, hielt einen letzten Umzug nach tagalischen Büchern und vertraute nicht vergeblich auf die Gastfreundschaft von Don Jose Amador. Der Rurik langte am 27. vor der Barre an. Ich schiffte mich am 28. ein, und dieser Tag war der letzte, den wir bei Manila zubrachten. Der Gouverneur kam an unsern Bord und ward mit 15 Kanonenschüssen geehrt. Die Freunde fanden sich ein, und die letzten Stunden, verschönt durch die

[1] Kirschmyrte, Strauch mit immergrünen Blättern. — [2] „Nicht einem jeden gelingt es, nach Korinth zu gelangen" (d. h. das Höchste zu erreichen), nach Horaz, „Episteln" I, 17, 36

reizende Gegenwart der Señora Amador, wurden zu einem fröhlichen und herzlichen Abschiedsfest.

Ich habe einen unserer Freunde nicht genannt, der auf eine Weise, die mir aufgefallen war, oft im Gespräche mit mir der Freimaurerei erwähnt und dennoch die Zeichen einer Weihe nicht erwidert hatte, die aus dem Schatze halbvergessener Jugenderinnerungen wieder hervorzusuchen sein Benehmen mich veranlaßte. An diesem Abend suchte er mich auf und drückte mir die Hand. — Ich erstaunte. „Wie haben Sie doch verleugnet...?" — „Sie reisen ab, aber ich bleibe." Das war seine Antwort, die ich nicht vergessen habe.

Das Sängerchor unserer Matrosen sang zur Janitscharenmusik russische Nationallieder, und die Señora Amador, die in der fröhlichsten Stimmung sich wie eine anmutige Fee unter uns bewegte, warf ihnen nach spanischer Sitte eine Handvoll Piaster zu. — Der Herr von Kotzebue fand darin eine Beleidigung. Er ließ, nachdem unsere Gäste sich entfernt, dieses Geld aufsuchen und sandte es der wohlmeinenden Geberin mit einem Billett zurück, welches, an eine schöne Frau gerichtet, von der Zartheit russischer Sitte keinen günstigeren Begriff gegeben haben kann, als ihm die Freigebigkeit, die er zurückwies, von der spanischen Weise gegeben hatte.

Am 29. Januar 1818 gingen wir mit der Eglantine zugleich unter Segel und verließen die Bucht von Manila.

---

## Von Manila nach dem Vorgebürge der Guten Hoffnung.

Nachdem wir aus der Bucht von Manila am 29. Januar 1818 ausgelaufen, durchkreuzten wir de conserve[1] mit der Eglantine mit günstigem NO.-Wind in westsüdwestlicher Richtung auf vielbefahrener Fahrstraße das Chinesische Meer und hatten am 3. Februar Ansicht von Pulo Sopata. Von hier mit südwestlichem und mehr südlichem Kurs kamen wir am 6. in Ansicht von Pulo Teoman, Pulo Pambeelau und Pulo Aroe (nach Arrowsmith[2], dem ich folge, um bei der schwankenden Recht-

[1] Vgl. oben, S. 104, Anm. 1. — [2] Vgl. oben, S. 287, Anm. 1

schreibung der malaiischen Namen einen Halt an ihm zu haben; nach anderen Pulo Timon, Pisang und Aora). Die Eglantine, die minder schnell als wir segelte, hielt uns auf.

Von diesem westlichsten Punkt unserer Fahrt im Chinesischen Meere steuerten wir nach Süden und etwas östlicher, um die Gaspar-Straße, zwischen der Insel gleiches Namens und Banka, zu erreichen.

Wir durchkreuzten am 8. Februar 1818 am frühen Morgen zum dritten Male den Äquator. Es war für die Russen und Aleuten, die wir zu St. Peter und Paul, zu San Francisco und zu Unalaschka an Bord genommen, das erstemal. Unsere alten Matrosen hatten besonders die Aleuten mit märchenhaften Erzählungen von der furchtbaren Linie und von den Gefahren und Schrecken beim Überschreiten derselben in Angst gesetzt. — Es blieb bei dieser Verhöhnung; es ward keine Taufe vorgenommen, und keine Feierlichkeit fand statt.

An diesem Tage schickte mich der Kapitän mittags zu der Eglantine, um dem Kapitän Guerin Nachtsignale, die noch nicht verabredet worden, mitzuteilen. Ich speiste am Bord der Eglantine. Ein solcher Besuch auf hoher See hat einen besondern Reiz. Wenn man aus der veränderten Umgebung sein eigenes Schiff, womit man reist, unter Segel sieht, so ist es, als stünde man am Fenster, um sich auf der Straße vorübergehen zu sehen. Ich kehrte nachmittags zu dem Rurik zurück.

Von beiden Schiffen hatte man den Tag über im Westen ein malaiisches Segel bemerkt, welches, nur mit der Spitze über den Horizont ragend, denselben Kurs als wir zu halten schien. Abends um 9 Uhr zeigte sich in der Nähe des Ririks Licht — ein Boot, vielleicht jenes Segel. — Der Kapitän ließ sogleich einen Schuß darauf tun, das Licht verschwand, und etliche Kartätschenschüsse wurden noch in die Nacht hinein abgefeuert — hoffentlich ohne Schaden anzurichten. Es mochte übrigens sehr weise sein, in diesem Meere, das nicht für sauber von malaiischem Raubgesindel gehalten wird, auf den ersten Argwohn hin zu zeigen, daß wir Kanonen hatten und nicht schliefen. Die Eglantine, die eine halbe Meile hinter uns war, hielt unsere Schüsse für Notschüsse. Der Kapitän Guerin glaubte uns auf eine

Untiefe geraten und wandte wohlweislich sein Schiff, um selber nicht zu scheitern. Wir legten bei, riefen ihn durch ein Signal herbei, erzählten ihm durch das Sprachrohr den Vorfall und setzten in seiner Begleitung unsern Weg fort.

Eine weitläufigere Beschreibung von dem ganzen Vorfall ist in der Reise von Herrn von Kotzebue, Teil II, Seite 142, nachzusehen, woselbst es heißt: „Fest entschlossen, zu siegen oder zu sterben, ließ ich usw." — Ich verweise darauf.[1]

Am 9. vormittags ward die Insel Gaspar von dem Mastkaupt entdeckt. Wir segelten am Abend südwärts längs ihrer Westküste und ließen um Mitternacht die Anker fallen, als sie uns im Norden lag. Wir gingen mit Tagesanbruch wieder unter Segel und kamen schon am Vormittag durch die Gaspar-Straße.

Die Küste von Banka und die von Sumatra, längs welcher wir die nächstfolgenden Tage segelten, sind niedriges Land. Der Wald, der die Ebene üppig bekleidet, erstreckt sich bis zum Strande; die Form der Palmen ist darin nicht vorherrschend.

Am 11. warfen wir die Anker um Mitternacht und nahmen sie um halb fünf Uhr wieder auf. Am Morgen des 12. segelten wir durch grüne Wiesen, die frei im Meere schwimmende aufkeimende Pflanzen bildeten, vermutlich eine Baumart; die Pflänzchen hatten die Samenhülle bereits abgeworfen. — Wind und Strom zogen diese schwimmenden Saaten zu langhin sich schlängelnden Flüssen. Bald zeigten sich die Zwei Brüder. Diese nahe der niedern Küste von Sumatra liegenden Inselchen gleichen den Niedern Inseln der Südsee, nur sieht man das Meer an denselben nicht branden. Wir glaubten zuerst, daß Büsche von Rhizophoren[2] sich unmittelbar aus der Flut erhöben. Wir segelten zwischen diesen Inseln und dem Hauptlande durch und warfen um sieben Uhr abends die Anker.

Am 13. wehte nur ein schwacher Landwind, der uns zu öfteren Malen gebrach; wir gingen unter Segel und warfen wiederholt die Anker, zuletzt sehr nahe an der Küste von Sumatra. Wir waren in der Nähe der Zupfles-Inseln; die Nordinsel lag

[1] Vgl. auch Chamissos Gedicht „Reise um die Welt", V. 36 ff. in Bd. 2, S. 71 dieser Ausgabe. — [2] Mangrove- oder Wurzelbaum, meist im Meerschlamm heißer Länder wachsend

hinter uns; drei kleine waldbewachsene Inselchen nördlich von uns fehlten auf der Karte. Java war gut zu sehen und nah an dessen Küste ein großes Schiff. In unserer Nähe angelten zwei Fischer auf einem leichten Kahn. Wir machten ihnen, als sie sich uns näherten, kleine Geschenke; sie ruderten sogleich, uns freundlich winkend, an das Land, von wo sie uns bald eine sehr große Schildkröte brachten. Ein anderes Boot brachte uns deren mehrere und außerdem Hühner, Affen und Papageien. Die Menschen wollten dafür Pistolen und Pulver oder Piaster. Schildkröten wurden für unsern und der Matrosen Tisch auf mehrere Tage angeschafft, und außerdem kauften einzelne von der Schiffsgesellschaft Affen von verschiedenen Gattungen und Arten.

Unter diesen Affen, die alle kränkelten, und von denen keiner das Vorgebürge der Guten Hoffnung erreichte, befand sich ein junger, der häßlich, räudig und sehr klein war. Des letztern Umstandes wegen hatten ihn die Matrosen Elliot genannt. Dieses armen verwaisten Affenkindes wollten sich die erwachsenen alle, sowohl Männchen als Weibchen, annehmen; alle wollten ihn an sich reißen, ihn haben, ihn liebkosen, und keiner war doch von seiner Art. Der Untersteuermann Petroff, dem besagter Elliot gehörte, wurde von den Herrn der anderen Affen flehentlich um denselben gebeten. Er teilte seine Gunst und beglückte jeden Tag einen andern. Eschscholtz hat in der Reisebeschreibung einen dieser Affen als eine neue Gattung beschrieben.[1]

Wir hatten ein Pärchen von der Luçon gemeinen Art aus Manila mitgenommen. Diese befanden sich in dem gedeihlichsten Zustande; sie belebten unser Tauwerk wie ihre heimischen Wälder und blieben unsere lustigen Gesellen bis nach St. Petersburg, wo sie glücklich und wohlbehalten ankamen.

Ich finde den Umgang mit Affen belehrend; „denn" — wie Calderon von den Eseln sagt — „denn es sind ja Menschen fast". Sie sind das ganz natürliche Tier, das dem Menschen zum Grunde liegt. Mazurier wußte es wohl; er spielte den

[1] Vgl. in Kotzebues Reisebeschreibung Bd. 3, S. 196 ff. den Aufsatz von Eschscholtz: „Beschreibung einer neuen Affengattung: Presbytis mitrata."

Jocko[1], wie Kean[2] den Othello. Die Charakterverschiedenheit bei Individuen derselben Art ist bei den Affen wie bei den Menschen auffallend. Wie in den mehrsten unserer Häuslichkeiten führte das verschmitztere Weib das Regiment, und der Mann fügte sich.

In Hinsicht der Schildkröten werde ich bemerken, daß ich an der letzten, die geschlachtet ward, und nachdem sie bereits zerlegt worden, phosphorisches Licht wahrnahm; es zeigte sich besonders an dem Bug des einen Vordergliedes. Aber auch am abgeschnittenen Halse leuchteten etliche Teile — ob die Nerven? Das Leuchtende ließ sich mit dem Finger aufnehmen und auf demselben ausbreiten, wo es seinen Schein behielt.

Im Chinesischen Meere, das wir zu verlassen uns anschicken, hatten sich eine Seeschwalbe und ein Pelikan auf dem Rurik fangen lassen; letzterer, nachdem er ein Gefangener auf der Eglantine gewesen war. — Insekten und Schmetterlinge kamen in der Nähe des Landes an unsern Bord. Die Windstille in der Sundastraße versorgte uns mit einer reichen Ausbeute an Seegewürmen, und das von Eschscholtz entdeckte Insekt des hohen Meeres fehlte auch hier nicht.

Ich kehre zu unserm Ankerplatz vom 13. Februar 1818 zurück. — Am Abend besuchten uns die Herren von der Eglantine. Wir nahmen voneinander Abschied. Der Rurik sollte wohl früher als die Eglantine in Europa anlangen; dennoch gab ich dem Kapitän Guerin etliche Zeilen an meine Angehörigen mit.

Der Strom setzte mit einer Schnelligkeit von zwei Knoten abwechselnd bei der Flut in das Chinesische Meer, bei der Ebbe aus demselben in das Indische.

Wir lichteten am 14. mit dem Frühsten die Anker und fuhren bei großer Gewalt der Strömung und schöner Nähe des Landes durch den Kanal zwischen den Zupflen-Inseln, deren wir acht zählten, und dem Stromfelsen in den Indischen Ozean. Wir hatten um 12 Uhr mittags die Eglantine aus dem Gesichte verloren. Wir sahen sie, da uns der Wind zu lavieren zwang, noch einmal um 4 Uhr vor der Insel Krokotoa vor Anker liegen. Wir

[1] Chamisso sah den Komiker Mazurier in einer Affenrolle im Jahre 1825 in Paris; vgl. die Schlußanmerkungen. — [2] Vgl. oben, S. 42, Anm. 3.

hatten am 15. abends die Straße und die Inseln hinter uns. Wir bekamen am 16. den beständigen Ostwind. Wir hatten bisher täglich drei bis vier Schiffe um uns, bald einzeln, bald zugleich gezählt. Am 18. war kein Segel mehr zu sehen.

Wir hatten am 21. die Sonne im Zenith. Am Abend des 2. März ward eine Feuerkugel von ausnehmendem Scheine am nördlichen Himmel gesehen. — Ich habe im Atlantischen Ozean und in anderen Meeren manche Meteore der Art mit ziemlicher Genauigkeit beobachtet. Aber die Wissenschaft verlangt zusammentreffende, gleichzeitige Beobachtungen derselben Erscheinung, und meinen Beobachtungen sind keine anderen entgegengekommen.

Der Fang einer Bonite erfreute uns am 3. März. Wir überschritten am 4. den südlichen Wendekreis. Ein großes Schiff durchkreuzte am Morgen dieses Tages in NNO.-Richtung unsern Kurs. Am Abend flog uns eine Seeschwalbe in die Hände.

Am 12. März, 19° 19′ südlicher Breite, 313° 26′ westlicher Länge, im Süden von Madagaskar, hatten wir den beständigen Wind verloren. Gewitter mit Blitz und Donner, Windstille und Sturm wechselten ab. In der Nacht zum 13., die ausnehmend finster war, befanden wir uns unversehens in der Nähe eines übergroßen Schiffes und in Gefahr, übergesegelt zu werden. Wir sahen in dieser Breite noch Tropikvögel.

Die Nachtgleiche (20. März) brachte uns Stürme. Wir hatten vom 14., erstes Mondviertel, bis zum 21., Vollmond, beständig ein stürmisches Meer und abwechselnd die heftigsten Windstöße, die wir je erlitten. (Gegen 31° südlicher Breite, zwischen 318° und 325° westlicher Länge.) Am 22., dem Ostertage, war das schönste Wetter. Morgens wurde ein Delphin harpuniert von einer ausgezeichneten Art, welche uns noch nicht vorgekommen war.

Am 23., wo der Wind sehr schwach war, wurde vom Masthaupt ein Segel im Norden entdeckt. Wir erreichten am Abend die Mittagslinie von St. Petersburg. Am 27. befanden wir uns schon auf der Bank, welche die Südspitze Afrikas umsäumt, und der Strom trieb uns schnell westwärts unserm Ziele zu. Am 29. hatten wir Ansicht vom Lande, westlich vom

Kap Agulhas[1]. Wir liefen in der Nacht vom 30. zum 31. in die Tafelbai ein.

Da hatte uns der alte Adamastor* einen Trug gespielt und uns in die größte Gefahr verlockt, die wir vielleicht auf der Reise bestanden. Herr von Kotzebue kannte die Tafelbai nicht und mußte wohl keinen Plan von derselben haben. Er sagt selbst: „Durch verschiedene Feuer am Ufer irregeleitet, hatte ich nicht den Ort getroffen, wo die Schiffe gewöhnlich zu liegen pflegen. — — Bei Tagesanbruch merkten wir erst, daß wir nicht vor der Kapstadt geankert, sondern am östlichen Teile der Bai, drei Meilen von der Stadt entfernt." Auf dem Strande vor uns, dem wir in der Nacht zugesteuert waren, und von dem uns der Wind abgehalten hatte, lagen zur Warnung die Wracke verschiedener Schiffe.

Es wehte stürmisch aus Süden. Ein Lotse holte uns aus der gefährlichen Stelle, die wir einnahmen, und brachte uns auf den sichern Ankerplatz vor der Stadt, wo Windstille war oder auch ein leichter Windhauch aus Norden. Der Kapitän fuhr nach der Stadt, und ich mußte auf dem Rurik seine Rückkunft erwarten. Es brannte mir wie Feuer auf den Nägeln. Die Kapstadt ist eine Vorstadt der Heimat. Hier sollte ich in einer deutschen Welt die Spuren mir teurer Menschen wiederfinden; hier erwarteten mich vielleicht Briefe von meinen Angehörigen; hier rechnete ich auf einen Freund, Karl Heinrich Bergius aus Berlin, Ritter des Eisernen Kreuzes, Naturforscher, der vor meiner Abreise als Pharmazeut nach dem Kap gegangen war. Und wie ich nach der Stadt hinübersah, die an diesem schönen Morgen sich nach und nach aus dem Nebel, der über ihr lag, entwickelt hatte und, von der bekannten herrlichen Berggruppe übertürmt, rein vor mir lag: da ruderte aus dem Walde von Masten hervor ein kleines Boot auf den Rurik zu, und Leopold

* Camoens Lusiada[2], V. 51.

[1] Das südlichste Kap von Afrika („Nadelkap"). — [2] Bezieht sich auf eine Episode in Luiz de Camões' Epos „Die Lusiaden", wo der in einen Fels verwandelte Gigant Adamastor den Indien aufsuchenden Portugiesen als Personifikation des gefahrvollen Kaps der Stürme erscheint.

Mundt, ein anderer befreundeter Botaniker aus Berlin, stieg an Bord und fiel mir um den Hals.

Die erste Nachricht, die er mir gab, war eine Todesnachricht. Der wackere Bergius, allgemein geliebt, geachtet und geehrt, hatte am 4. Januar 1818 sein Leben geendet. Mundt selbst war von der preußischen Regierung als Naturforscher und Sammler nach dem Kap geschickt worden.

Sobald der Kapitän wieder eintraf, fuhr ich mit Mundt ab, und zwar zuerst an den Bord der Uranie, Kapitän Freycinet[1]. Sowie der Rurik von seiner Entdeckungsreise müde und enttäuscht heimkehrte, lief eben die Uranie zu einer gleichen Reise in der Blüte der Hoffnung aus und war im Begriff, den hiesigen Hafen zu verlassen. Wir fanden den Kapitän Freycinet nicht an seinem Bord. Seine Offiziere, die zugleich seine Gelehrten waren, behielten uns zu Tische. Ich freute mich des günstigen Zufalls, der mir, obgleich nur flüchtig, ihre Bekanntschaft verschaffte. Es war ihnen verheißen, auf Guajan anzulegen, und für diesen Landungsort hatte ich ihnen manches zu sagen, was da noch übrigblieb zu tun, und hatte ihnen Grüße an meinen Freund Don Luis de Torres aufzutragen. — Einer von den Herren hatte mit einem Chamisso gedient und sollte, falls er mir in der Welt begegnete, mir von ihm und der Familie ein Glückauf zurufen. Hier trat mir zuerst mein wackerer Nebenbuhler und Freund, der Botaniker Gaudichaud[2], entgegen.

Wir kehrten nach Tische zu dem Rurik zurück, und da schnürte ich mein Bündel und zog auf die Zeit unseres Aufenthalts am Kap zu Mundt an das Land.

Man erstaunt selber ob der gesteigerten Tätigkeit, zu welcher man plötzlich, sowie man den Fuß auf das Land setzt, aus dem trägen Schlafe erwacht, von dem man unter Segel sich gebunden fühlte. Ein Blättchen zu schreiben, zehn Seiten zu lesen, das war ein Geschäft, zu dem man mühsam die Zeit suchte, und

[1] Louis Claude Desaulses de Freycinet (1779—1842) unternahm auf dem genannten Schiffe 1817—20 eine Reise um die Welt; die Uranie ging im Jahre 1820 verloren, doch konnte Freycinet seine umfangreichen Sammlungen retten. — [2] Charles Gaudichaud-Beaupré (1789—1854) schrieb unter anderm die „Botanique du voyage autour du monde sur l'Uranie" (1826) für die mit Freycinet unternommene Weltreise.

bevor man sie gefunden, waren die bleiernen Stunden des Tages leer abgelaufen. Jetzt dehnen sich gefällig die vollen Stunden, und zu allem hat man Zeit, und zu allem hat man Kraft; man weiß nichts von Schlaf oder Müdigkeit. „Der Körper hat sich bis auf das Vergessen seiner Bedürfnisse dem Geiste untergeordnet.“*

Wir blieben nur acht Tage am Kap. Während drei dieser Tage wütete ein NO.-Sturm mit solcher Gewalt, daß er die Verbindung zwischen dem Lande und dem Schiffe unterbrach. Mich hemmte der Sturm nicht, ich war die Stunden des Tages in der freien Natur, die Stunden der Nacht mit dem Gesammelten und mit Büchern geschäftig. — Mundt, Krebs, dortiger Pharmazeut und Naturforscher, und andere, meist Freunde meines seligen Freundes Bergius, waren meine Wegweiser und Gefährten.

Wir machten eine große Exkursion auf den Tafelberg; wir bestiegen ihn vor Tagesanbruch von der Seite des Löwenberges[1] und kamen bei dunkler Nacht auf dem mehr betretenen Wege zu der Schlucht hinter der Stadt wieder herab. Die Gefährten legten sich sogleich müde und schlaftrunken hin, erst spät am andern Tage zu erwachen. Ich aber, nachdem ich meine Pflanzen besorgt, studierte die Nacht über eine holländisch-malaiische Grammatik[2], die erste malaiische Sprachlehre, die mir in die Hand gekommen war, und verschaffte mir den ersten Blick in diese Sprache, deren Kenntnis mir zur Vergleichung mit den Mundarten der Philippinen und Südsee-Inseln erfoderlich war. Am frühen Morgen war ich schon am Strande und sammelte Tange.

Unter den Seepflanzen, die ich vom Kap mitgebracht habe, hat eine, oder nach meiner Ansicht haben zwei eine große Rolle in der Wissenschaft gespielt, indem sie für die Verwandlung der Gattungen und Arten in andere Gattungen und Arten Zeugnis

* Dya na Sore[3].

[1] Die Vorstufen des Tafelberges sind der Löwenberg und der Teufelsberg. — [2] Wahrscheinlich Werndly, Maleische Spraakkunst (Amsterdam (1736). — [3] Der idealistische, freimaurerische Ideen verkörpernde Roman „Dya-Na-Sore, oder die Wanderer“ (Leipz. 1787—89) von Wilhelm Friedrich von Meyern.

ablegen gesollt. Ich habe wohl in meinem Leben Märchen geschrieben, aber ich hüte mich, in der Wissenschaft die Phantasie über das Wahrgenommene hinausschweifen zu lassen. Ich kann in einer Natur, wie die der Metamorphosler[1] sein soll, geistig keine Ruhe gewinnen. Beständigkeit müssen die Gattungen und Arten haben, oder es gibt keine. Was trennt mich homo sapiens denn von dem Tiere, dem vollkommneren und dem unvollkommneren, und von der Pflanze, der unvollkommneren und der vollkommneren, wenn jedes Individuum vor- und rückschreitend aus dem einen in den andern Zustand übergehen kann? — Ich sehe in meinen Algen nur einen Sphaerococcus[2], der auf einer Conferva[3] gewachsen ist, nicht etwa wie die Mistel auf einem Baume wächst, nein, wie ein Moos oder eine Flechte.*

Man hat, um sich mit dem Vorgebürge der Guten Hoffnung, der Kapstadt und deren Umgebung bekannt zu machen, zwischen vielen Reisebeschreibungen die Wahl. Ich lasse gern überflüssige Werke ungeschrieben sein, versuche kein neues Gemälde von dieser großartig-eigentümlichen Landschaft zu geben, sondern zeichne mich bloß als Staffage auf das bekannte Bild. Nirgends kann für den Botaniker das Pflanzenkleid der Erde anziehender und behaglicher sein als am Kap. Die Natur breitet ihre Gaben in unerschöpflicher Fülle und Mannigfaltigkeit unter seinen Augen zugleich und unter seiner Hand aus; alles ist ihm erreichbar. Die Heiden und Gebüsche vom Kap scheinen zu seiner Lust, wie die Wälder von Brasilien mit ihren wipfelgetragenen Gärten zu seiner Verzweiflung geschaffen zu sein.

In der Stadt und eine Strecke weit auf dem Fahrwege, der sich um den Fuß des Gebürges zieht, findet man mit Verdruß nur europäische Pinien, Silberpappeln und Eichen. Überallhin bringt der Mensch ein Stück von der Heimat mit sich, so groß wie er kann. — Verläßt man aber den Fahrweg und steigt zu Berge, so entspricht kein Ausdruck der gedrängten Vielfältig-

* „Ein Zweifel und zwei Algen" in „Verhandlungen der Gesellschaft Naturforschender Freunde in Berlin", I. Band, 3tes Stück, 1821.

[1] Vgl. Bd. 1, S. 59*, Z. 15 ff. dieser Ausgabe. — [2] Knopftang, Algengattung der Florideen. — [3] Konferve, Wasserfaden (Algenart).

keit und dem bunten Gemische der Pflanzen. Ich habe mit Mundt auf dem Tafelberge manche Pflanzen gefunden, die ihm bis dahin entgangen waren, und habe, flüchtiger Reisender, aus diesem betretensten der botanischen Gärten manche Pflanzenart mitgebracht, die noch unbeschrieben war. — Und jede Jahreszeit entfaltet eine ihr eigentümliche Flora.

Der Gebürgsstock des Tafelberges, der durch weite Ebnen von den Gebürgen des Innern abgesondert ist, und den man als ein nördlichstes, stehengebliebenes Vorgebürge des mit seinen Bergen im Meere untergegangenen südlicheren Landes betrachten könnte — der Gebürgsstock des Tafelberges unterscheidet sich sehr von den nächsten Bergzügen durch seine Flora, in welcher sich Gattungen und Arten in einem anderen Verhältnis, auf eine eigene charakteristische Weise mischen, und die anscheinlich mehrere ihr ausschließlich eigentümliche Pflanzen besitzt. So ist zum Beispiel die in unsern botanischen Gärten gemeine Protea argentea[1] nur auf dem Tafelberge gefunden worden, und es wäre leicht denkbar, daß eine Laune des Zufalls oder des Menschen sie auf ihrem so beschränkten heimatlichen Boden vertilgte und ihre Art sich nur noch in unsern Treibhäusern erhielte.

Etliche Pflanzer des Innern kamen während meines Hierseins nach der Stadt. Wie sie hörten, daß ein neuer „Blumensucher" da sei, erboten sie sich, mich auf ihre Besitzungen mitzunehmen. Jeder reisende Naturforscher kann darauf rechnen, auf das gastfreundlichste im Innern der Kolonie aufgenommen zu werden.

Der Islamismus und das Christentum sind auf den ostindischen Inseln gleichzeitig gepredigt worden, und die Missionare beider Lehren haben auf demselben Felde gewetteifert. Es war mir auffallend, von mohammedanischen Missionen am Kap sprechen zu hören. — Unter dem Vorwand des Handels, sagte man mir, kommen, die diesem Geschäfte sich widmen, und suchen in das Innere der Kolonie zu dringen. Sie richten sich vorzüglich an die Sklaven, von denen sie nicht wenige bekehren. — Es soll aber auch nicht beispiellos sein, daß Freie und Weiße

[1] Zur umfangreichen Gattung der Proteazeen gehörig, die vor allem in Australien und Südafrika auftreten.

sich zu ihnen bekannt haben. — Ich wiederhole bloß, was ich gehört habe, und kann keine Bürgschaft dafür stellen.

Ich hatte Befehl erhalten, mich am Abend des 6. Aprils einzuschiffen. Wie ich an Bord kam, wurde ein Tag zugegeben, und ich fuhr wieder ans Land. Ich machte am 7. noch eine weite Exkursion mit Mundt und Krebs. Am Abend begleiteten mich beide an Bord. Mundt schlief die Nacht auf dem Rurik. Als wir am Morgen des 8. Aprils 1818 aufwachten, war bereits der Rurik unter Segel und hatte die Schiffe auf der Reede hinter sich zurückgelassen. — Der Kapitän wollte den gepreßten Passagier auf das nächste Schiff zurückschicken. Da zeigte sich ein Boot und ward herbeigeschrieen. Der Eigner begehrte gleich bare Bezahlung. Es zeigte sich, daß Mundt wie ohne Hut, so auch ohne Geld war. — Ich löste schnell den Freund aus, wir umarmten uns, er sprang in das Boot. Der Rurik glitt mit vollen Segeln in die offene See.

## Vom Vorgebürge der Guten Hoffnung nach der Heimat. London. St. Petersburg.

Nachdem wir am 8. April 1818 (nach unserer Schiffsrechnung) die Tafelbai verlassen, erhielten wir auf der gewöhnlichen Fahrstraße der heimkehrenden Schiffe den Passat am 16., durchkreuzten am 18. den südlichen Wendekreis und erreichten am 21. die Mittagslinie von Greenwich. Hier erst korrigierten wir unsere Zeitrechnung und schrieben, die von Greenwich annehmend, anstatt Dienstag den 21. Mittwoch den 22.

Am 24. April 1818 hatten wir Ansicht von St. Helena. Unser Kapitän hegte den Wunsch, an dem Felsen des gefesselten Prometheus anzulegen; das ist begreiflich. Die hohen Mächte hatten Kommissare auf der Insel. Es konnte nicht unnatürlich scheinen, daß ein russisches Kriegsschiff sich dem russischen Kommissar (Grafen Balleman) erböte, seine Depeschen zu befördern. Die englische Kriegsbrigg, die über dem Winde der Insel kreuzte, visitierte uns. Der Offizier, der an Bord kam, trat mit gespannter Pistole in die Kajüte des Kapitäns. Nach eingesehenen Pa-

pieren gab er uns die Weisung, uns während der Nacht, die zu dämmern begann, in der Nähe der Insel aufzuhalten und am andern Morgen nach Jamestown[1] zu steuern. — Die Brigg machte Signale; der Telegraph auf dem Lande setzte sich in Bewegung; die Nacht brach ein.

Wir segelten am Morgen der Stadt und dem Ankerplatze entgegen. Eine Batterie gab uns durch eine Kanonenkugel, die vor dem Schiffe die Luft durchpfiff, zu verstehen, daß wir nicht weitergehen möchten. — Der Telegraph war in Tätigkeit; eine Barke stieß vom Admiralschiff ab und ruderte auf uns zu. Wir glaubten jener Barke entgegenfahren zu dürfen, nahmen den alten Kurs wieder und erhielten, auf demselben Punkt angelangt, eine zweite Kanonenkugel. Der Offizier, der an unsern Bord gekommen war, erbot sich, uns auf die Reede zu führen: die Batterie, meinte er, habe keine Befugnis, auf uns zu feuern, und werde es jetzt nicht wieder tun. Wir steuerten mit unserm Geleitsmann wiederum auf den Hafen und erhielten sofort die dritte Kanonenkugel. — Darauf stieg der Offizier wieder in sein Boot und ruderte an sein Schiff zurück, um Mißverständnissen ein Ziel zu setzen, welche nur von der Abwesenheit des Gouverneurs herrühren konnten, der nicht in der Stadt, sondern auf seinem Landhause war. — Mittlerweile lichteten alle Kriegsschiffe, die auf der Reede lagen, die Anker und gingen unter Segel. — Wir warteten bis nach 12 Uhr; da wir um diese Zeit noch ohne Nachricht waren, strichen wir mit einer Kanonenkugel die Flagge und nahmen nach einer Versäumnis von beiläufig 18 Stunden unsern Kurs wieder nach Norden.

Ich bemerke beiläufig, daß nach Seemannsbrauch bei derart Unterhaltung, welche die Batterie mit uns führte, die erste Kugel über das Schiff, die zweite durch das Tauwerk und die dritte in die Kajüte des Kapitäns geschickt zu werden pflegt. Die Batterie hatte eigentlich dreimal den ersten Schuß, aber keinen zweiten auf uns abgefeuert. Es ist übrigens einleuchtend, daß in dem Verfahren der Wachtbrigg, des Admiralschiffes und der Landbatterie keine Übereinstimmung stattfand; und die

[1] Hauptort auf St. Helena.

Schuld an der Verwirrung, die in Hinsicht unser herrschte, können wir nur dem Gouverneur beimessen.

Ich ward in diesen Tagen eines Mißverständnisses wegen von dem Kapitän vorgefodert. Es kam zu Erörterungen, wobei die liebenswerte Rechtlichkeit des kränklich-reizbaren Mannes in dem schönsten Lichte erschien. Er erkannte, daß er sich in mir geirrt, bot mir die Hand, wollte selber die Hälfte der Schuld auf sich nehmen, ich solle zu der anderen mich bekennen. Und wahrlich, ich mochte zur Unzeit seiner Empfindlichkeit Stolz und Trotz entgegengesetzt haben. Alles, was ich zu dulden gehabt, war vergessen und aller Groll ins Meer versenkt.

Wir sahen am 30. April die Insel Ajzension, die wir im Westen liegen ließen. Die Schildkröten, die man auf ihrem Strande zu finden hoffen kann, bewogen uns nicht, eine Landung zu versuchen. — Auf den Bergen ruhten Wolken. Viele Vögel waren zu sehen.

Am 6. Mai überschritten wir vor Tagesanbruch zum vierten und letzten Male den Äquator. Der Tag wurde festlich begangen. — Ich habe von der Komödie, welche die Matrosen aufführten, keine Erinnerung. Da mußte ich wohl nicht mit ganzem Herzen dabei sein.

Wir hatten den Passat verloren und hatten leichte spielende Winde und Windstille. Wir hatten am 5. ein Schiff gesehen, am 8. zeigte sich ein anderes. Am Abend dieses Tages war ein Regen gleich einem Wolkenbruche, und es donnerte stark.

Wir bekamen am 12. Mai den nördlichen Passat, behielten ihn bis zu dem 26., wo der Wind zum Südosten überging, und durchschnitten ungefähr vom 22. bis zum 30. Mai zwischen dem 20.° und 36.° nördlicher Breite und dem 35.° und 37.° westlicher Länge das Meer des Sargasso. So wird geheißen eine weite Wiese schwimmenden, von dem unbekannten Felsenstrande, wo er erzeugt worden sein muß, abgerissenen und von dem weiten Strudel der Seeströmung in die Mitte ihres Kreislaufes zusammengespülten Seetanges, meist von einer und derselben Art. Ich will mit diesen flüchtigen Worten nur dem Laien das gebrauchte Wort erklären. Die Sache selbst läßt dem Gelehrten noch viel zu denken und zu erforschen übrig.

Seit wir die Linie durchkreuzt hatten, nahm die Zahl der Schiffe zu, die wir fast täglich sahen. Wir zeigten oft wechselseitig unsere Flaggen. Am 29. Mai sahen wir eine Flasche im Meere schwimmen, die wir aber nicht aufnahmen. — Was mochte die Schrift besagen, die sie vermutlich enthielt? Am 1. Juni sprach uns ein amerikanischer Scunner und erhielt von uns Zwieback, woran er Mangel litt.

Wir sahen am 3. Juni 1818 die Insel Flores, die westlichste der Azorischen Inseln, und steuerten von da dem Kanale zu. Am 5. kam uns ein Schiffswrack in Sicht. Es wurde weiter nicht untersucht. Die Zahl der Schiffe nahm zu; mehrere hielten mit uns denselben Kurs; wir unterhielten uns mit einigen.

Am 15. waren wir am Eingang des Kanals, ohne noch Ansicht des Landes zu haben. Eine englische Flotte war zu sehen. Ein Lotse stieg an unsern Bord. Die erste Nachricht, die ich erhielt, war eine Todesnachricht: in einem Zeitungsblatte, das jener mitbrachte, wurde eine Ausgabe der Werke der verstorbenen Frau von Staël[1] angekündigt.

Am Abend des 16. Juni 1818 lagen wir auf der Reede von Portsmouth vor Cowes vor Anker neben einem Amerikaner, dem wir bereits zu Hana-ruru und zu Manila begegnet waren. Am Abend des 17. waren wir im Hafen.

Meine erste Sorge war, die Briefe, die ich vorsorglich zur See geschrieben, nach allen vier Winden zu verstreuen. Ich war auf heimatlich europäischem Boden und konnte noch so bald nicht Nachricht von denen erwirken, durch die mir ein bestimmter Punkt der überall nährenden Erde zur Heimat geworden. — Ich will euch, Freunde, noch zum Zwischenspiel einladen, mich auf einen schnellen Ausflug nach London zu begleiten. Aber meine Seele durstete nur nach dem Einen, nach Briefen von den Freunden, und ich konnte erst im heimatlichen Berlin zur Ruhe gelangen.

Ich finde in einem vom Kanal datierten Briefe von mir die Worte: „Ich kehre dir[2] zurück, der sonst ich war — ganz — etwas ermüdet, nicht gesättiget von dieser Reise — bereit noch,

[1] Sie war am 14. Juli 1817 gestorben. — [2] Eduard Hitzig.

unter diesen oder jenen Umständen wieder in die Welt zu gehen, und ‚den Mantel umgeschlagen'."

Ich trat am 18. morgens in Portsmouth in das erste beste Haus hinein, mich nach Schneider, Schuster usw. zu erkundigen. Ich wurde festgehalten: „Was brauchen Sie?" — „Alles — und will mit dem Wagen, der morgen um 4 Uhr nachmittags abgeht, nach London fahren." — Stoffe, Zeuge, Kattun, Leinwand wurden mir zur Auswahl vorgelegt. Arbeiter nahmen Maß; Hüte, Stiefeln wurden anprobiert, Strümpfe ausgesucht, die Bestellung genau gemerkt. Ich wurde in der Zeit von zehn Minuten fertig. — Am 19. um halb vier bekam ich auf dem Rurik meinen gepackten Koffer, alles nach Muster und Vorschrift, die Wäsche neu genäht, gezeichnet, gewaschen und geplättet. Verdrießlich war mir nur die Ängstlichkeit, mit welcher nach dem Gelde gelangt wurde, bevor man die Ware aus der Hand ließ.

In England beginnt der Arbeitstag in der Regel um 10 Uhr des Morgens und endigt nachmittags um vier. Ein Wagen zwischen Portsmouth und London fährt nachmittags um 4 Uhr ab und langt am andern Morgen um 10 Uhr an; der Geschäftsmann hat auf der Reise keine Stunde Zeit versäumt. — Ein anderer Wagen fährt bei Tage für andere Leute.

Ich saß um 4 Uhr im Wagen und sah aus dem Schlage die Markſteine mit unglaublicher Schnelligkeit vorübergleiten. Ich erkannte im Fluge manche Pflanzen der heimischen Flora, und der purpurne Fingerhut mit seinen hohen Blütenrispen schien mir ein freundliches Willkommen zuzuwinken.

Auf der Decke des Wagens, ich hätte fast gesagt auf dem Verdecke, hatten mehrere auf Urlaub entlassene Zöglinge einer Seeschule ihre Plätze. Die jungen Leute übten ihre Kletterkünste an der pfeilschnell rollenden Maschine auf eine ergötzliche Weise und waren überall eher als da, wo sie sollten.

Ich hatte mich als den Titulargelehrten der russischen Entdeckungsexpedition zu erkennen gegeben; die Gefährten der Fahrt hatten für mich, den Fremden, Aufmerksamkeiten, die ich weit entfernt war zu erwarten.

Ich wurde mitten in der Nacht aus dem festesten, gesun-

besten Schlafe geweckt; es sollte gespeist werden. Man erwies sich dienstfertig meiner schlaftrunkenen Unbeholfenheit. Die Augen halb eröffnend, versuchte ich nacheinander in Babel-Rurikischer Sprachverwirrung alle Zungen der redenden Menschen, die ich kannte und nicht kannte, bevor ich auf die rechte kam und mich auf Old England wiederfand.

Unter jenen Schülern, die zu unserer Reisegesellschaft gehörten, befand sich ein geborener Russe. Der wurde mir vorgestellt, und ich sollte mich mit ihm unterhalten. Das war ich mit dem besten Willen nicht imstande zu tun.

Welch ein Glücksfund, welch eine Perle für eine gut eingerichtete Polizei! Ein Mensch, der ohne Paß und ohne Papiere irgend einer Art sich nach der Residenz begibt; der, um sich recht zu verstecken, sich für einen Russen ausgibt, und von dem ein besonderes Glück sogleich an den Tag legt, daß er die Sprache nicht versteht. Die armen Engländer genießen aber der wohltätigen Einrichtung nicht. Die Verlegenheit, die mich verriet, wurde nicht einmal bemerkt; man glaubte mir aufs Wort, und ich war so sicher wie bei uns ein Spitzbube, der sich selber seine Pässe geschmiedet hat.

Ich stieg aus Unkenntnis der Stadt in der City ab, Fleet-Street, Belle Sauvage-Inn. Die Welt, in welcher ich mich bewegen wollte, war in Westminster, Piccadilly. Sieben Tage in London fassen mehr Erlebtes, mehr Gesehenes als drei Jahre an Bord eines Schiffes auf hoher See und in Ansicht fremder Küsten; — in London, das nächst und abwechselnd mit Paris die Geschichte für die übrige Welt macht und verkündigt. — Ich werde nicht von jedem Vogel, den ich hier habe fliegen sehen, Rechenschaft ablegen.

Ich habe in London ausschließlich mit Gelehrten gelebt und in Museen, Herbarien, Bibliotheken, Gärten und Menagerien meine Zeit verbracht. Schon die Namen der Männer herzuzählen, denen ich mich dankbar verpflichtet fühle, würde mich zu weit führen. Die Bibliothek von Sir Joseph Banks[1] war gleichsam mein Hauptquartier. Sir Robert Brown[2], welcher

[1] Vgl. oben, S. 164, Anm. 1. — [2] Vgl. unten, S. 341, Anm. 4

derselben vorstand, war für mich von ausnehmender Dienstfertigkeit. — Ich hatte die Ehre, Sir Joseph Banks vorgestellt zu werden. Ich sah unter andern bei ihm den Kapitän James Burney, den Gefährten Cooks auf seiner dritten Reise und Verfasser von der „Chronological history of the discoveries in the South Sea", einem Meisterwerke gründlicher Gelehrsamkeit und seltener gesunder Kritik[1]. — Mich erkühnt zu haben in der Frage, „ob Asien und Amerika zusammenhangen oder durch die See getrennt sind", gegen einen Mann wie James Burney aufzutreten und Recht gegen ihn behalten zu haben, ist eines der Dinge, die mich in meinen eigenen Augen ehren.

Ich ging einst in einem Museum auf und ab, die Schreibtafel in der Hand, und schrieb mir über Gegenstände, die meine Aufmerksamkeit besonders fesselten, Notata auf. Ein Gleiches tat mit großem Eifer ein rascher, lebendiger Mann; der Zufall führte uns zusammen, und er redete mich an. Er mochte bald an meinen Antworten merken, daß ich kein geborner Engländer sei; er fragte mich auf Französisch, ob er sich dieser Sprache bedienen solle. Ich aber rief in der Freude meines Herzens auf Deutsch aus: „Das ist ja meine Muttersprache!" — „So wollen wir Deutsch reden", fuhr auf Deutsch Sir Hamilton Smith[2] fort, und er ward seit der Stunde mein gefälliger und gelehrter Wegweiser in den verschiedenen Museen, die wir zusammen zu besuchen uns verabredeten.

Ich lernte zuerst in London Cuvier[3] kennen und begegnete auch dort dem Professor Otto[4] aus Breslau, der mir manche Nachrichten aus der Heimat mitteilte.

Der bekannte Herr Hunnemann[5] war mir in allen Dingen dienst- und hülfreich; er war mein Rat, mein Führer, mein Dolmetscher. Er widmete meinem Dienste einen großen Teil seiner ihm kostbaren Zeit. Er half mir alles, was mir auf der Reise

---

[1] Das genannte Werk von James Burney (1750—1821) erschien 1803—1817 in 5 Bänden. — [2] Nach einem Brief an Hitzig: Major. — [3] Vgl. oben, S. 127, Anm. 1. — [4] Adolf Wilhelm Otto (1786—1845), Professor der Medizin an der Universität Breslau, machte in den Jahren 1818 und 1819 eine Reise nach Schottland, England, Holland, Frankreich und Italien. — [5] Hunnemann, ein heute nahezu unbekannter Botaniker jener Zeit, dessen Name sich nur noch in einigen lateinischen Pflanzenbezeichnungen erhalten hat.

an Instrumenten, Büchern, Karten gefehlt hatte, nachträglich zusammenbringen, um mich zu der Heimfahrt auszurüsten, wie ich es zur Ausfahrt hätte sein sollen. — Hätte wohl, wer darüber lächelt, es viel klüger gemacht? Ich meinerseits bin bei jedem neuen Kapitel meines Lebens, das ich schlecht und recht, so gut es gehen will, ablebe, bescheidentlich darauf gefaßt, daß es mir erst am Ende die Weisheit bringen werde, deren ich gleich zu Anfang bedurft hätte, und daß ich auf meinem Sterbekissen die versäumte Weisheit meines Lebens finden werde. — Und ich bin ohne Reue, weil ich nicht wissentlich und mit Willen gefehlt, und weil ich die Meinung habe, daß es anderen nicht viel anders geht als mir. — Aber ich sprach von meinen Ankäufen, denen ich beiläufig 100 Pfund bestimmt hatte. — Ich fand in Arrowsmith[1] einen liebenswerten, liberalen Gelehrten. Er sagte, wir hätten für ihn gearbeitet, und schenkte mir die Karte, die ich von ihm zu kaufen begehrte.

Der ich die letzten Jahre in der Natur gelebt, fühlte jetzt zu der Kunst, welche die Natur nach dem Bedürfnisse des geistigen Menschen vergeistigt, einen unaussprechlichen, unwiderstehlichen Zug; und von den kurzgezählten Stunden, die ich in London zu verleben hatte, mußte ich mehrere widmen, Beruhigung im Anschauen der Kartons von Raphael oder der Antike zu suchen.

Die französische Restauration, welche sich die nächstvergangene Geschichte zu verleugnen bemühte, beeiferte sich hergebrachterweise, Standbilder umzustürzen und Inschriften und Namenszüge auszukratzen. Aber die öffentliche Meinung Europas verbot ihr, Kunstwerke, die sie in Schutz nahm, zu vernichten. Sie hatte den Mittelweg erwählt, diese Träger verhaßter Erinnerungen wenigstens von ihrer Wurzel abzulösen und dieselben als Geschenke den Fremden zuzuwerfen. Ich wußte, daß der Napoleon von Canova[2] dem Lord Wellington zugeteilt worden und in London sich befinden mußte. Längst war ich auf diese Statue aufmerksam geworden, und ich begehrte gar sehr zu sehen, wie Canova den Kaiser idealisiert, um darüber zur

[1] Vgl. oben, S. 287, Anm. 1. — [2] Antonio Canova (1757—1822), italienischer Bildhauer antikisierender Richtung.

Klarheit zu kommen, ob der vieux Sergeant de la Garde[1], an welchen ich dieses Kunstwerk gerichtet wissen wollte, in dem griechisch nackten Halbgott seinen vergötterten petit Caporal[2] erkennen könne.

„Hier", sagte mir Robert Brown auf dem Wege nach Kew[3], wohin er die Güte hatte mich zu begleiten, — „hier in diesem Hause, hinter dieser Tür steht die Bildsäule, von der wir sprechen." Und ich darauf: „So lasset uns hingehen, klopfen oder klingeln; die Tür wird aufgehen, und wir sehen hinein." — „Wenn Sie wünschen, das Bild zu sehen", erwiderte, der Sitte kundig, Robert Brown, „so will ich an Sir Joseph Banks schreiben; auf dessen Bitte wird Ihnen sonder Zweifel die Erlaubnis erteilt werden. — Oder auch der russische oder der preußische Gesandte." — Ich kann einmal keine großen Mittel an kleine Zwecke setzen und Polyspasten[4] anwenden, um eine Feder zu bewegen. Ich schüttelte mit dem Kopfe, und wir gingen weiter.

Herr von Kotzebue war mit mir zugleich in London. Ich sah ihn flüchtig. Er hatte sich dem russischen Gesandten angeschlossen, war dem Prinz-Regenten und dem Großfürsten Nikolai Pawlowitsch vorgestellt worden und klagte, daß seine Zeit anders ausgefüllt werde, als er gewünscht hätte, und daß er von dem, was ihn interessiere, nur wenig zu sehen bekomme.

Aber ich bin in London und spreche bis jetzt von London nicht. — Man trifft auch anderswo naturhistorische Sammlungen an und dem Fremden hülfreich gefällige Gelehrte. Manche Stadt ist reicher als diese an Schätzen der Kunst.

Wahrlich, ich wanderte nicht ein Blinder durch diese bewunderungswürdige Welt, welche sich mir, von den Parlamentswahlen aufgeregt, in ihrem Wesen enthüllte. Auf dem öffentlichen Markte bewegt sich in England das öffentliche Leben mit Parlamentswahlen, Volksversammlungen, Aufzügen, Reden aller Arten. — Was hinter Mauern gesprochen wird, hallt auf den Straßen nach, die zu allen Zeiten von Ausrufern, von Ausstreuern von Flug- und Zeitschriften, nachts von transparenten

[1] „Der alte Sergeant der Garde." — [2] „Der kleine Korporal" (Beiname Napoleons I.). — [3] Dorf in der Grafschaft Surrey, westlich von London, mit berühmtem botanischen Garten. — [4] Flaschenzüge.

Bildern und Inschriften durchströmet werden. Die Mauern von London mit ihren politischen Plakaten sind für den Fremden, der seinen Augen nicht traut, das märchenhaft wundersamste, das unglaublichste Buch, das er je zu sehen bekommen kann. Und diese heiligen Freiheiten sind es, die das Gebäude sicherstellen, indem sie jeglicher Kraft, und auch der zerstörenden, ihr freies Spiel in die freien Lüfte hin zugestehen. Diese heiligen Freiheiten sind es, welche die notwendig gewordene, zu lange verzögerte, zeitüberreife Revolution, die zu bewirken jetzt England geschäftig ist, hoffentlich als ruhige Evolution gestalten werden, — eine Revolution, die längst schon jeden anderen Boden mit schauerlichem, aus Staub und Blut gemischtem Schlamme überspült hätte.

Der Herzog von Wellington hat durch das unzeitig widerstrebende Wort „No reform" diese Revolution begonnen.[1] Er hat das Schiff dem Winde und Strome übergeben, die es unwiderstehlich dahinreißen; derselbe Herzog hat sich jetzt des Steuerruders angemaßt und verspricht sich, es unter gerefften Sturmsegeln an den Klippen vorüberzusteuern, aber abwärts, immer abwärts dem Ziele zu.

Zu Vergleichungen geneigt, werfe ich abseits von London den Blick zuerst auf Paris. Da sollen las narizes del Volcan, die Sicherheitsventile des Dampfkessels, zugedammt und zugelötet werden. Das öffentliche Leben wird in das innere Gebäude gewaltsam eingezwängt und kann sich nur als Emeute oder Aufruhr einen Weg auf den Markt bahnen. Auf den Mauern von Paris werden noch nur neben den Theater-Anschlagezetteln Buchhändleranzeigen u. d. m. Privatangelegenheiten verhandelt. Da erhebt der Kaufmann seine Ware über die seines Nachbars, da führt Brotneid kleinliche Zwiste usw.

Man ist über dem Rheine zu keinem öffentlichen Leben erwacht. Daß es trotzdem Gesinnungen gibt, tüchtige, taten-

[1] Wellington, von 1828—30 Mitglied des Tory-Ministeriums, widersetzte sich der Parlaments-Reform (vgl. die Fußnote über James Grey, S. 291, Anm. 1) und war später nach dem Sturze des Whig-Ministeriums nur kurze Zeit (1834—35) Mitglied des Ministeriums unter Peel. Seine aus den Napoleonischen Kriegen herrührende Popularität litt sehr unter diesem Widerstande.

mächtige, hat das Jahr 1813 dargetan, wird jedes dem ähnliche Sternenjahr dartun, das über Deutschland aufgehen wird. — Man liest in Berlin noch an den Straßenecken die Komödien- und Konzertzettel, den Anschlagzettel vom großen Elefanten, vom starken Manne und von den Dingen überhaupt, die da zu sehen sind; endlich noch Versteigerungsankündigungen.

In St. Petersburg darf kein Erzeugnis der Presse den Augen des Volkes ausgestellt werden. Die Mauern werden reingehalten, und der Komödienzettel wird unter dem Mantel in die Häuser eingeschwärzt, die nach demselben begehren.

Ich kehre zurück, von wo ich ausgegangen. Ich las von den Mauern Londons das Plakat ab, womit sich Lord Thomas Cochrane[1] von seinen Kommittenten[2], den Wählern von Westminster, verabschiedete. Nach manchen Schmähungen gegen die Minister kam er auf den Helden zu sprechen, den jene widergesetzlich, widerrechtlich auf St. Helena gefangen hielten. Sie selber, nicht Napoleon, gehörten in diesen Kerker. Es gebühre sich, ihn zu befreien und sie an seiner Statt einzusperren. Stünde sonst keiner auf, solches zu unternehmen, er, Lord Thomas Cochrane, sei der Mann es zu tun.

Dieses Kriegsmanifest hatte in London nichts Anstößigeres als in Berlin der Anschlagzettel der Oper „Alcidor"[3]. Es stand im Schutze der Sitte.

Ich kam vor das Wahlgerüste für Westminster auf Covent Garden eine halbe Stunde zu spät, um den Premierminister zur Rüge eines unpopulären Verfahrens bei Ausübung seines Rechtes als Wähler mit Kot bewerfen zu sehen; eine echt volkstümliche Lustbarkeit, der beigewohnt zu haben der lernbegierige Reisende für eine wahre Gunst des Schicksals ansehen müßte.

Wir wissen noch aus Überlieferung, daß sonst zu den akademischen Freiheiten der auf deutschen Hochschulen studierenden

---

[1] Der schottische Lord Thomas Cochrane (1775—1860) war im Jahre 1814 angeklagt, falsche Nachrichten über den Tod Napoleons I. zum Zweck der Börsenspekulation verbreitet zu haben, und wurde, obwohl unschuldig, aus dem Flottendienst und aus dem Parlament ausgestoßen und zu einjähriger Gefängnishaft verurteilt. Trotzdem wählten ihn seine Wähler in Westminster danach wieder ins Parlament. — [2] Engl. committents, Auftraggeber, Wähler. — [3] „Alcidor", Oper (1825) von Spontini, der seit 1820 Generalmusikdirektor in Berlin war.

Jugend die allenfalls mit etlichen Tagen Karzer zu erkaufende Befugnis gehörte, einem mißfälligen Lehrer die Fenster einzuwerfen, ohne daß von Verschwörung gegen Kirche und Staat die Rede war. Bei solchen Gelegenheiten flog einmal dem alten Johann Reinhold Forster[1] ein faustdicker Stein auf den Arbeitstisch; den Stein nahm er zornig auf, und, das Fenster aufreißend, warf er ihn den Studenten wieder zurück, ihnen zurufend: „Den hat ein Fuchs geworfen!“

Ähnliches kam, ins Englische übersetzt, bei den mehrerwähnten Wahlen vor. Das Volk hatte von seiner unbestrittenen Befugnis gegen einen ministeriellen Kandidaten Gebrauch gemacht und denselben mit Kot beworfen. Aber auch ein Stein war geflogen; wenigstens gab der Gemißhandelte vor, von einem solchen getroffen worden zu sein, und legte sich zu Bette. Es wurden Bulletins ausgegeben, und der schicksalige Stein schien mit Stimmen, die dem Verletzten zuflossen, aufgewogen werden zu sollen. Sein Gegner hielt, als ich vor das Gerüste trat, eine Rede, worin er das Ereignis besprach. Er erklärte: derjenige, welcher jenen Stein geworfen, könne kein Engländer gewesen sein; da deckte der rauschende Beifall der Versammlung die Stimme des Redners.

Am 26. Juni 1818 um 4 Uhr nachmittags brachte mich Herr Hunnemann[2] zu dem Wagen, der nach Portsmouth abfuhr. Meine Ankäufe, die er einpacken zu lassen übernommen hatte, füllten eine mäßige Kiste, die ich mit auf den Wagen nahm. Ich umarmte den mir unvergeßlichen Landsmann und nahm Abschied von der Weltstadt London.

Ich war am 27. Juni in Portsmouth. Ich fand keine Briefe vor; kein Gegengruß von meinen Lieben erreichte mich in England, keine Nachricht von ihnen. Der Rurik ging am 29. auf die Reede und am 30. unter Segel. Wir gingen am 1. Juli durch die Doverstraße, verloren am 2. das Land aus dem Gesichte, sahen Jütland am 10., gingen am 11. durch den Sund und waren am 12. vor Kopenhagen. Wir sollten ohne anzuhalten vorüber-

[1] Johann Reinhold Forster (1729—98), Reisender und Naturforscher, begleitete Cook auf seiner zweiten Entdeckungsreise und wurde 1780 von Friedrich dem Großen als Professor nach Halle berufen. — [2] Vgl. oben, S. 316, Anm. 5.

fahren; der Wind, der uns gebrach, entschied es anders. Ich durfte auf eine flüchtige Stunde ans Land. Ich empfing den ersten Gruß von der Heimat und umarmte die alten Freunde.

Wir lichteten am 13. die Anker. Wir liefen am 23. in den Hafen von Reval ein, wo der Kapitän den Herrn von Krusenstern[1] sprechen wollte. Dieser war nicht in der Stadt und traf erst am dritten Tag ein. Wir gingen am 27. unter Segel, waren am 31. Juli vor Kronstadt; am 3. August 1818 lag der Rurik zu St. Petersburg in der Newa vor dem Hause des Grafen Romanzoff vor Anker.

Der Graf war auf seinen Gütern in Kleinrußland und mußte erwartet werden, um die kleine Welt aufzulösen, die solange in seinem Namen zusammengehalten hatte. Herr von Krusenstern traf erst ungefähr 14 Tage nach uns ein. Es wurden etliche obere Zimmer im Hause des Grafen Romanzoff dem Herrn von Kotzebue und seiner Schiffsgesellschaft eröffnet; mich selbst zog ein hier ansässiger Preuße, ein Universitätsfreund, gastlich an seinen Herd[2]; ich verließ den Rurik.

Aber ich hatte keinen Paß, und hier war die Polizei gegen Fremde viel vorzüglicher eingerichtet als in England. Indes hatte ich an der preußischen Gesandtschaft vorläufig einen Schutz, und was läßt sich nicht ins Geleise bringen, wenn man Freunde hat.

Ich hatte in St. Petersburg nur das eine Geschäft, mich sobald als möglich von St. Petersburg frei zu machen. Ich kehrte mich von jeder Aussicht ab, die mir in Rußland eröffnet werden sollte, und wich hartnäckig jedem Antrag aus, mich durch irgendein Verhältnis binden zu lassen. Mich zog heimatlich ein anderes Land. Ich werde diesem Geschwätze hohe Namen nicht einmischen. Mein Herz hing an Preußen, und ich wollte nach Berlin zurückekehren.

Ich habe in St. Petersburg nur mit Deutschen, nur mit Sprach- und Herzensverwandten vertraulich gelebt; ich bin in

---

[1] Vgl. oben, S. 23, Anm. 1. — [2] Rudolf Lichtenstädt; vgl. das Gedicht „An Hitzig", Bd. 2, S. 69, Z. 22 und Anm. 3 dieser Ausgabe.

das russische Leben nicht eingedrungen; ich werde nur über die äußere Erscheinung der Stadt einige flüchtige Bemerkungen hinwerfen, zu denen mich die Vergleichung mit London auffodert.

London ist entsprechend dem Begriffe einer großen Stadt ein riesenhafter Menschen-Ameisenhaufen, ein unermeßlicher Menschen-Bienenbau, bei dessen Ansätzen ungleiche Kräfte unregelmäßige Zellen hervorgebracht haben. Das Bedürfnis hat die Menschen zusammengebracht; sie haben nach dem Bedürfnis sich angebaut; ein Naturgesetz, das als Zufall erscheint, hat den Plan vorgezeichnet, die Willkür hat keinen Teil daran; und wenn die Stadt stellenweise dekoriert worden, beweist es bloß, daß Dekorieren dem Menschen zum Bedürfnis geworden ist.

St. Petersburg ist eine großartig angelegte und prächtig ausgeführte Dekoration. Die Schiffahrt, die zwischen Kronstadt und dem Ausfluß der Newa das Meer belebt, deutet auf einen volk- und handelreichen Platz! Man tritt in die Stadt ein — das Volk verschwindet in den breiten, unabsehbar langgezogenen Straßen, und Gras wächst überall zwischen den Pflastersteinen. Dekoration im einzelnen wie im ganzen; der Schein ist in allem zum Wesen gemacht worden. Mit den edelsten Materialien, mit Gußeisen und Granit wird dekoriert; aber man findet stellenweise, um die unterbrochene Gleichförmigkeit wiederherzustellen, den Granit als Gußeisen geschwärzt und das Gußeisen als Granit gemalt. Die Stadt wird alle drei Jahre aufs neue und in den Farben, die polizeilich den Hauseigentümern vorgeschrieben werden, angestrichen, außerdem noch außerordentlich bei außerordentlichen Gelegenheiten, zum Empfang eines königlichen Gastes u. d. m.; dann wird auch das Gras aus den Straßen ausgereutet. Der Herrscher sprach einst das Wohlgefallen aus, mit welchem er auf einer Reise massive Häuser gesehen, an denen alles Holzwerk, Türen und Fensterladen, von Eichenholz gewesen. Darauf wurden Maler polizeilich angelernt und Türen und Fensterladen aller Häuser der Stadt auf Kosten der Eigentümer als Eichenholz bemalt. Da kamen die Maler in das Viertel, wo die reichen englischen Handelsherren wohnen, und wo der Luxus eichenhölzerner Türen und Fenster-

laden nicht selten ist — und sie begannen, das wirkliche Eichenholz wie Eichenholz zu übermalen. — Die Eigentümer verwahrten sich dagegen und schützten vor, es sei ja schon Eichenholz — vergebens; der Vorschrift einer hohen Polizei mußte genügt werden.

Mit Monumenten, denen man Heiligkeit beizulegen sich volkstümlich beeifern sollte, wird wie mit eiteln Dekorationen verfahren und gespielt. Die Romanzoffs-Säule[1] wird von einem Ufer der Newa auf das andere hinübergebracht, um dort zu einem neuen Point de Vue zu dienen, und es wird beantragt, die Statue des Zaren Peters des Großen zu einer ähnlichen Verschönerung von der Stelle, die sie jetzt einnimmt, zu verrücken.

Es ist mir schmerzlich, hier ein scharfes Urteil sprechen zu müssen, welches gleiche Unheiligkeit trifft, deren man sich in der Heimat auch schuldig gemacht. Aber was ist denn ein Monument? Ein Fleck Erde wird dem Gedächtnis eines Mannes oder einer Tat geweiht; da setzt man einen Stein auf und peitscht die Kinder bei dem Steine und sagt ihnen dabei: erinnert euch an das und das. So wird unter den Menschen die Sage, die mündliche Überlieferung an ein bestimmtes Äußeres gebunden. — Das ist im wesentlichen ein Monument. Daß ihr später Buchstaben in den Stein graben gelernt und in den Stein selbst nach dem Bildnisse eines Menschen meißeln, das sind außerwesentliche Zugaben. Wälzt den Stein von seinem Orte fort, so habt ihr nur einen Stein, wie andere Steine mehr auf dem Felde sind. Verrückt das Standbild von seiner Stelle, so setzt ihr es auf seinen Kunstwert herab, so habt ihr nur noch ein Bild, wie ihr der Bilder mehr in euren Museen habt, die sonst in Tempeln Götter gewesen sind. — Legt nicht Hand an ein volkstümliches Monument, legt nicht Hand an die Statue eines eurer Helden: der Ort, wo sie steht, gehört ihr, ihr habt kein Recht mehr daran. Errichtet Monumente auf Plätzen, wo man sie sehen kann, nicht aber zu eiteler Verschönerung, und wählt bedächtig den Ort, den ihr nicht willkürlich verändern dürft!

[1] Ein von Canova im Jahre 1817 geschaffenes Denkmal (Friedensstatue), das Zar Alexander I. den Vorfahren des Grafen Rumjanzow (Romanzow), des Ausrüsters der Rurik-Expedition, weihte.

Der Graf Romanzoff traf in St. Petersburg in den ersten Tagen des Septembers ein.

Alles, was zu meinem Gebrauch an Instrumenten und Büchern auf Rechnung der Expedition angeschafft worden, wurde mir wie jedem von uns abgefodert. Ich blieb hingegen im Besitz dessen, was ich gesammelt hatte. Ich wurde entlassen, die von mir gefoderten Denkschriften in Berlin zu vollenden. — Der Rurik ward verkauft.

Nun hielt mich aber noch in St. Petersburg die Polizei fest, die mich daselbst zu dulden sich so schwer entschlossen hatte. — Man weiß die weitläuftigen Förmlichkeiten, denen man sich unterziehen muß, bevor man einen Paß erhält. (Dreimalige Bekanntmachung der Absicht zu reisen im Wochenblatt usw.) — Ich war endlich soweit: die Welt, der ich angehört hatte, war schon auseinander gestoben.

Es sei mir vergönnt, jetzt ein Scheidender, mit dem Blicke die Männer zu suchen, in deren Gemeinschaft ich manches erduldet und erfahren. Herrn von Kotzebues „Neue Reise um die Welt in den Jahren 1823—1826" (die zweite, wobei er kommandiert, die dritte, die er gemacht hat) ist in diesen Blättern erwähnt worden. Sie hat besonders wegen der ungünstigen Berichte über die Missionen auf den Südsee-Inseln Aufsehen erregt. — Chramtschenko hat ein Schiff im Norden der Südsee kommandiert und mir im Jahre 1830 aus Rio Janeiro freundliche Grüße zugesandt. Die übrigen Seeleute erreicht mein Auge nicht mehr auf ihrem beweglichen Elemente. Von denen, die mit mir in ähnlichen Verhältnissen standen, bin ich, der älteste, allein vom Schauplatze nicht abgetreten. Eschscholtz, Professor in Dorpat, begleitete abermals Herrn von Kotzebue auf seiner neuen Reise. Er besuchte mich in Berlin im Jahre 1829, wo er sein wichtigstes Werk, „System der Akalephen"[1], herausgab; — nach wenigen Monaten war er nicht mehr[2]. Ich sah Choris im Jahre 1825 in Paris, wo er der Kunst lebte. Er

[1] Eine Abteilung der Zölenteraten (Schlauchtiere), früher auch Zoophyten (Pflanzentiere) genannt. — [2] Das genannte Werk erschien im Jahre 1829; Eschscholtz starb aber erst am 19. Mai 1834.

unternahm bald nachher eine Reise nach Mexiko: zwischen Santa Cruz und Mexiko ward er von Räubern angefallen und ermordet. Der Leutnant Wormskiold zu Kopenhagen, versunken in trübem Tiefsinn, ist der Welt erstorben.

Am 27. September 1818 waren meine Kisten an Bord der Asträa aus Stettin, Kapitän Breslack, eingeschifft. Verschiedene Umstände verzögerten die Abfahrt; ich mußte in Kronstadt noch einige Tage auf günstigen Wind harren.

Die Verwandlungen des Insektes lassen sich auch an dem Menschen nachweisen, nur in umgekehrter Reihenfolge. Er hat in seiner Jugendperiode Flügel, die er später ablegt, um als Raupe von dem Blatte zu zehren, auf welches er beschränkt wird. — Ich befand mich auf dem Wendepunkt. Vor meinem vierzigsten Lebensjahre (bis dahin standen noch nur zwei und ein Vierteljahr vor mir) wollte ich die Flügel abstreifen, Wurzel schlagen und eine Familie begründen; oder die Flügel wiederum ausbreiten und auf einer anderen außereuropäischen Reise, reifer und besser vorbereitet, nachholen, was für die Wissenschaft zu tun ich auf meiner ersten versäumt hatte. — Diese demokratische Zeit, in welcher, wie in der Geschichte, so in der Wissenschaft und in der Kunst, anstatt einzelner Fürsten die Massen auftreten, gewähret noch jedem Strebenden die Hoffnung, da im Volke mitzuwirken und mitzuzählen, wo sonst nur hervorragenden Häuptern, denen es ein Gott gegeben, unbedingt gehuldigt wurde.

Die Asträa lag am 17. Oktober auf der Reede vor Swinemünde.

Hier endigt dieser Abschnitt meines Lebens. Als Fortsetzung gebe ich euch, ihr Freunde, das Buch meiner „Gedichte". Ich habe darin zu eigener Lust die Blüten meines Lebens sorgfältig eingelegt und aufbewahrt, während die Zweige verdorrten, auf welchen sie gewachsen sind.

Aber die Zeilen, die ich auf der Reede von Swinemünde niederschrieb, mögen gegenwärtiges Buch beschließen, wie sie jenem zur Einleitung dienen[1].

[1] Vgl. das Gedicht „Bei der Rückkehr" in Bd. 1, S. 16 dieser Ausgabe.

Heimkehret fernher aus den fremden Landen,
In seiner Seele tief bewegt der Wandrer:
Er legt von sich den Stab und kniet nieder
Und feuchtet deinen Schoß mit stillen Tränen,
O deutsche Heimat! — Woll' ihm nicht versagen
Für viele Liebe nur die eine Bitte:
Wann müd' am Abend seine Augen sinken,
Auf deinem Grunde laß den Stein ihn finden,
Darunter er zum Schlaf sein Haupt verberge.

(Geschrieben im Winter 1834—35.)

# Reise um die Welt

mit der

# Romanzoffischen Entdeckungs-Expedition

in den Jahren 1815—1818

auf der Brigg Rurik, Kapitän Otto v. Kotzebue.

---

## Zweiter Teil: Anhang.

Bemerkungen und Ansichten.

---

*Τὸ τοῦ πόλου ἄστρον.*[1]

---

[1] „Der Polarstern"; vgl. Bd. 1, S. 19*, Z. 24 dieser Ausgabe.

# Vorwort.

Der Naturforscher der Expedition ist ausdrücklich beauftragt worden, diese Aufsätze zu verfassen, die, wie es die Natur der Dinge mit sich bringt, Untersuchungen, Bemerkungen, Berichtigungen, Entdeckungen enthalten sollen, an denen jedes Mitglied der Expedition Anteil gehabt hat, und die als die Früchte ihrer gemeinsamen Bemühungen anzusehen sind. Verfasser verwahrt sich ausdrücklich gegen den Verdacht, fremdes Verdienst sich aneignen zu wollen.

Er wird dagegen für die Redaktion und für die Ansichten, die er ausspricht, und die nicht jeder mit ihm teilen möchte, allein verantwortlich sein.

Er erkennt übrigens nur den deutschen Text für sein an. Er hat bei manchen der fremdartigen Gegenstände, die er zu behandeln hatte, zu wohl gefühlt, wie schwer es sei, der Kürze beflissen, die Dunkelheit zu vermeiden, um für Übersetzungen, die er nicht beurteilen kann, sich verbürgen zu können.

Berlin, im Dezember 1819.

---

Ich versuche nach sechzehn Jahren, diese Aufsätze der Vergessenheit zu entziehen. Ich unterdrücke etliche derselben[1] und gebe die andern unverändert, wie sie, schnell nach der Rückkehr verfaßt, nach Ablauf eines Jahres dem erlauchten Ausrüster der Expedition übergeben wurden. Etliche wenige Noten, die ich ergänzend hinzugefügt habe, unterscheiden sich von den ursprünglichen dadurch, daß sie mit Initialbuchstaben und nicht wie jene mit Sternchen bezeichnet sind.

[1] Nämlich die Abschnitte „Teneriffa" und „Brasilien".

Seither haben die Pressen von O-Taheiti und von O-Wahu unsere Bibliotheken bereichert und Licht verbreitet über die Sprachen Polyneſiens, in Hinsicht derer ich noch im Dunkel tappte. Wichtige Werke der Missionare haben uns über die Völker, unter denen sie gelebt haben, belehrt. Gelehrte aller Nationen haben den Großen Ozean befahren, und die Reisebeschreibungen haben sich ins Unglaubliche vermehrt.

Seither sind die Engländer unabläſſig tätig gewesen, die Beschaffenheit des Nordens und der Nordküſten Amerikas zu erkunden. Die Russen haben gleichzeitig die Umschiffung und Aufnahme der Nordküſten Asiens vollendet, und Streitfragen, die ich noch theoretisch abzuhandeln berufen war, sind tatsächlich entschieden worden.

Ich laſſe diese neuere Literatur unberührt.

Dem Vorwurf, daß diese Blätter für mein eigentliches Fach, die Pflanzenkunde, nur Weniges und Dürftiges enthalten, entgegne ich, daß in ihnen nur der erste Eindruck des flüchtigen Blickes niedergelegt werden sollte und konnte, indem die Ergebnisse der Untersuchung einem eigenen Werke vorbehalten blieben. Ich verweise auf die „Linnaea“ von Schlechtendal[1], in welcher Zeitschrift fortlaufend „De plantis in expeditione Romanzoffiana observatis“ abgehandelt wird. Ein selbständiges Werk mit den nötigen Figuren konnte ohne fremde Unterstützung nicht herausgegeben werden. — Ich habe in diesen Aufsätzen nur etliche Pflanzenbestimmungen berichtigt oder ergänzt; bei einer Umarbeitung derselben konnte alles Botanische daraus wegbleiben.[2]

Berlin, im April 1835.

Adelbert v. Chamisso.

---

[1] Vgl. oben, S. 68, Anm. 3. — [2] Über die im folgenden fortgelaſſenen Abschnitte unterrichten die Anmerkungen am Schluſſe des Bandes.

## Überblick des Großen Ozeans, seiner Inseln und Ufer.

An der Westseite des Großen Ozeans bildet eine Reihe von Inseln und Halbinseln einen Vorwall vor den vielfach eingerissenen Küsten des festen Landes. Neu-Holland erscheint hinter diesem Bollwerk als die Südostspitze der Ländermasse der Alten Welt. Der Zusammenhang der Länder ist zwischen Neu-Holland und Asien durch verschiedene Durchfahrten unterbrochen, aber leicht im Gedanken wieder herzustellen, und so erscheint in natürlicher Verbindung die Insel Borneo, die man sonst als einen eigenen Kontinent betrachten müßte.

Der Indische Ozean dringt vom südlichen, freien Meer zwischen beide Vorgebirge unseres Weltteils, Afrika und Neu-Holland, als ein geräumiger Meerbusen scheidend ein.

Wir kehren zu dem Becken des Großen Ozeans zurück, welches man mit gleich unpassenden Namen das Stille Meer und die Südsee zu nennen pflegt.

Die Philippinen bilden sein Ufer in dessen äußerstem Westen zwischen dem Äquator und dem nördlichen Wendekreis; sie liegen vor den Landmassen, die wir als Fortsetzungen des festen Landes betrachten, und schließen sich an dieselben und namentlich an Borneo durch vermittelnde Inseln und Inselgruppen an.

Von Mindanao, der südlichsten der Philippinen, aus erstreckt sich die Kette der Vorlande nach Südosten über die Molukken und Gilolo, Neu-Guinea und verschiedene sich daran anschließende Archipelagen bis nach Neu-Kaledonien und den davor liegenden Neuen Hebriden unter dem südlichen Wendekreise. Die abgesonderte Ländermasse von Neu-Seeland kann als das südliche Ende dieses Vorwalles angesehen werden, und die Norfolkinsel deutet auf deren Verbindung. Von Luçon, der nördlichsten der Philippinen, aus erstreckt sich die Kette der

Vorlande nach Nordosten über Formosa, kleinere Inselgruppen, Japan, die Kurilen, die Halbinsel Kamtschatka, die Aleutischen Inseln, die amerikanische Halbinsel Alaschka und verbindet sich mit dem festen Lande der Neuen Welt unter dem 60.° nördlicher Breite.

Brennende Vulkane erheben sich überall längs diesem Ufer, wenigstens von den Neuen Hebriden an bis nach dem festen Lande Amerikas. Man hat auch auf Neu-Seeland vulkanische Produkte angetroffen und Erderschütterungen verspürt. Landwärts des beschriebenen Saumes kommt das Vulkanische nur stellenweise und insularisch vor. Es ist zu bemerken, daß die Erdstöße, welche die Philippineninseln erschüttern, auf der Insel Paragua (Palavan der englischen Karten), die in SW. von Luçon, zwischen Mindoro und der Nordspitze von Borneo liegt, keineswegs verspürt werden.

Die Westküste beider Amerika bildet das östliche Ufer des Großen Ozeans. Sie läuft rein und ununterbrochen fort, nur im äußersten Norden und Süden zu etlichen Inseln eingerissen, und bildet nur einen Einlaß, den Kalifornischen Meerbusen, gegen den nördlichen Wendekreis.

Ein brennender Vulkan erhebt sich im neuen Kalifornien am Meeresufer, und die Halbinsel verrät vulkanische Natur. Der dem Großen Ozean zugekehrte hohe Rücken der Neuen Welt bietet von Neu-Spanien an bis zu der Südspitze Amerikas eine Reihe brennender Vulkane dar.

Die Inseln des so begrenzten Meerbeckens sind in zwei Hauptprovinzen und eine abgesonderte Gruppe verteilt.

Zu der ersten Provinz gehören die Inseln, die im Osten der Philippinen zwischen dem Äquator und dem nördlichen Wendekreis bis gegen die Mitternachtslinie von Greenwich liegen. Die zweite Provinz liegt im Süden der Linie gegen den Wendekreis, welchen sie auf einigen Punkten überschreitet, und erstreckt sich von Westen nach Osten, von den Vorlanden bis zur Osterinsel und dem Felsen de Salas y Gomez, in einer Ausdehnung von mehr als 100 Längengraden. Abgesondert liegt die Gruppe der Sandwichinseln gegen den nördlichen Wendekreis. Die Inseln der zweiten Provinz, die Sandwichinseln und

Neu-Seeland sind in Hinsicht der sie bewohnenden Völker zu vereinigen.

Diese Inseln gehören in geognostischer Hinsicht zweien verschiedenen Bildungen an. Die hohen Inseln, die im Großen Ozean die Minderzahl ausmachen, obgleich sie die Hauptgruppen bilden, sind allgemein, wie in anderen Meeren und namentlich im Atlantischen Ozean, vulkanischer Natur. — Die Marianen bilden in der ersten Provinz eine mit den Philippinen parallel laufende Bergkette, die man mit den Vorlanden, die das Meerbecken begrenzen, vergleichen möchte; sie enthält wie diese und besonders gegen Norden fortwährend wirksame Vulkane, während die Inseln, die abgesondert inmitten des Meeresbeckens liegen, zumeist erloschen scheinen. Im Westen der zweiten Provinz brennt auf Tofua[1] ein Vulkan, und Mauna Wororay auf O-Waihi, Sandwichinseln, hat noch im Jahre 1801[A] durch einen Seitenausbruch einen Lavastrom ergossen. Auf den Freundschafts- und Marquesasinseln kommen Urgebirgsarten vor; wir haben auf O-Wahu nur Porphyr und Mandelstein gesehen.

Die niedern Inseln, die sogenannten Koralleninseln und Riffe, stellen uns eine ganz eigentümliche Bildung dar, die genau zu untersuchen es uns nicht an erwünschter Gelegenheit gefehlt hat, und die wir in unserm Aufsatz über Radack nach unsern vorzüglich dort gesammelten Erfahrungen und Beobachtungen genauer beschrieben.[2] Es sind diese Inseln und kreisförmige Inselgruppen Tafelberge, die sich steil aus dem Abgrunde erheben, und bei denen das Senkblei keinen Grund findet; die Oberfläche der Tafel ist unter Wasser; nur ein breiter Damm um den Umkreis derselben, das Riff, erreicht bei niederem Wasserstande den Wasserspiegel und trägt auf seinem Rücken die Sandbänke (die Inseln), die das Meer besonders auf der Windseite und an den ausspringenden Winkeln des Umkreises aufwirft. Riffe und Inseln umschließen also ein inneres Becken,

[A] Im Jahre 1774 nach Choris' „Voyage pittoresque".

[1] Tofua oder Tufoa, zur Kotu-Gruppe des Tonga-Archipels gehörige kleine Insel. — [2] Vgl. oben, S. 200, Z. 34 ff.

eine Lagune. Nur bei sehr geringem Umfang der Tafel wird solche ausgefüllt, in welchem Falle dann eine einzelne Insel anstatt einer Inselgruppe gebildet wird. Was von dem Damm untersucht werden kann, besteht aus wagerechten Lagern eines aus Korallensand oder Madreporentrümmern gebildeten Kalksteins. Auf dem Damm ausgeworfene, oft klaftergroße Felsenblöcke (Geschiebe) sind von demselben Steine, der nur oft größere Madreporentrümmer einschließt, als die obern an dem Tage liegenden Lager; und wir halten dafür, daß der ganze Bau, der Tafelberg, der die Grundfeste der Inselgruppe bildet, aus dieser selben Gebirgsart besteht. Es ist eine Gebirgsart neuerer Bildung, und die noch fortwährend erzeugt wird. Dieser selbe Stein, diese selbe Gebirgsart lagert sich unter demselben Himmelsstriche am Fuße aller hohen Inseln wenigstens stellenweise an und bildet die Korallenriffe, von denen manche gänzlich umringt sind.

Die Ebenen, die um den Fuß solcher Berge den Saum der Inseln bilden, scheinen gleiche Riffe zu sein, die bei sonst höherem Wasserstand das Meer, welches sie gebildet hat, überdeckte. Diese an hohem Land anliegenden Korallenriffe senken sich abschüssig ins Meer, so daß die Welle, auf einer schrägen Fläche sich entrollend, brandet und nicht wie bei jenen gegen das obere Gesims eines Felsenwalles anschlägt und bricht.* Es ist dies derselbe Stein, worin man an der Küste von Guadeloupe Menschenskelette versteint eingeschlossen findet. Wir haben das berühmte Exemplar davon im Britischen Museum gesehen und die Steinart in der Berlinischen mineralogischen Sammlung genau zu vergleichen Gelegenheit gehabt.**

* Wir haben dies vorzüglich genau auf O-Wahu zwischen Hana-ruru und Pearl-River beobachtet, wo wir in einem Boote der Eingebornen längs dem Riffe und zu verschiedenen Malen hin und wieder durch die Brandung fuhren. Außerhalb derselben waren etliche Boote mit dem Fischfang beschäftigt in einer Tiefe von drei bis vier Faden. — ** Wir haben im Jahre 1817 zu O-Waihi am Fuße der Lava, die im Jahre 1801 vom Wororay geflossen, und wo kein eigentlicher Riff ist, diesen Riffstein angetroffen. Hier enthält er Fragmente von Lava, sonst ist er identisch mit dem auf den niedern Inseln gesammelten. Der Stein von Guadeloupe ist mit den feinkörnigen Abänderungen desselben vollkommen eins und dasselbe. Wir haben auch diesen

Diese Korallenriffe, niedere Inselgruppen und Inseln, sind im Großen Ozean zwischen den Wendekreisen und besonders innerhalb der oben den beiden Inselprovinzen angewiesenen Grenzen ausnehmend häufig. Man trifft sie bald einzeln an, bald in Reihen, die einen Bergrücken des Meeresgrundes anzudeuten scheinen, bald in der Nähe der hohen Inseln und den Gruppen, die sie bilden, gleichsam beigesellt. Diese Bildung gehört aber nicht ausschließlich diesem Meerbecken an. Das berüchtigte Meer zwischen der Küste von Neu-Holland und der Reihe der Vorlande von Neu-Kaledonien an bis über die Torresstraße hinaus (das Meer, wo Laperouse[1] untergegangen und Flinders[2] kaum einem gleichen Schicksal entging) ist angefüllt mit Riffen und Bänken dieser Art. Im Indischen Ozean liegen manche meist unbewohnte Inseln und Riffe zerstreut, die derselben Bildung angehören. So sind die Chagos, Juan de Nova, Cosmoledo, Asumpcion, die Amiranten, die Kokosinseln u. a. m. Die Maladiva und Laccadiva, insofern wir aus Nachrichten zu schließen wagen, die vieles zu wünschen lassen, möchten auch hierher zu rechnen sein, und es zeigt uns endlich der Stein von Guadeloupe die Elemente dieser Bildung im Atlantischen Ozean, in welcher engen Meeresstraße sie sich jedoch nicht bis zur unabhängigen Ländererzeugung aufgeschwungen hat.

Im Großen Ozean und im Indischen Meere liegen die hohen und niedern Inseln gegen Westen, den begrenzenden Ostküsten der festen Lande gleichsam angelehnt, die alle von

---

Riffstein und stellenweise Riffe auf Guajan und Manila angetroffen. In Hinsicht der aus größern Trümmerstücken zusammengesetzten Abänderungen möchte aus der Verschiedenheit der Madreporenarten, aus welchen sie vorzüglich bestehen, eine örtliche Verschiedenheit sich ergeben. Wir meinen, daß die Arten, die am Orte selbst leben, die Elemente zu dem Steine, der gebildet wird, darreichen.

---

[1] Jean François de Galaup, Comte de Lapérouse (1741—88) fuhr 1785 mit den Schiffen Bouffole und Astrolabe um Amerika, besuchte die Sandwichinseln und die Philippinen, danach Korea und Japan und landete in Petropawlowsk; er ging von da nach Australien und war seit dem Februar 1788 verschollen. Auf Grund der erhaltenen Tagebücher Lapérouses erschien 1797 die „Voyage autour du monde pendant les années 1785—88". — [2] Vgl. oben, S. 122, Anm. 1.

Osten gegen Westen mehrfach eingerissen sind, und wir können im Atlantischen Ozean dieselbe Bemerkung, nur auf beschränkterem Felde, wiederholen. Der Mexikanische Meerbusen vergegenwärtigt uns das Chinesische Meer mit den Archipelagen, die es begrenzen, auf das treffendste: dem Jucatan ist das getrennte Land Borneo zu vergleichen, und nur zwischen Timor und dem Kap van Diemen von Neu-Holland ist der Isthmus durchgerissen, der in Amerika den Isthmus von Darien bildet.

Auf der Westküste der Alten Welt macht Europa mit der Ostsee, dem Mittelländischen Meere und den daran liegenden Halbinseln und Inseln die einzige namhafte Ausnahme zu dem Gesetz, das aus der Betrachtung der Erdkugel sich ergibt.

Ob wir gleich in den Korallenriffen und der Gebirgsart, aus der sie bestehen, das Skelett der Lithophyten[1] nirgends an ihrem ursprünglichen Standort und an der Stelle, wo und wie sie lebten und fortwuchsen, erkennen und darin von Flinders abweichen, dessen Beobachtungen uns sonst die größte Achtung einflößen*, so müssen wir doch glauben, daß in den Meerstrichen, wo die enormen Massen dieser Bildung sich erheben, selbst im kalten und lichtlosen Meeresgrund Tiere fortwährend geschäftig sind, durch den Prozeß ihres Lebens den Stoff zu deren nicht zu bezweifelndem fortwährendem Wachstume und Vermehrung zu erzeugen**, und der Ozean zwischen den Wendekreisen scheint uns eine große chemische Werkstatt der Natur zu sein, wo sie

* In dessen Reise an verschiedenen Stellen. Er nimmt an, daß die Skelette der Madreporen am Orte selbst, wo sie gewachsen, durch Ausfüllung ihrer Zwischenräume, durch hinzugefügten Korallensand und andere Madreporentrümmer in Riffstein übergehen, während ihre oberen Zweige fortwachsen und andere auf dem so erhöhten Grunde fortbauen. — Forster ist über diesen Gegenstand flüchtig, und was er davon sagt, ist der Beachtung nicht wert. — Anzunehmen, daß die Kalk erzeugenden Polypen bloß an den Wänden der schon bestehenden Riffe und deren innern Lagunen leben, würde das erste Entstehen dieser Riffe nicht erklären, deren senkrechte Höhe man nicht unter 100 Faden annehmen kann. — ** Kapitän Roß hat bei Possession-Bai unter dem 73.° 39′ nördlicher Breite lebendige Würmer in dem Schlamm des Grundes gefunden, den er aus einer Tiefe von 1000 Faden heraufgeholt, und dessen Temperatur unter dem Gefrierpunkt stand.

[1] Felsbildende Korallen.

den Kalk erzeugenden, niedrig organisierten Tieren ein in ihrer Ökonomie wichtiges Amt anvertraut. Die Nähe des Gesichtspunktes vergrößert freilich die Gegenstände, und es mag geneigt sein, wer mitten unter diesen Inseln ihre Bildung betrachtet, dieser Bildung in der Geschichte der Erde ein größeres Moment beizumessen, als der Wirklichkeit entspricht. Die genaue Vergleichung des Zustandes eines dieser Riffe zu verschiedenen Zeiten, etwa nach dem Verlauf eines halben Jahrhunderts, müßte, falls sie möglich und wirklich unternommen würde, über manche Punkte der Naturwissenschaft Licht zu verbreiten beitragen.

Es ist zu bemerken, daß die niedern und geringen Landpunkte, die dieser Bildung angehören, keine Einwirkung auf die Atmosphäre äußern. Die beständigen Winde bestreichen sie unverändert wie den ununterbrochenen Wasserspiegel. Sie bewirken keinen Wasserniederschlag, keinen Tau, und wir haben bei großer Aufmerksamkeit das Phänomen der Kimming (Mirage)[1], welches dem Auge besonders auffallend zu machen ihre flachen Profile sich vorzüglich eignen, an denselben nie wahrgenommen. Wir müssen als einer Ausnahme zu dieser Regel des donnernden Gewitters erwähnen, welches sich über die großen und hoch mit Palmen bewachsenen Penrhyn-Inseln niedergelassen zur Zeit, wo wir sie sahen.

Die organische Natur auf den Sunda-Inseln entspricht vollkommen durch Reichtum und Fülle, Großartigkeit und Mannigfaltigkeit ihrer Erzeugnisse der Erwartung, die wir von einem unter dem Aquator gelegenen Kontinent hegen. Doch ist sie leider wenig bekannt. Seit Rumpf[2] und Bontius[3] haben sie nur flüchtige Reisende mit wissenschaftlichem Auge angeblickt, und jetzt erst eilen Gelehrte und Sammler mehrerer Orten der reifen Ernte zu. Sie schließt sich der Natur des südlichen Asiens

[1] Kimmung, Luftspiegelung. — [2] Georg Eberhard Rumpf (1627—1702), holländischer Unterstatthalter auf Amboina (Molukken-Insel), schrieb ein „Herbarium amboinense" (Amsterdam 1741—55) u. a. — [3] Jacques Bontius (gest. 1631 in Batavia), einer berühmten holländischen Gelehrtenfamilie entstammend, unternahm Reisen nach Indien und Brasilien und veröffentlichte darüber verschiedene naturwissenschaftliche und medizinische Werke. — Es handelt sich hier wahrscheinlich um einen Druck- oder Schreibfehler im Texte.

an, von der sie sich jedoch durch vieles Eigene auszeichnet. Neu-Holland scheint uns eine eigentümliche Schöpfung darzubieten, die sich weigert, sich von den nächstgelegenen Landen bereichern zu lassen. Die organische Natur hat sich anscheinlich von den festen Landen auf die Vorlande und Inseln, dies ist gegen den Lauf der Winde, von Westen gegen Osten, über den aus dem Großen Ozean hervorragenden Erdpunkten verbreitet.

Die Ansicht der Natur auf den östlichern Inseln der Südsee erinnert an Süd-Asien zugleich und an Neu-Holland und ist von Amerika völlig entfremdet. Manche Pflanzengattungen breiten sich über den Indischen und Großen Ozean von der afrikanischen Küste bis auf diese Inseln aus, und man sucht umsonst nach ihnen auf der entgegenliegenden Küste Amerikas.

Auf der dieser Küste zunächst gelegenen und von den übrigen abgesonderten hohen Insel Pascha hat Forster[1] außer den angebauten nutzbaren Pflanzen, die dem Menschen von Westen her dahin gefolgt sind, nur noch neun wildwachsende Arten gezählt.

Forster hat auf Neu-Kaledonien drei amerikanische Pflanzen gefunden.* Wir könnten diesen etliche weitverbreitete Arten, meist Strandpflanzen, beizählen: Ipomaea[2] maritima, Dodonaea viscosa[3], Suriana[4] maritima, Guilandina[5] Bunduc, die wir sämtlich unter andern auf Radack, Portulaca oleracea[6] (?), die wir auf Romanzoff gefunden, u. a. m.; doch was beweisen diese gegen das Zeugnis der gesamten Pflanzenwelt? Wir heben als Beispiel einige ausgezeichnete charakteristische Gattungen aus.

Die funfzehn Arten der Gattung Dracaena[7], die wir

* Murucuia aurantia, Ximenesia encelioides und Waltheria americana.

[1] Johann Reinhold Forster (1729—98) nahm 1772—75 als Naturforscher an Cooks zweiter Weltreise teil und veröffentlichte darüber eine Reihe naturwissenschaftlicher Werke. — [2] Batate, süße Kartoffel oder Knollenwinde (Gruppe der Konvolvulazeen). — [3] Von dem Botaniker Rembert Dodoens (1517—85) herrührender Name; die Pflanze gehört zu den Sapindazeen (seifenbaumartigen Sträuchern); viscosa, d. h. klebrig. — [4] Suriane, zu den Rutazeen (rautenartigen Pflanzen) gehörig. — [5] Guillandine, eine Art der Hülsengewächse. — [6] Gemeiner oder Kohl-Portulak. — [7] Drachenblutbaum.

kennen (Dracaena borealis ist Convalaria *Pursch*), sind von der Ostküste und Südspitze Afrikas an über Indien und die Inseln des Indischen und Großen Ozeans zerstreut. Keine kommt auf Neu-Holland vor, zwei werden auf Neu-Seeland gefunden, und D. Terminalis ist von Indien an bis auf die östlichen Inseln des Großen Ozeans allgemein verbreitet. Zwölf Amomum-Arten[1] (außerdem kommt eine eigene auf Jamaika vor) und beide Curcuma[2] sind über denselben Weltstrich verbreitet, und die Arten, die auf den Bergen der Sandwichinseln wachsen, sind gleichfalls in Indien einheimisch. Diese Gattungen kommen in Neu-Holland nicht vor.

Man findet von der Gattung Pandanus[3] eine Art in Afrika, eine in Arabien, eine auf Mauritius. Brown[4] hat deren zwei in Neu-Holland gezählt, wir auf Luçon vier bis fünf, auf Guajan zwei bis drei, und eine derselben ist auf allen Inseln des Großen Ozeans verbreitet. Eine dieser Gattung verwandte Pflanze kommt auf der Insel Norfolk (F. Bauer in Brown, „Prodromus", p. 341) und auf O-Wahu vor.

Eine Sagopalme wächst auf Madagaskar, die andere Art auf den Inseln des Malaiischen Archipelagus und den Philippinen. Die Kokospalme überschreitet nicht die Torres-Straße und kommt auf Neu-Holland nicht vor. Die Tacca pinnatifida[5] ist in Süd-Asien, Neu-Holland und den Inseln des Großen Ozeans einheimisch. Das Phormium tenax[6] kommt einzig auf Neu-Seeland und der Insel Norfolk vor. Die Baringtonia[7] speciosa gehört den Küsten Asiens und den Inseln des Großen Ozeans an. Zwei Arten Aleurites[8] kommen auf den Molukkeninseln vor, eine dritte Art macht auf den Südsee-Inseln einen Hauptteil der Vegetation aus. — Eine Art Casuarina[9] kommt

[1] Gattung der Zingiberazeen (wie Kardamom, Paradieskörner). — [2] Gleichfalls eine Gattung der Zingiberazeen; dazu gehören Gelbwurz, Ingwer, Zitwerwurzel. — [3] Pandane oder Schraubenbaum. — [4] Robert Brown (1773—1858) begleitete 1801 als Botaniker die Expedition des Kapitäns Flinders und war später Kustos am Britischen Museum in London. Er schrieb: „Prodromus florae Novae Hollandiae" (1810), „Remarks on the botany of Terra Australis" (1814) u. a. Vgl. auch oben, S. 315, Z. 35. — [5] Zur Gattung der Taccazeen gehörig; tropisch, Stärkemehl liefernde Pflanzen. — [6] Flachslilie, Gattung der Liliazeen. — [7] Ölpflanze. — [8] Gattung der Euphorbiazeen, gleichfalls Öl liefernd. — [9] Der Keulenbaum.

in Afrika, eine in Indien und auf den Inseln des Großen Ozeans vor; die übrigen sind auf Neu-Holland ausschließlich einheimisch.

Von den neuholländischen zahlreichen Gattungen Metrosideros[1] Melaleuca und Leptospermum kommen nur eine Art in Indien, mehrere in Neu-Seeland, Neu-Kaledonien, O-Taheiti und den Sandwichinseln vor, die Gattung Eucalyptus[2] scheint auf Neu-Holland beschränkt. Von der neuholländischen Form der blätterlosen Akazien kommt eine Art auf Mauritius und eine in Kochinchina vor. Eine solche ist auf den Sandwichinseln der Stolz der Wälder und der vorzüglichste Baum. Das Santalum (Sandelbaum), eine indische Gattung, zu der Brown fünf neue Arten auf Neu-Holland gefunden hat, kommt auf den Fidschi- und Sandwichinseln vor.

Wir beschränken uns hier auf diese wenigen Züge:

Die vorherrschenden Pflanzenfamilien sind auf Luçon: die Urticeae[3], die Leguminosae[4] in vielfach wechselnden Gestalten, die Contortae[5] und Rubiaceae.[6] Wir haben an zwölf Arten Palmenbäume gezählt, und es mögen deren mehrere vorkommen, sie sind indes nur untergeordnet. Nipa bleibt in den Sümpfen, andere Zwergarten im Schatten der Feigenwälder verborgen, und nur der Kokosbaum, wo er angepflanzt schöne Wälder bildet, entspricht der Erwartung, die diese Pflanzenform in uns erweckt.* Das schönste der Gräser, das Bambusrohr, dessen es mehrere Arten gibt, die bereits Loureiro[7] („Flora cochinchinensis") unterscheidet, gibt der Landschaft einen eigentümlichen und lieblichen Charakter.

Diese reiche Flora scheint auf den Inseln des Großen Ozeans von Westen gegen Osten zu verarmen. Die Palmen

* Wir haben gleichfalls auf den schön begrünten Ufern der Caspar-[8] und Sunda-Straße die Palmen nirgends vorherrschend gesehen.

[1] Gattung der Myrtazeen (Eisenholz, Ranibaum, Ratabaum). — [2] Eukalyptusbaum, Gattung der Myrtazeen. — [3] Brennesseln. — [4] Hülsenfrüchte. — [5] Eine Ordnung der Dikotyledonen. — [6] Tropische Pflanzengattung, wie der Waldmeister, Labkraut, Krapp. — [7] Juan Loureiro (1715—96), portugiesischer Jesuit, war dreißig Jahre lang Missionar in Ostasien; seine „Flora cochinchinensis" erschien 1790. — [8] Die Gasparstraße zwischen den Inseln Bangka und Biliton.

verschwinden zuerst, bis auf den Kokos, der den niedern Inseln anzugehören scheint und namentlich die Penrhyn mit einem luftigen Baldachin überschattet, unter welchem das Auge zwischen den schlanken Stämmen den Himmel durchscheinen sieht; der Bambus tritt zurück, die andern Elemente der Flora mischen sich anders. O-Taheiti hat manche Pflanzen, die den Sandwichinseln zu fehlen scheinen, und diese andere, die auf O-Taheiti nicht vorkommen.*

Die dem ewigen Schnee angrenzenden Höhen von O-Waihi bleiben in ihrer Abgeschiedenheit die geheimnisreichste, reizendste Aufgabe für die Botaniker, solange die Ernte, die Menzies[1] darauf gesammelt, der gelehrten Welt vorenthalten wird.

Am dürftigsten begabt ist, am nächsten der amerikanischen Küste, die Osterinsel, die freilich über den Wendekreis hinausliegt. Assompcion (ein unwirtbarer Vulkan im Norden der Ladronen, gegen den 20.° nördlicher Breite gelegen) bot eine reichere Ernte den Gelehrten der Laperousischen[2] Expedition dar.

Die Vegetation scheint nur spät und zögernd sich auf den niedern Inseln anzusetzen. Sandbänke von einer beträchtlichen Ausdehnung schimmern häufig weiß und nackt über den Wellen. Einmal begonnen, mag sie schnelle Fortschritte machen, doch zeigt sie sich auf den verschiedenen Inseln und Inselgruppen auf sehr ungleicher Stufe.

Wo der Kokosbaum sich eingefunden, ist die Erde für den Empfang des Menschen bereit, und der Mensch fehlt in der Südsee selten, wo er leben kann.

Die Fauna der Sunda-Inseln bietet uns meist dieselben Familien und Gattungen dar, die im südlichen Asien einheimisch sind, aber viele der Arten sind eigentümliche.

Unter einer reichen Mannigfaltigkeit von Affen zeichnet sich der Orang-Utang aus, die dem Menschen ähnlichste Art, deren nächste Verwandte man in Afrika antrifft. Man findet

* Auf O-Taheiti die Baringtonia speciosa und Casuarina equisetifolia, auf den Sandwichinseln das Santalum.

[1] Der Botaniker Archibald Menzies war der Begleiter Vancouvers. — [2] Vgl. oben, S. 337, Anm. 1.

den asiatischen Elefanten, eine eigene Art Rhinozeros, mehrere Hirsche, Schweine usw.

Die Säugetiere, die auf Neu-Holland gefunden worden, haben fast durchgängig neue Arten und Gattungen, neue auffallende Formen gezeigt. Die größte der untersuchten Arten, ein Känguruh, ist, mit den Tieren der übrigen Kontinente verglichen, nur klein, aber das Dasein größerer, noch unbekannter Arten ist durch das Zeugnis mehrerer Reisenden beglaubigt. Die Vögel zeigen auf beiden Landen eine minder auffallende Verschiedenheit. Von zwei Arten Kasuar kommt die eine auf den Sunda-Inseln, die andere auf Neu-Holland vor.

Der größere Reichtum herrscht auf den Inseln; die Papageien, Hühner und Tauben, die Gattung Buceros[1] zeichnen sich aus.

Der Psittacus[2] formosus und die Menura[3] machen zwei eigentümliche neuholländische Gattungen aus. Die Paradiesvögel scheinen dem uns so unbekannten Lande Neu-Guinea ausschließlich anzugehören.

Die Inseln und das feste Land sind nach Maßgabe des Himmelsstriches, unter dem sie liegen, an größern Amphibien gleich reich, und namentlich Krokodile kommen auf beiden vor.

Mehrere Tierarten haben sich von der Nordspitze von Borneo auf die nächstgelegenen Inseln verbreitet. Man findet auf Jolo (Sooloo der englischen Karte) noch den Elefant und auf Mindanao mehrere der größern Affenarten. Wenigere Säugetiere sind von der Nordspitze derselben Insel auf Paragua übergegangen, und die Zahl der Arten ist auf Luçon, der nördlichsten der Philippineninseln, schon sehr beschränkt.

Auf den westlichsten der Inseln, in der nördlichen Provinz bis auf die Marianen, in der südlichen bis auf die Freundschaftsinseln, hat sich die große Fledermaus (Vespertilio Vampyrus) verbreitet. Eine kleine Art kommt noch auf den Sandwichinseln vor. Das am weitesten verbreitete Säugetier ist eine Ratte, die sich überall und selbst auf der Osterinsel gefunden hat.

[1] Nashornvogel. — [2] Papagei, Sittich. — [3] Leierschwanz (Familie der Sperlingsvögel).

Die Landvögel finden sich auf den hohen Inseln in ziemlicher Menge und Mannigfaltigkeit, und manche Arten derselben scheinen sogar kein anderes Vaterland anzuerkennen.

Eine Krokodilenart ist bis auf die Pelew-Inseln verbreitet. Nur einmal hat ein solches Tier auf Cap sich gezeigt und in der südlichen Provinz auf den Fidschi-Inseln (Mariners Tonga, I., p. 327). Ein Iguan[1] wird weiter bis auf den Marianeninseln und Cap gefunden.

Alle Inseln sind an Insekten ausnehmend arm. Es ist merkwürdig, daß der Floh dem Hunde und den Menschen auf die Inseln des Großen Ozeans nicht gefolgt war und erst von den Europäern dahin gebracht ist. Nach unserer Erfahrung gilt diese Bemerkung von den Inseln der ersten Provinz ebensowohl als von Neu-Seeland und den Sandwichinseln.

Der gemeine Erdwurm scheint ein allgemein verbreitetes Tier zu sein, wir haben ihn auf den niedern Inseln gefunden, wo sich nur Humus gebildet hatte.

Wir erheben uns von der Ansicht der Natur zu der Betrachtung des Menschen.

Die erste Menschenrasse, die unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, ist die der Papuas oder Australneger mit wolligen Haaren, vorspringenden Kinnladen, wulstigen Lippen und schwarzer Haut. Diese Neger erscheinen uns vor Einwanderung anderer Völker und Anbeginn der Geschichte als Eingeborne der ostindischen Inseln und eines Teils der nächsten Kontinente und Vorlande. Sie sind auf den meisten Punkten von eingewanderten Völkern verdrängt worden und haben sich vor ihnen in die Berge des Innern geflüchtet, die sie als vereinzelte wilde Stämme bewohnen.

Wir treffen zuerst im Westen auf der Insel Madagaskar wie auf den ostindischen Inseln zwei bestimmt verschiedene Menschenrassen an. Die uns bekannteren Madagassen, die, in verschiedene einander feindliche Reiche geteilt, alle Küsten behaupten, sind ein Volk und reden eine Sprache. Drury[2]

[1] Iguane, häufiger Leguane, Vertreter einer Eidechsenfamilie der Neuen Welt. — [2] Robert Drury (1687 in London geboren), englischer Reisender, der 15 Jahre lang auf Madagaskar gefangen war und erst 1717 nach England zurück-

nennt sie eben auch Neger. Ihr Haar ist lang und glatt; einzelne Fürstenfamilien zeichnen sich durch hellere Farbe aus. Ihre Ähnlichkeit mit dem malaiischen Menschenstamm und in ihrer Sprache die Gemeinschaftlichkeit vieler Wurzeln mit den übrigen Dialekten sind auffallend. Die Einwirkung des Islam auf ihre Sitten ist gleich unverkennbar. Von jeher standen die Araber in Handelsverkehr mit ihnen. Die Vinzimbers[1] mit fast wolligem Haare, mit künstlich verbildetem Hirnschädel, mit eigentümlichen Sitten und Sprachen scheinen, jetzt zerstreut und unstet, die Urbewohner der Insel gewesen zu sein.

Sollen wir die Madagassen von Ostindien, die Vinzimbers aber von Afrika herleiten, oder sollen wir sie mit den Papuas, denen sie zu vergleichen sind, vereinigen?*

Die kleinern Inseln des Indischen Meeres waren vor den Europäern unbewohnt.

Wir erkennen die Australneger in den Urbewohnern von Kochinchina, den Moys oder Moyes, die gegen den Anfang des 15. Jahrhunderts Ausgewanderte aus Tungquin von tatarischer Rasse in die Berge zwischen Kochinchina und Kambogia, ihren jetzigen Aufenthalt, zurückscheuchten**, und in den Bergbewohnern der Malaiischen Halbinsel, welche Samang, Bila und im südlichen Teile Dayack genannt werden. Die Völker von den Andaman-Inseln sind anscheinlich von gleicher Rasse. Die Papuas sind unter verschiedenen Namen im Innern mehrerer der malaiischen Inseln noch vorhanden, und es scheint, daß sie sich sonst auf allen vorgefunden. In den frühern Reisebeschreibungen der Araber wird ihrer verschiedentlich erwähnt.***

Die Aetas oder Negritos del Monte, die Papuas des Innern der Philippineninseln, sind gleichfalls die Urbewohner dieses Archipelagus, los Indios der Spanier, die Weißeren

* Wir haben besonders benutzt: „Madagascar, or Robert Drurys Journal", London 1729, dessen Vokabularium und das von Hieronymus Megiserus. Leipzig 1723. — ** Chapman im „Asiatic Journal". — *** J. Leyden „Asiatic Researches". Vol. 10, p. 218.

kam; nach einer neuen Reise auf Madagaskar schrieb er die Geschichte seiner Gefangenschaft. — [1] Besser Wazimba, die heute wohl ausgestorbenen Ureinwohner Madagaskars.

sind fremde Eroberer, und die Ortsbenennungen, die längs der Küste noch in den Sprachen der Papuas bestehen, sind Monumente, die diese von ihrem Besitzrechte hinterlassen haben. Wir finden dieselbe Menschenrasse unter ähnlichen Umständen auf Formosa wieder, und die Geschichte von Japan gedenkt schwarzer Einwohner, welche man auf den Inseln an der südlichen Küste von Niphon[1] angetroffen.*

Wir finden die Australneger in meist ungestörtem, ungeteiltem Besitz von Neu-Guinea oder dem Lande der Papuas und den östlicher gelegenen Inseln, die mit den Neuen Hebriden und Neu-Kaledonien die Kette der Vorlande bilden, und erkennen sie in den Völkerschaften, die Forster zu seiner zweiten Hauptgattung der Südländer rechnet.**

Sie bestehen auf etlichen der östlichern dieser Inseln mit der andern Hauptrasse zugleich und erscheinen durch Vermischung mit ihr an manchen Orten sehr verändert.

Crozet[2] im „Nouveau voyage à la mer du Sud" hat diese Neger unter den Bewohnern der Nordspitze von Neu-Seeland angetroffen, woselbst sie spätere Reisende nicht wiedergefunden haben.

Die Westküste von Neu-Holland und Van-Diemens-Land sind von eigentlichen Papuas, von Negern mit wolligem Haar, bewohnt. Die übrigen Völkerschaften dieses Kontinents scheinen zu einer eigentümlichen Rasse zu gehören, die überall auf der untersten Stufe der Bildung steht. Sind auch hier die Neger die Ureinwohner und haben es jene Armseligen dennoch vermocht, sie vor sich her in die äußersten Winkel ihres ehemaligen Landes zu treiben? Oder sind sie später und auf Schiffen eingewandert? — Wir erkennen in ihnen kein Schiffervolk.

Wir wissen fast nichts von den Haraforas, Alfuriern oder Alfoirs[3], die von vielen mit den Papuas verwechselt worden,

* Mithridates, 1. Teil, p. 569. — ** J. R. Forster, Observations, p. 238.

[1] Nippon, Name der größten japanischen Insel Hondo. — [2] Crozet, französischer Seefahrer, der 1772 an der Südsee-Expedition des Kapitäns Marion Dufresne teilnahm und später die Geschichte dieses Unternehmens schrieb. — [3] Die Haraforas oder Alfuren sind die ältesten Bewohner der Insel Celebes und der Molukken; heute sind sie stark zurückgedrängt.

von denen sie jedoch verschieden scheinen. Sie gehören nach Leyden* zu den wildesten und ältesten Bewohnern dieser Inseln und sind eine eigentümliche Menschenrasse von langem Haarwuchse und öfters von hellerer Farbe als die Malaien.

Wir finden in den Geschichtsschreibern von Manila keinen Grund, eine dritte von den Negern und den gebildeten hellfarbigen Küstenbewohnern verschiedene Rasse auf diesen Inseln anzunehmen.

Die Sprache der Papuas, die mitten unter andern Völkern in vereinzelten Stämmen außer aller Gemeinschaft und Verbindung leben, muß sich in viele ganz abweichende Mundarten gespalten haben; die Malaien der Halbinsel Malakka betrachten die Dialekte der Neger des Gebirges als bloßes Zwitschern, der Stimme größerer Vögel allein vergleichbar, und es herrscht auf manchen der Inseln keine günstigere Vorstellung davon. — Die Sprache der Haraforas gilt eben auch für eine ganz besondere, die mit den Sprachen der übrigen Völker nichts gemein hat.** Von den Aetas der Philippinen behaupten dagegen die Spanier, daß in der Regel ihr Idiom eine große Übereinstimmung mit dem der Küstenbewohner habe (Fra Juan de la Concepcion), und daß sie Dialekte derselben Sprache reden als die Indianer (Zuñiga).

Nach Forster sind die Sprachen der Völkerschaft seiner zweiten Menschenrasse nicht nur von der gemeinsamen Sprache der Südländer gänzlich verschieden, sondern auch untereinander völlig fremd und unähnlich. Die von ihm mitgeteilten Proben enthalten jedoch außer den Zahlwörtern noch einige wenige Wurzeln, die gemeinschaftlich sind; und dieselbe Bemerkung ist auch auf die Vokabularien anwendbar, die Lemaire[1] und Schuten[1] auf Neu-Guinea und der Isle de Moise gesammelt haben.

Die Sprachen auf Neu-Holland scheinen unter sich und von den Dialekten der andern Menschenrasse abweichend, jedoch

* L. c. p. 217. — ** Leyden, l. c. p. 218 u. 217. Marsden, Grammar. Introduction p. 22.

[1] Vgl. oben, S. 94, Anm. 2.

sind die Wörtersammlungen, die man davon hat, unzulänglich, ein Urteil zu begründen. Sir Robert Brown[1] hat uns versichert, daß die Völkerschaften, mit denen er verkehrt, nicht über vier zu zählen vermögen, und daß fünf und viel für sie zusammenfließen.

Wir kommen nun zu der vorherrschenden Menschenrasse von schöner Gesichtsbildung, langem, lockigem Haar und weißer, jedoch von Einwirkung des Klimas mehr oder weniger gebräunter Farbe, die von Madagaskar im Westen bis zu der Osterinsel im Osten verbreitet ist.

Wir müssen mit Marsden[2] die Identität des Sprachstammes anerkennen, zu dem alle Dialekte gehören, welche die verschiedenen, über so unermeßlichen Raum zerstreuten Völkerschaften reden. Die Übereinstimmung der Zahlwörter in allen Mundarten von Madagaskar bis zu der Osterinsel* kann, strenge genommen, nur gemeinschaftliche Berührung, nicht gleiche Abstammung beweisen. Die Zahlen werden leichtlich von einer fremden Sprache angenommen, wir finden sie dieselben in manchen Mundarten der Papuas, deren Stammverwandtschaft zweifelhaft bleibt, und die Einwohner der Marianen haben zuerst in ihrer Sprache zu zählen vergessen, indem sie sich die spanischen Zahlen angewöhnt.

Man findet in allen Mundarten außer den gleichen Zahlwörtern eine beträchtliche Anzahl gemeinschaftlicher Wurzeln, die meist die nächsten, einfachsten Dinge und Begriffe bezeichnen, und die von einem Urstamm ererbt, nicht aber von einem fremden Volk erlernt scheinen. Wir können diese Wurzeln in den Vokabularien von Madagaskar wie in denen der Inseln des Großen Ozeans nachweisen.

Endlich ist die Sprachlehre in den mehr bekannten Dialekten Malayu, Tagalog, Tonga, mehr oder minder ausgebildet,

* Siehe Hervas, Arithmet. d. nat. und die vergleichende Tabelle in Cooks dritter Reise, Appendix 1.

[1] Vgl. oben, S. 341, Anm. 4. — [2] William Marsden (1754—1836) war von 1771 bis 1785 in Diensten der Ostindischen Kompanie in Sumatra. Er schrieb „History of Sumatra“ (1783) und „Dictionary and Grammar of the Malayan Language“ (1812).

im wesentlichen dieselbe; und nichts berechtigt uns anzunehmen, daß es sich in den minder bekannten anders verhalte. — Das sehr einfache Sprachsystem ist bei Mehrsilbigkeit der Wurzeln ungefähr dasselbe als in den einsilbigen Sprachen. Es findet keine Wortbiegung statt, die Wurzeln stehen entweder wie im Chinesischen schroff beieinander und erhalten von der Stellung ihren Wert oder werden in den ausgebildetern Dialekten durch verschiedentlich angehängte oder eingeschaltete Partikeln bedingt.

Es bewohnen viele verschiedene und verschieden redende Völkerschaften dieser Menschenrasse die Inseln des Ostindischen Archipelagus. Leyden[1] stellt uns die reinere, im Innern der Insel gesprochene Mundart des Javanischen dar als mit dem Sanskrit nahe und innig verwandt. Die einfachsten Gegenstände und Begriffe werden durch Wörter ausgedrückt, die vom Sanskrit nur in der Aussprache abzuweichen scheinen, wie es der Gebrauch eines minder vollkommenen Alphabets notwendig bedingt.* Sprache, Monumente und Geschichte weisen auf Indien zurück.

Die Geschichte zeigt uns zuerst im 12. Jahrhundert eine dieser Völkerschaften, die Malaien, von der Gegend Manangkabau im Südwesten von Sumatra, ihrem ersten Wohnsitze aus, ihre Eroberungen und das Gesetz Mohammeds, welches sie von handelnden Arabern empfangen, sowohl auf dem festen Lande der Halbinsel Malakka als an den Küsten der übrigen Inseln ausbreitend. Die bekehrten Völker werden oft mit ihnen verwechselt und die Ausdrücke Malaien, Mauren und Mohammedaner ohne Kritik als gleichbedeutend gebraucht.

Wir finden im dritten Buch des Marco Polo[2] ein Bild dessen, was dieser Archipelagus am Ende des 13. Jahrhunderts war, und dieses Bild ist noch heute treffend; die Bemerkungen

* Leyden, l. c., p. 190.

[1] John Leyden (1775—1811), englischer Arzt, Dichter und Orientalist, kam 1802 nach Batavia, wo er dem Klima erlag; vorzüglicher Kenner der Hindu-Sprachen. — [2] Marco Polo (1254—1323), venezianischer Reisender, unternahm 1271—95 eine Reise, die ihn als ersten Europäer in das östliche Asien führte; er gelangte nach Kotschinchina, Sumatra und Ceylon. In die Hände der Genuesen geraten, diktierte er im Gefängnis seine Reisebeschreibung.

dieses Reisenden sind im Bereich seiner eigenen Erfahrungen immer treu, und die Fabeln, die er auf Autorität erzählt, sind an den Orten, wo er sie gesammelt hat, noch nicht verschollen. Pigafetta[1] verdient ein gleiches Lob. Marco Polo fand, daß die Menschen, so im Reiche Felech auf der Insel Klein-Java am Meere wohnten, Mohammedaner waren, die das Gesetz Mohammeds von den Kaufleuten gelernt, die dahin verkehrten. Pigafetta, der im Jahre 1521 auf Tidori war, berichtet, daß die Mauren seit etwa fünfzig Jahren die Molukken erobert und ihren Glauben dahin verpflanzt hätten. Die Wörtersammlung, die er dort machte, stimmt mit dem jetzigen Malaiischen überein.

Das Malaiische ist in diesem Teile der Welt zur allgemein vermittelnden Sprache geworden, zur Sprache alles Handels und Verkehrs, und es wird im Innern der Häuser der Europäer bis am Vorgebirge der Guten Hoffnung geredet. Diese Sprache ist uns vollkommen bekannt; Marsdens „Dictionary" und „Grammar", London 1812, lassen uns nichts in dieser Hinsicht zu wünschen. Man findet in der „Introduction" zur „Grammar" die Geschichte der Sprache und die Literatur der Quellen zu deren Erlernung.

Das Malaiische ist ein später aufgeblüheter Zweig des gemeinsamen Sprachstammes. Es enthält neben einem Teile gemeinsamer Wurzeln einen beträchtlichen Teil indischer Wörter, und der Islam hat eine spätere Einwirkung gehabt, die oberflächlicher geblieben ist. Das arabische Schriftsystem hat das indische verdrängt, welchem die heidnischen Völker in eigentümlicher Ausbildung noch anhängen. Die vier Arten des Stils und des Ausdrucks in der gemeinsamen malaiischen Sprache, die dem Range und den Verhältnissen derer, die sie reden, sich aneignen: die Sprache des Hofes, der Großen, des Landvolkes und des Marktes sind nur von Unkundigen für Dialekte angesehen worden. In der malaiischen Grammatik ist uns ohne

[1] Antonio Pigafetta (1491—1534) schloß sich 1519 der Expedition von Magalhães nach den Molukken an, wurde auf den Philippinen verwundet und kehrte nach vielen Erlebnissen 1522 nach Spanien zurück. Seine Reisebeschreibung wurde erst 1800 von Amoretti herausgegeben.

Wahl ein Vergleichungspunkt für die übrigen, minder bekannten Zungen dieses Sprachstammes gegeben.

Wir verdanken dem Forschungssinn der Engländer unsere zunehmende Kenntnis der Völker und Sprachen der ostindischen Inseln und verweisen für deren Studium auf die bereits angeführten Schriften: Marsdens[1] „Sumatra", Raffles[2] „Java", die „Asiatic Researches", das „Asiatic Journal" usw. Es wird ihrer Gelehrsamkeit gelingen, die Monumente verschollener Geschichten auf Java zu entziffern, Sprachen und Sitten in ihrem Zusammenhange mit denen anderer Völker zu erhellen, das Stammvolk, das uns beschäftigt, von dem hohen Asien herzuleiten und den Weg nachzuzeichnen, auf dem es zu seinen jetzigen meerumspülten Wohnsitzen gewandert ist.

Die Philippinen bieten uns eine eigentümliche Familie desselben Volkes und derselben Muttersprache dar. Wir finden hier die Sprache auf dem höchsten Standpunkt ihrer eigentümlichen selbständigen Ausbildung, und die Lehrbücher der verschiedenen Dialekte, die wir den spanischen Missionaren verdanken, eröffnen uns einen linguistischen Schatz, in welchen wir einen Blick zu werfen versuchen werden.*

* Vocabulario de la lengua Tagala por el Padre Ivan de Noceda y el Padre Pedro de San Lucas de la Comp. de Jesus. Impresso en Manila en la imprenta de la Comp. de Jesus. Fol.

Vocabulario Tagalog por Fr. Pedro de Buenaventura. 1613.

Vocabulario de la lengua Tagala por nostro Hermano Fr. Domingo de los Santos de Religiosos minores descalzos. Impresso en la muy noble villa de Tabayos. A. D. 1703. Fol.

Idem. Reimpresso en la imprenta de N. S. de Loreto. Sampaloc 1794.

Arte Tagalog por el Padre Fr. Francisco de San Joseph. 1610.

Arte de la lengua Tagala por el Padre Augusto de la Magdalena 1669. 8.

Arte y reglas de la lengua Tagala. Thom. Ortiz. 4.

Compendio de la Arte de la lengua Tagala por el Padre Fr. Gaspar de San Augustin, Religioso de el mismo Orden. 1703.

Idem. Segunda impression en la imprenta de N. S. de Loreto. Sampaloc 1787. 8.

[1] Vgl. oben, S. 349, Anm. 2. — [2] Sir Thomas Stamford Raffles (1781—1826), englischer Gouverneur auf Java und Sumatra, schrieb: „A History of Java" (1817).

Die Küstenbewohner dieser Inseln, die man als ihre ersten Eroberer betrachten kann, los Indios der Spanier, reden nach ihren Völkerschaften sieben verschiedene Hauptdialekte, nämlich: im Norden von Luçon die Pampangos, Zambales, Pangasinanes, Ylocos und Cayayanes; in der Gegend von Manila die Tagalos, und auf allen südlichern Inseln mit einigen Idiotismen die Bisayas.*

---

Tagalismo elucidado y reducido (en lo possible) a la latinidad de Nebrija con su Syntaxis, tropos, prosodias, etc. etc. y con la alusion, que en su uso y composition tiene con el Dialecto Chinico Mandarin, con las lenguas Hebrea y Griega. Por N. H. Fr. Melchor Oyanguren de Santa Ynes, Religioso descalzo. Mexico en la imprenta de D. Fr. X. Sanchez 1742. 4.

Arte de la lengua Tagala y Manual Tagalog por Fr. Sebastian de Totanes de Religiosos descalzos de San Francisco. Impresso en la imprenta de N. S. de Loreto Sampaloc extra muros de la Ciudad de Manila, 1745. 4.

Idem. Reimpresso en Sampaloc. 1796. 4.

Vocabulario de Pampango por el muy R. P. Lector Fr. Diego Bergaño de la Orden de los Hermitanos en Manila en el Conviente de N. S. de los Angelos. Fol.

Arte de la lengua Pampanga por Fr. Diego Bergaño en la imprenta de la Comp. de Jesus. Manila 1729. 4.

Idem. Sampaloc 1736. 4.

Vocabulario de la lengua Bisaya compuesto por el R. P. Matheo Sanchez de la Comp. de Jesus al Colegio de la S. C. de Jesus. Manila 1711. Fol.

Arte de la lengua Bisaya de la Provincia de Leyte, compuesta por el P. Domingo Ezguerra de la Comp. de Jesus. Tiene enxeridas algunas advertensias de la lengua de Zebu y Bool. 1662.

Idem. Reimpresso en Manila en la imprenta de la Comp. de Jesus. 1747. 4.

Arte de la lengua Iloca por Fr. Lopez. Manila 1617. 4.

Vocabulario de las lenguas de Philipinas por Alonzo de Mentrida. 1637. 4.

Arte de la lengua Bisaya y Vocabulario Español Bisaya de lengua Sugbuana compuesto por Fr. Thomas de San Geronimo de los descalzos de San Augustino. Reducido a ma exacto orden etc. por uno Individuo de la misma Provincia. Manuskript in unserm Besitz.

* Nach Marigondon, am Ufer der großen Bucht von Manila, wurden in alter Zeit Eingeborne der Molukkeninseln versetzt; ihre Nachkommen reden bei dem Tagalog und Spanischen noch ihre Sprache, die sie mit Vorliebe bewahren. F. Juan de la concepcion. T. 7, p. 102.

Die Spanier sind Fremde auf den Philippinen-Inseln. Viele Stämme der Indianer haben im Innern selbst von Luçon ihre Unabhängigkeit behauptet, und die der Küsten, die mit dem Christentum das fremde Joch übernommen, haben die fremde Sprache nicht erlernt. Die Mönchsorden, welche die geistliche Eroberung der Völker vollbrachten und die politische Herrschaft sichern, haben sich deren Sprache angeeignet. Das Tagalog besonders, welches durch den Umstand, daß es um die Hauptstadt gesprochen wird, zur Hauptsprache geworden, hat durch sie nicht nur an Hülfsbüchern zu dessen Erlernung, sondern auch an erbaulichen Schriften aller Art, beides in Prosa und Versen, eine ansehnliche Literatur erhalten. Fr. Francisco de San Joseph wird el Ciceron, Fr. Pedro de Herrera el Horacio Tagalo genannt, und es fehlt selbst an Tragöden nicht, die den Dionysius Areopagita übersetzt[1]. Die Artes[2] und Vocabularios der Pampango-, Bisaya- und Yloco-Sprachen sind im Drucke erschienen. Die Hülfsbücher der übrigen Mundarten sind Manuskript, und die Abschriften, durch welche sie vervielfältigt werden, befinden sich meist nur in den Provinzen in den Händen der Padres.

Die sieben angeführten Mundarten kommen nach dem Zeugnis aller Tagalisten im wesentlichen der grammatischen Formen wie in den Wurzeln überein. Wir haben selbst die Lehrbücher der Tagala-, Pampango- und Bisaya-Sprache verglichen und nur unbedeutende Abweichungen bemerkt. Wenn die Verschiedenheit der Aussprache den Eingebornen einer Provinz sich in einer andern gleich zu verständigen hindert, reicht eine kurze Frist doch hin, den Abstand auszugleichen, und er lernet bald die eigene Sprache erkennen. Was mithin von dem Tagalog gesagt wird, ist gleichfalls auf die übrigen Dialekte anwendbar.

Leyden[3] hat in den „Asiatic researches", p. 207, die tagalische, malaiische, Bugis- und javanische Sprache als Schwestersprachen aufgestellt, den künstlichern Bau der tagalischen auf die

[1] Sinn: es fehlt nicht an solchen, die antike Tragödien übersetzt haben und außerdem den Dionysius Areopagita (nämlich die demselben fälschlich zugeschriebenen gnostischen Schriften). — [2] Spanisch, d. h. Lehrbücher. — [3] Vgl. oben, S. 350, Anm. 1.

Elemente der malaiischen zurückgeführt und in beiden die Identität der Partikeln erwiesen, worauf in einem Sprachsystem, dem jede Wortbiegung fremd ist, alle Grammatik beruhet.

Leyden scheint uns den verdienstlichen Fleiß nicht genug zu würdigen, womit die Tagalisten das mit allen Partikeln, die es bedingen, verschiedentlich verbundene Zeitwort, bei einfacher, gedoppelter oder halbgedoppelter und außerdem euphonisch veränderter Wurzel, in eine Konjugationstabelle gebracht haben, die wenigstens einen leichten Überblick gewährt. Es ist unstreitig, daß bei diesem Vorzuge ihre Darstellung des tagalischen Zeitwortes der ursprünglichen Einfalt der Sprache nicht entspricht und unser Sprachsystem da zu vergegenwärtigen strebt, wo wirklich ein anderes vorhanden ist.

Durch Artikel und Präposition werden an dem Hauptwort meist nicht mehr als ein direkter und indirekter Fall bezeichnet. Der Plural, und nicht wie im Malaiischen der Singular, wird besonders durch eine getrennte Partikel bezeichnet. Die Pronomina sind dieselben wie im Malaiischen, nur vollständiger. Es gibt außer den zwei Pluralen der ersten Person, von denen der eine die angeredete Person mit inbegreift und der andere sie ausschließt*, noch einen Dual von jeder Person. Die Pronomina haben im direkten oder indirekten Fall verschiedene Formen. Der Wurzel, die die Handlung ausdrückt, werden Partikeln vor- und nachgehängt und eingeschaltet, die den Präpositionen unserer Sprache entsprechen und an ihr die Zeit und die Beziehungen bezeichnen, welche wir an den Haupt- und Fürwörtern entweder durch Beugung derselben oder durch sie begleitende Präpositionen auszudrücken pflegen; daher die drei Passiva, deren Sinn und Gebrauch zu lehren die schwierigste Aufgabe der Tagalisten ist. Wir können in einem Satze nur Subjekt oder Objekt der Handlung im Nominativ setzen und die Beziehung an dem Zeitwort selbst bezeichnen, Aktiv und Passiv, amo et amor, dänisch Jeg elsker og elskes[1]. Die Tagalen

* Diese zwei Plurale der ersten Person finden sich außer in gegenwärtigem Sprachstamme noch in der Quitchua- oder peruvianischen Sprache.

[1] „Ich liebe und ich werde geliebt."

vermögen das Subjekt, das Objekt, den Zweck oder das Werkzeug und den Ort der Handlung im direkten Fall zu setzen und die Beziehung am Zeitwort auszudrücken. Der Sinn entscheidet, was als Nominativ der Phrase hervorgehoben und vorangesetzt werden soll, und die Form des Zeitwortes richtet sich darnach. Man kann auf diese Weise in dem Satze: Petrus hieb dem Malchus das Ohr ab mit dem Schwert, auf Petrus (das Subjekt), was schneidet (aktive Form), das Ohr (das Objekt), was geschnitten wird (erste Passivform mit y), das Schwert (das Werkzeug), womit geschnitten wird (zweite Passivform mit in), und auf Malchus (den Ort), woran geschnitten wird (dritte passive Form mit an), den Nachdruck beliebig legen. Die Feinheit und die Schwierigkeit der Sprache liegen in dem Gebrauch. Dieselben Partikeln, welche die Wurzeln als Zeitwort bedingen, bedingen sie auch in ähnlichen Verbindungen als Haupt- und Eigenschaftswort. Das bereits zusammengesetzte Wort wird, als einfaches behandelt, förder[1] zusammengesetzt; der Reichtum erwächst aus dem Reichtum, aber es findet keine eigentliche Wortbeugung statt.

Die Tagalen brauchen in ihrer Poesie Verse, die, obgleich eigentümlich, durch die Zahl der Silben und eine Art Reim oder Halbreim an spanische Silbenmaße erinnern. Sie haben jedoch die künstlichern Kanzonen und Sonette, die ihnen der Padre Francisco de San Joseph[2] zu geben versucht, aufzunehmen sich geweigert. Wir haben uns vergeblich bemüht, Proben von ihren ursprünglich heidnischen Liedern, deren es noch welche gibt, an uns zu bringen. Wer beachtet in dem Lande selbst Geschichte, Kunst und Altertümer eines unterdrückten Volkes?

Wir teilen im Anhange, und zwar aus drei verschiedenen Quellen, das tagalische Alphabet mit, welches dem älteren Schriftsystem der Völker der ostindischen Inseln sich anschließt, und verweisen auf die Bemerkungen, womit wir dasselbe begleiten.

Die Küstenbewohner der Insel Formosa im Norden der

[1] Im Sinne von: fernerhin, weiter. — [2] Bezieht sich auf den oben, S. 354, Z. 12, und S. 352, Z. 30, genannten Verfasser einer Grammatik.

Philippinen scheinen uns zu demselben Volksstamm, ihre Sprache zu derselben Stammsprache zu gehören.

Wir kommen zu den im Osten der Philippinen gelegenen Inseln, die wir als die erste Provinz von Polynesien betrachtet haben. Wir finden in ihren Bewohnern eine Völkerfamilie, welche dieselben Sitten und Künste, eine mit großer Kunst ausgebildete Schiffahrt und Handel vielfach verbinden. Ein friedliches, anmutiges Volk betet keine Bilder an, lebt, ohne Haustiere zu besitzen, von den Gaben der Erde und opfert unsichtbaren Göttern nur die Erstlinge der Früchte, wovon es sich nähret. Es baut die kunstreichsten Fahrzeuge und vollbringt bei großer Kenntnis des Monsuns, der Ströme und der Sterne weite Seereisen. — Auf den westlichen Inseln, den Pelew-Inseln, Cap, den Marianen, finden sich Bräuche der ostindischen Insulaner, wie das Kauen des Betels[1], eingeführt.

Bei einer großen Ähnlichkeit der mehrsten Völkerschaften (andere, wie die der Pelew-Inseln, die durch Schamlosigkeit der Sitten und mindere Kunde der Schiffahrt sich auszeichnen, möchten fremd in die Familie getreten sein) und bei dem vielfachen Verkehr, der sie unter sich verbindet, herrscht unter ihnen eine große Verschiedenheit der Zungen. Wir waren berufen, Sprachproben ihrer Mundarten zu sammeln, indem wir mit ihnen selbst in näherer Verbindung gestanden als andere wissenschaftliche Reisende vor uns, und wir teilen im Anhang ein vergleichendes Wortverzeichnis von den Marianen, Cap, Ulea und Radack mit.

Die Völker der Marianen gleichen nach Fra Juan de la Concepcion[2] den Bisayas, wie an Ansehen so auch an Sprache, welche letztere jedoch in einigen Dingen abweicht (in algunas cosas alterado). Diese Chamori- oder Marianasprache ist aber fast mit dem Volke, das sie sprach, verschwunden; die neue Generation redet die Sprache der Eroberer und die eigene nur noch durch deren Einmischung entstellt. Es ist zu bemerken,

[1] Ein Kaumittel, das aus den Blättern des Betelpfeffers, der Arekanuß und gebranntem Kalk besteht; es wird in Asien und Polynesien von mehr als 200 Millionen Menschen genossen. — [2] Verfasser einer Geschichte der Philippinen (Manila 1788—92); vgl. auch oben, S. 353, Z. 43.

daß nur noch spanisch gezählt wird und es uns Mühe gekostet hat, die Zahlwörter der Marianasprache zu erhalten. — Es scheinen andererseits Benennungen aus den Philippinensprachen für manche der eingeführten fremden Tiere und Gegenstände obgesiegt zu haben. — So haben auch auf den Pelew-Inseln Tiere, welche die Engländer eingeführt, malaiische Namen erhalten. (Die Ziege Gaming, malaiisch Kambing.)

Ein „Vocabulario de la lengua Mariana" in der Form der Vokabularien, die wir von den Sprachen der Philippinen haben, und namentlich des „Vocabulario Tagalog" von Fr. Domingo de los Santos, befindet sich noch von den Jesuiten herrührend in Agaña; eine Arte scheint zu fehlen. Es vermodert dieses Manuskript unbenutzt, da die spanische Sprache den jetzigen Seelsorgern zu ihrem Amte genügt. Wir haben uns bemüht, dem grammatischen Bau der Chamorisprache nachzuforschen, und haben in Manila die Padres aufgesucht, die den Missionen auf Guajan vorgestanden. Etliche hatten die Sprache eigentlich nicht erlernt, und ein Greis war unvermögend, Rechenschaft davon zu geben. Die Ortsbenennungen endigen auf den Marianen wie auf den Philippinen meist in an, eine Partikel, die in den Sprachen der Philippinen die örtliche Beziehung bezeichnet und das dritte Passivum bedingt, und wir finden noch andere Merkmale der Analogie, welche alle in den Mundarten der Karolineninseln wegfallen. Don Luis de Torres[1] hat uns versichert, daß in der Marianensprache und in der von Ulea keine Wortbeugung stattfindet. Wir bemerken, daß wir die Wörter der Marianensprache, welche wir zur Vergleichung mitteilen, nicht aus dem Vokabulario ausgezogen, wozu wir keine Zeit gehabt, sondern mit eigener Orthographie nach der Aussprache von Don Luis aufgeschrieben haben.

Ein Vokabularium des auf den Pelew-Inseln gesprochenen Dialekts wird uns in Wilson mitgeteilt*, welches uns nur zu

* An account of the Pelew-Islands from the journals of Captain Henry Wilson by George Keate, the fifth edition. London 1803. Supplement p. 63.

[1] Vgl. oben, S. 283, Z. 9 ff.

wünschen läßt, daß man, um die Sprachlehre zu beleuchten, denselben Fleiß angewandt hätte, oder uns nur etliche Proben, etliche Lieder mitgeteilt, die uns einen Blick darin zu werfen gegönnt hätten.

Diese Arbeit hat für uns mehr Autorität als eine geringe, flüchtig hingeworfene Wörtersammlung, die uns ein Spanier in Manila mitgeteilt und die wir aus diesem Grunde unterdrücken. Sie würde nur dartun, wie derselbe Laut von verschiedenen Nationen anders aufgefaßt und anders aufgezeichnet werden kann.

Wir müssen uns selbst über die Unzulänglichkeit der Wörtersammlungen von Eap, Ulea und Radack entschuldigen, die wir gleichfalls, ohne in den Bau der Sprache einzugehen, mitteilen. Man erwäge, wie unverhofft und plötzlich unser Freund und Lehrer Kadu[1] von uns schied. Es hatte sich unter uns, indem diese Sammlungen entstanden, ein Mittel der Verständigung eingestellt, welches sich nach und nach vervollkommnete, und wir hatten, unsere Arbeit wieder durchzugehen, sie zu berichtigen, zu vervollständigen, uns über abstrakte Begriffe zu unterhalten und die Sprachlehre zu berühren, auf Zeiten aufgespart, die wir nicht mehr zusammen erlebt haben.

Die Eingebornen von Radack haben den Engländern gleich bei einer schwer zu treffenden Aussprache kein Geschick, Fremde leicht zu verstehen und sich ihnen wiederum verständlich zu machen. Wir glauben diese Dialekte minder einfach in ihrem Bau als die Mundart des östlichen Polynesien. Man erkennt in verschiedenen Sätzen die Wurzeln nicht wieder, die man in ihnen erwartet, und die Schwierigkeit des wechselseitigen Verstehens scheint auf dasselbe zu deuten. Die Mundart der Pelew-Inseln scheint uns die abweichendere zu sein, die von Radack aber sich am nächsten der gemeinschaftlichen Sprache der östlichern Südländer anzuschließen, und wir finden auch zuerst da das Rechnungssystem auf die Skale von zwanzig begründet, wie auf Neu-Seeland und den Sandwichinseln, indes die westlichern Karoliner, die Malaien und die Tagalen die reine Dezimalskale brauchen, die auch auf Tonga üblich ist.

[1] Vgl. über diesen farbigen Freund Chamissos vor allem oben, S. 214, Z. 23 ff., und S. 224, Z. 3 ff.

Wir finden schon innerhalb der dieser Provinz angewiesenen Grenzen, und zwar im Südwesten am nächsten den Wohnsitzen der Papuas und den Molukken, etliche Inseln, deren Bewohner von Eingebornen der Sandwichinseln verstanden wurden, und deren Boote den O-Waihischen gleich waren, nämlich die Mavils-Islands*. Eine Erscheinung, die uns Aufmerksamkeit zu verdienen scheint.

Auf Neu-Seeland, den Inseln der zweiten Provinz, bis fern im Osten auf der entlegenen Osterinsel und auf der abgesonderten Gruppe der Sandwichinseln findet sich bekanntlich nur ein Volk, das überall fast auf gleicher Stufe der Bildung steht, ähnliche Sitten und Bräuche hat und eine gemeinsame Sprache redet, deren Mundarten fast nur durch örtliche Abweichungen der Aussprache bedingt sind, so daß oft Reisende sich mit Wörtern, die auf einer Insel gesammelt, auf andern weit entlegenen verständigen, die Eingebornen der Sandwichinseln mit denen der Freundschaftsinseln, und Tupeia, ein Insulaner dieser letzten Gruppe, sich mit den Neuseeländern unterreden konnten.

Wir verdanken den Herren Mariner und T. Martin eine vollständige Grammatik der Mundart von Tonga**, die uns in den Stand setzt, die Sprache des östlichen Polynesiens näher zu beleuchten. Wir erkennen darin das malaiische Sprachsystem in möglichster Einfalt und nach unserer Ansicht auf dem Standpunkt unentwickelter Kindheit. Es ist ein liebliches Kinderlallen, das kaum erst eine Sprache zu nennen ist.

Die Tongasprache schließt sich dem unendlich künstlichern Tagalog unmittelbarer an als dem Malayu; sie hat den häufigern Gebrauch des Artikels und zeichnet vorzugsweise den Plural durch Partikeln aus. Die Fürwörter sind unverkennbar dieselben, und sie hat bei den zwei Pluralen der ersten Person noch den Dual. Die Wurzeln werden ohne Unterschied für das Hauptwort, die Eigenschaft oder die Handlung gebraucht. Bei der Handlung werden wie im Malaiischen die drei Zeiten durch bloße getrennte Partikeln (adverbia) bezeichnet. Von

* Siehe Arrowsmith, Chart of the Pacific Ocean 1798 und Meares, Voy., p. 293. — ** An account of the Natives of the Tonga Islands from the communications of M. W. Mariner, by T. Martin. MD. London 1818.

zwei beieinander stehenden Wurzeln ist wie in andern Mundarten die erste Hauptwort und die andere Eigenschaft.

Bei dieser Einfachheit möchte dennoch die Mundart von Tonga wie eine der abweichenderen, so auch eine der ausgebildeteren des östlichen Polynesiens sein. Tonga liegt an der westlichen Grenze zunächst an den Vorlanden, und das Zahlensystem, wie wir bereits bemerkt haben, ist nicht das von Neu-Seeland und den Sandwichinseln.

Es hat uns wirklich die Sprache der Sandwichinseln viel kinderhafter noch geschienen, als uns die Mundart von Tonga in deren Sprachlehre erscheint. Wir haben in derselben nur zwei Pronomina entdeckt, Wau für die erste Person, Hoe für die zweite, und nur zwei Adverbien zur Bestimmung der Zeit der Handlung, Mamure für die zukünftige, Mamoa für die vergangene Zeit. Die fragende oder zweifelnde Partikel Paha, die nachgesetzt wird, ist von häufigem Gebrauch. — Nue und Nue Nue, sehr und groß, bilden den Komparativ und Superlativ. Etliche Partikeln bezeichnen als Präpositionen die Beziehungen der Hauptwörter.*

Die nach Art der Kinder aus der Wiederholung eines Lautes gebildeten Wörter, bei welchen die Wurzel bald denselben, bald einen andern und bald gar keinen Sinn hat, die in der gemeinsamen Sprache der östlichern Inseln viel häufiger vorkommen als in den westlichern ausgebildeteren Dialekten, denen sie jedoch nicht fehlen, erteilen ihr einen ganz eigenen, lieblichen Charakter.**

---

* Wir können zwar nicht die Grenzen unserer erlangten Kenntnis der Sprache der Sandwichinseln für die der Sprache selbst ausgeben, finden aber in sonstigen Sprachproben Polynesiens und namentlich in Nicolaus, Voyage to new Seeland, London 1817, keine Andeutung eines weiteren Bereichs, wir finden da auch nur zwei Pronomina. Pronomen 1. Person: O-Waihi Wau, Neu-Seeland Aou, Tonga Au, vielleicht das Tagalog Aco, Malayu Ku. (Tonga hat außerdem und unter andern auch Gita, Tagalog Quita, Malayu Kita.) Pronomen 2. Person: O-Waihi Hoe, Neu-Seeland Eakoe und Acquoi, Tonga Acoi und coi, Tagalog Yeao, Malayu Ankau. Was uns beim Studium dieser Sprachen am mehrsten verwirrt, ist die Verschiedenheit der Rechtschreibung bei den verschiedenen Wortsammlern und Linguisten. Man muß oft das Wort kennen, um es zu erkennen.

** Moku-moku, Krieg. Moku, Insel und europäisches Schiff. Make-make, lieben, mögen. Make oder Mate, töten, schlagen.

Die O-Waihier haben bereits von den fremden Nationen, mit denen sie verkehren, viele Wörter angenommen, die nach ihrer Aussprache bei dem Mangel etlicher Buchstaben und der Gleichgültigkeit anderer schwer zu erkennen sind. Die Zahl derselben wächst täglich an, und sie verdrängen die eigentümlichen.*

Die Sprache der Liturgie ist auf den Sandwichinseln eine eigene, von der jetzt gesprochenen abweichende, die der gemeine Mann nicht versteht, wahrscheinlich die ältere, unveränderte Sprache des Volkes, die einer der ersten Gegenstände der wissenschaftlichen Forschungen des Gelehrten sein müßte, dem das Schicksal einen längeren Aufenthalt auf diesen Inseln vergönnte. Mit dem stimmen die Nachrichten aus O-Taheiti überein**, und es mag wohl vermöge dieser älteren liturgischen Sprache gewesen sein, daß sich der Gelehrte Tupeia mit den Neu-Seeländern verständigte, da es anderen gemeinen Menschen seines Volkes nicht wie ihm gelang.

Es ist bekannt, wie auf O-Taheiti beim Antritt eines neuen Regenten und ähnlichen Gelegenheiten Wörter aus der gemeinen Sprache gänzlich verbannt und durch neue ersetzt werden. Solche willkürliche Veränderungen haben in neuerer Zeit die

---

Mire-mire, schauen, sehen.
Moe-moe und moe, schlafen.
Nome-nome, sprechen, sagen.
Hane-hane, machen.
Para-para, zeichnen.
Mi-mi mingere.
Wite-wite, schnell, rasch.
Rike-rike, gleichwie, ebenso.

* Gleichen Wertes sind die Buchstaben R, L und N, K und T. Beispiele solcher Wörter sind: Kau-Kau, chinesisch Tschau-tschau, für Païni, essen. Pane-pane, chinesisch für Aïni, Coïtus, welches fremde Wort noch euphemisch zu sein scheint, da bei der allgemeinen Entblödung züchtigere Matronen das andere doch vermeiden. Pihi, englisch Fish, für Haïïna, Fisch. Neipa, englisch Knife, Messer. — Pike-nene, spanisch pequeño, für Käea, klein. Wir wundern uns, nicht nur auf Neu-Seeland (Nicolas) dasselbe Wort wiederzufinden, sondern auch noch unter den angeblich grönländischen, die Bernard O'reilly („Greenland, the adjacent seas and the Nordwest passage". London 1818) mitteilt. — ** Wir berufen uns auf das Zeugnis des Herrn Marini, von dem wir weiter unten reden werden.

Sprache dieser Insel, die sonst von der von O-Waihi wenig abwich, sehr von ihr entfremdet, und die Eingebornen beider Inseln verstehen einander nicht mehr.

Folgende Tatsache aus der Geschichte von O-Waihi, die wir der Mitteilung eines glaubwürdigen Zeugen, eines denkenden und unterrichteten Mannes, des Herrn Marini[1], eines dort angesiedelten Spaniers, verdanken, und welche uns die Eingebornen bestätigt haben, läßt uns unerwartet diese befremdende Sitte auch auf den Sandwichinseln wiederfinden, und zwar auf die auffallendste Weise.

Gegen das Jahr 1800 ersann Tameiameia[2] bei Gelegenheit der Geburt eines Sohnes eine ganz neue Sprache und fing an, selbige einzuführen. Die neu ersonnenen Wörter waren mit keinen Wurzeln der gangbaren Sprache verwandt, von keinen hergeleitet, selbst die Partikeln, welche die Formen der Sprachlehre ersetzen und das Bindungsmittel der Rede sind, waren auf gleiche Weise umgeschaffen. Es heißt, daß mächtige Häupter, denen diese Umwälzung mißfiel, das Kind, welches dazu Veranlassung gegeben, mit Gift aus dem Wege räumten. Bei dessen Tode ward dann aufgegeben, was bei dessen Geburt unternommen worden war. Die alte Sprache ward wieder angenommen und die neue vergessen. Die Neuerung ging von Hana-ruru auf O-Wahu aus, wo sich Tameiameia zur Zeit aufhielt. Herr Marini befand sich auf O-Waihi, wo sie kaum einzudringen begann. Als wir Herrn Marini fragten, wie das eine oder das andere Wort in der neuen Sprache geheißen habe, besprach er sich deshalb mit anwesenden Eingebornen von Hana-ruru, denen allen die Sache wohlbekannt, die neu eingeführten Wörter aber meist entfallen waren.* Herr Marini wußte kein anderes Beispiel willkürlicher Sprachveränderung auf diesen Inseln; Kadu hatte

* So können wir auch nur unzulängliche Belege dieser gänzlichen Sprachschaffung beibringen, die, obgleich für uns hinlänglich beglaubigt, das Maß unserer Einbildungskraft dergestalt übersteigt, daß wir Glauben zu begehren uns nicht vermessen.

[1] Vgl. oben, S. 171, Z. 16 ff. — [2] Vgl. oben, S. 160, Anm. 2.

auf den Karolineninseln keinen Begriff von deren Möglichkeit geschöpft. ^A

Der Mensch ist von den großen, zwischen Asien und Neu-Holland liegenden Ländermassen aus von Westen gegen Osten gegen den Lauf der Winde gewandert und hat von allen Erdpunkten, die aus dem Großen Ozean auftauchen, bis zu der entlegenen, einzeln im Osten abgesonderten Insel Pascha Besitz genommen. Seine Sprache zeugt von seiner Herkunft. Seine Sitten, Bräuche und Künste deuten darauf, seine Haustiere und nutzbaren Gewächse, die ihm überall gefolgt sind, und die sämtlich der Alten Welt angehören, sagen uns die Küste, von der er sie mitgebracht.*

Es finden sich das Zuckerrohr, der Pisang[1], der Papier-Maulbeerbaum, der Hibiscus[2] populneus, die Gilbwurz, der Flaschenkürbis, die Arum-Arten, Jamswurzeln und süßen Ba-

| Gangbare Sprache. | Neue Sprache. |
|---|---|
| Kanaka | Auna, Mann. |
| Waheini | Kararu, Weib. |
| Kokine | Amio, gehen. |
| Irio | Ja papa, Hund. |

Herr Marini spricht Irio aus, man hört sonst Lio. — ^A Wir erwähnen nachträglich einer ähnlichen Sitte willkürlicher Sprachveränderungen, welche unter einem Volke und in einer Sprache nachgewiesen wird, die mit den Völkern und Sprachen Polyneziens keiner Gemeinschaft verdächtig sind. M. Dobrizhoffers „Geschichte der Abiponer"[1] ist in alle Sprachen übersetzt worden und kann von jedem nachgeschlagen werden. Dieser Sitte der Abiponer wird im 17. Hauptstück des 2. Teiles erwähnt; von der Sprache selbst wird in den 16—18ten Hauptstücke ausführlich abgehandelt. — * Es ist unentschieden, ob das Schwein und der Hund nicht in Chile vorgefunden worden, und Humboldt hat bewiesen, daß die Musa (der Pisang) in Mexiko einheimisch war, bevor die afrikanische von den Kanarischen Inseln (im Jahre 1516) nach Westindien überbracht wurde. Der Brotfruchtbaum und der Papier-Maulbeerbaum gehören entschieden ausschließlich Ostasien an, wo die verwandten Arten noch allein vorkommen. Das indische Zuckerrohr ist im Mittelalter nach Sizilien, von uns nach Amerika verpflanzt worden. Verschiedene Arten Arum, Dioscorea, Convolvulus und Ipomoea (Taro, Jams und Bataten) kommen in beiden Weltteilen vor und erfordern eine schärfere Untersuchung, in die sich einzulassen der Raum hier verbietet.

[1] Banane. — [2] Eibisch, Gattung der Malvazeen. — [3] Die Abiponen waren ein jetzt erloschener Indianerstamm im heutigen Argentinien; das Buch Dobrizhofers erschien 1784.

taten, unter den Tieren endlich das Huhn auf der Osterinsel; der Brotfruchtbaum und andere Gewächse, das Schwein und der Hund bis auf den Gesellschafts-, Marquesas- und Sandwichinseln. Das Schwein scheint auf den Niedern Inseln sich nicht erhalten zu können. Neu-Seeland hatte nur den Hund, die Freundschaftsinseln nur das Schwein, aber der Hund war dem Namen nach (Ghuri nach Forster, Gooli nach Mariner) daselbst bekannt, und wir glauben in dem Worte Giru auf Radack denselben Namen und eine ähnliche überlieferte Kenntnis desselben Tieres gefunden zu haben. Das Schwein und der Hund fehlen auf allen Inseln der ersten Provinz.

Die Bereitung des auf allen Inseln üblichen Bastzeuges hat zuerst Pigafetta auf Tidor (Molukkeninseln) beschrieben, und derselbe zeigt uns die Bisayas seiner Zeit mit den durchbohrten und erweiterten Ohrlappen, wie Forster die Bewohner der Osterinsel gefunden, eine Mode, die diese zu unserer Zeit bereits verlassen, und die wir auf Radack und den Karolineninseln noch herrschend gefunden haben.

Man wird wohl vergeblich versuchen, die heiligen, vielfach verwehrenden Sitten und Gesetze des Tabu, welche die Geschlechter absondern, zwischen den Klassen des Volks unumstößliche Scheidemauern erheben und bei den verschiedenen Völkerschaften verschieden, bei allen in demselben Geist die Grundfesten der geselligen Ordnung sind, zu einem Prinzip und einer Quelle zurückzuführen und diese Menschensatzungen in ihrem Zusammenhang zu verstehen, oder sie von dem religiösen und Zivilsystem anderer bekannten Nationen herzuleiten. — Hier fehlt die Schrift; und wer vermöchte, hätten wir nicht das geschriebene Dokument zur Hand, aus den ähnlichen Verboten und Bräuchen der Juden den milden Geist der mosaischen Gesetzgebung wiederzufinden, die auch dem Tier ein wohlabgemessenes Recht anerkennt, und worin uns übrigens noch die Idee von rein und unrein unbegründet erscheint.* Wir sind außerdem weit entfernt, anzunehmen, daß jede Zivil- oder

* Wir erinnern beiläufig, ohne etwas daraus zu folgern, daß das Wort Tabu mit gleichem Sinn als auf den Südseeinseln in den mosaischen Büchern vorkommt, welches von den Gelehrten nicht unbeachtet geblieben ist.

religiöse Ordnung als ein vollendetes Ganze aus einem Geist hervorgegangen sei; solchen Bau führt öfters die Geschichte aus, die vom Zufall die Steine zu demselben empfängt. Und sehen wir nicht selbst den blöden Menschen aus einer rein geistigen Religion zum Polytheismus zurückkehren und sein eitles irdisches Vertrauen dem materiellen Gegenstande, dem Stein, dem Holze zuwenden? Wird es nicht uns selbst wie andern Völkern der Welt leichter, der Zauberei, der Lüge und dem Wort zu glauben, als dem Geiste anzuhängen?

Die unter den Insulanern der Südsee so tief eingewurzelte Ungleichheit der Volksklassen, die besondere Heiligkeit etlicher Familien und Personen, die von Vermögen und Zivilmacht unabhängig sind, erinnern unwillkürlich an Indien. Der Einwurf ist unzulässig, daß die besonderen Kasten Indiens besonderen Gewerben, Lebensweisen usw. ergeben sind. Solche Ausscheidung kann auf diesen Inseln nicht stattfinden.

Der freiwillige Tod der Gattin bei der Bestattung des Gatten auf den Fidschi-Inseln und die ähnliche Sitte in der Familie des Tooitonga zu Tonga deutet eben auch auf Indien.*

Bringt man nun die Frage in Anregung, wie und zu welcher Zeit ein ursprünglich asiatisches Volk sich gegen den Lauf der Winde, seine Haustiere und nützlichen Gewächse mit sich bringend, auf die entlegensten Inseln des Großen Ozeans verstreut hat; wie da in ihrer Abgeschiedenheit die verschiedenen Völkerschaften noch ähnliche Sitten und gleiche Künste bewahren und bei dem Mangel der Schrift, die allein die Sprache in ihrer Wandelbarkeit festzuhalten imstande scheint, und bei dem Brauche willkürlicher Sprachneuerungen dennoch nur eine gemeinsame Mundart reden: so stehen wir in unserer Unwissenheit bloß. Die erwähnten Umstände beweisen eine gleichzeitige Auswanderung von einem Punkte aus und scheinen auf eine neuere Epoche zu deuten; die Kindheit aber der Sprache und in mancher Hinsicht des Volkes selbst scheinen den Zeitpunkt in ein graues Altertum zu tauchen. Unsere ersten Seefahrer haben die Völker der Südsee in dem Zustande gefunden, worin sie noch sind.

* Mariners Tonga I, p. 330.

Monsuns und Stürme verschlagen die Seefahrer der Karolinen wie nach Westen so nach Osten und häufig bis nach Radack gegen den 180.° der Länge von Greenwich. Wir können uns leicht von der Bevölkerung dieser Inseln Rechenschaft geben. Aber wir finden in dieser Provinz verschieden redende Völkerschaften, die eine ausgebildetere Schiffahrt auszeichnet, und die keine Haustiere besitzen. Es ist nur auf Radack der Name des Hundes in dem östlichen Dialekte bekannt.* Diese Völkerschaften scheinen bei sonstiger Ähnlichkeit und vielleicht bezeichnetem Übergang der Sprachen die östlichern Inseln des Großen Ozeans von den westlichen Landen eher abzusondern als zu verbinden.

Die Meinung Zuñigas** und derer, welche die Bevölkerung der Inseln des Großen Ozeans nach dem Laufe der Passatwinde von Osten gegen Westen, von Amerika gegen Asien herzuleiten und zu erklären versucht haben, ist widerlegt.

Falls es sich aus der Untersuchung ergeben sollte, daß hinreichende Gründe wirklich vorhanden sind, in den Bewohnern von Südamerika und den Insulanern des Großen Ozeans oder den Völkern von Ostasien dasselbe Urvolk und in ihren Sprachen dieselbe Stammsprache zu erkennen, so würden vielmehr nach Molinas[1] Meinung die Bewohner der Neuen Welt von der Alten Welt über das Meer herzuleiten sein — sei es über die Inselkette der zweiten Provinz und gegen den Lauf der Passat-, sei es über Neu-Seeland und unter dem Reiche der wechselnden Winde.

Wir beseitigen zuvörderst die Vergleichung, die man anzustellen versucht hat zwischen den kolossalen Statuen der Insel Pascha und den Monumenten der peruvianischen Baukunst. Wir erkennen in jenen Figuren, die aus einem leichten vulkanischen Stein gebildet sind, nur die gewöhnlichen Idole, die auf den Morai[2] der mehrsten Inseln zu finden sind, und die auf

* Giru und Ghuri lassen sich nicht bestimmt von Kuyuk Malayu, Iro Bisaya, Aso und Ayam Tagalog ableiten. Irio oder Lio der Sandwichinseln sind dem Bisaya näher. — ** Im zweiten Kapitel der „Historia de las Philipinas".

[1] Vgl. oben, S. 82, Anm. 1. — [2] Vgl. oben, S. 163, Anm. 1.

den Sandwichinseln Akua, Götter, und auf den Gesellschaftsinseln Tighi, Geister, Seelen, genannt werden.

Wir bemerken, daß die zunächst an der amerikanischen Küste gelegenen Inseln, die Galapagos, Juan Fernandez u.a.m., wie alle im Atlantischen und Indischen Ozean gelegenen, weit von dem festen Lande zerstreuten Landpunkte ohne Bewohner waren; kein amerikanisches Volk war ein Schiffervolk.

Zuñiga stellt die Vermutung auf, daß die Sprache der Araukaner und Patagonier* mit der Sprache der Philippineninseln im wesentlichen übereinkommen müsse, und bauet, aller Mittel der Untersuchung entblößt, auf diese Voraussetzung fort. Dem ist aber nicht also.**

Wir haben zwischen den Wurzeln der Araukanischen Sprache und denen der Stammsprache, die uns beschäftigt hat, keine Übereinstimmung gefunden. Die Zahlwörter, die Pronomina sind andere. Man könnte wohl die Konjugation des Zeitwortes und die Deklination des Hauptwortes auf die Wurzel zurückführen, die stets unverändert bleibt, und welcher nur Partikeln angehängt werden; letztere werden aber stets nachgesetzt, und in der Art wie in dem Sinn der Zusammensetzung waltet ein ganz eigentümlicher Geist, der mit dem malaiischen und tagalischen nichts Gemeinschaftliches hat. Die Person wird an dem Zeitwort, und zwar an dessen Endung, bezeichnet, die Personalendungen bleiben sich durch alle Zeiten vollkommen und durch alle Moden im wesentlichen gleich. Es entstehen durch Einschaltung verschiedener Partikeln nach der Wurzel (nur wenige Präpositionen werden vor dieselbe gesetzt) eine Menge Konjugationen, worin die Bedeutung verschiedentlich bedingt erscheint. So negativ, frequentativ usw. Es wird auch verschiedentlich in den transitiven Konjugationen (Transiciones der spanischen Grammatiker) das Objekt der Handlung, das Pro-

* Die Patagonier, die Puelci oder Puelchi, die Morgenländer, wie sie die Araukaner nennen, gehören bekanntlich zu dem chilesischen Volk und reden dieselbe Sprache. — ** Wir haben über die Araukanische Sprache benutzt:
Bern. Havestadt, Chilidugu. Monast. 1777.
Molina, Saggio sulla storia civile del Chili. Bologna 1787.
Mithridates 3, p. 403, und über die Quichua-Sprache Mithridates 3, p. 519.

nomen Akkusativi, in das Zeitwort aufgenommen. Es wird gern ein Satz als Wurzel eines Zeitwortes behandelt und mit der Partikel der Zeit, der Endung, der Person usw. versehen, so daß sich der Sinn in ein einziges Wort drängt. Aus so zusammengesetzten Zeitwörtern werden wie aus einfachen durch verschiedene Endungen abgeleitete Wörter gebildet. Das Araukanische hat in der Deklination und Konjugation einen Dual, aber es hat den doppelten Plural der ersten Person nicht, welchen die Quichua-Sprache in Peru mit den Sprachen Ostindiens gemein hat. Dieses Zusammentreffen ist aber auch in dem Quichua bloß zufällig und auf keine innere Verwandtschaft gegründet. Das Quichua ist dem Sprachstamme, der uns beschäftigt hat, ebenso fremd als das Chilidugu, mit dem es bei auffallender Verschiedenheit der Wurzeln wesentlich in der Grammatik übereinkommt und unverkennbar zu demselben Sprachsystem gehört

Die vollkommene Regelmäßigkeit der Araukanischen Sprache, die ohne alle Anomala dem Gesetz wie der Notwendigkeit folgt, zeugt von einer ruhigen, ungestörten, selbständigen Entwickelung, der keine fremde Beimischung oder Einwirkung Gewalt getan hat. Die Endung an, die in der Araukanischen Sprache öfters gehört wird und Zuñiga zu täuschen beigetragen hat, ist von der gleichen Endung im Tagalischen völlig verschieden.

Völlig verschieden scheinen uns wie die Sprachen so die Völker, und wir halten dafür, daß diese mit Recht zu verschiedenen Menschenrassen zu zählen sind. Gemeinsame Züge vereinigen die Araukaner mit den übrigen amerikanischen Völkern wie die Insulaner des Großen Ozeans mit den übrigen Völkern der ostindischen Inseln, und es bleiben bei der Verschiedenheit der geselligen Ordnung, Sitten und Bräuche nur zwei Punkte zu berücksichtigen, die allerdings die Aufmerksamkeit anzuregen geeignet sind, und worüber wir, um den Standpunkt der Frage nicht zu verrücken, was uns überliefert ist, mitteilen.

Das Schwein und der Hund haben in der Araukanischen Sprache eigene Namen, da die übrigen von den Spaniern eingeführten Tiere auch mit fremden Wörtern bezeichnet werden. Das Schwein heißt nach spanischer Rechtschreibung Chancho, nach italienischer Ciancio, zwei verschiedene Arten Hunde Quiltho

und Thega; und Molina ist anzunehmen geneigt, daß sie vor dem Einfall der Spanier einheimisch gewesen und von den Urbewohnern von Westen her über das Meer gebracht worden. Der P. Acosta[1], der bald nach der Eroberung schrieb, wagt nicht zu entscheiden, ob das Schwein sich in Peru vorgefunden oder von den Europäern dahingebracht worden sei; wir bemerken nur, daß die angeführten Namen den Sprachen der Südsee und Ostindiens völlig fremd sind.*

Burney[2] in seiner „Chronological History of the discoveries in the South Sea", V. 3, ch. 5, p. 187, bringt eine Stelle von Hendrick Brouwers „Voyagie near de Custen van Chili", p. 72, in Anregung, wo eines Trankes der Chileser bei Valdivia erwähnt wird, Cawau, auch Schitie und von andern mit italienischer Orthographie Cici genannt, welcher wie der Kava oder Ava der Südsee bereitet wird und nur einer längeren Gärung bedarf. Die Wurzel, aus der man ihn bereitet, wird Inilie geheißen. Das Trinken des Kava ist eine den Bewohnern der östlichen Inseln eigentümliche Sitte, die auf den Inseln der ersten Provinz wie auf den ostindischen Inseln völlig unbekannt ist, obgleich die Pflanze daselbst vorkömmt. Wir haben Piper methysticum auf Guajan und das sehr ähnliche Piper latifolium auf Luçon gesammelt. Es ist nicht anzunehmen, daß dies verderbliche Kraut in Chile wachsen könne, doch möchten es andere ersetzen, und wir gestehen, daß die Übereinstimmung des Namens auffallend ist. Wir finden übrigens in Molina nichts über diesen Trank.

Burney am angeführten Ort sucht zwischen dem Araukanischen Poncho[3] und der Kleidertracht der Insulaner des Großen Ozeans eine Ähnlichkeit, die wir nicht finden; und wir

* Das Schwein heißt Malayu Babi, Tagalog und Bisaya Babui, in den Sprachen der Südsee Bua, Buacca, Buaha und Pua. Für den Namen des Hundes vergleiche eine vorhergehende Note.

[1] José de Acosta (geb. um 1539, gest. 1600), spanischer Jesuit und Geschichtschreiber, der 1571 in Peru Provinzial seines Ordens wurde. Sein Hauptwerk ist die „Historia moral y natural de las Indias" (Sevilla 1591). — [2] Vgl. oben, S. 316, Anm. 1. — [3] In Südamerika eine Art Mantel, ein viereckiges Tuch mit einem Schlitz, durch den der Kopf gesteckt wird.

können kein größeres Gewicht auf eine schwankende Sage der Araukaner legen, nach der sie vom Westen herstammen, indem sie eine andere vom Norden herwandern läßt und wieder eine andere sie als Eingeborne der Erde schildert, die sie bewohnen.

Das Resultat unseres Studiums sowohl der Geschichte als der Natur ist, uns den Menschen sehr jung auf dieser alten Erde vorzustellen. In den Schichten der Berge liegen die Trümmer einer ältern Welt wie Hieroglyphen begraben, die Gewässer ziehen sich zurück, Tiere und Pflanzen verbreiten sich von verschiedenen Punkten aus in verschiedenen Richtungen über die Oberfläche der Erde, die Berge werden Länderscheiden. Der Mensch steigt von seiner Wiege, dem Rücken von Asien, herab und nimmt, nach allen Seiten vorschreitend, das feste Land in Besitz; er verbreitet sich im Westen über Afrika, wo die Sonne den Neger färbt, und über Europa, wo später eingewanderte Stämme in dreifacher Zunge unverkennbar die Sprache Indiens reden.* Der Papua auf den östlichen unter der Linie gelegenen Ländern erleidet unter gleicher Einwirkung dieselbe Veränderung als der Afrikaner oder gehört vielleicht mit ihm zu einem Stamm. Der Chinese bleibt in Ostasien unwandelbar. Andere Stämme verbreiten sich im Norden von Asien, die Nordostspitze der Alten Welt bahnet zu der Neuen die Straße, — hier zerstreuen und entfremden sich die Völkerschaften, eine gewisse Ähnlichkeit läßt uns einen gemeinsamen Menschenstamm annehmen, aber die Sprachen haben sich völlig voneinander getrennt. Die Geschichte zeigt uns noch in frischem Andenken einen Völkerstrom, der über die Ebene von Mexiko von Norden gegen Süden sich fortergießt, andere Stämme vor sich her verscheucht, Monumente seines Überganges hinter sich läßt und Erinnerungen seines Geburtslandes, des hohen Asiens, treulich bewahrt.** Ein anderer Stamm, die Eskimos, deren Gesichtsbildung uns

* Autochthonen kann man in Europa nur die Kantabrer und Kelten nennen, und nur insofern sich ihre Einwanderung und Abstammung nicht nachweisen läßt. — Der tschudische[1] Volksstamm läßt sich auf andere asiatische zurückführen. — ** Humboldt, Vues des Cordillères, p. 152 etc.

[1] Die Tschuden sind die Bewohner des baltischen Finnland

die mongolische und chinesische Menschenrasse verrät, ergießt sich von Nordasien über den nördlichen Saum von Amerika bis Grönland hin und bewahrt in beiden Weltteilen eine gleiche Sprache, gleiche Lebensweise und gleiche Künste. Endlich ergießt sich von der Südostspitze Asiens ein kühnes Schiffervolk, die malaiische Rasse, über die Wohnsitze der Papuas hin bis über die östlichsten, abgelegensten Inseln des Großen Ozeans, und die Frage wird in Anregung gebracht: ob auch im Süden der Linie der Mensch sich auf Schiffen von der Alten nach der Neuen Welt den Übergang gebahnt?

Wir ahnen, daß, wer mit gehörigen Kenntnissen gerüstet alle Sprachen des redenden Menschen überschauen und vergleichen könnte, in ihnen nur verschiedene, aus einer Quelle abgeleitete Mundarten erkennen würde und Wurzeln und Formen zu einem Stamm zurückzuführen vermöchte.

## Lieder von Radack.

### 1.

(Von Weibern gesungen.)

:,: Esülog o no logo dildinu :,: Untertauchen in die See sechsmal.
Oalog o no logo dildinu :,: Auftauchen aus der See sechsmal. :,:
(wird sechsmal wiederholt)
dildinemduon! Siebenmal!

### 2.

Wongusagelig[1], der Chef von Ligiep, führte seine Boote und Mannen dem Lamari[2] auf Aur zu, als die von Meduro und Arno den Krieg dahin gebracht. Der erste Teil des Liedes vergegenwärtigt seine Ausfahrt aus Ligiep, der zweite seine Einfahrt in Aur.

:,: – ⏑ – ⏑ –
– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –
– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –
– ⏑ – ⏑ –
– ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ – ⏑ –
– ⏑ – ⏑ –
⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –
– ⏑ – ⏑ – :,:

[1] Vgl. oben, S. 221, Anm. 1. — [2] Vgl. oben, S. 215, Z. 21 ff.

⏑⏑–⏑–⏑–
⏑⏑––⏑⏑–
––⏑⏑–⏑–
⏑⏑–⏑⏑–⏑⏑–⏑⏑–
⏑⏑–⏑⏑–⏑⏑–
––⏑–⏑–⏑–⏑–

Wongusagelig
:,: Agarateragerig
Iligieth a loma
„Wagesag diwon.
Ribadi aälenginel“
Esisäsalog!
Aätho! Aätho!
Wongusagelig! :,:

Faainewarasach:
„Sellesi inneseo!
Eyeweapwesog
Tjabogon djudjuve! djudjuve!
djudjuve!
Djudjuve! djudjuve! djudjuve!
Emarungerung aäthagin!“

Wongusagelig
:,: Gehet unter Segel.
Außen am Strande das Volk.
„Setzt das Segel um.
Scheitern wir nicht an dem Riff!“
Land aus der Ansicht verloren!
Ebbe! Ebbe!
Wongusagelig! :,: (wiederholt)

Und es erschallet der Machtruf:
„Die Schiffe zusammengehalten!
Es schlägt die Welle wohl ein!
Am Schiff vorn steure! steure! steure!

Steure! steure! steure!
Reißet hinein uns die Flut!“

## Die Philippineninseln.

Cavite, auf der äußersten Spitze einer Landzunge gelegen, die sich in die schöne und wohlbefahrene Bucht von Manila hinein verlängert und einen Teil derselben absondert, ist der ungünstigste Standpunkt für einen Reisenden, der die kurze Dauer seines Aufenthalts auf Luçon anwenden will, die Natur des Landes zu erkunden. Die Landzunge und das schönbebaute Ufer der Bucht bis nach Manila hin gehören dem Menschen an. Man sieht zwischen den Dörfern und Häusern nur Reisfelder, Gärten und Pflanzungen, worin sich die Gewächse beider Indien vermischen.

Wir hatten nur eine achttägige Exkursion[1] in das Innere nach Taal und dem Vulkan gleiches Namens in der Laguna de Bongbong zu machen Gelegenheit. Die uns beigesellte militärische Bedeckung, worin sich die spanische Grandezza aus-

[1] Über diese Exkursion und den Aufenthalt in Manila und Cavite überhaupt berichtet Chamisso ausführlich oben, S. 290, Z. 3 ff., und S. 291 ff.

sprach, belästigte uns sehr unnützerweise und vermehrte die Kosten einer Reise, wobei unter den milden und gastfreundlichen Tagalen nur ein Führer nötig gewesen wäre. Die Insel Luçon ist durchgängig hoch und bergig, die höchsten Gipfel scheinen jedoch die Region der Wälder nicht zu übersteigen. Drei Vulkane erheben sich auf derselben. Erstens im Norden der Aringuay im Gebiete der Ygorrotes in der Provinz von Ilocos, welcher am 4. Januar 1641 gleichzeitig mit dem Vulkan von Jolo und dem Sanguil im Süden von Mindanao ausbrach, wodurch diese Inseln eine der furchtbarsten Szenen darstellten, deren die Geschichte erwähnt*; das Getös ward bis auf das feste Land von Cochinchina vernommen. Zweitens der Vulkan de Taal, besonders bedrohlich der Hauptstadt, von welcher er ungefähr eine Tagereise entfernt ist, und endlich der weitgesehene Mayon in der Nähe der Embocadera de San Bernardino zwischen Albay und Camarines.

Gold-, Eisen- und Kupferminen, die reichhaltig, aber vernachlässigt sind, beweisen das Vorkommen anderer Gebirgsarten als eben vulkanischer. Wir haben auf dem Wege, den wir zurückgelegt, nur einen leichten, aus Asche, Bimstein und Schlacken bestehenden vulkanischen Tuff angetroffen und in Manila, Cavite, Taal, Balayan usw. keinen andern Baustein gesehen als diesen selben Tuff und den Riffkalkstein, der dem Meere abgewonnen wird. Der Granit, den man in den Bauten von Manila anwendet, wird als Ballast von der chinesischen Küste hergebracht.

Wenn man von Cavite südwärts gegen Taal reiset, erhebt sich das Land allmählich und unmerklich, bis man zu Höhen gelangt, die jenseits schroff abschüssig sind, und von denen man zu seinen Füßen die Laguna de Bongbong und den rauchenden weiten Krater, der darin eine traurige nackte Insel bildet, übersieht.

Der See (die Laguna) mag ungefähr sechs deutsche Meilen im Umfange haben, er entladet sich in das Chinesische Meer

* Die Jahrbücher von Manila erwähnen der zerstörendsten Erdbeben in den Jahren 1645 und 1648.

durch einen jetzt nur noch für kleine Nachen fahrbaren Strom, der ehemals Champanes[1] und größere Fahrzeuge trug; er fließt stark, und die Länge seines Laufes beträgt über eine deutsche Meile. Taal ist seit der Zerstörung von 1754 an seine Mündung verlegt worden.

Das Wasser der Laguna ist brackig, aber doch trinkbar. In deren Mitte soll das Senkblei keinen Grund finden. Sie soll von Haifischen und Kaimanen wimmeln, deren sich uns jedoch keiner gezeigt hat.

Als wir uns zur Überfahrt der Laguna nach der Insel einschifften[2], ermahnten uns die Tagalen, an diesem unheimlichen Orte wohl alles anzuschauen, aber zu schweigen und durch kein unbedachtsames, vorwitziges Wort den Unhold zu reizen. Der Vulkan bezeige sich unruhig jedesmal, wenn ein Spanier ihn besuche, und sei nur gegen die Eingebornen gleichgültig.

Die Insel ist nur ein Haufen von Asche und Schlacken, der, in sich selbst eingestürzt, den weiten, unregelmäßigen Krater bildet, der so viel Schrecken verbreitet. Es scheint nie eine Lava daraus geflossen zu sein. Vom Ufer, wo spärlich und stellenweise noch ein wenig Gras wächst und etliches Vieh zur Weide gehalten wird, erklimmt man auf der Ostseite auf kahlem, steilen Abhang in ungefähr einer Viertelstunde den Rand, von wo man in den Schlund hinabsieht wie in den Raum eines weiten Zirkus. Ein Pfuhl gelben Schwefelwassers nimmt gegen zwei Dritteil des Grundes ein. Sein Niveau ist anscheinlich dem der Laguna gleich. Am südlichen Rande dieses Pfuhls befinden sich etliche Schwefelhügel, die in ruhigem Brande begriffen sind. Gegen Süden und Osten derselben fängt ein engerer innerer Krater an, sich innerhalb des großen zu erzeugen. Der Bogen, den er bildet, umspannt wie die Moräne eines Gletschers die brennenden Hügel, durch die er entsteht, und lehnt mit seinen beiden Enden an den Pfuhl. Der Pfuhl kocht von Zeit zu Zeit am Fuße der brennenden Hügel.

Man kann an der innern Wand des Kraters die Lagerung

---

[1] Champan oder häufiger Sampan, kleines chinesisches oder japanisches Ruder- und Segelboot. — [2] Vgl. dazu oben, S. 295, Z. 9 ff.

der verschieden gefärbten Schlacken, aus denen er besteht, deutlich erkennen; Rauch steigt von einigen Punkten derselben auf.

Wir bemerkten von dem Standpunkt, von wo aus wir den Krater gezeichnet haben, an der uns gegenüberliegenden Seite desselben eine Stelle, wo ein Einsturz nach innen einen Abhang darzubieten schien, auf dem in den Grund hineinzusteigen möglich sein könnte. Es kostete uns Zeit und Mühe, diesen Punkt zu erreichen, weil wir die scharfe und zackige Kante, auf der wir wanderten, an manchen Stellen unwegsam fanden und öfters auswärts fast bis zu dem Strande hinabzusteigen gezwungen waren. Wir wurden unter dem Winde des Brandes nur mäßig von dem Schwefeldampfe belästigt.

Die bezeichnete Stelle ist die, an welcher in den letzten Ausbrüchen das ausgeworfene Wasser sich ergossen hat. Wir versuchten, in mehrere der sich darbietenden Schluchten hinabzusteigen und mußten von unserm Vorhaben abstehen, nachdem wir ohngefähr zwei Dritteile der Tiefe erreicht hatten. Wir waren in Taal nicht mit den Seilen versehen worden, die wir begehrt hatten, und vermöge derer wir vielleicht die senkrechte Wand von etlichen Faden Höhe, die sich zuerst darbot, hinabgekommen wären, ohne darum bis auf den Grund gelangen zu können, denn der Absturz wurde nach der Tiefe zu immer jäher. Wir fanden in dieser Gegend den Boden mit krystallisierten Salzen überzogen.* Die Zeit erlaubte uns nicht, mehrere Hügel zu besuchen. Die andern Krater sind am Fuße des Hauptkraters.

Der furchtbarste Ausbruch des Vulkan de Taal war im Jahre 1754. Dessen Hergang wird im 12. Kapitel des 13. Teils der „Geschichte" von Fr. Juan de la Concepcion ausführlich erzählt. Der Berg ruhete zur Zeit von früheren Ausbrüchen (der letzte hatte im Jahre 1716 stattgefunden), und es wurde Schwefel aus dem anscheinlich erloschenen Krater gewonnen. Er begann im Anfang August aufs neue zu rauchen, am 7. wurden Flammen gesehen, und die Erde bebte. Der Schrecken nahm vom 3. November bis zum 12. Dezember zu; Asche, Sand, Schlamm,

* Nach Dr. Mitscherlichs Untersuchung: Feder-Alaun.

Feuer und Wasser wurden ausgeworfen. Finsternis, Orkane, Blitz und Donner, unterirdische Getöse und langanhaltende, heftige Erderschütterungen wiederholten sich in furchtbarer Abwechselung. Taal, damals am Ufer der Laguna gelegen, und mehrere Ortschaften wurden gänzlich verschüttet und zerstört. Der Vulkan hatte zu solchen Ausbrüchen den Mund zu klein; der ward sehr dabei erweitert, und es eröffnete sich ein zweiter, aus dem gleichfalls Schlamm und Brand ausgespieen ward. Ja noch mehr, das Feuer brach aus manchen Orten der Laguna bei einer großen Tiefe des Wassers aus, das Wasser siedete. Die Erde eröffnete sich an manchen Orten, und es gähnte besonders ein tiefer Spalt, der weit in der Richtung von Calanbong sich erstreckte. Der Berg rauchte noch eine lange Zeit hinfort. Es haben seither noch Ausbrüche stattgefunden, jedoch mit abnehmender Gewalt.

Die schönen Wälder, die in üppiger Grüne die Berge und einen Teil des Landes bekleiden, breiten sich bis zu dem Meere aus, in das Rhizophoren[1] und andere Bäume noch hinabsteigen. Wir haben diese Wälder zu flüchtig auf gebahnten Wegen berührt, sind in dieselben nicht tief genug eingedrungen, um sie gehörig schildern zu können. Die Feigenbäume scheinen uns darin vorzuherrschen. Etliche Arten stützen sich als mächtige Bäume auf ein seltsames Netz von Stämmen und Luftwurzeln, welches die Felsen umklammert und sich über sie ausbreitet. Andere erheben sich schlankstämmig zu einer erstaunlichen Höhe, und man sieht am untern Stamm von Bäumen, deren Krone sich über das Laubdach des Waldes verliert, die rätselhafte Frucht herausbrechen. Andere Arten bleiben strauchartig und andere ranken. Wir haben in den Wäldern die schöne Form der Akazienbäume mit vielfach gefiederten Blättern vermißt. Die zahlreichen Gattungen der Schotengewächse nehmen sonst hier alle erdenkliche Formen an. Die Farrenkräuter und besonders die baumartigen, die Lianen, die Orchideen, Pflanzenformen, die in Brasilien luftig getragene Gärten auf den Wipfeln der Bäume bilden, scheinen sehr zurückzutreten oder, wie Kaktus

[1] Mangrovebäume.

und die Bromeliazeen, ganz zu fehlen. Die Natur trägt einen andern, ruhigern Charakter. Die Palmenarten sind zahlreicher wie in San Katharina. Mehrere derselben sind unscheinbar, der schlanke, niederliegende Rotang ist wohl von allen die wunderbarste. Unter den Aroideen[1] ist der Pothos scandens, der mit grasähnlichen, in der Mitte verengten, zweizeiligen Blättern an den Baumstämmen hinankriecht, eine auffallende Pflanzenform.

In den Gründen und an den Ufern der Bäche wächst das zierliche Bambusrohr*, dessen schlanke Halme, in dichtgedrängten Büschen aus der Wurzel emporgeschossen, tönend im Spiel der Winde aneinandergleiten; und ein dichtes Gebüsch bietet da die reichste Mannigfaltigkeit von Pflanzen dar.

Auf den Ebenen wechseln mit den Wäldern Savannen ab, deren Flora die allerdürftigste ist. Ein paar Grasarten, deren Halme gegen acht Fuß Höhe erreichen, und welche die Sonne ausdörrt, scheinen Saaten zu sein, die der Ernte entgegenreifen. Sehr wenige Zwergpflanzen, meist Schotengewächse, verbergen sich in deren Schatten, und eine baumartige Bauhinia[2] raget hie und da einzeln daraus hervor.

Diese Savannen werden in Brand gesteckt, sei es, um sie zur Kultur vorzubereiten, sei es, um den Herden jüngeren Graswuchs zu verschaffen. Das Feuer gehet prasselnd darüber hin, und kleinere Falkenarten und andere Vögel umkreisen mit geschäftigem Fluge die Rauchwolken, die sich vor dem vorschreitenden Brande wälzen, anscheinlich den Insekten nachjagend, die sich davor aufschwingen.

Die Umstände haben unsere Forschungen im organischen Reiche der Natur fast ausschließlich auf die Botanik und die Entomologie[3] beschränkt. Wir finden jedoch hier Gelegenheit,

* Der Halm des Bambus schießt in einer einzigen Regenzeit zu der völligen Höhe, die er erreichen kann, und verholzt nur in den folgenden Jahren und treibt Seitenzweige, ohne zu wachsen. Der junge Sprößling ist wie der des Spargels genießbar. Etliche der von Loureiro beschriebenen Arten sind hier einheimisch; wir haben die Blüte von keiner gesehen.

[1] Arazeen, Arongewächse. — [2] Zur Gattung der Leguminosen gehörige große, oft stachelige Bäume oder Schlingsträucher. — [3] Lehre von den Insekten.

über ein Meergewürm, das der gelehrten Welt minder bekannt ist als der handelnden, ein Wort zu sagen.

Unter dem gemeinsamen Namen Biche de mer, malaiisch Trepang, spanisch Balate, werden auf den Markt zu Kanton getrocknete und geräucherte Holothurien[1] von sieben und vielleicht mehreren verschiedenen Arten gebracht, deren jede ihren besondern Wert und Namen hat. Dieselbe Lüsternheit der Chinesen, welche den bis in Europa bekannten Vogelnestern einen hohen Preis setzt, erhält auch bei der großen Konkurrenz den Trepang in Wert. Die Malaien suchen ihn bis auf der Küste von Neu-Holland im Golf von Carpentaria, die Malaien und Chinesen bis auf den Küsten von Neu-Guinea, die Engländer lassen ihn auf den Pelew-Inseln sammeln, wo sie mit diesem Geschäfte beauftragte Matrosen zurücklassen. Die Spanier bringen ihn von den Marianeninseln herbei, und da er von den Küsten, wo er gesucht wird, allmählich verschwinden mag, wird darnach auf Entdeckungsreisen, deren wir an anderem Orte erwähnen werden, nach den Karolineninseln gegangen. Der Trepang scheint auch im Indischen Ozean und namentlich auf der Insel Mauritius für den Handel eingesammelt zu werden. Man findet diese Holothurien besonders auf den Korallenriffen, wo einige Arten, wie die auf Radack vorkommende, trocknes Fußes bei der Ebbe aufgelesen werden können, während andere sich in tieferem Wasser aufzuhalten scheinen. Wir haben diese eine Art genauer zu untersuchen und abzubilden Gelegenheit gehabt. Es ist eine der kleinern und minder geschätzten, die andern sind ihr ähnlich. Alle wahre Holothurien möchten als Trepang genossen werden. Dieser kostbare Wurm wird in manchen Orten auf den Philippineninseln gesammelt.

Die Insektenwelt ist auf diesen Inseln reich; die Schmetterlinge, Käfer und Wanzen besonders schön. Ein Skorpion scheint dieselbe Art zu sein, die auch auf den Inseln des Großen Ozeans vorkommt, und die wir auf Radack gleichfalls gesammelt; wir fanden aber hier die Exemplare viel größer. Termiten und Moskitos sind eine Plage der Einwohner. Eine große Mantis[2],

[1] Seegurken oder Seewalzen, zur Gattung der Stachelhäuter gehörig. — [2] Gottesanbeterin, Insekt aus der Familie der Fangheuschrecken.

die bei Manila häufig ist, mag zu der Erzählung Pigafettas von den lebendigen Blättern eines Baumes auf der Insel Cimbonbon Veranlassung gegeben haben. Dieselbe Sage und die ähnlichen von dem lebendigen Seetang, dem Liebeskraut, den Schlangenbrüdern, den Menschen mit Schweifen, die Fr. Juan de la Concepcion in seiner „Geschichte" aufgezeichnet hat, werden noch von den Spaniern nacherzählt; denn niemand hat hier für die Naturgeschichte wie überhaupt für irgendeine Wissenschaft Sinn, und jeder fragt nur nach dem, was ihm nützt oder was ihm in seinem Beruf notwendig ist. Die naturgeschichtliche Sammlung von D. Gonzales de Caragual, Intendanten der Philippinen zur Zeit Laperouse[1] (1787), ist seitdem von Manila nach dem Mutterlande überbracht worden.

Der gelehrte Cuellar, der von Spanien ausgesandt mit der Beförderung verschiedener ökonomischer Zwecke, der Kultur der Baumwolle, der Gewinnung des Zimmets usw. beauftragt war und nach einem längern Aufenthalt auf diesen Inseln vor wenigen Jahren in Manila starb, hatte einen Botanischen Garten bei Cavite angelegt: es ist keine Spur mehr davon vorhanden. Cuellar sandte Naturalien aller Art nach Madrid, besorgte den Einkauf chinesischer Bücher, bereicherte die Gärten von Madrid und Mexiko mit den Sämereien hiesiger Pflanzen und unterhielt gelehrte Verbindungen mit beiden Welten. Wir haben dessen nachgelassene Papiere untersucht und uns überzeugt, daß alles, was die Wissenschaften betreffen konnte, dem Untergang entzogen und nach Spanien gesendet worden ist. Es scheint, daß Cavanilles[2] dessen gesammelte Pflanzen wie die von der Malespinaischen Expedition, die hier einen ihrer Gelehrten verlor, herrührenden beschrieben hat.

Die reiche Ernte einzusammeln, die hier noch die Naturkunde einzufordern hat, erfordert einen längeren Aufenthalt und Reisen auf die verschiedenen und besonders auf die mehr versprechenden südlichern Inseln und in das Innere derselben. Es gibt hier vieles und für viele noch zu tun.

Die Philippineninseln haben mehr und ausführliche Ge-

[1] Vgl. oben, S. 337, Anm. 1. — [2] Antonio José Cavanilles (1745 bis 1804) war seit 1801 Direktor des Botanischen Gartens in Madrid.

schichtschreiber aufzuweisen als manches europäische Reich.* Wir wissen es dem Übersetzer des Zuñiga Dank, uns der Pflicht überhoben zu haben, uns bei dieser ekeln Geschichte zu verweilen, die nur in einem Gewebe von Mönchszwistigkeiten und von Fehden der geistlichen Macht mit der weltlichen besteht, worauf die Berichte der Missionen in China, Japan usw. auf-

* Antonio de Morga, Sucesos de Philipinas. Mexico 1603. — Pedro Murillo Velarde, Historia de la provincia de Philipinas de la Compañia de Jesus. Manila, en la imprenta de la Comp. de Jesus 1749. 2 Vol. fol. — Fr. Juan de la Concepcion, Recoleto Augustino descalzo, Historia general de Philipinas. Manila 1788—92. 14 Vol. 4. — Joaquin Martinez de Zuñiga del orden de San Augustin, Historia de las Islas Philipinas. Sampaloc 1803. 1 Vol. 4. Wovon eine englische Übersetzung bereits die zweite Auflage erlebt hat. An historical View of the Philipine Islands from the Spanish of Martinez de Zuñiga by John Maver. London 1814.

Poblacion de Philipinas. Fol. Eine mangelhafte statistische Tabelle mit vielen Fehlern in den Zahlen, gedruckt zu Cavite en S. Telmo 1817. Es scheint, daß ähnliche früher, und etwa von 1734 an, von Zeit zu Zeit erschienen sind.

Carta edificante o viage a la provincia de Taal y Balayan por el Abate Don Pedro Andres de Castro y Amoedo 1790. 4. Manuskript in unserm Besitz.

Es werden außerdem noch folgende Geschichtschreiber angeführt, die wir nicht Gelegenheit gehabt haben, zu benutzen:

Fr. Gaspar de San Augustin.

Colin, Historia de Philipinas. Ein Auszug aus dem folgenden. Pedro Chirino, Historia de Philipinas. 1 Vol. fol. Manuskript der Bibliothek des Collegio und verschiedene Chroniken und Geschichten mehrerer Mönchsorden oder vielmehr ihrer Provinz der Philippineninseln, die als Manuskript in den Klöstern dieser Orden zu Manila aufbewahrt werden.

Geschichte der Marianen:

Charles Gobien, Histoire des Isles Marianes nouvellement converties à la religion chrétienne, et de la mort glorieuse des premiers missionaires qui y ont prêché la foi. Paris 1700.

„Geschichte der Entdeckung der Karolineninseln und der darauf beabsichtigten Missionen."

Lettres édifiantes. V. 1. 2. Auflage. V. 11. 16. 18. Murillo Velarde und Juan de la Concepcion scheinen keine andern Quellen als eben die hier enthaltenen Briefe und Berichte benutzt zu haben.

Über die Palaos insbesondere:

George Keate, Esq., An account of the Pelew Islands from the journal and communications of Captain Henry Wilson. 5th Edition. London 1803. 4.

getragen in einem ungünstigen Lichte erscheinen. Fr. Juan de la Concepcion bringt die Geschichte bis zur Regierung des Gouverneurs Aranda vor dem Einfall der Engländer im Jahre 1762, Zuñiga bis zu deren Abzug im Jahre 1764. Wir werden über den jetzigen Zustand dieser spanischen Besitzung einen flüchtigen Blick zu werfen uns begnügen.

Die Spanier rechnen zu dem Gebiete dieses Gouvernements die Marianeninseln, die Karolineninseln, von denen verschlagene Boote ihnen frühe die Kunde überbracht, und auf welche sie ihren Glauben und ihr Joch zu verbreiten beabsichtigt haben, und endlich die südlichern Inseln der Philippinen, Mindanao, Jolo usw., Sitze ihrer Erbfeinde, der Mauren oder mohammedanischen Indianer, welche im Piratenkriege Schrecken und Verheerung über alle Küsten der Christen zu verbreiten nicht aufhören.

Das Presidio von Sanboangan auf der Westspitze von Mindanao soll dieses Gezücht im Zaum halten, ist aber in der Tat so wie das Gouvernement der Marianeninseln nur eine Pfründe, die den Kommandanten auf die Jahre seines Amtes berechtiget, sich durch ausschließlichen Handel mit allen für Besatzung und Beamte ausgesetzten Gehalten zu bereichern. Die Expeditionen auf bewaffneten Booten, die von Manila ausgeschickt werden, um gegen den Feind zu kreuzen, sind nicht zweckmäßiger. Sie frönen nur dem Schleichhandel, und Christen und Mauren weichen dabei einander aus mit gleichem Fleiß. Nur die Bucht von Manila, die noch dem Laperouse als unsicher geschildert ward, scheint jetzt den Seeräubern gesperrt zu sein.

Es gibt auf den Philippineninseln außer den Spaniern, die als fremde Herrscher anzusehen sind, und den Chinesen, ihren Parasiten, zwei einheimische Menschenrassen: Papuas im Innern und Malaien im weitern Sinne oder Polynesier an den Küsten.

Der Spanier sind nur wenige. Die Chinesen, die man Sangleyes, das ist wandernde Kaufleute, nennt, die Juden dieses Weltteils, sind in unbestimmter, bald größerer, bald minderer Anzahl. Ihr bürgerliches Verhältnis beruht auf keinem festen Vertrage, und die Geschichte läßt sie bald als geduldet, bald als verfolgt, bald als Aufrührer erscheinen. Manche von ihnen

nehmen, um sich sicherer anzusiedeln, die Taufe an und schicken nicht selten, wenn sie Manila mit ihrem erworbenen Reichtum auf heimischen Schiffen verlassen, ihr weißes Neophytenkleid[1] und ihr Kreuz dem Erzbischof, von dem sie es empfangen haben, zurück, damit er solche anderen ihrer Landsleute erteilen könne.

Die Papuas, erste Besitzer der Erde, die Aetas oder Negritos der Spanier, sind Wilde, die ohne feste Wohnsitze, ohne Feldbau im Gebirge, das sie durchstreifen, von der Jagd und von wilden Früchten und Honig sich ernähren. Sie lassen sich zu keiner andern Lebensart verlocken. Selbst solche, die von ihrer Kindheit an unter den Spaniern erzogen worden, sind unsichere Christen und flüchten nicht selten von ihren Pflegeherren zu den Menschen ihrer Farbe in die Wildnis zurück. Sie scheinen feindlicher gegen die Indianer, von denen sie verdrängt worden, als gegen die Spanier, die ihre Rächer sind, gesinnt zu sein. Man weiß von ihnen sehr wenig, und es ist uns nicht geglückt, bestimmtere Nachrichten einzuziehen. Sie werden im allgemeinen als ein sanftes und argloses Volk geschildert und sind namentlich der Sitte, Menschenfleisch zu essen, nie beschuldigt worden. Sie gehen, bis auf eine Schürze von Baumrinde, nackt; wir haben uns vergeblich bemüht, dieses Kleidungsstück oder nur etwas von ihrer Hände Arbeit zu sehen, und müssen unentschieden lassen, ob diese Baumrinde roh oder nach Art der Stoffe der Südsee bearbeitet sei. Wir haben von diesem Menschenstamme nur zwei junge Mädchen gesehen, die in Manila und Cavite in spanischen Familien erzogen wurden. Es befanden sich außerdem zwei Männer als Festungsgefangene in Cavite.

Es gibt der Malaien, der Indios der Spanier, verschiedene und verschieden redende Stämme und Völkerschaften, welche die Geschichte aus Borneo und Mindanao einwandern läßt. Manche Stämme, die im Innern wohnen, haben ihre Freiheit bewahrt; die Küstenbewohner sind Christen, in den Händen der Mönche und der spanischen Krone untertan.

Die freien Stämme verdienten vorzüglich unsere Aufmerksamkeit, wir haben jedoch genauere Kunde von ihnen nicht

[1] Das Kleid der Neugetauften, das in der älteren christlichen Kirche nach der Annahme des neuen Glaubens getragen wurde.

einzuziehen vermocht. Sie weichen in manchen Dingen voneinander ab, und was von dem einen gilt, ist nicht auf alle auszudehnen. Es ist zu bemerken, daß bei einigen die Keuschheit nicht nur der Weiber, sondern auch der Jungfrauen in hohen Ehren steht und durch strenge Satzungen gehütet wird. Eine Art Beschneidung soll bei anderen eine ursprüngliche Sitte und nicht von dem Islam herzuleiten sein.

Die Indianer der Philippineninseln sind im allgemeinen ein freundliches, harmloses, heiteres und reinliches Volk, dessen Charakter mehr an die Bewohner der östlichen Inseln als an die eigentlichen Malaien oder an die grausamen Battas[1] erinnert. Verderbtheit herrscht bloß unter dem Pöbel, der sich in Manila und Cavite um die Fremden drängt. Wir verweisen, was die Sitten, Bräuche, den vielfachen Aberglauben dieser Völker anbetrifft, auf die angeführten Quellen und auf Pigafettas Reisebeschreibung. Die Bevölkerungstabelle von dem Jahre 1815 bringt die Zahl der Untertanen Spaniens im Bereich dieses Gouvernements auf beiläufig zweiundeinehalbe Million Seelen.* Das Empfangen der Taufe bezeichnet in der Regel die Untertänigkeit. In dieser Zahl sind nicht einbegriffen zweitausend Familien der unbekehrten Indianer Tinguianes der Provinz de Ylocos im Norden von Luçon, gegen tausend Familien der unbekehrten Indianer Ygorrotes** im Gebirge derselben Provinz, zwölfhundert Familien der Negritos desselben Gebirgs und endlich über neunhundert Familien der unbekehrten Indianer der Provinz Calamianes, welche alle in verschiedenen Waren und namentlich die Negritos in Jungfernwachs Tribut bezahlen.

* Die gewöhnliche Weise der Volkszählung geschieht durch Tribut, welcher von jeder Familie erhoben wird. Tribut oder Familie werden im Durchschnitt zu fünf Seelen gerechnet. In derselben Tabelle wird angegeben, daß die Volkszahl sich seit dem Jahre 1734 um beiläufig eine Million und siebentausend Seelen vermehrt habe. — ** Die Gesichtsbildung dieser Ygorrotes de Ylocos und ihre hellere Farbe zeigen, daß sie sich mit den Gefährten des Limahon vermischt haben, die zu ihren Bergen flüchteten, als Juan de Salcedo die Chinesen in Pangasinon belagerte.

[1] Die Batta (auch Bata, Batak) sind ein zur malaiischen Rasse gehöriges Volk auf Sumatra.

Die Bevölkerung von Manila wird mit Ausschluß der Klerisei, der Besatzung, der angesiedelten Spanier und Europäer und der Chinesen, vier- bis sechstausend an der Zahl, auf neuntausend Seelen gerechnet.

Manila scheint mit seinem Hafen Cavite die einzige namhafte Spanierstadt auf den Philippineninseln zu sein. In den Provinzen erheben sich nur die prachtvollen Bauten und Tempel der Klerisei zwischen den reinlichen und leichten Hütten der Eingebornen, die, wie zur Zeit Pigafettas auf Pfählen erhöht, aus Bambusrohr und Rotang[1] geflochten und mit Nipa-Blättern[2] gedeckt, zierlichen Vogelbauern zu vergleichen sind. Das Feuer verzehrt oft solche Dörfer leicht und schnell wie das kahle Gras der Savannen, und sie erstehen nach wenigen Tagen verjüngt aus ihrer Asche empor.

Die Spanier in Manila bewohnen vorzüglich die eigentliche befestigte Stadt am linken Ufer des Flusses. Die Vorstädte der Chinesen mit Kaufläden und Buden und die der Tagalen, von schönen Gärten umringt, breiten sich am rechten Ufer aus; die Straßen der Stadt sind grad angelegt; die Häuser massiv, von einem Stockwerk, auf einem unbenutzten Geschoß erhöht. Die Feuchtigkeit der Regenzeit gebietet, in dieser Hinsicht dem Beispiele der Eingebornen zu folgen. Sie sind nach allen Seiten mit äußeren Galerien umringt, deren Fenster anstatt Glases mit einer durchscheinenden Muschelschale ausgelegt sind. Man befindet sich in den geräumigen, luftdurchzogenen und schattigen Zimmern gegen die Hitze wohl verwahrt. Die Klöster und Kirchen, welche die Hauptgebäude der Stadt ausmachen, sind von nicht schlechter Architektur. Die Mauern werden der Erdbeben wegen von einer außerordentlichen Dicke aufgeführt und durch eingemauerte Balken gesichert. Etliche dieser Kirchen besitzen Gemälde von guten Meistern; einige Altäre sind mit hölzernen Statuen verziert, die nicht ohne Kunstwert und das Werk von Indianern sind. Was aber der Indianer gemacht hat, wird nicht geschätzt. Wir haben die wenigen flüchtigen Stunden, die wir in Manila verlebt haben, meist in den Klöstern zugebracht, wo wir

[1] Rotang oder Rottang (Calamus *L.*), eine Palmenart. — [2] Nipa *Thunb.*, Palmenart, die besonders auf den Philippinen vorkommt.

über uns wichtige Gegenstände Belehrung zu finden hofften. Wir haben in diesen Pflanzschulen der chinesischen und japanischen Missionen keinen Mönch angetroffen, der mit der Wissenschaft und Literatur dieser Völker vertraut gewesen wäre. Die Fremdlinge erlernen am Orte ihrer Bestimmung selbst die ihnen notwendigen Sprachen; und das, wonach man in den nicht unbeträchtlichen Bibliotheken von Manila zu fragen eilt, ist eben, was in denselben gänzlich fehlt: das Fach der inländischen Sprachen und Literaturen und der Sprachen und Literaturen der Völker, die man von hier aus zum Glauben zu gewinnen sich bemüht.

Die Inquisition scheint jetzt zu schlummern, aber die Gewohnheit der Vorsicht gegen sie besteht, und man merkt den Menschen an, daß es unheimlich ist, und daß ein Gespenst gefürchtet wird, das man nicht sieht.

Die Spanier entfalten hier einen großen Luxus. Die Equipagen sind zahlreich und elegant. Die Profusion der Speisen auf ihren Tischen bei der Zahl der Mahlzeiten, die sie an einem Tage halten, gereicht fast zum Überdruß. Geld und Gut zu erwerben, ist der Zweck, den sich jeder vorsetzt, und ein gemeines spanisches Sprichwort sagt: „Ich bin nicht nach Indien gekommen, bloß um eine andere Luft zu atmen."

Erweiterte Freiheit wird den Handel in Manila blühend machen, und die Bedrückungen, denen er in Kanton unterliegt, können den Markt zwischen China und der übrigen Welt hieher versetzen. Jeder handelt; und die Mönche, die das bare Geld besitzen, sind bereitwillig, den Spekulanten Kapitalien gegen bestimmten Gewinst für bestimmte Unternehmungen, deren Gefahren sie sich unterziehen, anzuvertrauen. Zucker und Indigo scheinen bis jetzt die vorzüglichsten Waren zu sein, die hier für Europa gesucht werden. Baumwolle und Zeuge eigener Fabrik werden nach Mexiko ausgeführt. Die Chinesen kaufen Trepang und Vogelnester ein. Die Muschel, die in manchen Gegenden Indiens als Münze gilt, und die diese Inseln liefern, Perlen, Perlemutter, Ambra usw. können wohl kaum in Betracht kommen. Diese Inseln könnten viel mehr Erzeugnisse dem Handel liefern, als sie wirklich tun; der Kaffee, der von vorzüglicher Güte

ist, wird wie der Kakao nur für den eigenen Bedarf angebaut. Den Zimt, der an manchen Orten in den Wäldern wild vorkommen soll, den Sagu usw. scheint die Industrie noch nicht zu Quellen des Reichtums gemacht zu haben.

Wenn die Geschichte den Abfall beider Amerika von dem Mutterlande besiegelt haben wird, werden die Philippineninseln der spanischen Krone verbleiben und können ihr durch weisere Administration den Verlust eines unermeßlichen Gebietes ersetzen, von dem sie die Vorteile, die es verhieß, zu ziehen nicht verstand.

Die Indianer sind Eigentümer und freie Menschen und werden als solche behandelt. Die Kastelle, die in jeder Ortschaft der Küste gegen die Mauren erbaut sind, befinden sich in ihrer Macht und werden von ihnen besetzt. Die Vorrechte ihrer adligen Familien sind verschollen, jeder Bezirk, jedes Dorf erwählt seine Häupter, und die Wahl wird nur bestätigt. Bei diesen Governadorcillos[1], Capitanos usw., die von den Spaniern Don angeredet werden, beruht die gesetzliche Autorität, aber das Ansehn, der Reichtum, die Macht sind ganz auf der Seite der Padres. Die Mönche, die das Volk beherrschen, saugen es auf vielfache Weise aus, und nachdem der Kirche ihr Recht gezollt worden und sich der Priester das Beste angeeignet hat, trägt noch der Verarmte sein letztes Ersparnis für Skapularien[2] und Heiligenbilder hin.

Der Tribut, der dem Könige gezahlt wird, ist nur eine billige Last; aber die Administration des Tabaks, der allen ohne Unterschied des Alters und Geschlechts zum ersten Lebensbedürfnis geworden, ist eine drückende. Die Felder, wo er sonst für eigene Rechnung angebaut ward, liegen jetzt brach. Der Indianer befürchtet, daß ein neues Erzeugnis derselben eine neue Bedrückung zur Folge haben möchte. Von der Arekapalme, deren Nuß mit dem Betelblatt (Piper Betel[3]) und Kalk gekaut wird, ist nur eine geringe Abgabe zu entrichten.

Die Volksnahrung ist der Reis, und zu dem kommen alle Früchte, womit die Natur diese wirtbare Erde so verschwenderisch

[1] Spanisch gobernadorcillo, auf den Philippinen der Bürgermeister einer aus Malaien bestehenden Gemeinde. — [2] Rosenkränze. — [3] Vgl. oben, S. 357, Anm. 1.

begabt hat, und worunter wir nur die vielgepriesene Manga*, zwei Arten Brotfrucht, die gemeinsame der Südsee-Inseln und die eigentümliche der Philippinen, den Pisang und den Kokos ausheben wollen.

Die Haustiere, die sich ursprünglich auf diesem Archipelagus befanden, waren das Schwein, die Ziege, der Hund, die Katze, das Huhn, die Gans und nach Zuñiga auch der Carabao oder der ostindische Büffel**, den man von dem südeuropäischen unterscheiden muß, und über welchen wir auf Marsdens Nachrichten zurückweisen.*** Der Carabao befindet sich in den Bergen auch wild oder verwildert. Die Spanier haben erst unsere Rinderarten, das Pferd und Schaf eingeführt.

Der Hahnenkampf, dessen Pigafetta schon erwähnt, ist die größte Ergötzung der Indianer. Ein guter Streithahn ist der Stolz und die Lust seines Herrn, der ihn überall mit sich auf dem Arme trägt. Er wird im Wohnhause, an einem Fuße gebunden, auf das sorgfältigste gehalten. Die Kampflust und der Mut dieser Tiere erwächst aus der Enthaltsamkeit, zu der man sie verdammt.

Der Palmenwein oder vielmehr der Branntwein ist wie zur Zeit Pigafettas ein Lieblingstrank der Indianer. Wir finden die Art, ihn zu gewinnen, zuerst in Marco Polo beschrieben. Die Blumenspatha[1] der Kokospalme wird, bevor sie sich erschließt, zusammengeschnürt, die Spitze wird abgeschnitten, und man befestigt daran ein Gefäß von Bambus,

* Zuñiga setzt in Zweifel, ob die Manga ursprünglich einheimisch sei, oder ob sie die Spanier von der Küste des festen Landes herübergebracht. Derselbe rechnet unbegreiflicherweise das Zuckerrohr unter die Gewächse, welche die Spanier eingeführt haben. Pigafetta erwähnt ausdrücklich des Zuckerrohrs in Zebu. Don San Jago de Echaparre[2] hat vergeblich versucht, den Nußbaum und den Kastanienbaum einheimisch zu machen. Er hat beide zu verschiedenen Malen in den Bergen des Innern und am Saum der Wälder ausgesäet, aber ohne Erfolg. — ** Pigafetta scheint nicht den Carabao auf den Inseln dieses Archipelagus, wo er gewesen ist, angetroffen zu haben. Er nennt den Büffel nur auf Borneo mit dem Elefanten und dem Pferde. *** Das Wort Carabao, Karbau, ist malaiisch. — *** Marsden, Sumatra. Seite 94, erste Ausgabe.

[1] Die Blütenscheide. — [2] Vgl. oben, S. 289, Z. 31 ff.

worein der ausströmende Saft aufgenommen wird. Man sammelt diesen Saft zweimal im Tage ein, und wenn ein solcher Quell versiegt, reift auf demselben Baume eine andere Spatha, ihn zu ersetzen. Aus diesem Saft, der frisch genossen kühlend ist, wird durch angemessene Behandlung Wein, Essig, Branntwein oder Zuckersyrup bereitet.* Manche Kokosbäume werden anscheinlich durch zu üppigen Wuchs unfruchtbar, welche Krankheit zu vermeiden man tiefe Einschnitte in ihren Stamm einzuhauen pflegt. Ist aber ein Baum auf diese Weise unnütz geworden, so fället man ihn und hat an dem Kohl, den unentwickelten Blättern in der Mitte der Krone, ein wohlschmeckendes Gemüse.**

Eine besondere Art Musa (Pisang, Banane), die keine genießbare Frucht trägt, wird des Flachses wegen angebaut, der aus ihrem Stamm gewonnen wird, und der vor vielen andern den Vorzug zu verdienen scheint. Die Fasern (Längengefäße der Blattstiele) haben die volle Länge des Stammes (gegen acht Fuß) und sind nach ihren äußeren oder inneren Lagen von verschiedener Feinheit, so daß aus derselben Pflanze der Flachs gewonnen wird, aus dem man die vorzüglich guten Ankertaue verfertigt, die hier meist die spanische Marine anwendet, und der, aus welchem man die feinen streifigen Zeuge webt, die zu den zierlichen Hemden verwendet werden, die zu der Tracht dieses reinlichen Volkes gehören.***

Ein Palmbaum (Palma de Cabello negro) liefert einen festen, schwarzen Bast, der ebenfalls zu Seilen und Ankertauen verarbeitet wird (die chinesischen, aus Rotang geflochtenen Ankertaue, die manche Seefahrer des Großen Ozeans gebrauchen

* Der süße Syrup der Pelew-Inseln wird nur von der Kokospalme auf diesem Wege gewonnen. Gegornes oder gebranntes Getränk scheint dort nicht Eingang gefunden zu haben. — ** Wir haben das Unfruchtbar- oder, mit dem spanischen Ausdruck, Tollwerden (tornar loco) des Kokosbaumes und das dagegen angewandte Mittel besonders auf Guajan bemerkt. — *** Die Karoliner bereiten auch ihre mattenähnlichen Zeuge aus den Fasern der Musa, die nach Kadus[1] Aussage zu diesem Behuf, bevor sie Früchte getragen hat, abgeschnitten wird. Sollten sie auch die obenerwähnte Art besitzen?

[1] Vgl. oben, S. 359, Anm. 1.

müssen, gelten für die schlechtesten und unzuverlässigsten). Dieser Palmbaum wird wegen seiner Nutzbarkeit angepflanzt und vermehrt.

Endlich müssen noch der Bambus und der Rotang unter den nutzbarsten Gewächsen dieses Himmelsstrichs aufgeführt werden.

Der Tagal mit seinem Bolo (ein Messer, das er stets wohlgeschliffen in der Scheide bei sich führt, und das ihm als einziges Werkzeug bei allen mechanischen Künsten und zugleich als Waffe dient) baut selbst aus Bambus und Rotang sein Haus und versieht es mit den meisten der erforderlichen Gerätschaften und Gefäße. Die Erde gönnt ihm Speise und Trank, Stoffe zu seiner Kleidung, den Tabak, die Arekanuß und den Betel zu seinen Genüssen. Ein Streithahn macht ihn glücklich. — Die Erde ist hier so reich, der Mensch so genügsam! Er bedarf so wenig zu seiner Erhaltung und zu seinen Freuden und hat oft dies Wenige nicht.

## Die Marianeninseln. — Guajan.

Die Marianeninseln bilden eine vulkanische Kette, die in der Richtung von Norden nach Süden liegt; die Vulkane und der Sitz der unterirdischen Feuer sind im Norden der Kette, wo unfruchtbare verbrannte Felsen unter den Inseln gezählt werden.

Auf Guajan, der südlichsten derselben und zugleich der größten und vorzüglichsten, werden nur leise Erderschütterungen verspürt. Guajan erscheint von der Nordostseite als ein mäßig hohes, ebenes Land, dessen Ufer schroffe Abstürze sind. Die Gegend um den Hafen und die Stadt trägt einen andern Charakter und hat hohe Hügel und schöne Täler.

Wir haben keine andere Gebirgsart angetroffen als Madreporenkalkstein und Kalkspat.

Die Insel ist wohlbewaldet, die Flora anscheinend reich, die Vegetation üppig. Der Wald steigt an den steilen Ufern zum Meere herab, und verschiedene Rhizophora-Arten baden an geschützten Orten ihr Laub in der Flut. Nichts ist den Wohlgerüchen zu vergleichen, die, als wir bei der Ankunft den Anker-

platz suchten, uns über die Brandung herüber zuwehten. Die Orangenbäume sind wie andere Fruchtbäume verschiedener Arten, Andenken einer sonst blühenderen Kultur, verwildert. Viele eingeführte Pflanzen haben die Flora wuchernd vermehrt, wie z. B. die stachlichte Limonia[1] trifoliata, der nicht mehr Einhalt zu tun ist, und die Indigofera[2] tinctoria, die niemand zu benutzen versteht. Der Brotfruchtbaum, der Kokos, der Pisang sind im Überfluß da; die Mangifera[3] indica ist angepflanzt, aber noch nicht einheimisch geworden. Wir fanden nur hier verschiedene der Pflanzenarten, die dem Kontinent von Asien und den Inseln des Großen Ozeans gemein sind, z. B. die Baringtonia[4] speciosa und die Casuarina[5] equisetifolia. Aber wir vermißten die Pflanzenformen von Neu-Holland, die Proteazeen[6], Epakrideen[7], Myrtoideen und Akazien mit einfachen Blättern. Wir trafen die mehrsten der auf Radack wachsenden Pflanzen wieder an, deren wir nachher etliche auf Luçon vermißten, so z. B. die Tacca pinnatifida[8], die, obgleich in Cochinchina einheimisch und angebaut, bei Manila zu fehlen scheint. Es kommen zwei verschiedene Pandanus-Arten vor und mehrere Feigenbäume.

Außer den Fledermäusen (wir fanden den Vampyrus) ist das einzige ursprünglich einheimische Säugetier die auf allen Inseln der Südsee so allgemein verbreitete Ratte. Die Spanier haben außer unsern gemeinen Haustieren, deren sich keines hier vorfand, den Guanaco[9] aus Peru und einen Hirsch aus den Philippinen eingeführt den Hirsch zur Zeit des Gouverneurs D. Thomas. Mehrere dieser Tiere sind jetzt auf verschiedenen dieser Inseln verwildert. Verschiedene Arten der Landvögel kommen vor, unter andern ein Falke. Wir bemerken unter den Amphibien ein Iguan[10] und eine große Seeschildkröte; unter

[1] Zitronenbaum. — [2] Indigopflanze. — [3] Mangopflanze. — [4] Ölpflanze. — [5] Sumpfeiche, zur Gattung der Casuarina *Rumph.* (Keulenbaum) gehörig. — [6] Die Proteazeen bilden eine Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Thymeläinen; es sind immergrüne Holzpflanzen, die in zahlreichen Arten in Südafrika und Australien vorkommen. — [7] Die Epakridazeen bilden eine umfangreiche Pflanzenfamilie, deren Vertreter vor allem in Australien und auf den Südsee-Inseln vorkommen; es sind immergrüne Sträucher oder zierliche Bäume. — [8] Eine krautige Nahrungspflanze aus der Gattung der Taccazeen, die fast überall in den Tropen heimisch sind. — [9] Lama. — [10] Vgl. oben, S. 345, Anm 1.

den Zoophyten[1] einige der Holothurienarten[2], die unter dem Namen Trepang (biche de mer, balate) einen so wichtigen Handelszweig für China abgeben.

Die düstere Geschichte der Marianeninseln ist in Europa hinreichend bekannt. Wir verweisen auf die „Histoire des Isles Marianes nouvellement converties à la Religion chrétienne et de la mort glorieuse des premiers missionaires, qui y ont prêché la foi, par le Père Charles Gobien. Paris 1700", und auf deren beurteilenden Auszug in Burney, Chronological history, T. 3, p. 271.

Diese Inseln wurden von Magalhanes entdeckt, sie hießen unter den Eingebornen Laguas, die Spanier nannten sie Las Islas de los ladrones, de las Velas latinas, und endlich Marianas. Der fromme Missionar Don Diego Luis de San Vitores landete auf Guajan im Jahre 1667; er begehrte den Völkern das Heil zu bringen, aber es folgten ihm Soldaten und Geschütz. Noch vor dem Schlusse des Jahrhunderts war das Werk vollbracht, und diese Nation war nicht mehr! Pacificar[3] nennen's die Spanier.

„Diese so sehr beträchtliche Verminderung rührt von der Unterwerfung her, zu der sie die Waffen zwangen. Sie konnten, ihre Freiheit liebend, kein fremdes Joch erdulden, und es ward ihnen so drückend, daß, unvermögend, es abzuschütteln, sie lieber sich erhängten oder auf andere Weise sich verzweifelnd um das Leben brachten. Die Weiber machten sich vorsätzlich unfruchtbar und warfen ihre eigene Frucht in das Wasser, überzeugt, daß sie durch solchen frühen Tod, der sie von Mühseligkeiten und Elend erlöse, sie glücklich und selig machten. So hielten sie die Abhängigkeit für das äußerste und erbärmlichste Elend. Auch trug eine epidemische Krankheit dazu bei, die im Anfange des Jahrhunderts die Übriggebliebenen fast gänzlich hinraffte."*

* Esta diminucion tan considerable viene de la sugecion a que los obligaron las armas; amantes de su libertad, no podian tolerar ageno jugo: Se les hizo este tan pesado, que no pudiendo desecharle de sus humbros, tenian en menos perder con lazos y de otros modos

[1] Tierpflanzen oder Pflanzentiere, zu denen Schwämme, Korallen, Quallen usw. zu zählen sind. — [2] Vgl. oben, S. 379, Anm. 1. — [3] Eigentlich: Frieden stiften, dann: unterwerfen.

Don Pedro Murillo Velarde führt dasselbe Bild mit denselben Zügen aus. Wir überlassen es gern den Spaniern, hier zu reden.

Die ursprüngliche Volkszahl belief sich nach Fra Juan de la Concepcion auf 40,000, nach Murillo Velarde auf 44,000. (Es heißt im „Nouveau voyage à la mer du Sud" [Marion], daß die Menschenzahl, sonst über 60,000, zu 8—900 geschmolzen sei.) Die Überreste der Eingebornen wurden Anno 1695 auf den Inseln Saypan und Guajan und nach der gleich darauf erfolgten Krankheit auf letzterer Insel allein gesammelt. Nach der Volkszählung ohne Jahreszahl, die Murillo Velarde (gedruckt zu Manila 1749) als neueste Nachricht mitteilt, waren 1738 Einwohner vorhanden. Die zunehmende Bevölkerung war Anno 1783 auf 3231 und Anno 1816 auf 5389 Seelen gestiegen.*

Aber die christlichen Nachkommen derer, die dem Untergang ihres Volkes entkommen und ihre Unabhängigkeit überlebt, haben alle Eigentümlichkeit ihrer Väter verloren, alle ihre Künste und zum Teil selbst ihre Sprache verlernt.

Gobien scheint zuerst die unsinnige Behauptung aufgestellt zu haben, daß die Bewohner der Marianeninseln das Feuer erst durch die Europäer kennen gelernt. Die Geschichtschreiber von Manila wiederholen diesen Satz, Velarde wendet auf sie das „Nulla Getis toto gens truculentior orbe"[1] an, und man wundert sich, daß sich dadurch achtbare Schriftsteller,

desesperamente las vidas. Las mugeres se esterilisaban de proposito, y arrojaban a las aguas sus proprios partos; persuadidas, a que con aquella temprana muerte, que les remedia de trabajos y de una vida penosa, los hacian dichosos y felices; en tanta tenian la sugecion, que les parecia la ultima y mas lamentable miseria: Tambien ajudo una epidemia en los principios de este siglo, que casi despoblo el resto. Fra Juan de la Concepcion, Historia de Philipinas, T. 7. p. 348. — * Man vergesse nicht, daß man in früherer Zeit, um die Mission zu verstärken, Hunderte von Philippinern nach Guajan versetzt hatte, und daß deren Nachkommen in diesen Zählungen mitrechnen.

[1] Ergänze est nach gens; d. h.: „Kein wilderes Volk gibt es auf dem ganzen Erdball als die Geten." (Zitat aus Ovids „Epistolae ex Ponto", Lib. II, Epist. 7, 31.)

von denen man gesundere Kritik erwartet hätte, leichtsinnig zu unverantwortlichen Irrtümern verleiten lassen.*

Diese Völkerschaft gehört zu der Völkerfamilie, die, durch Charakter, Sitten und Künste verwandt, durch Handel und Schiffahrt verbunden, die östlich von den Philippinen bis zum 180.° der Länge gelegenen Inseln bewohnt. Diese sanftmütigen und lieblichen Völker stehen auf keiner geringen Stufe der Bildung, und die Bewohner der Marianen standen in nichts ihren Brüdern nach.

Sie waren in der Schiffahrt den kunstreichsten der Karoliner wenigstens gleich.** Die noch bestehenden Werke ihrer Bau-

* Burney zeigt auch hier, in wie guten Händen sich bei ihm die gründlichste Gelehrsamkeit befindet, 1. c, p. 312. Wie hätten Bewohner von Inseln, auf welchen häufige Vulkane brennen, das Feuer nicht gekannt! Pigafetta rechnet unter die Dinge, wovon sie sich ernähren, das Fleisch der Vögel, ohne zu bemerken, daß es roh gegessen wurde. — Wir bemerken beiläufig, daß das Mutterschwein, welches nach diesem Reisebeschreiber Magalhanes bei seiner Ankunft auf Humunu (Philippineninseln) schlachten ließ, die unverbürgte Behauptung veranlaßt zu haben scheint, Magalhanes habe Schweine von den Ladroneninseln mitgenommen; davon schweigen sowohl Massimiliano Transilvano als die „Breve narratione di un Portughese" (bei Ramusio), und Herrera, Historia de las Indias. T. 2, Cap. 3, erwähnt nichts davon. Alle Autoritäten stimmen darüber ein, daß sich bei der Besitznahme keine vierfüßigen Tiere auf derselben befanden. Herrera l. c. schreibt diesen Inseln den Reis zu (y poco arroz), anscheinlich ohne allen Grund. — ** Wir müssen hier in Dampiers[1] Bericht von den Proas der Marianeninseln eine Unrichtigkeit rügen. Die Fahrzeuge der Karoliner segeln wirklich nur, wie es in Ansons Reise angegeben wird und, wie schon Pigafetta bemerkt, mit dem Ausleger auf der Windseite und der flachen Seite des Boots unter dem Winde. Es ist auch nach Anson[2], daß man diese Fahrzeuge in England nachgeahmt hat; der Lauf von 24 Knoten, den Dampier denselben zuschreibt, muß übertrieben scheinen, obgleich sie leicht, schnell und besonders viel geschickter sind als unsere Schiffe, scharf bei dem Winde zu segeln. Wir müssen ferner bemerken, was sich ohnehin von selbst versteht, daß das Steuerruder stets unter dem Winde geführt wird, welches in betreff der Boote von Radack in den zu diesem Werke gehörigen Zeichnungen nicht immer beachtet worden.

[1] William Dampier (1652—1715), englischer Freibeuter und Entdecker, schrieb 1697 eine „New voyage round the world". — [2] George Anson (1697—1762), englischer Admiral, bekannt durch seinen Angriff auf die spanischen Kolonien in Indien. Seine Reise wurde von Walter und Robins in dem Werke „George Anson's voyage round the world in the years 1740 -- 44" (London 1748) beschrieben.

kunst auf Tinian und Saypan bezeugen, daß sie in dieser Hinsicht den übrigen überlegen waren, und wir haben unter ihren Antiquitäten etwas entdeckt, das einen unermeßlichen Schritt in der Zivilisation zu bezeichnen scheint, den sie allen Inselbewohnern des Großen Ozeans vorausgetan hatten. Wir reden von der Erfindung der Münze. Wir haben die Gegenstände, die wir beschreiben, selbst gesehen, und wir erläutern sie nach der befugtesten Autorität, nach Don Luis de Torres[1], dem Freunde der Indianer, dem Kenner ihrer Sitten und unserm Freunde.

An einer groben Schnur von Kokosbast sind Scheiben von Schildkröte von der Gestalt einer Knopfform, aber dünn wie Papier, dicht aneinander gepreßt, eingefädelt und durch Reibung äußerlich geglättet. Das Ganze bildet eine biegsame Walze von der Dicke eines Fingers und von der Länge einiger Fuße.

Diese Schnüre sollen als ein Mittel des Handels in Umlauf gewesen sein, und sie zu verfertigen und auszugeben, war das Recht nur weniger Häuptlinge.

Schildkrötenfelder von der großen Seeschildkröte sind verschiedentlich in der Mitte von einem größeren und an dem breitern, dünnern Rande von mehreren kleinern Löchern durchbohrt oder haben nur ein einziges Loch in der Mitte.

Wer, vermutlich im Schwimmen, eine Schildkröte getötet hatte (wohl ein schweres Wagestück), brachte ein Feld ihres Panzers dem Häuptlinge, der nach den Umständen der Tat und der dabei erhaltenen Hülfe die Löcher darein bohrte; je weniger derer, desto größer der Wert. Solche Trophäen sollen dann dem Eigner ein gewisses Zwangsrecht gegeben haben, sie nach hergebrachten Bräuchen gegen anderer Eigentum auszutauschen, und in gewisser Hinsicht als Mittel des Handels und Zeichen des Wertes gegolten haben.

„Indem die Insulaner von Guajan", sagt Crozet[2], „durch die Zivilisation neue Kenntnisse erworben, haben sie in dem Bau ihrer Boote die Kunst, die sie von ihren Vätern ererbt, vollkommen erhalten; sie hatten in dieser Hinsicht nichts zu gewinnen."*

* „Nouveau voyage à la mer du Sud", par Marion et Duclesmeur

[1] Vgl. oben, S. 283, Z. 9 ff. — [2] Vgl. oben, S. 347, Anm. 2.

Sollten wir dieses Zeugnis wie das früherer Seefahrer gelten lassen? Verhält es sich doch jetzt weit anders als zur Zeit von Anson (1742) und Duclesmeur (1772)[1]. Die jetzigen Bewohner von Guajan kennen nicht mehr die See, sind keine Schiffer, keine Schwimmer mehr, sie haben aufgehört, Boote zu bauen. Kaum höhlen sie noch Baumstämme ungeschickt aus, um innerhalb der Brandungen auf den Fischfang zu gehen. Es sind die Bewohner der Karolinen (Lamureck, Ulea usw.), die, nachdem der Pilot Luito aus Lamureck im Jahre 1788 die Wiederentdeckung von Waghal (Guajan) für seine Inseln vollbracht, seit dem Jahre 1805 jährlich mit einer Handelsflotte gegen Guajan kommen und die Spanier gegen Eisen mit den ihnen nötigen Fahrzeugen versehen, die sie für dieselben auf ihren Inseln erbauen. Sie sind es auch, die auf ihren eignen Booten die Sendungen des Gouverneurs nach Tinian und Saypan befördern und die sonst schwierige Verbindung der Marianeninseln unterhalten.

Dieser Karolinischen Boote gibt es jetzt hier 10—12, und man erinnert sich nicht, daß je ähnliche auf Guajan gebaut worden. — Haben nicht auch in der Fremde gebaute Boote die früheren Seefahrer getäuscht? Zu allen Zeiten sind Boote der Karoliner hierher verschlagen worden, und namentlich noch im Jahre 1760—1770 ein Boot aus Eap; denn soweit gehen unsere auf Erinnerung gegründete Nachrichten zurück.

Die jetzigen Bewohner von Guajan sind zu Spaniern umgebildet*, sie wohnen und kleiden sich wie die Tagalen um Manila, bauen den Reis für den nächsten Bedarf, bereiten und

rédigé sur les plans et les journaux de Mr. Crozet, p. 204. „Les insulaires de Guam acquérant par la civilisation de nouvelles connoissances, ont parfaitement conservé l'art, qu'ils tiennent de leurs ancêtres, pour la construction de leurs bateaux, ils n'avoient rien à acquérir dans cette partie." — * Wir äußerten den Wunsch, mit den eigentümlichen Sitten, Spielen, Tänzen der Eingebornen bekannt zu werden, und der Gouverneur ließ sie vor uns ein Opernballett von Montezuma in Theaterkostümen aufführen, welche sich aus alten Zeiten her im Collegio, den Schulgebäuden der Jesuiten, vorfinden.

[1] Der Chevalier de Clesmeur war Teilnehmer der Expedition des Kapitäns Marion-Dufresne; vgl. die Anmerkung über Crozet auf S. 347.

trinken den Kokoswein, kauen den Betel und rauchen den Tabak und genießen träg bis in ein hohes Alter* der Früchte des Waldes, der Gaben der willigen Erde und der Milde des Himmels.

Und wie könnte Industrie sich regen! Dem Gouverneur dieses entlegenen Teils der Welt ist auf eine kurze Dauer sein Amt als eine Pfründe verliehen.

Er hat den alleinigen Handel der Kolonie, das heißt, daß er das beträchtliche bare Geld**, das Spanien für Gehalte hinschickt, behält und dafür die Verpflichtung hat, seinen Unterbeamten so wenige und so schlechte Ware, als er nur immer will, zu geben***; dagegen zahlt der Indianer keinen Tribut, bauet selbst seinen Tabak und hat der Kirche keine Zehnten zu entrichten.

Selten legen jetzt die Galionen von Acapulco[1] in Guajan an und nur gelegentlich die den Handel der Nordwestküste treibenden Amerikaner. Der jetzige Gouverneur der Marianen besitzt ein eigenes Schiff, eine hübsche Brigg, womit er die Verbindung und den nötigen Handel mit Manila unterhält und außerdem den Handel der biche de mer[2] treibt. Er hat angefangen, die Karoliner zu ermuntern, ihm diesen Handelsartikel zuzuführen, da er auf ihren Inseln häufig ist und sein Pilot, ein Engländer, sich wegen Gefahr der Riffe geweigert hat, ihn von dorther zu holen. Es kann dieser Schritt großen und wohltätigen Einfluß auf die fernere Entwickelungsgeschichte dieser Insulaner erlangen.

Die Jesuiten sind bis zu der Aufhebung des Ordens im Besitz der Missionen geblieben, die sie auf den Marianen begründet hatten.

Sie verbrannten einen Teil ihrer Papiere und Bücher, als die Augustiner sie ablöseten, und räumten ihnen das Feld. Da

* Ein rüstiger Greis von 86 Jahren und 4 Monaten lebt in Agaña mit seinem gleichbejahrten Weibe, der einzigen Gefährtin seiner Jugend und seines Alters; sie zählen jetzt um sich 135 Nachkommen und die sechste Generation. — ** Gegen 18,000 Piaster jährlich, eine Angabe, die wir jedoch nicht verbürgen. — *** Zuñiga, p. 6.

[1] Mexikanischer Hafenplatz am Stillen Ozean. — [2] Trepang.

es in der letzten Zeit an Missionaren gemangelt, ist die Seelsorge der Marianen Weltgeistlichen übertragen worden. Die Inseln sind in zwei Kirchspiele eingeteilt, das von Agaña und das von Rota, welches letztere einen Teil der Insel Guajan in sich begreift; beide stehen eigentlich unter dem Bischof von Zebu[1], der aber wegen zu großer Abgeschiedenheit die Administration derselben dem Erzbischof von Manila überläßt.

Die Pfarrherren sind junge Tagalen aus Manila, denen die spanische Sprache zur Beschickung ihres Amtes hinreichend ist; sie bewohnen in Agaña das Gebäude der Mission.

Auf der Insel Rota ist jetzt eine feste Ansiedelung unter Aufsicht eines Offiziers, hingegen sind keine Wohnungen auf der Insel Tinian. Es wird dieselbe nur besucht, um den Anbau von Reis zu betreiben. Man sagte uns, daß auf Tinian sich Rinder, Schweine und Ziegen, auf Saypan Rinder und Schweine und auf Agrigan Schweine und Ziegen verwildert befänden.

Es haben sich etliche Karoliner, welche die Taufe empfangen, auf Guajan angesiedelt; wir fanden nur wenige von ihnen gegenwärtig. Mehrere hatten Urlaub vom Gouverneur erhalten, die Ihrigen auf ihren Inseln zu besuchen, und waren im vorigen Jahre mit der Flottille von Lamureck dahin abgegangen.

Es bleibt noch übrig, zu erläutern, weshalb auf der beigefügten Tafel Eingeborne der Sandwichinseln unter den Bewohnern auf Guajan aufgezählt werden können.

Der Leser wird in einem andern Teil dieses Werkes einen umständlichen Bericht über den Menschenraub gefunden haben, den zum Behuf einer Ansiedelung auf den Galapagos ein amerikanischer Schiffskapitän mit bewaffneter Hand und Blutvergießen auf der Osterinsel verübte.[2]

Der Handel dieses Ozeans macht den Seefahrern, in deren Besitz er sich befindet, ähnliche Ansiedelungen auf östlichern Inseln wünschenswert. Die Verhältnisse auf den Sandwichinseln erleichtern dort den Menschenraub, und die Insel Agrigan,

[1] Auch Cebu, Insel mit dem gleichnamigen Hauptort auf der Bisayer-Gruppe (Philippineninsel). — [2] Nämlich in Kotzebues Reisebeschreibung; vgl. dazu das „Tagebuch" der Weltreise, oben, S. 99, Z. 7 ff.

eine der nördlichsten der Marianen, scheint zu einer solchen Niederlassung sich vorzüglich zu eignen, ob sie gleich, gebirgig und zur Kultur unfähig, selbst keine Rinder ernähren kann und keinen geschützten Ankerplatz darbietet.

Der Kapitän Brown war im Jahre 1809 oder 1810 mit dem Schiffe Derby aus Boston auf Atuai. Auf dieser Insel gesellte sich ihm Herr Johnson bei, Schiffsbaumeister des Königs, welcher aber eines Unfalls wegen, der ein Schiff betroffen hatte, in Ungnade gefallen war. Man lichtete die Anker während der Nacht und entführte 15 Weiber, die sich am Bord befanden. Man näherte sich der Insel Oniheau. Ein Boot brachte Erfrischungen vom Lande. Dieses wurde erwartet; sieben Mann, die sich auf demselben befanden, wurden in das Schiff aufgenommen, dann das Boot selbst heraufgezogen, und man richtete den Kurs auf Agrigan. Diese Insel wurde verfehlt, sie befand sich im Norden; man suchte, um nicht mit Zeitverlust gegen den Wind anzuringen, auf einer der südlichern Inseln zu landen. Es geschah auf Tinian. Hier blieben zwei Parteien. Einerseits der Johnson mit vier Mann und den Sandwichern (diese sollten sich ein Fahrzeug bauen, um nach Agrigan überzugehen), andererseits der zweite Master des Schiffes mit drei Mann, die, vom Dienst entlassen, eine Barkasse, die sie vom Kapitän erstanden, zu einem Schiff umarbeiten wollten, geeignet, diese Meere auf Handelsspekulationen zu befahren. Das Sandwicher Boot ward den Ausgesetzten zurückgelassen, beide Parteien gingen nach Saypan über, welche Insel ihnen besseres Bauholz darbot, und betrieben da ihr Werk. Aber die Sandwicher gedachten der Freiheit, der Rache und ihrer Heimat. Als der Master sein Fahrzeug zustande gebracht, welches sie zur Heimfahrt zu benutzen gedachten, ersahen sie die Gelegenheit, die Getrennten und Wehrlosen zu überfallen; der Master und ein Weißer wurden so getötet; der Krieg wütete.

Man hat indes auf Guajan erfahren, daß sich Fremde auf Saypan und Tinian aufhielten; der Gouverneur D. Alexandro Parreño schickte dahin, und es war mitten in diesen blutigen Zwisten, daß im Juni 1810 Johnson mit vier Weißen, zwei Negern, den sieben Sandwichern und fünfzehn Sand-

wicherinnen nach Guajan, woselbst er sich noch befindet, abgeführt wurde.

Im Mai 1815 wurde auf Befehl des Kapitän-Generals der Philippinen, D. Gose Gardoque, eine Ansiedelung auf Agrigan aufgehoben und beiläufig 40 Menschen, worunter ein Amerikaner, drei Engländer und die übrigen Sandwicher waren, nach Guajan eingebracht.

Man weiß aus verschiedenen zuverlässigen Nachrichten, daß sich bereits eine neue Ansiedelung auf Agrigan befindet. Nach dem nunmehrigen Befehl des Kapitän-General in diesem Betreff wird den Ansiedelungen daselbst kein Hindernis mehr entgegengestellt, die Ansiedler sollen nur die Oberherrschaft der Spanier anerkennen, und ein Spanier soll als Oberer hingesendet werden. Man hat bis jetzt noch unterlassen, jemand dahin zu schicken.

Guajan erinnert an den in Europa bekannt gewordenen Namen des Gouverneur D. Thomas.

Im „Nouveau voyage à la mer du Sud" wird seiner mit hohem Lob erwähnt, und der Abbé Raynal[1] weihte ihn auf seine Weise zur Unsterblichkeit ein. Laperouse fand ihn bald darauf zu Manila in den Händen der Inquisition und maß dies den Lobreden des Philosophen zu. Wir bezweifeln jedoch mit besserer Ortskenntnis, daß die Schuld dieses Unrechts lediglich dem französischen Aufklärer beizumessen sei.

Die Inquisition trifft gleich dem Zufall unter den Hohen und Reichen jeden, den nur Angaben bezeichnen, und es ist Brauch, daß die Weiber in häuslichen Mißverhältnissen den Arm des heiligen Gerichts für ihre eigene Sache bewaffnen. Die Güter der Verurteilten fallen dem Gericht anheim, und nur der arme und obskure Mensch genießt Sicherheit.

---

[1] Guillaume Thomas François Raynal (1713—96) schrieb nach seinem Austritt aus dem Jesuitenorden sein Hauptwerk „Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes" (zuerst 1771).

# Über unsere Kenntnis der ersten Provinz des Großen Ozeans.

Neue Quellen. — Kadu, Don Luis de Torres. — Geographischer Überblick.

Nach den verschollenen Entdeckungen von Saavedra[1] 1528, Villalobos[2] 1542, Legaspi[3] 1565 und anderer, nach der Entdeckung der Karolina (vielleicht Eap) durch Lazeano 1686 sammelte auf den Philippinen der Jesuit Paul Clain 1697 die ersten bestimmten Nachrichten über die Inseln, die nachher Karolinen genannt wurden, von Eingebornen dieser Inseln, welche der Sturm auf Samar verschlagen hatte. Wir erfahren zugleich, daß jene Insulaner öfters, bald zufällig, bald vorsätzlich, die Küsten besucht.

Lettre du P. Paul Clain, „Lettres édifiantes" T. 1., p. 112. Aux Jésuites de France. Charles Gobien T. 6, mit der Karte von Serrano, welche keine Aufmerksamkeit verdient.

Der Missionseifer erwacht, alle Monarchen der Erde werden aufgefordert, der Verbreitung der Lehre Christi förderlich zu sein. Verschiedene Schiffe werden in Manila ausgerüstet, die ein den Völkern freundliches Schicksal, deren Glück und Unabhängigkeit bewahrend, von ihrem Ziel abhält. Endlich landen die Väter Cortil und Duperon auf Sonsorol[4] 1710. Wind und Strom entfernen alsbald das Schiff; die Missionare sind verlassen, und vereitelt wird jede fernere Unternehmung, ihnen zu Hülfe zu kommen.

Aux Jésuites de France. J. B. du Halde T. 6. — Relation en forme de Journal T. 6., p. 75. — Lettre du P. Cazier, T. 16.

---

[1] Alvare de Saavedra unternahm 1526 auf Befehl des Ferdinand Cortez von Mexiko aus eine Reise in die Südsee bis zu den Molukken, wo er starb. Seine Entdeckungen in der Südsee lassen sich nicht genau bestimmen. — [2] Lopez de Villalobos, spanischer Seefahrer, der 1542 von der Westküste Mexikos nach den Philippinen segelte, seine Schiffe durch Stürme verlor, auf den Molukken landete und 1546 in Amboina (Indien) starb. — [3] Michel Lopez-Legaspi (gest. 1572) fuhr 1564 von Mexiko aus nach Zebu (Japan) und gründete später die Stadt Manila auf den Philippinen. — [4] Insel der Pelew-Gruppe (Karolinen).

Der Pater Jean Antoine Cantova sammelt auf Guajan 1722 von dorthin verschlagenen Insulanern aus Ulea und Lamureck die vollständigsten Nachrichten über die Karolinen und entwirft eine Karte von diesen Inseln, die alle Beachtung verdient; sein Herz entbrennt, das Evangelium auf denselben zu verbreiten.

Lettre du Père J. A. Cantova T. 18., p. 188 mit der Karte.

Die Geschichtschreiber von Manila haben diese Geschichten sorgfältig aus den Quellen zusammengetragen.

Historia de la provincia de Philipinas de la Compañia de Jesus por el P. Pedro Murillo Velarde. Manila 1749. T. 2. — Historia general de Philipinas por Fr. Juan de la Concepcion T. 9., c. 4., p. 151 und T. 10., c. 9., p. 239.

Wir entlehnen, was folgt, aus dem letzteren:

Cantova gelingt es, an die Völker der Karolinen gesandt zu werden. Er wird 1731 mit dem P. Viktor Ubaldec von Guajan nach Mogmug[1] übergebracht, und eine Mission wird auf der Insel Falalep begründet. Der P. Viktor machte eine Reise nach den Marianen; als er mit neuer Hülfe für die Mission 1733 wiederkehrt, ist die Stelle, wo selbige gestanden hatte, verheert und verödet. Er setzt seine mühselige Fahrt nach Manila fort. „Sie erfuhren von einem Gefangenen, den sie entführten, daß zehn Tage nach Abfahrt des P. Viktor am 9. Juli 1731 der P. Cantova berufen ward, vorgeblich einen Erwachsenen auf Mogemug zu taufen. Er ging mit zwei Soldaten dahin und fand alles in Waffen. Sie gaben vor, er wolle ein neu Gesetz gegen das alte und ihre Bräuche einführen, und durchbohrten ihn mit drei Lanzenstichen, zwei in die Seiten und einen in das Herz; sie töteten gleichfalls die zwei Soldaten und warfen sie in die See. Sie entblößten aber den Pater, bewunderten, daß er so weiß sei, und beerdigten ihn unter einem kleinen Dach.* Sie fielen nachher die auf Falalep Zurückgebliebenen unversehens an, diese konnten nur in Eile ihre kleinen Kanonen (!!) abfeuern,

* So bestatten sie ihre eigenen Toten; der Pater ward als ein Fürst, die Soldaten als Männer vom Volke behandelt.

[1] Mogemug, häufiger Mogenug, Inselgruppe der Karolinen.

töteten also vier Indianer und verwundeten andere mit dem Schwert; aber ihre Verteidigung war umsonst. Sämtliche Spanier, welche auf der Insel waren, vierzehn an der Zahl, wurden getötet, und verschont ward nur ein junger Tagal, der Sakristan des Paters, den der Chef der Insel an Sohnes Statt angenommen hatte.

„Derselbe Gefangene sagte aus, daß der Vertraute des Paters, einer namens Digal, den er auf Guajan getauft hatte, der vorzüglichste Anstifter dieses Aufruhrs gewesen sei."

Also endigt die Geschichte der Missionen auf den Karolinen.

Mit einer einzelnen Gruppe dieser Inseln macht uns später bekannt: An account of the Pelew Islands from the journals and communications of Capt. Henry Wilson by George Keate Esq., fifth edition, London 1803.

Burney, im ersten Kapitel des fünften Bandes seiner „Chronologischen Geschichte der Reisen", berichtet ausführlich aus den Quellen, was die Karolinen anbetrifft. — Er führt beim Tode Cantovas eine Denkschrift des Gouverneurs der Philippinen an, welche uns nicht zu Gesicht gekommen ist. Es enthält dieses fünfte Kapitel eine vollständige Darstellung unserer geographischen Kenntnis der Inseln, welche die Spanier unter dem Namen las Carolinas begreifen.

Wir finden uns veranlaßt, die Karolinen, denen die Pelew-Inseln und die westlicher gelegenen Gruppen beizuzählen sind, mit den fast unter gleicher Breite östlicher gelegenen Inseln bis zu denen, die Krusenstern nach den Hauptentdeckern derselben die Gilbert- und Marshals-Inseln nennt, und mit den Marianen im Norden der Karolinen unter einem Gesichtspunkt und unter der Benennung der westlichen oder ersten Provinz des Großen Ozeans zu vereinigen.

Krusenstern hat in seinen „Beiträgen zur Hydrographie" (Leipzig 1819) die Entdeckungen, welche die neuern Seefahrer in diesem Meerstrich gemacht haben, unter verschiedenen Hauptstücken, von Seite 94 bis 121, gesammelt und mit großer Gelehrsamkeit abgehandelt. Er hat dabei besonders die Memorias por Don Josef Espinosa y Tello (Madrid 1809) benutzt.

Tuckey (Maritim Geography and Statistics, London 1815)

hat, indem er die Quellen, nach welchen er die Lage streitiger Inseln (Lamurca, Hogolen) festsetzt, anzugeben unterlassen, seine Arbeit aller Zuverlässigkeit beraubt, und

Arrowsmith, Chart of the pacific ocean mit den Additions to 1817, erscheint uns von größerer Autorität.

Es ist hier der Ort, da wir nach eigenen Erfahrungen und gesammelten Nachrichten besonders über die Inseln und Völker dieser Provinz Mitteilungen zu machen uns anschicken, über die neuen Quellen, die wir zu deren Kenntnis darbringen, Rechenschaft abzulegen.

Es sind diese Quellen die Mitteilungen unsres Freundes und Gefährten Kadu und die von D. Luis de Torres[1] auf Guajan, welche sich an Cantovas Brief und Karte anschließen.

Wir hatten zu Anfang 1817 im äußersten Osten dieser Provinz auf die Gruppe Otdia und Kaben der Inselkette Radack mit dem lieblichen Volke, welches sie bewohnt, Bekanntschaft gemacht und Freundschaft geschlossen. Als wir darauf in die Gruppe Aur derselben Inselkette einfuhren, die Eingebornen auf ihren Booten uns entgegenkamen und, sobald wir Anker geworfen, an unsern Bord stiegen, trat aus deren Mitte ein Mann hervor, der sich in manchen Dingen vor ihnen auszeichnete. Er war nicht regelmäßig tatuiert wie die Radacker, sondern trug undeutliche Figuren von Fischen und Vögeln, einzeln und in Reihen um die Kniee, an den Armen und auf den Schultern. Er war gedrungenern Wuchses, hellerer Farbe, krauseren Haares als sie. Er redete uns in einer Sprache an, die, von der Radackischen verschieden, uns völlig fremd klang, und wir versuchten gleich vergeblich, die Sprache der Sandwichinseln mit ihm zu reden. Er machte uns begreiflich, er sei gesonnen, auf unserm Schiffe zu bleiben und uns auf unsern ferneren Reisen zu begleiten. Sein Gesuch ward ihm gern gestattet. Er blieb von Stunde an an unserm Bord, ging auf Aur nur einmal mit Urlaub ans Land und verharrte bei uns, unser treuer Gefährte, den Offizieren gleichgehalten und von allen geliebt, bis zu unsrer Rückkehr auf Radack, wo er mit schnell verändertem Entschluß erkor, sich anzusiedeln, um der

[1] Vgl. oben, S. 283, Z. 9 ff.

Bewahrer und Ausgeber unsrer Gaben unter unsern dürftigen Gastfreunden zu sein. Es könnte niemand von dem menschenfreundlichen Geiste unsrer Sendung durchdrungener sein als er.

Kadu, ein Eingeborner der Inselgruppe Ulea im Süden von Guajan, von nicht edler Geburt, aber ein Vertrauter seines Königs Toua, der seine Aufträge auf andern Inseln durch ihn besorgen ließ, hatte auf früheren Reisen die Kette der Inseln, mit denen Ulea verkehrt, im Westen bis auf die Pelew-Inseln, im Osten bis auf Setoan kennen gelernt. Er war auf einer letzten Reise von Ulea nach Feis mit zweien seiner Landsleute und einem Chef aus Eap, welcher letztere nach seinem Vaterlande zurückkehren wollte, begriffen, als Stürme das Boot von der Fahrstraße abbrachten. — Die Seefahrer, wenn wir ihrer unzuverlässigen Zeitrechnung Glauben beimessen, irrten acht Monde auf offener See. Drei Monde reichte ihr kärglich gesparter Vorrat hin; fünf Monde erhielten sie sich, ohne süßes Wasser, bloß von den Fischen, die sie fingen. Den Durst zu löschen, holte Kadu, in die Tiefe des Meeres tauchend, kühleres und ihrer Meinung nach auch minder salziges Wasser in einer Kokosschale herauf. Der Nordostpassat trieb sie endlich auf die Gruppe Aur der Kette Radack, wo sie sich im Westen von Ulea zu befinden wähnten. Kadu hatte von einem Greise auf Eap Kunde von Radack und Ralick vernommen: Seefahrer auf Eap sollen einst auf Radack und zwar auf die Gruppe Aur verschlagen worden sein und von da über Nugor und Ulea den Rückweg nach Eap gefunden haben. Die Namen Radack und Ralick waren ebenfalls einem Eingebornen aus Lamureck, den wir auf Guajan antrafen, bekannt. Es werden oft Boote aus Ulea und den umliegenden Inseln auf die östlichen Inselketten verschlagen, und noch leben auf der südlichen Gruppe Arno der Kette Radack fünf Eingeborne aus Lamureck, die ein gleiches Schicksal auf gleicher Bahn dahin geführt.

Die Häuptlinge von Radack schützten die Fremden gegen Niedriggesinnte ihres Volks, deren Habsucht das Eisen, welches jene besaßen, gereizt hatte. — Man trifft die edelmütigern Gesinnungen stets bei den Häuptlingen an.

Die Einwohner von Ulea, die in größerem Wohlstand und

in ausgebreiteterem Verkehr als die Radacker leben, sind ihnen in mancher Hinsicht überlegen. — Kadu stand in einem gewissen Ansehn auf Radack. Er mochte, als wir diese Inseln besuchten, seit etwa vier Jahren auf denselben angelangt sein. Er hatte zwei Weiber auf Aur und von der einen eine Tochter, die bereits zu sprechen begann.

Unsere Erscheinung verbreitete in Aur, wo die Kunde von uns noch nicht erschollen war, Schrecken und Bestürzung. Der vielgewanderte, der vielerfahrene Kadu, der sich zur Stunde auf einer entlegenen Insel der Gruppe befand, ward alsbald herbeigeholt, und man begehrte seinen Rat, wie man den mächtigen Fremden begegnen müsse, die man für böse Menschenfresser anzusehen geneigt war.

Kadu hatte von den Europäern vieles erfahren, ohne daß er je eines ihrer Schiffe gesehen. Er sprach seinen Freunden Mut ein, warnte sie vor Diebstahl und begleitete sie an unser Schiff mit dem festen Entschluß, bei uns zu bleiben, und in der Hoffnung, durch uns zu seinem lieben Vaterlande wieder zu gelangen, da einmal ein europäisches Schiff in Ulea gewesen zu einer Zeit, wo er selbst abwesend war.

Einer seiner Landsleute und Schicksalsgefährten, der bei ihm war, bemühte sich umsonst, ihn von diesem Vorhaben abzubringen, und seine Freunde bestürmten ihn umsonst mit ängstlichen Reden: er war zurzeit unerschütterlich. — Ein andrer Gefährte Kadus, der Häuptling aus Eap, den wir im Gefolge des Königs Lamari bei Udirick antrafen, faßte denselben Entschluß, dieselbe Hoffnung wie unser Freund. Er war ein schwächlicher Greis; sein Gesuch fand kein Gehör. Es war schwer, ihn zu vermögen, unser Schiff zu verlassen, worauf er in Tränen in der ruhigen Lage beharrte, durch welche er seinen Vorsatz uns zu versinnlichen gesucht. Wir stellten ihm sein Alter und die Mühseligkeiten unserer Fahrt vor, er blieb bei seinem Sinne; wir stellten ihm vor, daß unser Vorrat nur auf eine gewisse Anzahl Menschen berechnet sei. Er mutete uns zu, unsern Freund Kadu hier auszusetzen und ihn an dessen Stelle aufzunehmen.

Wir müssen die leichte und schickliche Weise rühmen, womit Kadu sich in unsre Welt zu fügen wußte. Die neuen Verhält-

nisse, worein er sich versetzt fand, waren schwer zu beurteilen, zu behandeln. Er, ein Mann aus dem Volke, ward unversehens unter den an Macht und Reichtum so sehr überlegenen Fremden gleich einem ihrer Edeln angesehen, und das niedere Volk der Matrosen diente ihm wie dem Oberhaupte. Wir werden Mißgriffe nicht verschweigen, zu welchen er anfangs verleitet ward, die er aber zu schnell und leicht wieder gut machte, als daß sie strenge Rüge verdienten. — Als kurz nach seiner Aufnahme unter uns Häuptlinge von Radack an unsern Bord kamen, erhob er sich gegen sie und nahm die Gebärden an, die nur jenen ziemen. Eine arglose Verhöhnung ihrerseits ward sein wohlverdienter Lohn. — Es geschah nicht ein zweites Mal. — Er suchte anfangs den Gang und die Arten des Kapitäns nachzuahmen, stand aber von selbst davon ab. Es ist nicht zu verwundern, daß er die Matrosen erst für Sklaven ansah. Er befahl einst dem Aufwärter, ihm ein Glas Wasser zu bringen; dieser nahm ihn still am Arme, führte ihn zu dem Wasserfaß und gab ihm das Gefäß in die Hand, woraus andere tranken. Er ging in sich und studierte die Verhältnisse und den Geist unserer Sitten, worein er sich bald und leicht zu versetzen und zu finden lernte, wie er eben unsern äußern Anstand im Leben und bei der Tafel sich anzueignen gewußt.

Kadu lernte erst nach und nach die Kraft unserer geistigen Getränke kennen. Man will bemerkt haben, daß er sich anfangs Branntwein von den Matrosen geben lassen. Als darauf ein Matrose bestraft wurde, ward ihm angedeutet, solches geschehe wegen heimlichen Trinkens des Feuers (Name, womit er den Branntwein bezeichnete). Er trank nie wieder Branntwein, und Wein, den er liebte, nur mit Mäßigung. Der Anblick betrunkener Menschen, den er auf Unalaschka hatte, machte ihn mit Selbstgefühl über sich selber wachsam. — Er beschwor im Anfang den Wind zu unsern Gunsten, nach der Sitte von Eap; wir lächelten, und er lächelte bald über diese Beschwörungen, die er fortan nur aus Scherz und uns zu unterhalten wiederholte.

Kadu hatte Gemüt, Verstand, Witz; je näher wir einander kennen lernten, je lieber gewannen wir ihn. Wir fanden nur bei seinem lieblichen Charakter eine gewisse Trägheit an ihm zu bekämpfen, die sich unsern Absichten entgegensetzte. — Er mochte

nur gerne singen oder schlafen. Als wir uns bemühten, über die Inseln, die er bereist, oder von denen er Kenntnis hatte, Nachrichten von ihm einzuziehen, beantwortete er nur die Fragen, die wir ihm vorlegten, und dieselbe Frage nicht gern zweimal, indem er auf das, was er bereits ausgesagt hatte, sich bezog. Wenn im Verlauf des Gesprächs Neues an das Licht gefördert ward, welches verschwiegen zu haben wir ihm verwiesen, pflegte er gelassen zu entgegnen: „Das hast du mich früher nicht gefragt.“ Und dabei war sein Gedächtnis nicht sicher. Die Erinnerungen lebten nach und nach wieder auf, sowie das Ereignis sie hervorrief, und wir glaubten zugleich zu bemerken, daß die Menge und Vielfältigkeit der Gegenstände, die seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, frühere Eindrücke in ihm verlöschten. Die Lieder, die er in verschiedenen Sprachen sang und von den Völkerschaften, unter welchen er gelebt, erlernt hatte, waren gleichsam das Buch, worin er Auskunft oder Belege für seine Angaben suchte.

Kadu hielt unter uns sein Journal nach Monden, wofür er Knoten in eine Schnur knüpfte. Dieses Journal schien uns aber unordentlich geführt zu werden, und wir konnten uns nicht aus seiner Rechnung finden.

Er war nicht ungelehrig, nicht ohne Wißbegierde. Er schien wohl zu verstehen, was wir über die Gestalt der Erde und unsre nautische Kunst ihm anschaulich zu machen uns bestrebten; aber er war ohne Beharrlichkeit, ermüdete durch die Anstrengung und kehrte ausweichend zu seinen Liedern zurück. Er gab sich die Schrift, deren Geheimnis er begriffen hatte, selbst zu erlernen einige Mühe, war aber zu diesem schweren Versuche ohne Geschick. Was man ihm in der Absicht, ihn zu befeuern, sagte, mochte ihm wohl völlig den Mut benehmen; er unterbrach und nahm das Studium wieder vor und legte es endlich gänzlich beiseite.

Er schien, was wir ihm von der geselligen Ordnung in Europa, von unsern Sitten, Bräuchen, Künsten berichteten, mit offenem Sinne aufzufassen. Am empfänglichsten war er aber für den friedlichen Abenteurersinn unserer Reise, mit der er die Absicht verband, den entdeckten Völkern, was ihnen gut und nützlich sei, mitzuteilen, und er verstand allerdings dar-

unter hauptsächlich, was zur Nahrung dient, erkannte aber auch wohl, daß unsre Überlegenheit auf unserm größern Wissen überhaupt beruhe, und er ehrte und diente nach Möglichkeit unserm Forschsinn, wo derselbe auch manchem Gebildeteren unter uns sehr müßig geschienen hätte.

Als wir auf Unalaschka angekommen und er diese verwaiste, von allen Bäumen entblößte Erde sich beschauet hatte, eilte er geschäftig uns aufzufordern, etliche Kokos, die wir noch an Bord hatten, und zu welchen er noch ihm eigens gehörige zugeben wolle, hier an angemessenen Orten zu säen. Er drang, uns das Elend der Einwohner vorhaltend, auf den Versuch und ließ sich ungern überreden, daß solcher vollkommen überflüssig sei.

Die Natur fesselte zumeist seine Aufmerksamkeit und Neugierde. Die Rinder auf Unalaschka, die ihm erst ins Gedächtnis wieder riefen, daß er früher welche auf den Pelew-Inseln gesehen, beschäftigten ihn anhaltend, und er ging ihnen täglich betrachtend auf der Weide nach. Nichts auf der ganzen Reise hat ihn freudiger angeregt als der Anblick der Seelöwen- und Seebärenherden auf der Insel St. George.*

Wie Kadu während der Reise vernachlässigte Eisenstücke, Glasscherben und alles von uns Übersehene, was für seine Landsleute Wert haben mochte, sorgfältig aufgelesen und aufbewahrt, so suchte er sich auf Unalaschka unter den Geschieben des Ufers vorzüglich zu Schleifsteinen taugliche Steine aus. Wir haben diesen sanftmütigen Mann nur einmal in zurückgehaltenem Zorne, in Ingrimm gesehen; das war, als im Verlauf der Reise er diese Steine am Orte, wo er sie auf dem Schiffe verwahrt, vergeblich suchte und die Beschwerde, die er darüber führte, wenig Gehör fand. Er war in seinem Rechtssinn gekränkt.

Kadu war in seiner Armut freigebig und erkenntlich in

* Als, von der Insel St. George ans Schiff zurückgekehrt, wir uns von den Seelöwen unterhielten, deren Gang und Stimme mit launigem Geschick nachzuahmen Kadu sich und uns ergötzte, ward er mit anscheinlichem Ernste gefragt, ob er auch deren Nester und Eier unter dem Felsen am Strande in Augenschein genommen? Wie unbewandert er auch in der Naturgeschichte der Säugetiere war, befremdete ihn doch diese Frage, deren Scherz er gleich entdeckte und herzlich belachte.

seinem Herzen. Er diente denen von uns, von welchen er beschenkt worden, und benutzte auf O-Wahu die Gelegenheit, durch den verständigen Handel, den er mit den kleinen Waren, womit wir ihn bereichert, trieb, uns und den Matrosen, die ihm gedient hatten, Gegengeschenke darzubringen, wie sie jedem nach eignem Sinn angenehm sein mochten. Er legte für sich selber nichts zurück als das, womit er einst seine Landsleute zu bereichern oder zu erfreuen hoffte. So hatte er seinen Freunden auf Radack alles, was er besaß, hinterlassen und nur ein einziges Kleinod sich vorbehalten, einen Halsschmuck, den er lange noch unter uns getragen hat. Er vertraute uns einst mit feuchten Augen lächelnd die Heimlichkeit dieses Halsbandes. Er focht im Kampf auf Tabual (Insel der Gruppe Aur von Radack) in den Reihen seiner Gastfreunde gegen den aus Meduro und Arno eingefallenen Feind; da gewann er über seinen Gegner den Vorteil und war im Begriff, den zu seinen Füßen Gestürzten zu durchbohren, als dessen Tochter rettend vorsprang und seinen Arm zurückhielt. Sie erhielt von ihm das Leben ihres Vaters; dieses Mädchen verhieß ihm ihre Liebe, er, der Mann, trug ihr heimlich ansehnliche Geschenke hinüber, und er trug ihr zum Andenken das Liebespfand, das sie auf dem Schlachtfelde ihm verehrt.

Wir müssen in Kadus Charakter zwei Züge vorzüglich herausheben: seinen tief eingewurzelten Abscheu vor dem Kriege, dem Menschenmord, und die zarte Schamhaftigkeit, die ihn zierte, und die er unter uns nie verleugnet hat.

Kadu verabscheute das Blutvergießen, und er war nicht feig. Er trug vorn auf der Brust die Narben der Wunden, die er im Verteidigungskrieg auf Radack erhalten hatte, und als wir uns zu einer Landung auf der St. Laurenzinsel mit Waffen rüsteten und er belehrt war, solches geschehe nicht zu einem feindlichen Angriff, sondern zur Selbstverteidigung im Fall der Notwehr unter einem Volke, dessen Gesinnung uns unbekannt, und mit dem wir bloß zu wechselseitigem Vorteil zu handeln gesonnen seien, begehrte er Waffen, einen Säbel, womit er uns im nötigen Fall beistehen könne, da er sich im Schießen auf Unalaschka noch nicht hinreichend eingeübt. — Er hegte fest die Meinung, die er auf Eap sich eingeprägt, daß graue Haare

nur daher erwüchsen, daß man der Männerschlacht in ihrem Greuel beigewohnt.

Kadu trug im Verhältnisse zu dem andern Geschlechte eine musterhaft schonende Zartheit. Er hielt sich von dem Weibe, das im Besitz eines andern Mannes war, entfernt. Er hatte überall ein richtiges Maß für das Schickliche. Was er auf O-Wahu erfuhr, widerstand ihm, und er sprach frei darüber, wie über die Sittenlosigkeit, die er auf den Pelew-Inseln herrschend gefunden. In das freie Männergespräch gezogen, wußte er in dasselbe dergestalt einzugehen, daß er immer innerhalb der ihm angedeuteten Grenzen blieb.

Man findet den regsten Sinn und das größte Talent für den Witz unter den Völkern, die der Natur am wenigsten entfremdet sind, und besonders, wo die Milde des Himmels dem Menschen ein leichtes, genußreiches Leben gönnt. Kadu war besonders witzig, verstand aber wohl in arglosem Scherz geziemende Schranken zu beobachten, und er wußte mit großem Geschick sich durch leichte Dienste oder Geschenke die zu versöhnen, über die er sich mit Überlegenheit erlustigte.

Unser Freund bezeugte uns wiederholt im Verlauf unsrer Reise, er sei gesonnen, bis an das Ziel derselben bei uns zu verharren, und sollten wir selbst sein vielgeliebtes Vaterland Ulea auffinden, von uns nicht abzutreten, sondern uns nach Europa zu begleiten, von wo aus wir ihm die Rückkehr nach Ulea verheißen durften, da der Handel unsre Schiffe regelmäßig nach den Pelew-Inseln führt, wo die Boote von Ulea gleich regelmäßig verkehren. Wir waren selbst noch des andern Weges über Guajan unkundig. Aber er hegte den Wunsch, und dieser würde ihm auf Guajan in Erfüllung gegangen sein, Gelegenheit auf einer der ihm bekannten Inseln zu finden, nach Cap über das Schicksal und den jetzigen Aufenthalt des Häuptlings dieser Insel, seines Unglücksgefährten auf Radack, berichten zu lassen, damit, meinte er, die Seinen ein Schiff baueten und ihn dort aufsuchten. Er beschäftigte sich angelegentlich mit diesem Gedanken.

Wir bemüheten uns, auf O-Wahu nutzbare Tiere und Gewächse, Setzlinge und Samen verschiedener nützlicher Pflanzen zusammenzubringen, deren Arten wir auf Radack einzuführen

versuchen wollten. Kadu wußte, daß wir dort anzugehen gedachten, und beharrte auf seinem Sinn. Wir forderten ihn auf, sich hier in allem, was auf Radack nützen könne, zu unterrichten, da er unsre Freunde unterweisen und sie belehren könne, welcher Vorteil ihnen aus unsern Gaben erwachsen sollte, und wie sie ihrer pflegen müßten. Er ging wohl in unsre Absichten ein, aber der Zweck lag ihm noch zu fern, und Leichtsinn und Trägheit ließen ihn in diesem wollüstigen Aufenthalt eine Lehrzeit saumselig benutzen, deren Versäumnis er später selbst bereuete.*

Wir kamen nach Radack und landeten auf Otdia unter dem Jubel der wenigen unsrer Freunde, die nicht mit in den Krieg gezogen. Von dem Augenblicke an war Kadu unermüdlich auf das emsigste beschäftigt, beim Pflanzen, Säen und der Besorgung der Tiere uns mit Rat und Tat an die Hand zu gehen und den Eingebornen das Erforderliche zu erklären und einzuschärfen. — Noch war er festen Sinnes, bei uns zu bleiben.

Als auf Otdia alles Nötige besorgt war, ging Kadu nach Oromed, der Insel des alten Häuptlings Laergaß[1], um dort auch einen Garten anzulegen. Auf dieser Exkursion, die in Booten der Radacker ausgeführt ward, begleitete ihn nur der Verfasser dieser Aufsätze. — Auf Oromed gingen die Stunden des Tages in Arbeiten, die des Abends in anmutiger Gesellschaft hin. Die Frauen sangen uns die vielen Lieder vor, die während unsrer Abwesenheit auf uns gedichtet, und worin unsere Namen der Erinnerung geweihet waren. Kadu berichtete ihnen von seinen Reisen und mischte scherzhafte Märchen seiner Erzählung bei; er teilte Geschenke aus, die er im Verlauf der Reise für seine Freunde bereitet. Sobald am andern Tag, dem letzten unsers Aufenthaltes auf Radack, das Boot, das uns zum Schiffe zurückführte, unter Segel war, erklärte Kadu, dessen heitere Laune in ruhigen Ernst überging, er bleibe nun auf Otdia und gehe mit dem Rurik nicht weiter. Er beauftragte seinen Freund ausdrück-

* Kadu hatte sich leicht mit den O-Waihiern verständigen gelernt, und er machte uns selbst auf die Ähnlichkeit verschiedener Wörter in ihrer Sprache und in den Sprachen der Inseln der ersten Provinz aufmerksam.

[1] Vgl. oben, S. 194, Z. 19 ff.

lich, diesen neuen, unveränderlichen Entschluß dem Kapitän zu verkündigen, und Gegenvorstellungen ablehnend setzte er die Gründe, die ihn bestimmten, auseinander. Er bliebe auf Otdia, Hüter und Pfleger der Tiere und Pflanzungen zu sein, die, ohne ihn aus Unkunde verwahrlost, ohne Nutzen für die unverständigen Menschen verderben würden. Er wolle bewirken, daß unsre Gaben den dürftigen Radackern zu hinreichender Nahrung gereichten, daß sie nicht fürder brauchten aus Not ihre Kinder zu töten und davon abließen. — Er wolle dahin wirken, daß zwischen den südlichern und nördlichern Gruppen Radacks der Friede wiederhergestellt werde, daß nicht Menschen Menschen mehr mordeten; — er wolle, wenn Tiere und Pflanzen hinreichend vermehrt wären, ein Schiff bauen und nach Ralick übergehen, unsere Gaben auch dort zu verbreiten; — er wolle von dem Kapitän, indem er ihm alles, was er von ihm empfangen, wiedergebe, nur eine Schaufel, die Erde zu bearbeiten, und dieses und jenes nützliche Werkzeug sich erbitten. Sein Eisen wolle er gegen den mächtigen Lamari[1] verheimlichen und nötigenfalls verteidigen. Er rechne bei seinem Unternehmen auf die Mitwirkung seines Landsmanns und Schicksalsgefährten, den er aus Aur, wo er sich jetzt befände, zu sich berufen wolle. Dieser sollte ihm auch sein Kind, seine Tochter, mitbringen, die, wie er nun erfahren, seit seiner Abreise traurig war, nach ihm verlangte, nach ihm schrie und nicht schlafen wollte. — Seine Weiber hatten andre Männer genommen, nur sein Kind beschäftigte ihn auf das zärtlichste.

Kadu bereuete zu dieser Frist, vieles Nützliche, die Bereitung der Bastzeuge auf O-Wahu u. a. m., zu erlernen vernachlässigt zu haben, und er begehrte in diesen letzten Augenblicken noch über vieles Rat, den er mit großer Aufmerksamkeit auffaßte.

Das Boot, worauf wir diese Fahrt gegen den Wind anringend vollbrachten, war ein schlechter Segler; die Sonne neigte sich schon gegen den Horizont, als wir an das Schiff kamen, worauf sich glücklicherweise der Kapitän befand. — Als der Entschluß Kadus bekannt geworden, sah er sich bald und unerwartet

[1] Vgl. oben, S. 215, Z. 15 ff.

in dem Besitz unendlicher Schätze, solcher, die in diesem Teile der Welt die Begehrlichkeit der Fürsten und Nationen erregen.* Die Liebe war kund, die er unter uns genoß, und man sah jeden stillschweigend geschäftig, den Haufen des Eisens, der Werkzeuge und der nutzbaren Dinge, die für ihn zusammengebracht wurden, aus dem eignen Vorrat zu vermehren. (Proben von Matten und Zeuge aus O-Wahu, Proben von Strohhüten und dergleichen mehr wurden nicht vergessen.)

Als Kadu sein Bett, seine Kleider, seine Wäsche, die er nun behielt, zu einem Bündel zu schnüren sich beschäftigte, sonderte er seine Winterkleider sorgfältig ab und brachte dieselben dem Matrosen, der ihm gedient hatte, als ein Geschenk dar, welches jedoch dieser sich weigerte anzunehmen.

Die Sonne war bereits untergegangen, als Kadu mit seinem Reichtume ans Land übergebracht wurde. Die Zeit erlaubte nicht, ihm irgend ein geschriebenes Zeugnis auszufertigen und zu hinterlassen. Nur eine Inschrift auf einer Kupferplatte[1], an einen Kokosbaum auf Otdia geschlagen, enthält den Namen des Schiffs und das Datum.

Kadu wurde von den versammelten Einwohnern von Otdia als unser Mann eingesetzt, dem unsere Tiere, unsere Pflanzungen anbefohlen, und der außerdem mit unsern Geschenken an Lamari beauftragt sei. Verheißen ward, daß wir, die wir bereits dreimal auf Radack gekommen, nach einer Zeit zurückkehren würden, nach ihm zu sehen und Rechenschaft zu begehren. Zur Bekräftigung dieser Verheißung und zum Zeichen unsrer Macht (wir hatten bis dahin nur Zeichen unsrer Milde und Freundschaft gegeben) wurden, als wir bei dunkler Nacht an das Schiff zurückgekehrt, zwei Kanonenschüsse und eine Rakete abgefeuert.

Als wir am andern Morgen die Anker lichteten, war unser Freund und Gefährte am Ufer mit den Tieren beschäftigt, und er blickte oft nach uns herüber.

Eines der Lieder, die Kadu oft unter uns sang, verherr-

* *Πολύκμητός τε σίδηρος.* Hom. „Ilias", X, v. 379.

[1] Vgl. dazu oben, S 277, Z. 9 ff.

lichte in der Sprache von Ulea die Namen Samuel[1], Bormann[1] (er sprach Moremal aus) und Luis. Dieses Lied bezog sich auf das europäische Schiff, welches Ulea besucht zu einer Zeit, wo Kadu selbst auf Reisen war. Waghal erschien in den Erzählungen von Kadu als ein großes Land, woselbst Rinder vorhanden, Eisen und andere Reichtümer in Überfluß, wohin der König Toua einmal eine Reise gemacht, und von woher er namentlich drei zweipfündige Kanonenkugeln heimgebracht hatte.

Wir erkannten, sobald wir auf Guajan gelandet, jenes Waghal in dieser Insel, und der Luis jenes Liedes trat uns freundlich entgegen in der Person von Don Luis de Torres[2], dem wir hier, mit inniger Liebe und Erkenntlichkeit seiner gedenkend, folgende Nachrichten nachschreiben.

Luito*, ein Seefahrer der im Süden von Guajan gelegenen Inseln, dessen Ruhm unter seinen Landsleuten fortlebt, fand im Jahre 1788 mit zwei Booten den Weg von Waghal oder Guajan wieder, wovon ein Lied aus alter Zeit die Kunde aufbewahrt zu haben scheint. Er kam, durch den Erfolg der ersten Reise und den Empfang, den er gefunden, ermutigt, im Jahre 1789 mit vier Booten wieder und begehrte vom Gouverneur Erlaubnis, jährlich wiederzukommen. Die vier Fährmänner, als sie zur Rückreise sich anschickten, entzweiten sich über den Rumb[3], den sie steuern sollten, sie — trennten sich. Die See gab keinen ihrer seinem Vaterlande je zurück.

Darauf ward der begonnene Verkehr unterbrochen.

Im Sommer des Jahres 1804 ging das Schiff Maria aus Boston, Kapitän Samuel Williams Boll, Supercargo Thomas Bormann, von Guajan aus auf Entdeckung, den Trepang auf den Karolineninseln zu suchen. Don Luis de Torres stieg als Passagier an Bord der Maria, in der Hoffnung, die Insulaner, die er liebgewonnen hatte, wiederzusehen, ihnen Gutes zu er-

* Vergl. Espinosa[4], bei Krusenstern, „Beiträge zur Hydrographie", S. 92, angeführt.

[1] Vgl. dazu die folgenden Ausführungen. — [2] Vgl. oben, S. 283, Z. 9 ff. — [3] Englisches Wort, das eigentlich Windstrich, Kompaßlinie bedeutet. — [4] Gonzalo Gomez de Espinosa, spanischer Seefahrer, der nach einer gefahrvollen Expedition nach den Philippinen und Molukken 1523 in seine Heimat zurückkehrte

zeigen, zu erfahren, warum sie Guajan zu besuchen unterlassen, und sie zur Wiederkehr zu bewegen.

Auf dieser Reise wurde geographisch bestimmt, nach dem Tagebuch von Don Luis:

Eine Untiefe von 24 Faden in 8° 20′ nördlicher Breite und 149° östlicher Länge von Greenwich.

Die wüste Insel Piguelao (D. L. d. T.[1]), Bigellé (K.[2]) in 8° 6′ nördlicher Breite und 147° 17′ östlicher Länge (fehlt bei Cantova).

Die Untiefe Draitilipu von 12 Faden unter gleicher Breite auf dem halben Wege nach

der wüsten Insel Fallao (D. L. d. T.), Fahueu (Cantova), Fayo (K.) in 8° 5′ nördlicher Breite und 146° 45′ östlicher Länge.

Die kleine niedere Gruppe Farruelap (D. L. d. T.), Faroilep (Cantova), Fatoilep (K.), in 8° 30′ nördlicher Breite, 144° 30′ östlicher Länge, und endlich

die Gruppe Guliai (D. L. d. T.), Ulee (Cantova), Ulea (K.), Olä (nach der Aussprache von Radack), in 7° nördlicher Breite und 140° östlicher Länge, in welche Gruppe die Maria eindrang, und woselbst sie sich einige Zeit verweilte.

Don Luis de Torres hat auf Ulea, dessen Sprache er versteht, und dessen liebenswertes Volk er hochschätzt, bei den Unterrichtetsten dieses Volks gründlich und sinnig über dasselbe und die verwandten Völkerschaften, mit denen es verkehrt, sich zu belehren die Gelegenheit benutzt. Er hat auf Ulea nach Angabe der erfahrensten Seefahrer der Eingebornen, mit Berücksichtigung der Rumben, nach welchen sie segeln, eine Karte aller ihnen bekannten Inseln entworfen, deren Übereinstimmung mit der ihm unbekannten Karte von Cantova auffallend ist. Er hat seither auf Guajan in fortwährendem Verkehr mit seinen dortigen Freunden gelebt und jährlich die geschickten Fährmänner, die das Handelsgeschwader aus Lamureck nach Guajan führen, gesehen. — Wir bedauern, daß wir aus dem Schatz seiner Erfahrungen und Nachrichten, welche er uns so liebreich eröffnet

[1] D. h. Don Luis de Torres. — [2] D. h. Krusenstern.

hat, zu schöpfen nur so flüchtige Augenblicke gehabt, und wir erwarten von der französischen Expedition unter dem Kapt. Freycinet[1], der ein längerer Aufenthalt auf Guajan versprochen wird, und mit deren gelehrten Teilnehmern wir uns am Kap über diesen Gegenstand unterhalten haben, eine Nachlese, die weit reicher als unsre Ernte ausfallen kann.

Don Luis de Torres erfuhr auf Ulea, daß das Ausbleiben von Luitó im Jahre 1789 den Spaniern auf Guajan mißdeutet worden war. Die Insulaner, eines Besseren belehrt, versprachen den unterbrochenen Handel wieder anzuknüpfen und hielten Wort.

Ein Passagier am Bord der Maria, ein Engländer, den Don Luis Juan nennt, siedelte sich auf Ulea an. Kadu nach seiner Rückkehr hat ihn dort unter dem Namen Lisol gekannt, er hatte ein Weib genommen und ein Kind mit ihr gezeugt. Nach seinen Nachrichten ist später zu einer Zeit, wo Kadu abermals verreist gewesen, dieser Lisol von Schiffen wieder abgeholt worden. Nach den Erkundigungen, die Don Luis über ihn eingezogen, ist derselbe auf Ulea verstorben.

Don Luis de Torres hatte auf dieser Reise die Art der Rinder und Schweine und verschiedener nutzbarer Gewächse auf Ulea einzuführen versucht. — Die Eingebornen haben in der Folge die Rinder und Schweine geflissentlich ausgerottet, weil sie ihnen nicht nur unnütz, sondern schädlich waren. Die Rinder weideten die jungen Kokosbäume ab, die Schweine gefährdeten die Taropflanzungen. — Von den Gewächsen war nur die Ananas fortgekommen; wie sie Frucht getragen und sich die Menschen darüber gefreut, haben sie die Pflanze, die jeder besitzen wollte, so oft umgesetzt, daß selbige zuletzt ausgegangen ist.

Seit der Reise von Don Luis hat kein neuer Unfall den wiederangeknüpften Verkehr unterbrochen. Die Karoliner kommen jährlich zahlreicher gegen Guajan. Ihr Geschwader, in Booten aus Ulea und umliegenden Gruppen, aus Lamureck und Setoan bestehend, versammelt sich in Lamureck. Die Reise wird von da aus im Monat April unternommen; man zählt bis nach Fayo, der wüsten Insel, auf welcher man sich ein paar Tage

[1] Vgl. oben, S. 306, Anm. 1.

verweilt, zwei Tage Überfahrt, von Fayo nach Guajan drei Tage. Die Rückreise geschieht ebenfalls über Fayo und Lamureck. Ihre Zeit ist im Mai, spätestens im Juni, bevor die Westmonsun, die zu fürchten ist, eintreten kann.

Kadu erwähnte eines Unternehmens des Chefs auf Fatoilep, von dieser Gruppe aus direkt nach Waghal (Guajan) zu segeln. — Derselbe irrte lange zur See und kam, ohne diese Insel aufgefunden zu haben, endlich auf Mogemug[1] an, von wo aus er wieder heimkehrte.

Das Geschwader verfehlte einmal Guajan und trieb unter dem Winde dieser Insel. Die Fährmänner gewahrten beizeiten ihren Irrtum und erreichten gegen den Wind anringend nur mit einigem Verzug ihr Ziel.

Diese weite Reise vollbrachte einst ein ganz kleines Boot, welches nur drei Menschen trug. Es segelte besser als die zwei größern Fahrzeuge, mit welchen es kam. Der Fährmann Olopol aus Setoan brachte solches dem Don Luis als Geschenk. Olopol verstarb in Agaña, wir haben das Boot selbst noch gesehen.

Toua*, der König von Ulea, kam selber im Jahre 1807 nach Guajan.

Es war auch in diesem Jahr oder in dem folgenden, daß ein Boot aus der östlichen Insel Tuch auf Guajan verschlagen ward. Es hatte 15 Menschen an Bord, der Pilot hieß Kulingan. Die Fremden wurden gut empfangen, aber eine Prozession, die in diesen Tagen stattfand und Artilleriesalven veranlaßte, verbreitete Furcht und Schrecken unter ihnen. Sie verbargen sich in dem Walde und gingen in derselben Nacht, von allem Vorrat entblößt, wieder in die See. — Zu ihrem Glück begegneten sie auf dieser Flucht der anlangenden Flottille aus Lamureck, die sie mit Lebensmitteln versorgte und ihnen die zu ihrer Heimkehr nötigen Unterweisungen gab.

Das Geschwader war im Jahre 1814 achtzehn Segel stark.

Die Karoliner tauschen in Guajan Eisen, Glaskörner,

* Don Luis de Torres nennt ihn Roua, wie er Rug die Insel nennt, die wir nach Kadu Tuch schreiben.

[1] Vgl. oben, S. 402, Anm. 1.

Tücher usw. gegen Boote, Muscheln* und Seltenheiten ein; der Trepang kann zu einem wichtigeren Zweig ihres Handels werden. — Sie selbst werden während der Zeit ihres Aufenthalts auf Guajan auf das gastfreundlichste von den Eingebornen aufgenommen.

Don Luis de Torres hat mit Freude übernommen, den Freunden von Kadu auf Ulea sein Schicksal und seinen Aufenthalt berichten zu lassen und ihnen in seinem Namen unsre Gastgeschenke zu übersenden.

Don Luis de Torres hat uns ferner Kunde gegeben von einer hohen, großen Insel unbekannten Namens, die von dem Brigantin[1] San Antonio de Manila, Kapt. Manuel Dublon, auf der Reise von Manila nach Guajan am 10. Dezember 1814 in 7° 20′ nördlicher Breite, 151° 55′ östlicher Länge gesehen worden. Ein sehr hoher Berg erhebt sich auf derselben.

Wir hatten Kadu ein Lied von Feis singen gehört, welches sich auf ein Schiff bezog, mit welchem die Insulaner in Ansicht ihrer Insel, ohne daß es sich aufgehalten habe, gehandelt hatten. Es besang die Namen Jose Maria und Salvador. Wir erfuhren auf Guajan, daß im Jahre 1808 oder 1809 der Modesto aus Manila, Kapt. Jose Maria Fernandez, welches Schiff, um Trepang einzusammeln, die Pelew-Inseln aufsuchte, dieselben verfehlte und in Ansicht von Feis kam. Als darauf der Modesto die Pelew-Inseln erreichte, fand sich dort einer der Eingebornen aus Feis, mit denen man zur See verkehrt hatte; dieser war, um den Handel fortzusetzen, dem Schiffe dahin vorausgeeilt. — Der Gouverneur der Marianen, Don Jose de Medinilla y Pineda, befand sich am Bord des Modesto. — Wir haben uns auf Manila vergeblich bemüht, fernere Nachrichten von dieser Reise einzuziehen.

Wir erzählen noch hier unserm Freunde Kadu eine Begebenheit nach, die Interesse erwecken kann. — Auf Cap sind

* Diese Muscheln, worunter die schönsten Arten vorkommen, schickt der Gouverneur von Guajan nach Manila, woher sie unsre Museen und Sammlungen erhalten.

[1] Französisch le brigantin (die Brigantine), eine Brigg mit Schonermasten.

einmal sechs weiße kleidertragende Menschen auf einem mit hölzernen Stiften ohne Eisen zusammengefügten Boot angelangt. Dieses Boot war sonst nach Art der europäischen gebaut. Die Fremden wurden gastlich empfangen. Einer von ihnen, Boëlé genannt, ward von Laman, dem Häuptling des Gebietes Kattepar, an Kindes Statt angenommen. Dieser blieb auf der Insel, als die übrigen fünf nach einem Aufenthalt von wenigen Monaten wieder in die See gingen. Kadu, der kurz darauf nach Cap kam, hat diesen Boëlé gekannt. Er ging auf der Insel nackt und war oben an den Lenden tatuiert.

## Radack, Ralick, Repith-Ururr, Bogha, die Kornwallis-Inseln.

Wir hatten auf Radack Gelegenheit, die Bildung der niedern Koralleninseln genauer zu untersuchen und unsre früheren Beobachtungen über diesen Gegenstand zu ergänzen und zu berichtigen.

Wir denken uns eine Inselgruppe dieser Bildung als eine Felsenmasse, die sich mit senkrechten Wänden aus der unermeßlichen Tiefe des Ozeans erhebt und oben nahe an dem Wasserspiegel ein überflossenes Plateau bildet. Ein von der Natur ringsum am Rande dieser Ebene aufgeführter breiter Damm wandelt dieselbe in ein Becken um. Dieser Damm, das Riff, ist mehrstens auf der Seite des Umkreises, die dem Winde zugewendet ist, etwas erhöht und ragt da bei der Ebbe gleich einer breiten Kunststraße aus dem Wasser hervor. Auf dieser Seite und besonders an den ausspringenden Winkeln sammeln sich die mehrsten Inseln auf dem Rücken des Dammes an. Unter dem Winde hingegen tauchet derselbe meist unter das Wasser. Er ist da stellenweis unterbrochen, und seine Lücken bieten oft selbst größeren Schiffen Fahrwege dar, durch welche sie mit dem Strome in das innere Becken einfahren können. Innerhalb dieser Tore liegen öfters einzelne Felsenbänke, die wie Bruchstücke der eingerißnen Mauer oder Andeutungen derselben sind. Andere ähnliche Bänke liegen hie und da im Innern des Beckens zerstreut. Sie scheinen von gleicher Beschaffenheit als die Ring-

mauer zu sein, überragen aber den Wasserspiegel nie. Das innere Meer, die Laguna, hatte in der beträchtlichen Gruppe Faden 25—32 Faden Tiefe, in der geringeren Eilu bei häufigen Untiefen gegen 22 Faden. Der Grund ist feinerer oder gröberer Korallensand und stellenweise Korallen. Das Meer ist schon bei dieser Tiefe mit dem tiefen, dunklen Blau gefärbt, das die reinen Gewässer dieses Ozeans auszeichnet. Das Auge erkennt die Untiefen von weitem, und das Senkblei wird entbehrlich.

Der Teil des Riffes, der aus dem Wasser ragt oder untersucht werden kann, besteht aus fast wagerechten Lagern eines harten, schwer zerbrechlichen Kalksteines, der aus bald gröberen, bald feineren Madreporentrümmern mit beigemengten Muscheln und Echinus[1]-Stacheln zusammengesetzt ist, und der in großen Tafeln bricht, welche stark unter dem Hammerschlag erklingen. Der Stein enthält die Lithophyten nur als Trümmer und nirgends in der Lage, worin sie gewachsen sind und gelebt haben.

Die Oberfläche des Dammes ist gegen seinen dem äußern Meere zugekehrten Rand durch das Ausrollen der brandenden Welle gefegt und ausgeglättet. Auf dem äußersten Rande selbst, wo die Brandung anschlägt, sind Blöcke des Gesteins außer Lage aufgeworfen.

Solche Blöcke finden sich wieder auf der Seite, die nach der Laguna liegt, hin und wieder zerstreut. Diese Seite ist abschüssig, und der minder scharf bezeichnete Rand liegt unter dem Wasser. — Es scheint die Lagerung nach innen zu abschüssig zu sein und die oberen Lager nicht so weit als die, auf welchen sie ruhen, zu reichen. Die Ankerplätze, die man in der Laguna im Schutze der windwärts gelegenen Hauptinseln der Gruppen bei 4—6, 8 Faden Tiefe findet, sind solcher Abstufung der Steinlager zu verdanken. Meist aber fällt innerhalb und längs dem Riffe das Senkblei von 2—3 Faden Tiefe unmittelbar auf 20—24, und man kann eine Linie verfolgen, auf welcher man von einer Seite des Bootes den Grund sieht und von der andern die dunkle, blaue Tiefe.

Ein feiner weißer Sand aus Madreporentrümmern bedeckt

[1] See-Igel.

den wasserbespülten Abschluß des Dammes. Wenige Arten zierlich ästiger Madreporen[1] oder Milleporen erheben sich stellenweis aus diesem Grunde, in welchem sie mit knollenförmigen Wurzeln haften. Andere und mehrere wachsen an den Steinwänden größerer Klüfte, deren Grund Sand erfüllt, unter diesen auch die Tubipora musica, die wir in lebendigem Zustande gesehen, und deren Erzeuger wir für einen sternförmig achtteilig aufblühenden Polypen erkannt haben. Arten, die den Stein überziehen oder sich kuchenförmig gestalten (Astrea), kommen in stets bewässerten Aushöhlungen des Bodens zunächst der Brandung vor. Die rote Farbe des Riffes unter der Brandung rührt von einer Nullipora her, die überall, wo Wellen schlagen, das Gestein überzieht und sich unter günstigen Umständen stalaktitenartig[2] ausbildet. Farbe und Seidenglanz, die an der Luft vergänglich sind, bestimmten uns gleich, diesem Wesen tierische Natur beizumessen, und die Behandlung des gebleichten Skeletts mit verdünnter Salpetersäure bewährte unser auf Analogie gegründetes Urteil. Der flüchtige Blick unterscheidet nur an der Färbung und einem gewissen sammetartigen Ansehen die Lithophytenarten mit feineren Poren im lebendigen Zustande von ihren toten, ausgebleichten Skeletten. Wir haben bloß die Millepora caerulea und die Tubipora musica und eine gelblich-rötlich-bräunliche Distichopora mit an sich gefärbten Skeletten gefunden, letztere aber nie lebend beobachtet. Die Arten mit größeren Sternen oder Lamellen haben größere, bemerkbarere Polypen. So überzieht die Endzweige einer Art Caryophyllia[3], die wir auch über der Linie des niedrigsten Wasserstandes lebendig angetroffen, ein aktinienähnliches[4] Tier; Stämme und Wurzel scheinen ausgebleicht und erstorben. Man sieht an den Lithophyten oft lebendige Äste oder Teile bei anderen erstorbenen bestehen, und die Arten, die sich sonst kugelförmig gestalten, bilden an Orten, wo Sand zugeführt wird, flache Scheiben mit erhöhtem Rande, indem der Sand den obern Teil ertötet und sie nur an dem Umkreise leben und fortwachsen.

[1] Korallen; über die genannten Arten vgl. oben, S. 201, Anm. 1, und S. 202, Anm. 1 bis 3. — [2] Tropfsteinartig gebildet. — [3] Gewürznelkenbaum. — [4] Den See-Anemonen ähnlich.

Die enormen Massen aus einem Wuchs, die man hie und da auf den Inseln oder auf den Riffen als gerollte Felsenstücke antrifft, haben sich wohl in den ruhigen Tiefen des Ozeans erzeugt. Oben unter wechselnden Einwirkungen können nur Bildungen von geringer Größe entstehen. Eine breitgliedrige Corallina[1] hat im lebendigen Zustande eine vegetabilische grüne Farbe, die sie ausgetrocknet verliert. Es kommt nur eine kleine unansehnliche Art Fucus[2] vor, welche noch unbeschrieben ist (Fucus radaccensis *Mertens*).*

Der Sand, der auf dem innern Abschuß des Riffes abgesetzt wird, häuft sich da stellenweis zu Bänken an. Aus Sandbänken werden Inseln. Diese sind, wie wir bereits bemerkt haben, häufiger, von größerem Umfang und reicher an Humus auf der Windseite und an den ausspringenden Winkeln der Gruppe. Geringere, gleichsam anfangende Inseln sind auf dem Riffe nach innen gelegen, und das innere Meer bespült stets ihren Strand. Einige Inseln ruhen auf Steinlagern, die sich gegen das innere Meer abschüssig senken. Dann bemantelt meist diese Lager, wo sie gegen das äußere Meer an das Licht kommen sollten, ein anderes Lager desselben Gesteins, welches aus gröberen Madreporentrümmern besteht und an seiner obern Fläche ungleich und angefressen erscheint. Dieses äußere Lager ist oft zertrümmert und liegt in großen Tafeln außer Lage. Man beobachtet bei andern Inseln auf äußerer und innerer Seite nur mantelförmige Lagerung, die Bildung erscheint neu, und Lager von Sand wechseln meist mit denen des Kalksteins ab. Dies ist am Strande des innern Meeres immer der Fall.

Ein auf diesem Grunde aufgeworfener Damm großer Madreporengerölle bildet nach der Brandung zu den äußerlichen Rand der Inseln. Das Innere derselben begreift Niederungen und geringe Hügel. Gegen den Strand des innern

* Die Algen, die den Niederinseln gänzlich zu fehlen scheinen, finden sich auf den Riffen am Fuße des hohen Landes wieder ein. Wir haben auf den Riffen von O-Wahu Fucus natans und andere, mehrere Ulven usw. gesammelt.

[1] Korallenmoos, eine Algenart.— [2] Fucus *L.* (Tang), Algengattung aus der Familie der Fukaceen.

Meeres ist der Boden etwas erhöht und von feinem Sande. Auf der Insel Otdia, Gruppe gleiches Namens, greifet das innere Meer an einer Stelle auf das Land wieder ein, und Lythrum[1] Pemphis erhält sich mit entblößten Wurzeln auf dem wasserbespülten Felsen. Auf Otdia befindet sich im Innern ein Süßwassersee, und auf Tabual, Gruppe Aur, morastiger Grund. Auf den größern Inseln ist an süßem Wasser kein Mangel, es quillt hinreichend in die Gruben, die man zu dem Behufe gräbt.

Auf dem Trümmerdamm, der die Inseln nach außen umsäumt, wachsen zuerst Scaevola[2] Königii und Tournefortia[3] sericea; diese schirmenden Gesträuche erheben sich allmählich und bieten nach außen dem Winde mit gedrängt verschlungenem Gezweige eine abschüssige Fläche dar, unter deren Schutz sich der Wald oder das Gesträuch des Innern erhebt. Der Pandanus und mit ihm, wo der Humus reicher ist, eine Cerbera[4] machen den Hauptbestandteil der Vegetation aus. Guettarda[5] speciosa, Morinda[6] citrifolia, Terminalia[7] moluccensis sind auf allen Inseln gemein; Hernandia[8] sonora fehlt auf den reichern selten, Calophyllum[9] inophyllum, Dodonea[10] viscosa, Cordia sebestena[11] usw. kommen einzeln vor. Auf den nördlichern dürftigern Gruppen wachsen Lythrum Pemphis und Suriana maritima[12] am Strande des innern Meeres auf dürrem Sande. Sie fehlen auf Kaben und Aur. Das Ufer des innern Meeres allein ist wirtbar für den Menschen, und er baut da seine Hütten unter den Kokosbäumen, die er gepflanzt hat.

Die Flora dieser Insel ist dürftig; wir haben auf der Kette Radack nur 59 Pflanzenarten gefunden, die, welche nur angebaut vorkommen, sieben an der Zahl, mit eingerechnet. Dreiundzwanzig von dieser Zahl, worunter fünf kultivierte, hatten wir bereits auf O-Wahu angetroffen, und zwölf, den Kokosbaum mit eingerechnet, auf der Insel Romanzoff, wo überhaupt nur

---

[1] Der Weiderich. — [2] Scaevola *L.*, australische Pflanze, zu den Kampanulazeen gehörig. — [3] Gattung der Borraginazeen (dazu der Heliotrop gehörig), nach dem französischen Botaniker Tournefort benannt. — [4] Der Schellenbaum. — [5] Französisch: la guettarde, zu den Rubiazeen gehörig. — [6] Gattung der Rubiazeen. — [7] Familie der Kombretazeen. — [8] Zu den Laurazeen gehörig. — [9] Gruppe der Clusiazeen. — [10] Vgl. oben, S. 340, Z. 3. — [11] Sebeste. — [12] Zur Gattung der Rosazeen gehöriger Strauch, der in Westindien und Südamerika vorkommt.

neunzehn Arten gesammelt wurden. Wir fanden gegen zwanzig derselben auf Guajan wieder. Wir bemerken, daß weder Orangen noch Kohlpalmen, Erzeugnisse, die man auf zweifelhafte Anzeigen den Mulgravesinseln zugeschrieben hat, auf der Kette Radack, soweit wir sie kennen gelernt, vorkommen.*

Wir sind nicht der Meinung, daß die Flora von Radack auf die oben angeführte Pflanzenzahl beschränkt sei. Wir glauben vielmehr, daß selbst auf den Gruppen, die wir besucht, und auf welchen wir nicht alle Inseln durchforschen konnten, etliche Arten unserer Bemühung entgangen sind, vorzüglich aber, daß die südlichern Gruppen, die wir nicht gesehen (Arno, Meduro und Millé), bei älterer Vegetation und reicherem Humus mehrere Gewächse hervorbringen müssen, die auf den dürftigern nördlichern gänzlich fehlen. Die Vegetation scheint auf dieser Inselkette im Süden begonnen zu haben und der Mensch ihren Fortschritten nach Norden gefolgt zu sein.

Bygar, noch wüst und ohne süßes Wasser, wird nur des Vogel- oder Schildkrötenfanges wegen besucht. Udirick, ein Riff von geringem Umfang und arm an Land, hat nur zwei bewohnte Inseln. Auf ihnen erhebt sich zwar der Kokosbaum über den übrigen Wald empor, dennoch scheint die Vegetation dürftig, und der Brotfruchtbaum ist selten. Tegi bei Udirick, wüst und spärlich begrünt, ist kaum dem Namen nach unter dem Volke von Radack bekannt. Eilu (vielleicht richtiger Eilug) ist die ärmlichste der Gruppen, auf denen wir gelandet sind. Udirick und Eilu beziehen ihren Bedarf an Aromä[1], eine Pflanze, die ihnen fehlt, von der westlicher liegenden Gruppe Ligiep. Auf Ligiep fehlt der Brotfruchtbaum, und der Kokosbaum erhebt sich nicht über den Wald. Temo, auf dem halben Weg nach Ligiep, ist eine kleine wüste Insel, auf welcher auf der Reise dahin übernachtet wird. Mesid, eine ostwärts, abseits von der Kette liegende einzelne Insel von beiläufig zwei Meilen in ihrem größten Durchmesser, gewährte uns auf der Seite unter dem Winde, wo

* Siehe The voyage of Governor Phillip, second edition, London 1790, p. 218, die Reise von dem Scarborough, Kapt. Marshall.

[1] Vgl. weiter unten, S. 430, Z. 6 ff.

wir ihr nahten, nicht den Anblick einer sonderlich üppigen Vegetation. Man sieht nur einzelne Kokosbäume sich aus ihrer Mitte erheben, und das süße Wasser, das uns zum Trinken angeboten ward, war ausnehmend schlecht. Nichtsdestoweniger zeichnet sie sich vor allen Gruppen von Radack, die wir besucht, durch ihre stärkere Bevölkerung aus. Wir schätzten auf mindestens hundert die Zahl der bei unserem Nahen auf Booten und am Strande versammelten Menschen. Die beträchtliche Gruppe Otdia, die wir am genauesten kennen gelernt, hat, Weiber und Kinder mit eingerechnet, kaum eine gleiche Anzahl Bewohner. Man sieht auf Otdia nur auf einer Insel alte hochstämmige Kokosbäume, und nur auf dieser einen mehrere Wurzeln und Spuren früher ausgegangener Bäume. Erigup bei Otdia ist eine ärmliche, unbedeutende Gruppe, nur von fünf Männern und etlichen Weibern bewohnt. Wir fanden Kaben, die größte der von uns gesehenen Gruppen, in älterer Kultur und in blühenderem Zustande. Die Flora bereicherte sich um mehrere Pflanzen, und wir entdeckten da zuerst den Pisang, welcher jüngst angepflanzt worden zu sein schien. Die Insel Tabual, die einzige der Gruppe Aur, auf der wir gelandet, zeigte sich uns in ungewohntem Flor. Hinter einem gedrängten Wald hochstämmiger Kokospalmen sind in den Niederungen Pflanzungen von Bananen und Arum, und etliche Pflanzen wachsen da, die den andern Gruppen fremd sind. Die südlichern Gruppen, Meduro, Arno und Millé, sollen an Bananen nnd Wurzeln reicher sein; und beide ersten vergleichen sich allein den übrigen der Kette zusammengenommen an Bevölkerung und Macht. Limmosalülü im Norden von Arno ist ein Riff, eine Klippe, worauf das Meer brandet, und die den Seefahrern von Radack zum Wahrzeichen dient.

Die Ansicht aller dieser Gruppen und ihrer einzelnen Inseln hat eine ermüdende Einförmigkeit. Man möchte schwerlich vom äußern Meere, da, wo die Kokospalme sich nicht über den Wald erhebt, die Gegenwart des Menschen ahnen. Man sieht vom Innern seine Ansiedelungen und die Fortschritte seiner Kultur. Eine Insel nur der Gruppe Otdia zeichnete sich aus und zog schon vom äußern Meer aus unsere Aufmerksamkeit auf sich durch den Anschein erhöhten Landes. Sie wölbte sich wie ein

schön begrünter Hügel über den Spiegel der Wellen. Diese Insel nimmt einen ausspringenden Winkel des nördlichen Riffes ein. Sie hat, von andern Inseln an Gestalt verschieden, eine geringere Breite und mehr Tiefe, indem sie sich auf einer Spitze erstreckt, die da das Riff nach dem innern Meere zu bildet. Strömungen dieses Meeres bewirken auch an dem Strande, den es bespült, eine starke Brandung. Was Berg erscheint, ist Wald. Ein Baum, den zu bestimmen die Umstände nicht erlaubten, erreicht dort auf niederm Grunde von großen Madreporengerüllen eine erstaunliche Höhe und Stärke. Auf andern Inseln, wo er ebenfalls vorkömmt, gelangt er zu keiner beträchtlichen Größe. Umgestürzte Bäume haben häufig ihre emporgerichteten Wurzeln wieder zu Stämmen umgewandelt, indem ihr niederliegendes Gezweig Wurzel gefaßt, eine Erscheinung, die auch sonst auf Radack nicht selten ist und auf Orkane schließen läßt. Der gegen den Rand der Insel zu niedrige Wald scheint deren fortschreitende Erweiterung anzudeuten. Der Pandanus ist verdrängt, nichts zieht an diesem Ort den Menschen an. Eine Seeschwalbe (Sterna stolida) nistet in unendlichen Scharen in den hohen, windgeschlagenen Wipfeln.*

Das nutzbarste Gewächs dieser Inselkette ist der gemeine Pandanus der Südsee-Inseln (Wob). Er wächst wild auf dem dürrsten Sande, wo erst die Vegetation anhebt, und bereichert den Grund durch die vielen Blätter, die er abwirft. Er wuchert in den feuchten Niederungen reicherer Inseln. Er wird außerdem mit Fleiß angebaut, zahlreiche Abarten mit veredelter Frucht, die der Kultur zuzuschreiben sind, werden durch Ableger fortgepflanzt. Ihr Samen bringt die Urform der Art (der Eruan) wieder hervor.** Die Frucht des Pandanus macht auf

---

* Zu Erigup sahen wir auch über einer Insel, die sich übrigens vor andern nicht auszeichnet, denselben Vogel in gleich unzählbaren Flügen schwärmen. — ** Man zählt dieser Abarten über zwanzig und unterscheidet sie an der äußern Gestalt der Frucht oder der zusammengesetzten Steinfrüchte, die sie bilden, und an der Zahl der in jeglicher enthaltenen einfachen Früchte oder Kerne. Der männliche Baum heißt Digar, der wildwachsende weibliche Eruan; Abarten sind: Buger, Bugien, Eilugk, Undaim, Erugk, Lerro, Adiburik, Eideboton, Eromamugk, Tabenebogk, Rabilebil, Tumulisien, Lugulugubilan, Ulidien ꝛc. (Die Frucht, die wir 1816 von Udirick

Radack die Volksnahrung aus. Die zusammengesetzten faserigen Steinfrüchte, aus denen die kugelförmige Frucht besteht, enthalten an ihrer Basis, dem Punkte ihrer Anheftung, einen würzigen Saft. Man klopft erst, diesen Saft zu genießen, die Steinfrucht mit einem Stein, kaut sodann die Fasern und drehet sie in dem Munde aus. Man bäckt auch die Früchte in Gruben nach der Art der Südsee, nicht sowohl um sie in diesem Zustande zu genießen, als um daraus den Mogan[1] zu bereiten, ein würziges, trocknes Konfekt, das, ein köstlicher Vorrat, sorgfältig aufbewahrt, für Seereisen aufgespart bleibt. Zur Bereitung des Mogan sind alle Glieder einer oder mehrerer Familien geschäftig. Aus den Steinfrüchten, wie sie aus der Backgrube kommen, wird der verdickte Saft über den Rand einer Muschel ausgekratzt, dann auf ein mit Blättern belegtes Rost ausgebreitet, über ein gelindes Kohlenfeuer der Sonne ausgesetzt und ausgedörrt. Die dünne Scheibe, sobald sie gehörig getrocknet, wird dicht auf sich selbst zusammengerollt und die Walze dann in Blätter des Baumes sauber eingehüllt und umschnürt. Die Mandel dieser Frucht ist geschmackvoll, aber mühsam zu gewinnen, und wird öfters vernachlässigt. Aus den Blättern des Pandanus verfertigen die Weiber alle Sorten Matten, sowohl die zierlich umrandeten viereckigen, die zu Schürzen dienen, als die, die zu Schiffssegeln verwendet werden, und die dickeren, woraus das Lager besteht.

Nach dem Pandanus gehört dem Kokosbaum (Ni) der zweite Rang. Nicht nur seine Nuß, die Trank und Speise, Gefäße und Öl zum häuslichen Gebrauch gewährt, macht ihn

---

erhielten, war Lerro, der Pandanus auf der Insel Romanzoff Eruan.) Der Teil der Frucht, woraus auf Radack und Ralick die Menschen ihre Nahrung ziehen, wird auf den Sandwich-, Markesas- und Freundschaftsinseln zu wohlriechenden, goldglänzenden Kränzen angewandt. Wir bemerken beiläufig, daß die Gattung Pandanus eine fernere schwierige Untersuchung erfordert, da die Charaktere, welche die mehrsten Botaniker gewählt haben, die Arten, die sie aufgestellt, zu unterscheiden, von keinem Gewichte sind. Loureiro, Flor. Cochin.[2] bemerkt ausdrücklich, daß die Frucht des P. odoratissimus ungenießbar sei.

[1] Vgl. darüber auch oben, S. 215, Z. 34. — [2] Vgl. oben, S. 342, Anm. 7.

schätzbar, sondern auch und hauptsächlich der Bast um dieselbe, woraus Schnüre und Seile verfertigt werden. Auf dem Pandanus beruht die Nahrung, auf dem Kokosbaum die Schiffahrt dieses Volkes. Die Verfertigung der Schnüre und Seile ist eine Arbeit der Männer, und man sieht selbst die ersten Häuptlinge sich damit beschäftigen. Die Fasern des Bastes werden durch Mazeration[1] in Süßwassergruben ausgeschieden und gereinigt. Die Schnur wird zugleich mit den zwei Fäden, aus welchen sie besteht, gesponnen, indem jeglichem vorläufig[2] bereitete gleiche Bündel Fasern hinzugesetzt werden. Das Holz des alten Kokosbaumes, zu Pulver gerieben und mit dem Saft der Hülle der unreifen Nuß zu einem Teige gemischt, wird, in Kokosschalen gekocht oder auf dem Feuer geröstet, zu einer Speise bereitet. Kokosschalen sind die einzigen Gefäße, worin die Menschen Wasser mit sich zu tragen vermögen; sie werden in geflochtenen, länglichen, eigens dazu bestimmten Körben, mehrere, das Auge nach oben, aneinander gereiht, verwahrt. Der Kokosbaum wird überall auf bewohnten und unbewohnten Inseln angepflanzt und vermehrt, aber bei den vielen jungen Pflanzschulen, auf die man trifft, sieht man ihn nur auf bewohnten Inseln Früchte tragen und nur auf wenigen und auf den südlicheren Gruppen seine luftige Krone hoch in den Lüften wiegen. Der Kokosbaum trägt auf Radack nur sehr kleine Nüsse.

Der Brotfruchtbaum (Ma) ist auf Radack nicht sehr gemein, man findet ihn nur im feuchteren Innern bewohnter Inseln angepflanzt. Alte Bäume befinden sich jedoch selbst auf etlichen der ärmeren. Sein Holz ist wie seine Frucht schätzbar, daraus wird der Kiel zu den Booten gelegt, die übrigen Planken werden meist aus Flößholz gearbeitet. Sie werden mit Schnüren von Kokosbast zusammengefügt und die Fugen mit Pandanusblättern kalfatert. Der Brotfruchtbaum liefert außerdem ein Harz, welches verschiedentlich gebraucht wird. Es gibt vom Brotfruchtbaum wie von allen kultivierten Gewächsen mehrere Abarten. Die einzige hier vorkommende ist von der Urform

[1] Einweichung, Einwässerung. — [2] Hier in der Bedeutung von „vorher".

wenig abgewichen, ihre Frucht ist klein und die Samenkörner darin öfters ausgebildet.

Aus der Rinde von drei verschiedenen Pflanzenarten, die nur wild vorkommen, wird ein nutzbarer Bast gewonnen. Die vorzüglichste ist ein Strauch aus der Familie der Nessel (eine Boehmeria), der Aromä, der nur auf besserem, feuchterem Grunde wächst.

Die Aromä liefert einen weißen Faden von ausnehmender Feinheit und Stärke. Der Atahat (Triumphetta procumbens *Forst.*) ist eine kriechende Pflanze, aus der Familie der Linden, sie ist gemein und überzieht mit der Cassyta[1] die dürrsten Sande. Aus ihrem braunen Bast werden meist die Männerschürzen verfertigt, die aus freihängenden Baststreifen, um einen Gurt von Matte genäht, bestehen. Daraus werden auch Randverzierungen in die feineren Matten eingeflochten. Der feine weiße Bast des Hibiscus[2] populneus (Lo), den wir auf Radack nur auf der Gruppe Aur gefunden, hat denselben Gebrauch. Auf den Sandwichinseln und an andern Orten werden Seile aus diesem Baste verfertigt.

Aus der knolligen Wurzel der hier sehr häufigen Tacca[3] pinnatifida wird ein nährendes Mehl gewonnen, welches aber selten bereitet und wenig benutzt zu werden scheint.

Drei Arten Arum (Caladium), Arum esculentum, macrorhizon und sagittifolium, die Banane und die Rhizophora gymnorhiza werden einzeln hie und da auf verschiedenen Gruppen und Inseln angebaut. Wir fanden die Bananen auf Raben erst angepflanzt und sahen sie bloß auf Aur Früchte tragen. Die Arten Arum finden hier nirgends den tiefen Moorgrund, der ihnen nötig ist, ihre Wurzel auszubilden, und eignen sich auf diesen Inseln nicht dazu, einen wesentlichen Teil der Volksnahrung auszumachen.

Außer diesen Gewächsen werden noch zwei der seltner wild vorkommenden allgemein um die Wohnungen angepflanzt, zwei Zierpflanzen, eine Sida[4] und ein Crinum[5], deren wohl-

[1] Eine Parasitenpflanze, zu den Laurazeen gehörig. — [2] Eibisch, zur Gattung der Malvazeen gehörig. — [3] Vgl. oben, S. 391, Anm. 7. — [4] Eine Malvazee. — [5] Zu den Amaryllen gehörig.

riechende Blumen mit denen der Guettarda speciosa, der Volcameria inermis, und auf Aur der Ixora[1] coccinea (?) in anmutigen Kränzen um das lange, aufgebundene Haar und in den Ohren getragen werden. Sinn für Wohlgerüche und Zierlichkeit zeichnet das dürftige Volk von Radack aus.

Das Meer wirft auf die Riffe von Radack nordische Fichtenstämme und Bäume der heißen Zone (Palmen, Bambus) aus. Es versieht die Eingebornen nicht allein mit Schiffsbauholz, es führet ihnen auch auf Trümmern europäischer Schiffe ihren Bedarf an Eisen zu. Wir trafen bei ihnen, das Holz zu bearbeiten, keine andern Werkzeuge an, als das auf diesem Wege gewonnene kostbare Metall, und fanden selbst, als wir noch die Aussage unserer Freunde über diesen Punkt bezweifelten, ein solches Stück Holz mit eingeschlagenen Nägeln am Strande einer unter dem Winde liegenden Insel der Gruppe Otdia. Sie erhalten noch auf gleiche Weise einen andern Schatz, harte, zum Schleifen brauchbare Steine. Sie werden aus den Wurzeln und Höhlungen der Bäume ausgesucht, die das Meer auswirft; Eisen und Steine gehören den Häuptlingen zu, denen sie gegen eine Belohnung und unter Strafe abgeliefert werden müssen.

Das Meer bringt diesen Inseln den Samen und die Früchte vieler Bäume zu, die meist auf denselben noch nicht aufgegangen sind. Die mehrsten dieser Sämereien scheinen die Fähigkeit zu keinem noch nicht verloren zu haben, und wir haben oft dem Schoße der Erde das ihr zugedachte Geschenk fromm anvertraut. Wir haben dieselben gesammelt und darunter die Früchte von der Nipapalme und von Pandanusarten gefunden, die nur auf den größern, im Westen gelegenen Landen vorkommen, die der Baringtonia speciosa, der Aleuritis triloba und anderer Bäume, die der gemeinsamen Flora Polynesiens angehören, und die wir zunächst im Westen auf den Marianeninseln angetroffen haben. Der größte Teil dieser Sämereien gehört den baumartigen oder rankenden Schotenpflanzen an, die überall zwischen den Wendekreisen gleich häufig sind. Der Samen der Guilandina Bonduc kommt darunter häufig vor, und wir haben die Pflanze selbst

[1] Eine Rubiacee.

nur einmal auf der Gruppe Otdia, und zwar auf einer unter dem Winde gelegenen Insel, angetroffen. Wir bemerken, daß Sämereien, die, mit der Flut über das Riff getrieben, auf die innere Seite einer Insel unter dem Winde gelangen, mehr Schutz, bessere Erde und zu ihrem Aufkommen günstigere Umstände antreffen als die, so die Brandung auf das Äußere der Insel auswirft.

Man findet häufig gerollte Bimssteine unter dem Auswurf des Meeres und dichtgeballte Massen der Cassyta, ähnlich denen, die die Zostera marina[1] auf einigen unserer Küsten bildet, und die man in Frankreich am Mittelländischen Meere Plotte de mer nennt.

Außer den Säugetieren, die das Meer ernährt, den Delphinen, welche die Radacker nur selten und einzeln erlegen, da sie nicht zahlreich und mächtig genug sind, sie, wie andere Insulaner, herdenweis zu umringen, in ihre Riffe einzutreiben und zu erjagen, dem Kaschelot*[2] und den seltneren Walfischen, wird auf Radack nur die allgemein verbreitete Ratte gefunden, welche sich, da ihr kein Feind an die Seite gesetzt ist, auf eine furchtbare Weise vermehrt hat. Kadu, der die Ratte nur im Gefolge des Menschen zu denken scheint, behauptet, sie befände sich auf Bygar nicht. Man stellt auf den bewohnteren Gruppen und namentlich auf Aur diesen lästigen Tieren zuweilen nach. Man läßt sie bei Lockspeisen sich versammeln, die halb von Feuergruben umringt sind, und treibt sie dann in das Feuer, das man für sie geschürt hat. — Die Ratte wird auf Udirick von den Weibern gespeiset, und auch auf Otdia haben unsere Matrosen Weiber sie essen sehen.

Die Hühner finden sich auf Radack wild oder verwildert, sie dienen nur auf Udirick zur Speise und werden auf andern Gruppen nur zur Lust einzeln gefangen und gezähmt, ohne daß

---

* Wir haben im Jahre 1817 einen Physeter macrocephalus[3] bei Radack gesehen.

---

[1] Eine der fünf Arten der Gattung Zostēra *L.*, Seegras, Wier. — [2] Pottwal; französisch Cachalot. — [3] Walratwalfisch oder Kaschelot, die einzige Art aus der Familie der Zahnwale.

man Nutzen aus ihnen zu ziehen verstünde. Man findet hie und da um die Wohnungen einen Hahn, der, mit einer Schnur am Fuß an einen Pfahl gebunden, an den Streithahn der Tagalen erinnert. Ein kleiner weißer Reiher wird gleichfalls gezähmt. Außer dem Huhn und der Taube der Südsee (Columba australis) kommen nur Wald- und Wasservögel vor, und diese sind auf den bewohnten Gruppen nicht in großer Anzahl. Am häufigsten ist die Sterna stolida[1], die sich gern in der Nähe der Brandung aufhält.

Die Seeschildkröte wird auf Bygar gefangen; aus der Klasse der Amphibien kommen außerdem vier kleine Arten Eidechsen auf Radack vor.

Die Lagunen im Innern der Inselgruppen sind an Fischen nur arm. Man trifft außen um die Riffe und an deren Eingängen Scharen von Haifischen an, die nur selten in das innere Meer dringen; diese Tiere sollen bei Bygar den Menschen unschädlich sein. Wir haben beim Eingange in Eilu Boniten[2] gefangen. — Der fliegende Fisch ist in der Nähe der Niedern Inseln am häufigsten. Die Radacker stellen ihm nachts bei Feuerschein nach. Es kommen mehrere Arten von Fischen vor, die nicht gegessen werden, und deren Genuß für tödlich gilt. Kadu führte uns Beispiele von also erfolgten Vergiftungen an. Dieselben Arten werden auf Ulea, nachdem man einen innern Teil (die Leber?) herausgenommen hat, verspeiset, und etliche (namentlich Diodon- und Tetrodon-Arten[3]) gelten da sogar für leckere Bissen. Unter den giftigen Fischen von Radack werden zwei Roggen (Raja) angeführt, welche eine ausnehmende Größe erreichen; die eine hat, wie Raja Aquila und R. Pastinaca, einen großen Stachel am Schwanze, die andere hat deren fünf. Beide sollen nach Kadu zu ihrer Verteidigung diese Stacheln von sich schießen und sie nach deren Verlust binnen 20 Tagen wieder erzeugen. Man greift sie nur von vorn an. Sie werden der Haut wegen, welche die Trommeln zu bespannen dient, aufgesucht. Beide Arten werden auf Ulea gegessen.

[1] Die Seeschwalbe. — [2] Thunfische. — [3] Diodon *Gthr.*, der Igelfisch. Tetrodon *L.*, der Kugelfisch.

Man trifft eine reiche Mannigfaltigkeit sowohl einschaliger als zweischaliger Muscheln an. Manche werden gespeiset, und die Schalen von manchen werden verschiedentlich benutzt. Das Tritonshorn dient als Signaltrompete. Die Chama gigas[1] und andere große zweischalige Muscheln dienen als Gefäße, und es werden auch Schneidewerkzeuge daraus verfertigt; die Perlmutter wird zu Messern geschärft, und kleinere Schneckenarten werden zum Schmuck in zierlichen Reihen um Haupt und Nacken getragen.

Unter den Krebsen machen sich verschiedene kleine Pagurusarten[2] bemerkbar, die in erborgten bunten Gehäusen von allerhand Seeschnecken in das Innere der Insel ihrer Nahrung wegen eingehen.

An nackten Mollusken, Würmern und Zoophyten[3] ist die Fauna vorzüglich reich. Wir bemerkten einen Tintenfisch, etliche schöne Arten von See-Igeln und Seesternen, etliche Medusen, doch diese nicht in allen Gruppen, und etliche Holothurien. Die dürftigen, um Nahrung bekümmerten Radacker haben in Überfluß auf ihren Riffen eins der Tiere (Trepang), nach welchen die chinesischen Wollüstlinge so gierig sind, und darben oft, ohne noch versucht zu haben, den Hunger mit diesem ekelhaften Wurm zu stillen. Das Meer wirft häufig eine kleine Physalis (Physalis[4] pelagica *Tiles.*) auf die Riffe aus. Ein Wurm durchbohrt den Felsen unter der Linie des höchsten Wasserstandes und lebt im Innern des Kalksteines, und unser gemeiner Regenwurm ist auch auf diesen entlegenen Inseln einheimisch.

Insekten gibt es nur sehr wenige; wir bemerkten die Scolopendra[5] morsitans und den Scorpio Austral-asiae, vor dem die Eingebornen keine Scheu bezeigten, und dessen Stich nach Kadu eine örtliche, vorübergehende Geschwulst verursachen soll.

Die Einwohner von Radack sind weder von großer Statur, noch von sonderlicher körperlicher Kraft. Sie sind, obgleich schmächtig, wohlgebildet und gesund und scheinen ein hohes

[1] Die Gienmuschel, der Auster außerordentlich ähnlich. — [2] Pagurus, Einsiedlerkrebs — [3] Tierpflanzen oder Pflanzentiere. — [4] Gemeint ist wohl Physalia, die Röhrenqualle oder Seeblase; Physalis ist eine Pflanze (Solanazeen). — [5] Der Tausendfuß.

Alter mit heiterer Rüstigkeit zu erreichen.* Die Kinder werden lange gesäugt und nehmen noch die Brust, wenn sie schon zu gehen und zu sprechen vermögen. Die Radacker sind von dunklerer Farbe als die O-Waihier, von denen sie sich vorteilhaft unterscheiden durch größere Reinheit der Haut, die weder der Gebrauch des Kava[1] noch sonst dort herrschende Hautkrankheiten entstellen. Beide Geschlechter tragen ihr langes, schönes schwarzes Haar sauber und zierlich hinten aufgebunden. Bei Kindern hängt es frei und lockig herab. Die Männer lassen den Bart wachsen, welcher lang, obgleich nicht sonderlich dicht wird.** Sie haben im allgemeinen die Zähne von der Art ihrer Volksnahrung, von dem Kauen der holzig-faserigen Frucht des Pandanus verdorben und die vorderen oft ausgebrochen. Es ist bei den Häuptlingen weniger der Fall, für die gewöhnlich der Saft der Frucht über den Rand einer Muschel ausgekratzt und ausgeschieden wird. Mann und Weib tragen in den durchbohrten Ohrlappen ein gerolltes Pandanusblatt. Die Rolle hat bei den Männern drei bis vier Zoll im Durchmesser, bei den Weibern unter der Hälfte. Sie wird zuweilen von einer feinen Schildpattlamelle[2] überzogen. Etliche ältere Leute hatten außerdem den obern Rand des Ohrknorpels zum Durchstecken von Blumen durchbohrt.

Die kunstreich zierliche Tatuierung*** ist nach dem Geschlecht

---

* Wir müssen einer natürlichen Mißbildung erwähnen, die wir an verschiedenen Weibern der Häuptlinge auf verschiedenen Gruppen und an einem jungen Häuptling der Gruppe Eilu bemerkt haben: sie betrifft die Vorderarme. Die Ulna[3] erscheint im Bug der Hand nach oben ausgerenkt, und der gekrümmte, in seinem Wachstum mehr oder minder gehemmte Vorderarm ist in einigen Fällen kaum spannenlang; die Hand ist klein und nach außen geworfen. — Ein Kind auf Otdia hatte eine doppelte Reihe Zähne im Munde. Noch ist ein Beispiel von Taubstummheit anzuführen. — ** Man erzählte uns von einem im Kampf auf Tabual gebliebenen Mann aus Meduro, dessen voller Bart ihm bis auf die Kniee hing. — *** Wir hatten im Frühjahr 1816 auf Udirick (den Kutusoffsinseln) diese Tatuierung übersehen.

---

[1] Kava, besser Kawa, ist ein aus dem Kawa- oder Rauschpfeffer bereitetes, berauschendes Getränk, das auf den australischen Inseln als Genuß- und Arzneimittel eine bedeutsame Rolle spielt. — [2] Schildpattblättchen. — [3] Ellbogenröhre des Unterarmes, Elle.

verschieden, bei jedem gleichförmig. Sie bildet bei den Männern über Schulter und Brust ein am Nabel zugespitztes Dreieck, das aus kleineren, verschiedentlich verbundenen Strichen besteht. Ähnliche wohlgeordnete Horizontalstriche nehmen den Rücken und den Bauch ein. Bei den Weibern sind nur die Schultern und die Arme tatuiert. Außer dieser regelmäßigen Zeichnung, die am Erwachsenen erst ausgeführt wird und nur bei wenigen fehlt, haben alle als Kinder schon an Lenden, Armen, aber seltener im Gesicht Gruppen von Zeichen oder Strichen tatuiert. Wir bemerkten etlichemal unter diesen Zeichen das Bild des römischen[1] Kreuzes.* Die tatuierte Stelle ist sehr dunkel, scharf gezeichnet und über der Haut erhaben.

Das Kleid der Männer besteht im Gürtel mit hangenden Baststreifen, den öfters eine kleinere viereckige Matte als Schürze begleitet; Knaben gehen, bis sie das männliche Alter erreicht haben, völlig nackt. Die Weiber tragen zwei längere Matten mit einer Schnur über die Hüften befestigt, die Mädchen frühe schon eine kleinere Schürze. Die Männer tragen öfters außer den Blumen- und Muschelkränzen, womit sich beide Geschlechter zieren, einen Halsschmuck von gereiheten Delphinenzähnen mit vornhängenden Platten von Knochen desselben Tieres oder von Schildkrot[2]. Zu diesem Schmuck werden auch dünne runde Muschel- und Kokosschalenscheiben gebraucht. Wir haben auch unter ihrem Schmuck die Schwanzfedern des Tropikvogels, die Federn der Fregatte und Armbänder, aus der Schale einer größeren einschaligen Muschel geschliffen, angetroffen.

Die Irus oder Häuptlinge zeichnen sich oft durch höheren Wuchs aus, nie durch unförmliche Dicke des Körpers.** Die Tatuierung verbreitet sich meist bei ihnen über Teile des Kör-

* Eingeborne der Mulgravesinseln, die an Bord der Charlotte stiegen, trugen nach Art der Spanier ein Kreuz, am Halse gehangen. Wir haben diesen Schmuck auf Radack nicht angetroffen und uns vergeblich bemühet, in dem Zeichen, dessen wir erwähnten, irgendeine Beziehung auf Christen und Europäer zu entdecken. — ** Der Häuptling der Gruppe Ligiep soll hierin eine Ausnahme machen und ein ausnehmend feister Mann sein.

[1] Also die lateinische Form des Kreuzes, im Gegensatz zur griechischen. — [2] Rückenschale der Schildkröte; Krot (mhd. krot), mehrfach mundartlich ohne Umlaut.

pers, die beim gemeinen Mann verschont bleiben, die Seiten, die Lenden, den Hals oder die Arme. —

Die Häuser der Radacker bestehen bloß in einem von vier niedern Pfosten freigetragenen Dache, das mit einem Hängeboden versehen ist. Man kann unter demselben nur sitzen. Man klettert durch eine viereckige Öffnung in den obern Raum, worin die kleine Habe verwahrt wird. Man schläft auf diesem Boden oder unten in der offenen Halle, und etliche zeltförmige, offene Hütten umher dienen zu abgesonderten Schlafgemächern. Die Dächer sind von Kokos- oder Pandanusblättern, der Estrich ist eine Streu von feinen, am Strande aufgelesenen Korallen und Muscheltrümmern. Eine bloße, grobe Matte dient zum Bett und ein Holzstamm zum Kopfkissen.

Wir hielten anfangs nicht diese Häuser, die wir auch oft verlassen fanden, für die stetigen Ansiedelungen der Menschen. Die Schiffer ziehen auf ihren kunstreichen Booten* mit Habe und Familie bald auf die eine, bald auf die andere Insel, und so versammelte sich, als wir erst mit ihnen befreundet waren, immer der größte Teil der Bevölkerung einer Gruppe in unserer Nähe.

Der wildwachsende Pandanus scheint ein gemeinschaftliches Gut zu sein. Ein Bündel Blätter dieses Baumes (Zeichen des Eigentums) an den Ast gebunden, woran eine Frucht reift, sichert dem, der sie entdeckt hat, ein Recht darauf. Wir haben oft und besonders auf den ärmlichern nördlichen Gruppen diese Frucht, die fast alleinige Nahrung der Radacker, ganz unreif verzehren sehen. Die Kokosbäume sind ein Privateigentum. Man sieht öfters die, so in der Nähe der Wohnungen mit reifenden Nüssen beladen sind, mit einem um den Stamm derselben durch Zusammenknüpfen der entgegengesetzten Blättchen befestigten Kokosblatt, das durch Rauschen das Hinanklettern verraten soll, verwahrt. Auf den volkreicheren Gruppen Kaben und Aur sind oft Bezirke und Baumgärten an Umzäunungsstatt mit einer Schnur umzogen.

* Der Verfasser dieser Aufsätze überläßt Befugteren, diese Fahrzeuge, die im wesentlichen mit den oft erwähnten Proas der Marianeninseln übereinkommen, kunstgerecht zu beschreiben.

Außer der Sorge für Nahrung beschäftigt unsere Freunde nur ihre Schiffahrt und ihr Gesang. Ihr liebstes, ihr einziges Gut sind ihre Boote und ihre Trommel, welche schon ihre Kinderspiele ausmachen. Sie führen besonders am Abend, im Kreise um ein helloderndes Feuer versammelt, ihre sitzenden Liedertänze auf. Berauschende Freude ergreift dann alle, und aller Stimmen mischen sich im Chor. Diese Lieder gleichen denen der O-Waihier, sie sind aber roher, verzerrter, die allmählich gesteigerten Wellen des Gesanges arten zuletzt in Geschrei aus.

Wir lernten zuerst und hauptsächlich auf der Gruppe Otdia das anmutige Volk von Radack kennen. Die Menschen, die uns freundlich einladend entgegenkamen, schienen uns eine Zeitlang im Gefühl unserer Überlegenheit zu scheuen. Die Häuptlinge bewiesen den stärkeren Mut, die größere Zuversicht. Vertrauen machte unsere Freunde nie zudringlich, nie überlästig. Die Vergleichung unseres überschwenglichen Reichtums und ihrer Dürftigkeit erniedrigte sie nie zum Betteln, verführte sie selten zum Diebstahl, ließ sie nie die Treue brechen, wo ihnen getraut ward. Wir durchwandelten täglich einzeln ohne Waffen ihre Inseln, schliefen bei weggelegten Schätzen (Messer, Eisen) unter ihren Dächern, entfernten uns auf längeren Zügen auf ihren Booten und vertrauten ihrer Gesinnung, wie wir bei uns dem wachenden Schutze der Gesetze vertrauen. Wir tauschten mit ihnen, von ihnen zuerst aufgefordert, unsere Namen[1]. Die Menschen kamen uns, wo wir erschienen, gastfreundlich entgegen und reichten uns Kokosnüsse dar. Wir handelten auf Otdia nicht, wir beschenkten und wurden beschenkt. Einzelne schienen zu geben eine gleiche Lust zu haben als wir und brachten uns noch mit feiner Sitte Geschenke, wann Gegengeschenke nicht mehr zu erwarten waren. Andere betrugen sich eigennütziger. Wo unerhörte Ereignisse nie überdachte Verhältnisse herbeiführen und die Sitte schweigt, muß der eigentümliche Charakter der Menschen sich selbständig offenbaren. Die Frauen verhielten sich schamhaft und zurückhaltend, sie entfernten sich, wo wir uns zuerst zeigten, und kamen nur in dem Schutze der Männer

[1] Vgl. oben, S. 192, Z. 8 ff.

wieder hervor. Gegen unsere kleinen Geschenke, Ringe, Glasperlen, die sie weniger als wohlriechende Holzsplitter von englischen Bleistiften zu schätzen schienen, reichten sie uns mit zierlicher Art den Schmuck, den sie eben trugen, dar, ihre Muschel- und Blumenkränze. — Kein Weib von Radack ist je an unsern Bord gekommen.

Uns trat überall das Bild des Friedens bei einem werdenden Volke entgegen, wir sahen neue Pflanzungen, fortschreitende Kultur, viele aufwachsende Kinder bei einer geringen Menschenzahl, zärtliche Sorgfalt der Väter für ihre Erzeugten, anmutige leichte Sitten, Gleichheit im Umgang zwischen Häuptlingen und Mannen, keine Erniedrigung vor Mächtigern und bei größerer Armut und minderem Selbstvertrauen keine der Laster durchblicken, welche die Völkerschaften des östlicheren Polynesiens entstellen.

Wir erfuhren zuerst auf Aur, daß diese kümmerlich sich nährenden Menschen auch ihre Kriege führen, daß Herrsch- und Eroberungssucht auch über sie diesen Fluch gebracht. Sie forderten uns auf, mit unserm furchtbaren Eisen (die verderblichere Wirkung anderer Waffen hatten sie durch uns nicht kennen gelernt) in ihre blutigen Fehden wie Schicksalsmächte einzugreifen.

Der gewaltige Lamari ist von Meduro ausgegangen, sich alle nördlicheren Inselgruppen Radacks mit den Waffen zu unterwerfen. Er herrschet nun über Aur, Kaben und den Norden der Kette und hat auf Aur seinen Sitz. Die von Meduro und Arno führen gegen ihn und sein Reich den Krieg. Ihre Streifzüge auf 30 Booten, jedes mit sechs bis zehn Menschen bemannt, haben sich bis Otdia erstreckt. Der neuliche Kampf auf Tabual hat vier Menschen das Leben gekostet, dreien von seiten Meduros, einem von seiten Aur. In einem frühern Kriegszug waren auf derselben Insel gegen zwanzig von jeder Seite geblieben.

Lamari bereiste zu Anfang von 1817 die Inseln seines Gebietes, sein Kriegsgeschwader, eben auch an 30 Boote stark, auf Aur zusammenzuberufen, von wo aus er gegen Meduro ziehen wollte. Wir erwarteten diesen Fürsten auf Eilu anzu-

treffen, er war bereits auf Udirick, bei welcher Gruppe er uns in seinem Boote auf offner See besuchte. Als wir gegen das Ende desselben Jahres nach Otdia wiederkamen, war die Kriegsmacht in Aur versammelt. Lamari hatte die Insel Mesid verfehlt und — auf andere Gruppen verschlagen — Verzicht auf die Verstärkung geleistet, die er von daher zu erwarten hatte.

Wir werden, was uns von der Religion, der geselligen Ordnung, den Sitten und Bräuchen unserer Freunde kund geworden, ausführlich berichten.

Die Bewohner von Radack verehren einen unsichtbaren Gott im Himmel und bringen ihm ohne Tempel und Priester einfache Opfer von Früchten dar. In der Sprache bedeutet Jageach Gott, der Name des Gottes ist Anis. Bei zu unternehmenden Kriegen und ähnlichen Gelegenheiten finden feierliche Opfer statt; die Handlung geschieht im Freien. Einer aus der Versammlung, nicht der Chef, weihet dem Gotte die Früchte durch Emporhalten und Anrufen; die Formel ist: Gidien Anis mne jeo; das letzte Wort wiederholt das versammelte Volk. Wenn ein Hausvater zum Fischfang ausfährt oder etwas ihm Wichtiges unternimmt, so opfert er unter den Seinen. Es gibt auf verschiedenen Inseln heilige Bäume, Kokospalmen, in deren Krone sich Anis niederläßt. Um den Fuß eines solchen Baumes sind vier Balken im Viereck gelegt. Es scheint nicht verboten zu sein, in den Raum, den sie einschließen, zu treten, und die Früchte des Baumes werden von den Menschen gegessen.

Die Operation des Tatuierens steht auf Radack in Beziehung zu dem religiösen Glauben und darf ohne gewisse göttliche Zeichen nicht unternommen werden.* Die, welche tatuiert zu werden begehren, bringen die Nacht in einem Hause zu, auf welches der Chef, welcher die Operation vollziehen soll, den Gott herabbeschwört: ein vernehmbarer Ton,

* Unsere Freunde weigerten sich stets unter verschiedenen Vorwänden, uns diese Zierde zu erteilen. Sie schützten uns oft die bedenklichen Folgen, das Aufschwellen der Glieder, das schwere Erkranken vor. Einst beschied ein Chef auf Aur einen von uns, die Nacht bei ihm zuzubringen, daß er ihn am andern Morgen tatuiere; am andern Morgen wich er wiederholt der Zudringlichkeit seines Gastes aus.

ein Pfeifen, soll seine Zustimmung kundgeben. Bleibt dieses Zeichen aus, so unterbleibt auch die Operation. Daher sie an etlichen nie vollführt wird. Im Fall der Übertretung würde das Meer über die Insel kommen und alles Land untergehen. Vom Meere bedroht wohlbekannte Gefahr alle niedern Inseln, und der religiöse Glaube verhängt oft diese Rute über die Menschen. Dagegen helfen aber Beschwörungen. Kadu hat auf Radack das Meer bis an den Fuß der Kokosbäume steigen sehen, aber es wurde beizeiten besprochen und trat in seine Grenzen zurück. Er nannte uns zwei Männer und ein Weib, die auf Radack diese Beschwörung verstehen.

Die wüste Inselgruppe Bygar hat ihren eignen Gott. Der Gott von Bygar ist blind, er hat zwei junge Söhne namens Rigabuil, und die Menschen, die Bygar besuchen, nennen einander, solange sie da sind, Rigabuil, damit der blinde Gott sie für seine Söhne halte und ihnen Gutes tue. Anis darf auf Bygar nicht angerufen werden, der Gott würde den, der es täte, mit schwerer Krankheit und mit Tod schlagen. Unter einem Baume von Bygar werden Opfer von Früchten, Kokos usw. dargebracht. Daß in die Gruben Wasser quelle, helfen wohl und ohne Fehl ausgesprochene Beschwörungsformeln; denn ist der Erfolg ungünstig, so ist etwas versehen worden, und die Worte wurden nicht recht gesagt. Es ist überall wie bei uns.* Bei Bygar dürfen die Haifische dem Menschen nichts tun, Gott läßt es nicht zu. Von allen Gruppen Radacks aus wird Bygar über Udirick besucht, nur die aus Eilu dürfen es nicht unmittelbar. Sie müssen einen Monat auf Udirick verweilen, bevor sie hinfahren, und müssen nach der Rückkehr einen andern Monat auf derselben Gruppe verharren, bevor sie von dem mitgebrachten Vorrat genießen. — Dieser Vorrat besteht in Fleisch von Vögeln und Schildkröten, welches erst gebacken und sodann an der Sonne getrocknet worden. Der Gebrauch des Salzes ist auf Radack unbekannt.

* Als Beispiel der Glaube an die Arznei, der letzte, woran der Ungläubige noch hängt.[1]

[1] Vgl. zu diesen Anschauungen Chamissos die Bemerkung oben, S. 293, Z. 22 ff.

Die Ehen, die Bestattung der Toten, die Gelage, die bei verschiedenen Gelegenheiten angestellt werden, scheinen außer Beziehung mit der Religion zu sein. Über den Begriff der Fortdauer nach dem Tode ist es uns nicht geglückt, uns mit Kadu zu verständigen.

Obgleich den Häuptlingen keine besondere Ehrfurchtsbezeugung gezollt wird, so üben sie doch über alles Eigentum ein willkürliches Recht. Wir sahen selbst von uns beschenkte Häuptlinge gegen Mächtigere unsere Gaben verheimlichen. Sie scheinen in mehreren Graden einander untergeordnet zu sein, ohne daß wir recht diese Verhältnisse durchschauen gekonnt. Rarick war der mächtigste auf Otdia, sein Vater Sauraur, vielleicht der wirkliche Häuptling der Gruppe, lebte auf Aur. Rarick und sein Sohn, ein Knabe von ungefähr zehn Jahren, trugen allein etliche Streifen von Pandanusblättern, worin Knoten geknüpft waren, um den Hals, und es schien ein Vorrecht zu sein. Wir haben ähnliche Streifen in Häusern von Häuptlingen hängen sehen, die, wie gedörrte Fischköpfe, unreife Kokos und Steine, das Ansehen geweihter Gegenstände hatten. Die Erbfolge ist nicht unmittelbar von dem Vater auf den Sohn, sondern von dem ältern Bruder auf den jüngern, bis nach Ableben aller der erstgeborne Sohn des ersten wieder an die Reihe tritt. — Frauen sind ausgeschlossen. — Wo ein Chef auf eine Insel anfährt, wird von seinem Boote aus ein Zeichen gegeben, und seinen Bedürfnissen wird sofort mit dem besten Vorhandenen zuvorgekommen. Dieses Zeichen gibt, wer am Vorderschiffe sich befindet, indem er den rechten Arm schwenkt und ruft. Dieses wurde, wo Offiziere der Expedition auf Booten der Eingebornen fuhren, auch beobachtet. Die Häuptlinge zeichnen sich durch freiere Bewegungen in ihrem Gange aus, die der gemeine Mann nicht nachahmen darf.

Zum Kriege berufen die Fürsten ihre Mannen, der Häuptling jeglicher Gruppe stößt mit seinen Booten zu dem Geschwader, man unternimmt mit vereinter Macht, eine feindliche Gruppe zu überfallen, man landet. Nur auf dem Lande wird gekämpft. Die Weiber nehmen Anteil an dem Kriege, nicht nur, wo es dem Feinde auf eignem Boden zu wehren gilt, sondern auch

beim Angriff, und sie machen auf dem Geschwader, obgleich in Minderzahl, doch einen Teil der Kriegsmacht aus. Die Männer stehen in der Schlacht voran. Ihre Waffen sind zum fernen Kampf die Schleuder, die sie ohne Geschick handhaben, und ein an beiden Enden zugespitzter Stab, der, in Bogen geschleudert, wie der Durchmesser eines rollenden Rades sich in der Luft schwingt und mit dem Ende, womit er voran fällt, sich einbohrt; zum nahen Kampf der Wurfspieß, ein fünf Fuß langer Stock, der gespitzt und mit Widerhaken oder Haifischzähnen versehen ist; wir haben ein kurzes, krummes, hölzernes Schwert, dessen beide Schärfen mit Haifischzähnen versehen sind, nur auf Mesid gesehen. Die Weiber bilden unbewaffnet ein zweites Treffen. Etliche ihrer rühren nach dem Geheiß des Führers die Trommel, erst in langsamem, abgemessenem Takt (Ringesipinem), wenn von fern die Streiter Wurf auf Wurf wechseln, dann in verdoppelten raschen Schlägen (Pinneneme), wenn Mann gegen Mann im Handgemenge ficht. Die Weiber werfen Steine mit der bloßen Hand, sie stehen im Kampfe ihren Lieben bei und werfen sich sühnend und rettend zwischen sie und den obsiegenden Feind. Gefangene Weiber werden verschont, Männer werden nicht zu Gefangenen gemacht. Der Mann nimmt den Namen des Feindes an, den er in der Schlacht erlegt. Eingenommene Inseln werden aller Früchte beraubt, aber die Bäume werden geschont.

Die Ehen beruhen auf freier Übereinkunft und können, wie geschlossen, auch aufgelöset werden. Ein Mann kann mehrere Weiber haben. Das Weib ist die Gefährtin des Mannes und scheint in billigem Verhältnis zu dem Haupt der Familie sich ihm selbständig und frei unterzuordnen. Beim Wandern gehen die Männer beschützend voran, und die Weiber folgen ihnen. Wo gesprochen wird, reden die Männer zuerst, die Weiber nehmen aufgefordert Anteil am Gespräch, und auf sie wird gehört. Im Frieden ist ihnen bloß, was wir weibliche Arbeit nennen, auferlegt. Die Trommel, die in allen die Freude erweckt, ist in ihrer Hand. Unverheiratete genießen unter dem Schutze der Sitte ihrer Freiheit. Das Mädchen bedingt sich Geschenke von dem Manne aus — aber der Schleier der Scham-

haftigkeit ist über alle Verhältnisse, die beide Geschlechter vereinigen, gezogen. Wir bemerken, daß die selbst unter Männern auf den Karolinen wie auf den Inseln des östlichen Polynesiens übliche Liebkosung durch Berührung der Nase auf Radack nur zwischen Mann und Weib und nur im Schatten, worin Vertraulichkeit sich verbirgt, gebräuchlich ist.

Das Band der ausschließlichen Freundschaft zwischen zweien Männern, welches auf allen Inseln der ersten Provinz sich wiederfindet, legt auf Radack dem Freunde die Verbindlichkeit auf, seinem Freunde sein Weib mitzuteilen, verpflichtet ihn aber nicht zur Blutrache.

Wir erwähnen zögernd und mit Schaudern eines Gesetzes, dessen Grund uns Kadu in dem drängenden Mangel und der Unfruchtbarkeit der stiefmütterlichen Erde angegeben hat. Jede Mutter darf nur drei Kinder erziehen; das vierte, das sie gebiert, und jedes darauf folgende soll sie selbst lebendig vergraben. Diesem Greuel sind die Familien der Häuptlinge nicht unterworfen. Uneheliche Kinder werden übrigens wie die ehelichen erzogen. Wenn sie zu gehen vermögen, nimmt sie der Vater zu sich. Wo kein Vater sein Kind anerkennt, behält es die Mutter. Wenn die Mutter stirbt, nimmt sich ein anderes Weib des Kindes an.

Die Leichen der Verstorbenen werden in sitzender Stellung mit Schnüren ganz umwickelt. Die Häuptlinge werden auf den Inseln begraben. Ein mit großen Steinen abgemessener, viereckiger Raum bezeichnet unter den Palmen am innern Strand den Ort. Die aus dem Volke werden in das Meer geworfen. Gegen in der Schlacht gefallene Feinde findet nach ihrem Range dasselbe Verfahren statt. Ein eingepflanzter Stab mit ringförmigen Einschnitten bezeichnet das Grab der Kinder, die nicht leben durften. Wir haben selbst beide Arten der Begräbnisse gesehen.

Vor langer Zeit hat sich ein europäisches Schiff bei Kaben gezeigt und einen Tag lang, ohne eine Landung zu versuchen, in der Nähe dieser Gruppe verweilt. Der Häuptling Sauraur, unser Gastfreund auf Tabual, ist an Bord dieses Schiffes gestiegen. (Wir bemerken, daß er zurzeit Laelidjü hieß, indem er seither seinen jetzigen Namen durch freundlichen Tausch von einem Häuptling der Inselkette Ralick erhalten hat, welcher nun

nach ihm Laelidjü genannt wird.) Die Eingebornen haben von diesem Schiff Eisen und Glasscherben erhandelt. Kadu besaß selbst auf Aur zwei dieser Scherben und erinnerte sich dessen bei Gelegenheit ähnlicher, die er unter uns für seine Freunde aufhob.* Kein Lied hat das Andenken dieses Schiffes aufbewahrt. Keine Namen sind der Vergessenheit entrissen.

Wir sind die ersten Europäer, die auf Radack gelandet und dessen anmutiges Volk kennen gelernt. Wir haben aus Grundsatz und aus Neigung, aus wirklicher inniger Liebe von dem, was wir für dieses Volk zu tun vermochten, nichts zu unterlassen uns bestrebt. Wir hatten bei unserm ersten Besuch unsere Freunde auf Otdia in Besitz von Schweinen, Ziegen, zahmen Hühnern gesetzt, Igname waren gepflanzt, und Melonen und Wassermelonen waren aufgegangen und in gutem Gedeihen. Wir fanden, als wir nach wenigen Monaten zurückkehrten, die Stelle des Gartens auf der Insel Otdia verödet und leer. Nicht ein fremdes Unkraut war, unsere fromme Absicht zu bezeugen, zurückgeblieben. Die Schweine waren verdurstet, die Hühner waren nicht mehr vorhanden, der Fürst Lamari hatte die Ziegen nach Aur überbracht und so auch die Igname von der Insel Otdia, die allein der feindlichen Ratte widerstanden, dahin verpflanzt. Der alte Häuptling Laergaß hatte auf einer Insel seines Gebietes andere von uns dort gepflanzte Igname entdeckt. Er hatte diese Wurzeln wohlschmeckend gefunden und, nachdem er sie gegessen, das Kraut sorgfältig wieder gepflanzt. Dieses Verfahren, welches bei der Kultur der Taro beobachtet wird, hatte sein Vertrauen getäuscht.

Der eigentliche Zweck unseres zweiten Besuches war, unsern Freunden wohltätig zu sein. Wir brachten ihnen Ziegen, Schweine, Hunde, Katzen, zahme Hühner, Bataten aus den Sandwichinseln (Ipomoea tuberosa, *Lour. Coch.*[1]), Jams (Dioscorea alata), die Melone, die Wassermelone, Kürbisse verschiedener Arten, solche, wovon die Frucht zu schätzbaren Gefäßen

* Man kann das Holz mit Glasscherben schaben und sie ungefähr wie wir den Hobel gebrauchen. Sie haben einen wirklichen Wert.

[1] D. h. Loureiro, Flora cochinchinensis; vgl. oben, S. 342, Anm. 7.

benutzt, und andere, wovon sie gegessen wird, das Zuckerrohr, die Weinrebe, die Ananas, den Apfelbaum der Sandwichinseln (nicht eine Eugenia[1]), die Tea-root (Dracaena[2] terminalis), den Zitronenbaum und den Samen verschiedener auf den Sandwichinseln nutzbarer Bäume, des Kukui (Aleurites triloba), dessen Nüsse als Kerzen gebrannt werden und Öl und Farbestoff gewähren, und zweier der Sträucherarten, deren Bast zur Verfertigung von Zeugen dient, u. a. m.

Wir haben mit frommem Sinn den Samen ausgestreut, dessen zu warten unser Freund Kadu übernommen hat.

Möge Kadu in seinem schönen Beruf mit Weisheit und Kraft verfahren, möge ihm gelingen, was ohne ihn nicht zu hoffen stand. Möge der Gute das Gute, was er will, bewirken; möge er, der Wohltäter eines liebenswerten Volkes, dessen Wohlstand begründen, es friedlich und volkstümlich zum Besseren leiten und es bald bewegen, ein naturempörendes Gesetz[3] abzuschwören, welches nur in der Not begründet war.

Wir müssen es uns gestehen, unser Freund steht allein dem Neid seiner Ebenbürtigen, der Begehrlichkeit und Macht seiner Fürsten bloß, und die Schätze, womit ihn unsere Liebe überhäuft, ziehen das Gewitter über sein Haupt zusammen. Unsere Besorgnis kann noch weiter gehen. Der wirkliche Reichtum an Eisen, welchen wir mit Lust auf Radack vergeudet, kann zwischen dem Süden und dem Norden dieser Kette und zwischen ihr und Ralick einen verderblichen Krieg schüren und Blut die Frucht unserer Milde sein.

Die dürftigen und gefahrdrohenden Riffe Radacks haben nichts, was die Europäer anzuziehen vermöchte, und wir wünschen unsern kindergleichen Freunden Glück, in ihrer Abgeschiedenheit zu beharren. Die Anmut ihrer Sitten, die holde Scham, die sie ziert, sind Blüten der Natur, die auf keinen Begriff von Tugend gestützt sind. Sie würden sich unsern Lastern leicht bildsam erweisen und wie das Opfer unserer Lüste unsere Verachtung auf sich ziehen.

---

[1] Die Kirschmyrte. — [2] Drachenblutbaum. — [3] Vgl. oben, S. 444, Z. 12 ff.

Ralick ist nah im Westen von Radack eine ähnliche Kette niederer Inselgruppen, deren Geographie selbst Weibern auf Radack geläufig ist. — Ralick ist fruchtreicher und bevölkerter als Radack. Das Volk, die Sprache, die Tatuierung sind dieselben. Es werden keine Kinder gemordet, die Frauen ziehen nicht mit in den Krieg. Die Menschen sind wohlhabender, wohlgenährter als auf Radack, sie tragen einen noch größeren Ohrenschmuck. Etliche Männer werden namentlich angeführt, welche die erweiterten Ohrlappen über den Kopf zu ziehen vermögen.

Zwischen beiden Inselketten finden Reisen, feindliche und freundliche Berührungen statt. Ein Häuptling von Eilu zeigte uns Narben von Wunden, die er auf Ralick empfangen; Ralick hat auf 50 Booten den Krieg in Radack geführt, Häuptlinge von Radack fuhren hinüber; ein freundschaftliches Verhältnis ward wiederhergestellt.

Es ist einmal ein europäisches Schiff nach Ralick gekommen. Dies Schiff soll eine längere Zeit (angeblich ein Jahr) in Otdia (einer Hauptgruppe dieser Kette) vor Anker gelegen haben.

Wir vermuten, daß gleichfalls auf Ralick die südlicheren Gruppen die reicheren sind. Nicht alle Erzeugnisse, Bananen, Wurzeln u. a. m., kommen auf allen Gruppen vor.

---

Repith-Urur wird uns als eine beträchtliche Gruppe niederer Inseln geschildert, durch häufige von dorther auf ihre Riffe verschlagene Boote den Einwohnern von Radack bekannt. Die Boote und die Tracht der Menschen sind auf Repith-Urur dieselben als auf Radack. Die Sprache ist eine eigene, die Tatuierung ist verschieden. Sie nimmt die Seiten des Körpers ein und erstreckt sich auf das Äußere der Lenden und Beine. Haustiere sind da nicht, die Brotfrucht, der Kokos, die Bananen, Wurzeln und, wie auf Radack, die Frucht des Pandanus dienen zur Nahrung.

Die Eingebornen von Repith-Urur leben in fortwährendem Kriege unter sich. Der Mann hat fortwährend die Waffen in der Hand, und wenn er sich, um zu essen, niedersetzt, so legt er einen Wurfspieß zu seiner Rechten und einen andern zu seiner

Linken neben sich. Menschenfleisch wird auf Repith-Ururr gegessen.

Auf die Insel Relich[A] der Kette Ralick kamen einmal vor langer Zeit fünf Menschen aus Repith-Ururr auf einem Boote an. Sie fischten und fingen keine Fische, an Früchten war kein Mangel, sie schlachteten einen aus ihrer Zahl, backten und aßen ihn. Ein zweiter ward ebenso geschlachtet und verzehrt. Die Bewohner von Relich bezwangen und töteten die drei übrigen.

Auf der Insel Airick der Gruppe Kaben leben ein Mann und ein Weib, auf der Gruppe Arno zwei Männer und ein Weib aus Repith-Ururr, die auf Booten auf Radack getrieben sind. Ein zweites Weib, welches letztere noch bei sich gehabt, war zur See während der langen Irrfahrt vor Durst gestorben. Diese fünf Menschen waren schon vor Kadus Ankunft auf Radack. Zu seiner Zeit sind noch zwei Boote zugleich aus Repith-Ururr auf der Gruppe Aur, wo er sich befand, angelangt, in jeglichem ein Mann und ein Weib. Sie waren nach ihrer Angabe seit neun Monaten zur See und hatten fünf Monate vom Fischfange ohne frisches Wasser gelebt. Die Eingebornen von Radack wollten gegen diese Menschenfresser zu den Waffen greifen. Die Häuptlinge beschützten die Fremden; ein Chef auf Tabual hat einen Mann und ein Weib aufgenommen, ein Chef auf Aur die anderen.

---

Bogha ist der Name einer geringen niederen Inselgruppe, welche den Radackern durch folgendes Ereignis bekannt geworden. Ein Weib von Bogha ward, als sie längs dem Riffe von einer Insel dieser Gruppe zu der andern eine Ladung Kokos zog, von der Flut weggespült. Ihre Kokos dienten ihr zu einem Floß und trugen sie; sie trieb mit Wind und Strom an Bygar vorüber und ward am fünften Tage auf Udirick ausgeworfen. Dieses Weib lebt noch auf der Insel Tabual der Gruppe Aur. Bogha erscheint uns in seiner Abgesondertheit als der Sitz einer verschollenen Kolonie von Radack, deren Sprache daselbst gesprochen wird.

---

[A] Diese Insel fehlt auf der Karte des Herrn von Kotzebue.

Die von Kapitän Johnstone auf der Fregatte Kornwallis im Jahre 1807 gesehenen und von uns wieder aufgesuchten Inseln im Norden von Radack (dieselben nach Krusenstern, „Beiträge zur Hydrographie", p. 114, Nr. 24, und p. 119, die Ferdinand Quintana auf dem Schiffe Maria 1796 und die Nassauische Flotte 1625 gesehen, wie auch das Gaspar rico der alten Karten) bilden eine niedere, sichelförmige Gruppe geringen Umfangs, deren Rundung gegen den Wind gekehrt ist. Nur auf der Windseite hat sich Erde auf dem Riffe angesammelt. Es ragt meist unter dem Winde nackt aus den Wellen hervor und senkt sich zu keinem Eingange in das innere Meer. Die Inseln bilden eine dichtgedrängte Reihe, auf ihnen erscheint aber die Vegetation dürftig, und der Kokosbaum ragt nirgends empor.

Das wüste Ansehen dieser Gruppe und die Menge der Seevögel, der Fregatten, die uns in deren Nähe umschwärmten und auf die roten Wimpel unseres Schiffes wie auf eine Beute schossen, überführen uns, daß sie wirklich unbewohnt ist, und wir können nicht unserem Gefährten Kadu beistimmen, der in derselben Bogha erkennen gewollt. Der Nordostpassat und die starke westliche Strömung, die wir auf der Fahrt von Udirick dahin empfanden, wie sie in diesem Meerstrich mit Beständigkeit zu erwarten ist, weisen bei der Geschichte des Weibes auf Tabual eine östlichere Lage der Gruppe Bogha an. Sie müßte vielleicht noch östlich von der durch Udirick und Bygar angegebenen Richtung in geringerer Entfernung von Radack zu suchen sein.

Daß auf Bogha die Kokosbäume nur niedrig seien und die Menschen keine Boote besäßen, mag aus der vorgefaßten Meinung unseres Freundes, die vor ihm liegenden Inseln seien eben Bogha, in seine Schilderung dieser Gruppe übergegangen sein, von der er erst bei dieser Gelegenheit zu erzählen begann.

## Die Karolineninseln.

Der scharfsinnige Pedro Fernandez de Quiros[1] 1605 wollte südwärts nach der Mutter so vieler Inseln forschen (en demanda de la madre de tantas Islas), die man schon damals im Großen Ozean entdeckt hatte. Wir haben diese Mutter in dem Kontinent erkannt, in dessen Osten man sie antrifft, wie man die Seevögel über dem Winde der Klippen antrifft, die ihr Mutterland sind, und zu welchem sie abends mit der sinkenden Sonne nach ihren Nestern zurückkehren.

Dieses Bild, welches besonders treffend auf die Inseln der ersten Provinz paßt, hat sich uns wieder aufgedrungen, als wir von dem östlichen, entfernten Radack auf die westlicheren Karolinen, von dem sich verlierenden Kinde zu den Kindern im Schoße der Mutter zurückgekehrt. Uns empfängt eine reichere Natur, und dasselbe Volk ist bei gleicher Lieblichkeit gebildeter.

Der Meerstrich, den die Karolinen einnehmen, ist heftigen Stürmen unterworfen, die meist den Wechsel der Monsuns bezeichnen. Diese Orkane, welche die Spanier auf den Philippinen- und Marianeninseln mit dem tagalischen Wort Bagyo nennen, verwüsten zuweilen auf den niedern Inseln alle Früchte, so daß die Menschen eine Zeitlang sich von dem Fischfang allein zu ernähren gezwungen sind. Sie befährden die Inseln selbst, gegen die sie das Meer empören. Kadu hat auf Mogemug einen Orkan erlebt, während dem das Meer eine zwar unbewohnte, jedoch mit Kokospalmen und Brotfruchtbäumen bewachsene Insel wegspülte.

Herr Wilson[2] gewährt uns einen Blick über die Natur der Pelew-Inseln und deren Erzeugnisse. Eap, das andere westliche hohe Land der Karolinen, erscheint uns, obgleich ohne hohe Gipfel, als der Sitz vulkanischer Kräfte. Die Erdbeben

[1] Richtiger P. F. de Queiros (1560—1614), portugiesischer Seefahrer, entdeckte auf seiner ersten Reise (1595—96) die Salomons- und Markesas-Inseln, auf seiner zweiten Tahiti und die Neuen Hebriden. — [2] Henry Wilson (gest. 1810), englischer Schiffskapitain, erlitt 1783 Schiffbruch an einer wüsten Insel und wurde vom Könige der benachbarten Pelew-Inseln, Abba Tule, gastfreundlich aufgenommen; mit dem Sohne dieses Fürsten landete er 1784 in England

sind häufig und stark, es werden sogar die leichtgebauten Häuser der Eingebornen davon umgestürzt. Die Korallenriffe von Mogemug und Ulea werden, wenn auf Eap die Erde bebt, erschüttert, jedoch mit minderer Gewalt. Kadu hat dasselbe von Feis nicht erfahren. Nach seiner Bemerkung sind auf Eap die Nächte bei gleich warmen Tagen viel kühler als auf Ulea. — Eap bringt Schleifsteine hervor, welche die östlicheren niedern Inseln von daher beziehen. Sie sind ein freundlicheres Geschenk der Natur als das Silber, welches Cantova dieser Insel auf Zeugnis des dort gebornen Cayal zuschreibt. Kadu erklärt uns diese Sage. Ein weißer Stein wird in den Bergen von Eap gefunden, worauf die Häuptlinge ein ausschließliches Recht haben. Ihre Ehrensitze sind davon gemacht. Ein Block bildet den Sitz, ein anderer die Rücklehne; Kadu hat diesen Stein gesehen, es ist nicht Silber, nicht Metall. Ein gelber Stein hat auf Pelli (die Pelew-Inseln) gleiche Würde. Man erinnere sich aus Wilson des als Kriegstrophäe entführten Sitzes eines Häuptlinges. Ein Töpferton wird auf Eap wie auf Pelli benutzt, es werden längliche Gefäße daraus gebrannt. Die Kunst kann auf den niedern Inseln ohne das Material nicht bestehen.

Die verschiedenen nutzbaren Palmen der Philippinen (Palma brava, Palma de Cabello negro), die unter den Gewächsen der Pelew-Inseln angeführt werden, lassen uns den Reichtum ihrer Flora ermessen. Eap genießt mit Pelew die Vorrechte eines hohen Landes; wir finden unter den Erzeugnissen von Eap die Arekapalme (Areca Catechu), den Bambus, drei in den Bergen wachsende Baumarten, aus deren Holz man Boote baut, wozu auf den niedern Inseln nur der Brotfruchtbaum gebraucht wird; die Aleurites triloba, der Würznelkenbaum (Caryophyllus aromatica), der nicht bloß nicht geachtet, sondern noch verachtet wird und nebst zwei andern Bäumen, die nutzlos und bittern Geschmackes sind, der Schlechtigkeit und Häßlichkeit zur Vergleichung dient; den Orangenbaum, das Zuckerrohr und endlich den Kurkuma[1], der freilich

[1] Curcuma L., Gattung der Zinziberazeen, deren wichtigste Art die Gelbwurz (gelber Ingwer) bildet, aus welcher das Kurkumagelb gewonnen wird; vgl. dazu auch weiter unten, S. 453, Z. 23 ff.

auch auf Ulea und den Niedern Inseln vorkömmt, aber in größerem Reichtum auf Eap. Kadu erkannte auf den Sandwichinseln und unter den auf die Riffe von Radack ausgeworfenen Sämereien viele Arten, die teils auf Eap, teils auch auf den niedern Inseln der Karolinen einheimisch sind. Feis erfreut sich unter allen niedern Inseln des reichsten Bodens und der reichsten Flora. Der seines vielfachen Nutzens wegen aus Eap verpflanzte Bambus ist da gut fortgekommen. Die andern Inselgruppen beziehen ihren Bedarf aus Eap. — Ulea und sämtliche niedere Inseln dieser Meere bringen viele Pflanzenarten hervor, die auf Radack nicht sind, und haben eine bei weitem üppigere Natur. Don Luis de Torres hat sogar Pflanzen von Ulea nach Guajan überbracht, die der Flora dieses hohen Landes fremd waren.

Alle diese Inseln sind reich an Brotfruchtbäumen, Wurzeln, Bananen. Die Volksnahrung scheint auf den niedern Inseln auf dem Brotfruchtbaum zu beruhen, von dem verschiedene großfrüchtige Abarten unter verschiedenen Namen kultiviert werden. Die Wurzeln machen auf den hohen Landen die Volksnahrung aus. Die süße Kartoffel (Camotes*), die nebst dem Samen anderer nutzbarer Pflanzen Cayal[1], drei seiner Brüder und sein Vater Corr von den Bisayas (Philippineninseln), wohin sie verschlagen worden, nach Eap zurückbrachten, und von wo sie sich auf andere Inseln verbreitet hat (s. Cantova), kommt nach Kadu auf Ulea nicht fort. Die Wurzel der Arum-Arten erreicht nur auf dem hohen Lande und allenfalls auf Feis ihr volles Wachstum. Auf den Pelew-Inseln werden verschiedene Varietäten der einen Art angebaut, von denen etliche zu einer außerordentlichen Größe gelangen.** — Der Pandanus wächst auf allen Karolinen, ohne daß seine Frucht gegessen oder nur zum Schmuck benutzt werde. Es kömmt keine

* Die Spanier nennen die süßen Wurzeln Camotes, und es scheint, daß sie dieses Wort von den Sprachen der Philippinen entlehnt haben. Der Camote der Tagalen und Bisayas war auf diesen Inseln vor der Eroberung angebaut. — ** Im „Account of the Pelew-Islands" steht überall Jams, d. i. Dioscorea, irrig für Taro oder Arum *Lin.*

[1] Vgl. oben, S. 451, Z. 10.

der veredelten Abarten vor. Die Agrikultur von Cap muß unvergleichlich sein. Schwimmende Arumgärten werden da auf den Wässern auf Holz- und Bambusflößen künstlich angelegt.

Der Pisang wird nicht sowohl der Frucht als seiner Fasern wegen kultiviert, aus welchen die Weiber zierliche mattenähnliche Zeuge oder zeugähnliche Matten zu weben oder zu flechten verstehen. Die Stücke dieser Zeuge sind in Gestalt eines türkischen Schals, eine Elle breit und etliche Ellen lang. Eingeschlagene schwarze Fäden bilden zierliche durchwirkte Muster an beiden Enden, und die Fäden des Aufzuges hängen als Fransen heraus. Diese Zeuge werden zuweilen mit Kurkuma gefärbt. In der Reisebeschreibung des Kapit. James Wilson, der im Duff 1797 mit den Insulanern der Provinz von Ulea verkehrte, werden diese Zeuge beschrieben und die Kunst, sie zu verfertigen, ohne allen Grund der Belehrung der spanischen Missionare zugeschrieben.* Die Bananenpflanze wird nach Kadu meist, bevor sie Früchte getragen, zur Gewinnung der Fasern abgeschnitten.

Eine andere Pflanze, eine Malvacea, liefert einen Bast, der ebenfalls auf einigen Inseln zu ähnlichen Zeugen verarbeitet wird.**

Der Papier-Maulbeerbaum und die Bastzeuge von O-Waihi waren Kadu gleich unbekannt.*** Die Kurkumawurzel wird zu einem Pulver geraspelt, welches einen beträchtlichen Handels-

* Wir erklären uns leicht, daß die Eingebornen das Eisen mit dem Namen begehrten, unter welchem Luito[1] neun Jahre früher vieles von den Europäern auf Guajan erhalten hatte. (Lulu Chamori, für Parang Ulea.) Wir begreifen aber nicht, daß die mitgeteilten Zahlen aus keinem der uns bekannten Dialekte dieser Meere sind. Wir erkennen nur die allgemeinen Wurzeln des Sprachstammes darin. — ** Eine Stelle in Cantovas Brief bestärkt uns in der Vermutung, daß die unfruchtbare Bananenart, die auf den Philippinen eigens ihres Flachses wegen kultiviert wird, gleichfalls auf den Karolinen sich vorfindet. „Mettre en œuvre une espèce de Plane sauvage et un autre arbre qui s'appelle Balibago pour en faire de la toile." — *** Eine Stelle in Pigafetta möchte auf die Vermutung bringen, daß die kleine Schürze der Weiber auf den Marianeninseln Bastzeug gewesen sei. „Toile ou plutôt écorce mince comme du papier que l'on tire de l'aubier du palmier." S. 61 der französischen Ausgabe.

[1] Vgl. oben, S. 415, Z. 14 ff.

zweig von Eap ausmacht. Sich die Haut mit diesem Pulver zu färben, ist von Tuch im Osten bis Pelli eine allgemeine Sitte, die auf den südwestlich von den Pelew-Inseln gelegenen Gruppen nicht herrscht und auch auf den Marianeninseln nicht herrschte. So schmücken sich die Weiber jederzeit und die Männer bei Festen oder, wo Krieg herrscht, zum Kampf; so werden die Leichen zur Bestattung geschmückt. — Die Sitte, den Betel zu kauen und die Zähne schwarz zu färben, ist ausschließlich auf Pelli, Ngoli, Eap und die Marianeninseln, wo sie ursprünglich auch war, beschränkt. Süßer Syrup wird aus dem Saft der Kokospalme nur auf den Pelew-Inseln gewonnen. Das Trinken des Kava und der Gebrauch des Salzes sind allen diesen Inseln gleich fremd.

Es finden sich auf keiner der Inseln der ersten Provinz des Großen Ozeans andere Haustiere als die, so die Europäer dahin gebracht. Wir lassen Wilson über die Pelew-Inseln berichten. — Nach Kadu ist vor langer, langer Zeit ein großes Schiff auf Mogemug gekommen, welches daselbst Katzen zurückgelassen hat. Die Art dieser Tiere hat sich von Mogemug aus nach Westen bis Pelli, nach Osten bis Ulea verbreitet. Sie werden auf diesen Inseln mit dem spanischen Namen Gato benannt. Von einem sehr bejahrten Greise auf Mogemug haben Menschen aus Eap und aus Ulea, hat Kadu selbst in der Sprache jener Fremden von eins bis zehn zählen gelernt. So weit zählt er wirklich auf Spanisch mit Geläufigkeit und reiner Aussprache. Er hat ferner auf Mogemug zwei große irdene Gefäße (drei bis vier Fuß hoch) gesehen, die von jenem Schiffe herrühren. — Wir haben sonst von der Mission von Cantova auf Mogemug kein anderes Andenken aufgespürt. Von dem auf der Insel Falalep zurückgebliebenen Geschütz hat Kadu nichts vernommen.*

Der Trichechus[1] Dugong kommt in den Gewässern der Pelew-Inseln wie in denen der Philippineninseln vor.

---

* Caschattel, Herr von Mogemug zur Zeit des Briefes von Cantova, war Kadu dem Namen nach als ein längst verstorbener Häuptling dieser Gruppe wohlbekannt.

[1] Familie der Walrosse, zur Ordnung der Robben gehörig.

Cantova erwähnt der Jagd, welche die Bewohner der Niedern Inseln auf den Walfisch machen. Es möchte vielleicht, was er davon berichtet, auf die Delphinenjagd zu beziehen sein. Es kommen drei Arten Delphinen mit weißen, roten, schwarzen Bäuchen in diesem Meerstriche vor. Wenn die von Ulea diese Tiere gewahr werden, so gehen kleine Boote, gegen 80 an der Zahl, in die See, umzingeln die Herde, treiben selbige gegen das Land, und wenn sie sich dem hinreichend genähert, belästigen sie die Tiere mit Steinwürfen, bis sie sich auf den Strand werfen. So wird man ihrer in großer Anzahl habhaft. Ihr Fleisch wird gern gegessen. Bei dem Zerschneiden sind kunstgerechte Schnitte zu beobachten. Ein falscher Schnitt entfernt die Tiere auf eine gewisse Zeit von der Insel. Zu Iviligk, wo das Riff nur einen schmalen Eingang hat, werden die Tiere in die Laguna getrieben, und es wird keines getötet, bis sie sich in gehöriger Anzahl (gegen ein halbes Hundert) eingefangen haben. Auf den zu Ulea gehörigen Inseln wird diese Treibjagd mit besonderem Erfolg ausgeübt. Man versteht auf anderen die Kunst nicht so gut. Die Delphine steigen zuweilen in die Flüsse von Eap hinauf, man versperrt ihnen dann die Rückkehr mit Netzen, und sie werden harpuniert.*

Das Huhn findet sich auf allen Karolineninseln, ohne daß man daraus besonderen Nutzen zu ziehen verstünde. Wir müssen gegen Cantova, der uns Berichte von Eingebornen von Eap selbst mitteilt und sagt, daß eine Art von Krokodilen daselbst angebetet oder verehrt werde, das Zeugnis von Kadu ausführlich anführen.

Auf Pelli (den Pelew-Inseln) kommt eine Art Krokodil vor, Ga-ut genannt (Ye-use nach Wilson). Der Ga-ut hält sich beständig im Wasser auf und hat einen zusammengedrückten Schwanz. Die Kinderstimmen ähnlichen Töne, die dieses gefährliche Tier hervorbringt, möchten Unkundige verlocken. Der Ga-ut von Pelli wird auf Eap nicht angetroffen. Es hat sich nur einmal einer da gezeigt und ist getötet worden, nachdem er ein Weib verschlungen hatte.

* Die von Eap haben zum Fischfang größere Netze, dergleichen auf den Niedern Inseln nicht üblich und vermutlich nicht anwendbar sind.

Eine große Art Eidechse, Kaluv genannt, kommt auf Pelli und Eap vor, und zwar ausschließlich auf diesen Inseln und namentlich nicht auf Feis. Der Kaluv ist viel kleiner als der Ga-ut und sein Schwanz ist rund. Er geht zwar in das Wasser, wo er Menschen gefährlich werden kann, und frißt Fische, er hält sich aber meist auf dem Lande auf und kriecht auf die Bäume, wo er während der Tageshitze schläft. Kadu erkannte den Kaluv in der Figur der Lacerta Monitor, die Sonini[1] und Latreille[2] in den „Suites à Buffon" geben; das Fleisch dieses Tieres gilt auf Eap für giftig und wird nicht gegessen. Die Eingebornen meinen, man stürbe davon; sie töten aber das Tier, wo sie können. Boëlé, der angenommene Sohn des Häuptlings und Priester des Gebietes Kattepar, und seine Gefährten (unmaßgeblich Europäer) aßen das Fleisch ohne Ärgernis wie ohne böse Folgen.

Unter den Insekten von Eap, die auf andern Inseln nicht vorkommen, führt Kadu einen sehr großen Skorpion an, dessen angeblich tödlicher Stich durch den Saft von Kräutern geheilt wird, und eine kleine Art Lampyris[3], die nur in etlichen Gebieten angetroffen wird. Der Floh war Kadu, bevor er zu uns kam, völlig unbekannt.

Eisen wird von ausgeworfenen Schiffstrümmern auf Ulea, Eap und andern Inseln in reicherer Menge als auf Radack gewonnen. Es soll auf den Inseln im Südwesten von Pelli gar nicht vorkommen. Das Treibholz wird überall vernachlässigt.

Cantova erwähnt einer Mischung verschiedener Menschenrassen auf den Karolinen, von der unsere Nachrichten schweigen. Wohl möchten Papuas aus den südlichen Landen durch irgendeinen Zufall und etliche Europäer, Martin Lopez und seine Gefährten, oder andere auf andern Wegen auf diese Inseln gelangt sein, wie seit der Zeit es häufiger geschehen ist.

[1] Charles Nicolaus Sigisbert Sonnini de Manoncourt (1751 bis 1812), Naturforscher und Reisender, bekannt durch die Beschreibung seiner ägyptischen Reise (Paris 1799), gab eine neue, erweiterte Auflage von Buffons „Histoire naturelle" (Paris 1799 und 1808, 127 Bde.) heraus. — [2] Pierre André Latreille (1762—1833), französischer, besonders durch seine Insektenforschungen bekannter Zoolog. — [3] Johanniswürmchen, Leuchtkäfer.

Die Rasse der Eingebornen ist aber die, so auf allen Inseln des Großen Ozeans verbreitet ist. Ihr Haar scheint krauser lockig zu sein als das der Radacker. Alle lassen es lang wachsen und legen auf diese natürliche Zierde einen besonderen Wert. Es wird nur auf Eap den Kindern abgeschnitten.

Nach Kadus Bemerkung sind die Bewohner des Gebietes Summagi auf Eap von ausnehmend kleiner Statur. Mißgeburten und natürliche Fehler sind nach demselben auf dieser Insel merkwürdig häufig. Er führte uns als Beispiele an: einen Mann ohne Arme, dessen Kopf außerordentlich groß ist, einen ohne Hände, einen andern ohne Daumen, einen Menschen mit nur einem Bein, Hasenscharten und Taubstumme.* Selbst minder auffallende Fälle sind auf andern Inseln viel seltener. Eine Krankheit, welche die Europäer auf den mehrsten Inseln der Südsee verbreitet haben, scheint nach Kadu auf Ulea nicht unbekannt zu sein.

Die Menschen sind im allgemeinen auf den Karolinen wohlgenährter und stärker als auf Radack. Die Tatuierung ist überall willkürlich und in keiner Beziehung mit dem religiösen Glauben. Die Häuptlinge sind mehr als das Volk tatuiert. Ein Stück Bananenzeug, ungefähr wie das Maro von O-Waihi und O-Taheiti getragen, ist das bräuchliche Kleid, nur auf Pelli gehen die Männer völlig nackt, wie es auch ehemals auf den Marianeninseln der Fall war. Der Ohrenschmuck der Radacker wird nur auf Pelli nicht getragen. Der Nasenknorpel wird zum Durchstechen wohlriechender Blumen durchbohrt. Das Armband aus dem Knochen des Trichechus[1] Dugong, das die Häuptlinge der Pelew-Inseln tragen, ist aus H. Wilson bekannt. Die Häuptlinge von Eap tragen ein ähnliches, breiteres Armband, das aus einer Muschel geschliffen ist.

Die Häuser sind überall groß und geschlossen. Man kann, ohne sich zu bücken, zu den Türen eingehen. Gepflasterte Wege und viereckige Plätze vor den Häusern der Häuptlinge finden sich

* Auch auf Eap hat Kadu einen monstruösen Kalud gesehen, der zwei Schwänze und zwei Zungen hatte.

[1] Vgl. oben, S. 454, Anm. 1.

auf Eap wie auf den Pelew-Inseln, wo wir sie durch H. Wilson kennen gelernt.

Wir müssen dieses mutige Schiffervolk zuerst auf seinen Booten betrachten.

Von gleicher Bauart mit den Booten von Ulea sind nach Kadu die von Nugor und Tuch, deren Völker durch ihre Sprachen abgesondert sind, und die von den gleichredenden Niedern Inseln bis Ulea, Feis und Mogemug. Die andersredenden Einwohner von Savonnemusoch zwischen Nugor und Tuch unternehmen keine weiten Seereisen und möchten andere Boote haben. Die Vergleichung, welche Cantova zwischen den Booten der Karolinen und denen der Marianen anstellt, läßt uns auf diese zurückschließen. Die Boote der Marianen waren ähnlich denen von Ulea, jedoch vorzüglicher und bessere Segler.*

Die Bauart der Boote von Eap und Ngoli weicht wenig von der von Ulea ab. Die Eingebornen von Eap gebrauchen aber gern Boote aus Ulea, die sie sich auf dem Wege des Handels verschaffen. Pelli hat eine eigene Bauart, und die Niedern Inseln im Südosten von Pelli wieder eine andere. Pelli und diese Inseln stehen in der Schiffahrt nach, und ihre Boote besuchen die östlicheren Inseln nicht.

Die kühnsten Seefahrer sind die Eingebornen von Ulea und den umliegenden Inseln, die auch Cantova für gesitteter

---

* Die zwei Boote, die Cantova gesehen, waren mit vier andern auf der Reise von Fatoilep nach Ulea von dem Westwinde ergriffen und zerstreut worden. Die meisten Menschen darin waren Eingeborne beider benannten Gruppen, und wir nehmen an, die Boote selbst seien von diesen Inseln gewesen. Das erste größere Boot, welches 24 Menschen trug, drei Kajüten hatte und seiner Merkwürdigkeit wegen sorgfältig beschrieben wird, heißt: „Une barque étrangère peu différente des barques marianoises, mais plus haute"; das andere kleinere: „une barque étrangère quoique semblable à celle des îles Marianes". Es heißt ferner, wo die Entfernung der Inseln unter sich geschätzt werden soll: „J'ai fait attention à la construction de leurs barques qui n'ont pas la légèreté de celles des Marianes", und wir glauben seines Orts bewiesen zu haben, daß, wo kein anderer Maßstab gegeben war, die Entfernungen noch zu groß angenommen worden sind. Ulea ist selbst in geringerem Abstand von Guajan niedergesetzt, anscheinlich wegen der falschen Bestimmung von Fatoilep durch Jean Rodriguez 1696, auf die sich Cantova verlassen hat.

als die übrigen hält.* Das Triebrad der Schiffahrt ist der Handel. — Die Hauptgegenstände des Handels sind Eisen, Boote, Zeuge und Kurkumapulver. — Wir haben an anderem Orte von dem Handel mit Guajan gesprochen, woselbst die von Ulea hauptsächlich Boote gegen Eisen verkaufen. Die von Feis, Eap und Mogemug holen Boote in Ulea gegen Kurkumapulver. Die von den östlicheren Inseln haben den Brotfruchtbaum im Überfluß und bauen alle ihre Boote selbst; die von Nugor und Tuch holen in Ulea Eisen gegen Zeuge. Die von Ulea fahren auch gegen Tuch und Nugor; die von Savonnemusoch werden auf diesen Reisen besucht, ohne selbst andere Inseln zu besuchen. In Pelli wird das Eisen, welches die Europäer dorthin bringen, gegen Kurkuma eingehandelt. Auf den südwestlicheren Inselgruppen werden Zeuge gegen Eisen, welches ihnen fehlt, eingetauscht. Ein Geschwader von zehn Segeln, fünf aus Mogemug und fünf aus Eap, vollbrachte diese Reise; die Seefahrer selbst hat Kadu auf Eap persönlich gekannt.

Ihrer Schiffahrt dient zur Leiterin die Kenntnis des gestirnten Himmels, den sie in verschiedene Konstellationen einteilen, deren jede ihren besonderen Namen hat.**

Sie scheinen auf jeder Fahrt den Auf- oder Niedergang eines andern Gestirns zu beobachten. Ein mißgedeuteter Ausdruck von Cantova hat ihnen irrig die Kenntnis der Magnetnadel zuschreiben lassen.*** Cantova meint nur die Einteilung des Gesichtskreises in zwölf Punkte, wie wir sie nebst andern Benennungen der Rumben[1] und Winde in unserm Vokabularium nach Don Luis de Torres und Kadu mitgeteilt haben. Der Steuermann eines Bootes leget nach Don Luis ein Stückchen Holz, einen kleinen Stab, flach vor sich hin und glaubt von demselben geleitet zu werden, wie wir von dem

* „Les habitants de l'isle d'Ulea et des isles voisines m'ont paru plus civilisés et plus raisonnables que les autres." — ** Nach Cantova wird die Sternkunde gelehrt: „Le maitre a une sphère, où sont tracés les principaux astres." — *** „Ils se servent d'une boussole qui a douze aires de vent."

[1] Vgl. oben, S. 415, Anm. 3.

Kompaß. Es ist uns nicht unbegreiflich, daß dieser Stab, im Moment der Beobachtung gestellt, im Gebiet sehr beständiger Winde den gegen den Wind zu haltenden Kurs zu versinnlichen dienen könne.

Man zählt auf den Karolineninseln Tage und Monde und teilt das Jahr nach der Wiederkehr und dem Verschwinden der Gestirne in seine Jahrszeiten ein. Niemand aber zählt die Jahre. Das Vergangene ist ja vergangen, das Lied nennet die Namen, die der Aufbewahrung wert geschienen, und sorglos wallet man den Strom hinab.*

Kadu wußte ebensowenig sein eignes Alter als jeder Insulaner des östlicheren Polynesiens. — Das Leben dieser Insulaner, unbedächtlich, entschlossen und dem Moment gehörend, ist vieler der Qualen bar, die das unsere untergraben. Als wir Kadu von dem unter uns nicht beispiellosen Selbstmorde erzählten, glaubte er sich verhört zu haben, und es blieb für ihn eins der lächerlichsten Dinge, die er von uns vernommen. Aber sie sind, und aus denselben Gründen, fremder planmäßiger Bedrückung unduldsam, und die Geschichte hat den Selbstmord des Volkes der Marianen unter den Spaniern (den Boten des Evangelii?) in ihr Buch aufgezeichnet.

Es werden auf allen Karolineninseln nur unsichtbare himmlische Götter geglaubt. — Nirgends werden Figuren der Götter gemacht, nirgends Menschenwerke oder körperliche Sachen verehrt. Kadu war in der Theosophie seines Volkes wenig bewandert. Was wir ihm hier nacherzählen, läßt vieles zu wünschen übrig und bedarf vielleicht der Kritik. Wir haben nach ihm das Wort Tautup (Tahutup, Cant.[1]), auf Radack Jageach, durch das Wort Gott übersetzen zu müssen geglaubt. Nach Cantova sind die Tahutup abgeschiedene Seelen, die als Schutzgeister betrachtet werden.

Der Gott (Tautup) von Ulea, Mogemug, Eap und Ngoli

* „Carpe diem.“[2]

[1] D. i. Cantova. — [2] Die Horazische Wendung („Oden“, Buch I, 11, 8) zitiert Chamisso auch in den Anmerkungen zur „Idylle“ im Bd. 1, S. 455 dieser Ausgabe.

heißt Engalap, der von Feis: Rongala, der von Elath und Lamureck: Fuss, der von der wüsten Insel Fayo: Lagé. —

Ist Engalap der Eliulep von Cantova, Aluelap von Don Luis de Torres der große Gott?

Menschen haben Engalap nie gesehen. Die Väter haben die Kunde von ihm den Kindern überliefert. — Er besucht abwechselnd die Inseln, wo er anerkannt wird. Die Zeit seiner Gegenwart scheint die der Fruchtbarkeit zu sein. Er ist mit Rongala, dem Gott von Feis, durch Freundschaft verbunden; sie besuchen gastfreundlich einander. Mit Fuss, dem Gott von Lamureck, scheint er in keinem Verhältnis zu stehen.

Es gibt auf Ulea und den östlicheren Inseln (Lamureck usw.) weder Tempel noch Priester, und es finden da keine feierliche Opfer statt. Auf Mogemug, Eap und Ngoli sind eigene Tempel erbaut, Opfer werden dargebracht, und es gibt einen religiösen Dienst.

Kadu hat uns berichtet, wie er es auf Eap, wo er sich lange aufgehalten, befunden hat, und er behauptet, daß es auf den beiden nächsten Gruppen sich ebenso verhält. Es haben beide Geschlechter andere Tempel und andere Opferzeiten. Bei den Opfern der Weiber ist kein Mann gegenwärtig. Bei den Opfern der Männer ist der Häuptling der Opfernde. Er weihet dem Gott durch Emporhalten und Anrufen eine Frucht jeglicher Art und einen Fisch. Die Formel ist: Wareganam gure Tautup; das Volk wiederholt das letzte Wort. Die geopferten Früchte werden nicht verzehrt, sondern in dem Tempel weggelegt. Die Menschen bleiben zu diesen Opfern einen Monat lang im Tempel versammelt und abgeschieden, wo sie ihre Nahrung von außen her erhalten. Jeder weihet von allen Früchten oder Fischen, die er während der Zeit verzehrt, den ersten Bissen nach obigem Brauche ein und wirft dann solchen ungenossen weg. Gesänge oder Tänze finden in dem Tempel nicht statt. Diese Feierlichkeit wird abwechselnd einen Monat in einem Gebiete, den folgenden in einem andern gehalten. Kadu hat als ein Fremder der Feier im Tempel nicht beigewohnt. Er ist in denselben nie eingetreten. Der ist außer den Opferzeiten jedem andern als dem Häuptling und Priester verboten. (Matamat.)

Rongala hat zu Feis keine Tempel. Es gibt aber Zeiten, wo er auf die Insel herabsteigt und unsichtbar im Walde gegenwärtig ist. Dann dürfen die Menschen nicht laut sprechen oder gehen, dann nähern sie sich dem Walde nur mit Kurkuma gefärbt und festlich geschmückt.

Wir teilen die Götterlehre von Ulea nach Don Luis de Torres getreu und ausführlich mit. Cantova, den wir hier zu vergleichen bitten, erzählt die Abstammung der Götter fast auf dieselbe Weise und etwas vollständiger. Die liebliche Mythe von Olifat ist völlig neu.

Angebetet werden drei Personen im Himmel: Aluelap, Lugeleng und Olifat. Der Ursprung aller Dinge ist aber wie folgt. Vor allen Zeiten war ein Götterweib, Ligopup geheißen. Diese wird für die Erschafferin der Welt gehalten.* Sie gebar Aluelap, den Herrn alles Wissens, den Herrn der Herrlichkeit, den Vater von Lugeleng.** Wer aber Lugelengs Mutter und wie dessen Geburt gewesen, weiß man nicht. Lugeleng hatte zwei Weiber, eine im Himmel und eine auf Erden. Die himmlische hieß Hamulul, die irdische Tarisso, die an Schönheit und andern natürlichen Gaben sondergleichen war.

Tarisso gebar Olifat*** nach vier Tagen Schwangerschaft aus ihrer Scheitel. Olifat entlief sogleich nach seiner Geburt, und man folgte ihm nach, um ihn von dem Blute zu reinigen. Er aber sagte, er wolle selber es tun, und litt nicht, daß man ihn berühre. Er reinigte sich an dem Stamme der Palmbäume, an denen er vorbeilief, daher sie ihre rötliche Farbe behalten. Man rief ihm zu und verfolgte ihn, um ihm die Nabelschnur abzuschneiden. Er aber biß sie sich selber ab; er sagte, er wolle selber für sich sorgen, und ließ sich von keinem Sterblichen berühren. Er gedachte, wie es Brauch sei, den Neugebornen

* Nach Cantova Ligopud, Schwester und nicht Mutter von Eliulep (Aluelap T.), Erschafferin der Menschen. Die ersten der Götter sind aber Sabucur und sein Weib Halmelul, Eltern von Eliulep und Ligopud. — ** Lugueileng nach Cantova, der dessen Mutter nennt Leteuhieul, aus Ulea gebürtig. — *** Oulefat Cant. Er nennt die Weiber von Lugueileng nicht, läßt aber die irdische Mutter von Oulefat aus der Insel Falalu der Provinz von Hogoleu gebürtig sein. — Diese Insel ist dem Kadu unbekannt; sie heißt Felalu auf der Karte von Don Luis de Torres.

die Milch der jungen Kokosnuß trinken zu lassen, und kam zu seiner Mutter, die ihm den Kokos zu trinken reichte. Er trank und wandte die Augen gegen den Himmel, worin er seinen Vater Lugeleng gewahrte, welcher nach ihm rief. Da folgte er dem Rufe seines Vaters und seine Mutter mit ihm. Also schieden beide von der Welt. Wie Olifat in dem Himmel angelangt war, begegnete er daselbst etlichen Kindern, die mit einem Haifische spielten, welchem sie eine Schnur um den Schwanz gebunden hatten. Er stellte sich, um unerkannt zu bleiben, aussätzig an. Da hielten ihn die Kinder fern von sich und berührten ihn nicht. Er begehrte von ihnen den Fisch, um auch damit zu spielen, und sie verweigerten ihm denselben. Einer jedoch erbarmte sich seiner und reichte ihm die Schnur, woran der Fisch gebunden war. Er spielte eine Weile damit und gab ihn sodann den Kindern wieder, sie ermahnend, sich nicht zu fürchten, sondern fortzuspielen; der Fisch werde ihnen nichts tun. Er biß aber alle bis auf den, der sich dem Olifat gefällig erwiesen. Olifat hatte dem Haifisch, der zuvor keine Zähne gehabt und unschädlich gewesen, geflucht. Also ging er fürder durch den Himmel, seinen Fluch bei ähnlichen Gelegenheiten allen Kreaturen erteilend, weil man ihn in der Herrlichkeit reizte. Da keiner ihn kannte und er zu seinem Vater noch nicht gekommen, der allein ihn erkennen konnte, stellte man seinem Leben nach. Er kam an einen Ort, da ein großes Haus gebaut wurde; er begehrte von den Arbeitern ein Messer, um Kokosblätter für das Dach schneiden zu helfen; sie schlugen es ihm aber ab; einer jedoch reichte es ihm, und er schnitt sich eine Last Blätter; aber er verfluchte alle Arbeiter bis auf den, der ihm behülflich gewesen, daß sie regungslos zu Bildsäulen erstarrten. Lugeleng aber, der Herr des Baues, erkundigte sich nach seinen Arbeitern, und es wurde ihm berichtet, wasmaßen dieselben regungslos wie Bildsäulen erstarrt seien. Daran erkannten Lugeleng und Aluelap, daß Olifat im Himmel wandelte. Sie fragten den Mann, der noch bei der Arbeit geschäftig Kokosblätter zu dem Bau trug, ob er nichts umher gesehen, und er antwortete, er habe nichts gesehen denn einen Kanduru (eine Art Uferläufer), in welchen Vogel sich Olifat

verwandelt hatte. Sie schickten den Mann aus, den Kanduru zu rufen; als er es aber tat, erschrak der Vogel ob der Stimme und flog davon. — Der Mann berichtete das, und die Götter fragten ihn, was er denn dem Vogel entboten. Er antwortete, er habe ihn kommen heißen. Sie schickten ihn abermals aus und unterwiesen ihn, den Vogel sich entfernen zu heißen, weil er den Häuptern hinderlich sei. Er tat es also, und der Vogel kam alsbald herbei. Er verbot ihm ferner, hineinzugehen und sich in Gegenwart der Häupter zu setzen, und der Vogel tat alsbald, was ihm verboten ward. Sobald derselbe sich gesetzt hatte, befahl Lugeleng, die Arbeiter, welche im Walde erstarrt geblieben, zusammenzurufen, und diese kamen alsbald zur Bewunderung der Umstehenden; denn Aluelap und Lugeleng wußten allein, daß jener Olifat war.

Die Arbeiter fuhren nun mit dem Bau fort und gruben tiefe Löcher in den Boden, um die Pfosten darin aufzurichten. Dieses schien ihnen, die damit umgingen, den Olifat zu töten, wegen des vielen Unheils, das er gestiftet, eine gute Gelegenheit zu sein. Olifat erkannte aber ihren Vorsatz und führte bei sich versteckt gefärbte Erde, Kohlen und die Rippe eines Palmblättchens. So grub er nun in der Grube und machte unten eine Seitenhöhle, sich darin zu verbergen. Sie aber glaubten, es sei nun die Zeit gekommen, warfen den Pfosten hinein und Erde um dessen Fuß und wollten ihn so zerquetschen. Er aber rettete sich in die Seitenhöhle, spie die gefärbte Erde aus, und sie meinten, es sei sein Blut. Er spie die Kohlen aus, und sie meinten, es sei die Galle. Sie glaubten, er sei nun tot. Mit der Kokosrippe machte Olifat durch die Mitte des Pfostens sich einen Weg und entwich. Er legte sich als ein Balken quer über den Pfosten, aus dem er herausgekommen, und wurde nicht bemerkt. Als nun das Tagewerk vollendet war, setzten sich die Arbeitsleute zum Mahl. Olifat schickte eine Ameise hin, ihm ein Bißlein Kokos zu holen. Sie brachte ihm ein Bröckelchen davon nach ihren Kräften. Er ergänzte selbiges nach seiner Macht zu einer ganzen Nuß. Er rief sodann laut: „Gebet acht da unten, ich will meinen Kokos spalten." Sie wurden ihn bei dem Ausruf gewahr und wunderten sich sehr, daß er am Leben geblieben sei. Sie hielten ihn für Aus,

den bösen Geist.* Sie beharrten bei ihrem Vorsatz, ihn umzubringen, und sagten ihm, er solle nur seine Mahlzeit beendigen, sie würden nachher ihm einen Auftrag geben. Sie schickten ihn nach dem Hause des Donners, demselben sein Essen zu bringen. Olifat nahm ein Rohr zu sich und ging getrost hin. Er kam zu dem Donner ins Haus und sagte ihm roh und herrisch: „Ich habe mich ermüdet, dir die Nahrung deines mißgestalteten Mundes zu bringen." Er gab das Essen ab und ging. Der Donner wollte über ihn herfallen, er aber versteckte sich in sein Rohr. Der Donner konnte ihn nicht finden und ließ ab, ihn zu verfolgen. Olifat kam wieder hervor und erregte, da er aus dieser Prüfung ohne Unheil zurückgekehrt, desto größere Bewunderung. Die Werkleute schickten ihn abermals aus, dem Fische Fela sein Essen zu bringen.** Olifat trat ein in des Fisches Fela Haus, und da dieser selbst nicht zugegen war, so warf er denen, die da waren, das Essen hin, indem er sagte: „Nehmet hin für euch", und ging. Als der Fisch nach Hause kam, so fragte er nach dem, der das Essen gebracht. Die Familie erzählte ihm, einer hätte ihnen das Essen zugeworfen, sie wüßten aber nicht, wer er sei, noch wohin er gegangen. Der Fisch fing nun an, eine Angel an einer langen Leine nach allen Winden auszuwerfen, und wie er zuletzt die Angel nach Norden auswarf, so zog er den Olifat heraus. Da gab er ihm den Tod. Nachdem vier bis fünf Tage verstrichen, ohne daß Olifat wieder erschienen, so trösteten sich die, welche ihm im Himmel nachstellten, und meinten, er sei nun tot. Aber Lugeleng suchte seinen Sohn und fand ihn endlich entseelt und voller Würmer. Er hob ihn in seinen Armen empor und weckte ihn wieder auf. Er fragte ihn, wer ihn getötet. Olifat antwortete, er wäre nicht tot gewesen, sondern hätte geschlafen. Lugeleng rief den Fisch Fela zu sich und schlug ihn mit einem Stock über den Kopf und zerbrach ihm die obere Kinnlade. Daher die Gestalt, die er nun hat. Aluelap, Lugeleng und Olifat gingen nun in die Herrlichkeit ein, wo sie die Gerechtigkeit auszuüben sich beschäftigen.

* Nombre que dan al Diablo.[1] — ** Dies ist ein Fisch, dessen obere Kinnlade um vieles kürzer ist als die untere.

[1] „Ein Name, den sie dem Teufel geben."

Andere bringen die Zahl der Himmlischen auf sieben, als da sind: Ligopup, Hautal, Aluelap, Litefeo, Hulaguf, Lugeleng und Olifat.

Auf die Frage, ob andere Inseln einen andern Glauben hätten, antworteten etliche, dieses sei der Glaube der ganzen Welt, und die Welt würde untergehen, wenn es Aluelap verhänge.

Wir führen zur Vergleichung noch die Lehre der ehemaligen Einwohner der Marianeninseln an. Velarde, T. 2., f. 291. Puntan war ein sehr sinnreicher Mann, der vor Erschaffung des Himmels und der Erde viele Jahre in den leeren Räumen lebte. Dieser trug, als er zu sterben kam, seiner Schwester auf, daß sie aus seiner Brust und Schultern den Himmel und die Erde, aus seinen Augen die Sonne und den Mond, aus seinen Brauen den Regenbogen verfertigte.*

Obgleich zu Ulea kein öffentlicher Dienst der Götter oder der Gottheit stattfindet, sind doch nach Don Luis de Torres die Menschen nicht ohne frommen Sinn. Der einzelne legt zuweilen Früchte als Opfer den Unsichtbaren hin, und es wird niemandem verarget, dieses Opfer aufzunehmen und zu verzehren.

Cantova erwähnt einer eigenen Weise, das Los zu befragen. Das Verfahren dabei ist folgendes. Man reißet aus einem Kokosblättchen von jeder Seite der Rippe zwei Streifen, indem man die Silbe pué pué pué rasch hintereinander hersagt, knüpfet sodann hastig und ohne zu zählen, Knoten in jeglichen Streifen, indem man die Frage, die man dem Schicksal vorzulegen hat, mit vernehmbaren Worten wiederholt. Der erste Streifen wird zwischen dem kleinen und dem Ringfinger mit vier Knoten nach dem Innern der Hand genommen, der zweite

---

* So in unserer nordischen Mythologie:

| | |
|---|---|
| Or Ymis holdi, | wörtlich: Aus Ymers Fleisch |
| Var iörth vm scavpvth | Ward die Erde geschaffen, |
| enn or beinom biörg, | Aber aus (seinen) Gebeinen Felsen, |
| Himinn or havsi | Der Himmel aus dem Schädel |
| ins hrimkalda iotvnns | Des eiskalten Giganten, |
| Enn or sveita siör. | Aber aus seinem Blute die See. |

„Vafthrudnismal" XXI. „Edda Saemundar", p. 13.

zwischen dem Ring- und mittleren Finger mit drei Knoten nach dem Innern der Hand, sowie die andern mit abnehmender Knotenzahl zwischen dem mittleren und Zeigefinger und zwischen Zeigefinger und Daumen. — Nachdem die Zahl der nach dem Rücken der Hand heraushängenden Knoten mit den Zahlen der Finger eins, zwei, drei und vier zusammentrifft oder davon abweicht, spricht sich das Los günstig oder ungünstig aus.

Es werden zu Ulea wie unter allen Völkern der gläubigen Bräuche viele beobachtet, und auch manche Beschwörungen sind im Schwange. Wir haben das Zerschneiden des Delphins erwähnt. Es wird ein kleiner Fisch häufig gefangen, mit welchem Kinder nicht spielen dürfen. Geschähe es, daß wer einen dieser Fische bei dem Schwanze anfaßte und aufhöbe, so daß der Kopf nach unten hinge, würden bei dem nächsten Fischfange alle Fische ebenso mit dem Kopf nach unten die Tiefe suchen, und es könnte keiner gefangen werden. Es dürfen nicht mehrere Menschen Früchte von derselben Bananentraube genießen. Wer eine der Bananen gegessen hat, nur der darf die andern verzehren.

Auf der wüsten Insel Fayo wird wie auf Bygar das süße Wasser in den Wassergruben besprochen.

Es gibt eine schwarze Vogelart, die auf dieser Insel in heiligem Schutze steht, und die nicht getötet werden darf. —

Die von Eap sind ihrer Zauberkünste wegen berüchtigt. Sie verstehen den Wind zu besprechen, den Sturm zu beschwören, daß er schweige, und bei der Stille den Wind aus dem günstigen Rumbe[1] herzurufen. — Sie verstehen, indem sie mit Beschwörungen ein Kraut ins Meer werfen, die Wellen aufzuwiegeln und unendliche Stürme zu erregen. Dem wird der Untergang vieler Fahrzeuge aus Mogemug und Feis zugeschrieben, ja die allmähliche Entvölkerung dieser Insel. In einem süßen Wasser des Gebietes Sütemil befinden sich zwei Fische, nur spannenlang, aber uralt; sie halten sich beständig in einer Linie mit dem Kopf gegeneinander gekehrt. Wenn man den einen etwa mit einer Gerte berührt, daß er sich vorwärts bewege und beide sich kreuzen, so wird die Insel in ihrer Grundfeste erschüttert, und es ist des

[1] Vgl. oben, S. 415, Anm. 3.

Erdbebens nicht Ruhe, bis beide ihre gewohnte Stellung wieder angenommen. Über diesen Fischen und dem Wasser, worin sie sich befinden, ist ein Haus erbaut, und darüber wachen die Häuptlinge, bei deren Tode manchmal ein Erdbeben veranstaltet wird.

Ein gewisser Eonopei (er ist jetzt tot, sein Sohn Tamanagack ist ein Häuptling des Gebietes Eleal) zeigte einst unserem Freunde Kadu ein merkwürdiges Probestück seiner Kunst. Eonopei bereitete aus Taroteig einen runden, flachen Kuchen. Es war Nacht und Vollmondschein. Er begann unter Beschwörungen von seinem Kuchen zu essen. In dem Maße, als er dessen Scheibe antastete und davon einen Einschnitt aß, ward die erst volle Scheibe des Mondes angegriffen und mehr und mehr sichelförmig ausgeschweift. Als er so eine Zeitlang magisch an dem Monde gezehrt hatte, änderte er sein Verfahren und seine Beschwörungen. Er hub an, den übriggebliebenen weichen Teig seines Kuchens wiederum in die Form einer vollen Scheibe zu kneten, wobei denn die Mondssichel sich gleichmäßig wieder füllte und zuletzt der Mond wieder voll erschien. Kadu saß indes dicht neben dem Beschwörer, betrachtete alles, den Mond und den Kuchen, mit der größten Aufmerksamkeit und bewunderte, wie die Rundung beider gleichmäßig erst verletzt und dann wieder ergänzt wurde. Wir lassen die uns unverdächtige Aussage unseres kindergleichen Freundes auf sich beruhen, es aufgeklärten Auslegern überlassend, dieselbe auf eine Mondfinsternis zu deuten, welche jedoch auf Eap vor Erfindung der Schrift nicht wohl als vorausberechnet angenommen werden darf.

Feste und Gelage, die bei verschiedenen Gelegenheiten, dem Durchbohren der Ohren der Kinder, dem Abschneiden ihres Haares auf Eap, dem Tatuieren u. a. m., stattfinden, scheinen nichts Religiöses zu haben.

Gesang und Tanz, meist unzertrennlich, machen überall die Hauptergötzung, die Hauptlustbarkeiten aus. Es gibt verschiedene Arten Festspiele, die von den verschiedenen Geschlechtern oder von beiden vereint aufgeführt werden, und jede derselben hat einen anderen Charakter und einen eigenen Namen. Diese Gesänge werden aber von keinem musikalischen Instrument begleitet, und selbst die Trommel ist auf den Karolineninseln unbekannt.

Die Häuptlinge scheinen nach einer Art Lehnssystem einander untergeordnet zu sein. Die Meinung erhebt sie hoch über das niedere Volk, und es werden ihnen außerordentliche Ehrfurchtsbezeugungen gezollt, die uns aus Cantovas Briefen und (für Pelli) aus dem „Account of the Pelew Islands" bekannt sind. Man bückt sich vor ihnen zur Erde und kriecht nur zu ihnen hin. Im Angesicht der Insel Mogemug, Wohnsitz des Oberhauptes der Gruppe dieses Namens, lassen die Boote ihre Segel herab. Diese Verehrung der adeligen, vielleicht göttlichen Abstammung scheint in rein menschliche Verhältnisse nicht einzugreifen, welche unbeschadet der Rangverhältnisse, denen ihr Recht geschieht, zwischen Häuptling und Mann stattfinden. Die Oberhäupter haben eine große Autorität und verwalten die strafende Gerechtigkeit nach dem Grundsatze der strengen Wiedervergeltung. Aug' um Aug', Zahn um Zahn.

Die Verbrecher werden nach Cantova nur durch Verbannung gestraft. Wir erzählen unserm Freunde Kadu eine Geschichte nach, worin es sichtbar wird, wie mit großer Milde das Verbrechen weniger gesühnt als unterdrückt werden soll. Wir wähnen „Fin voleur"[1], das volkstümliche Märchen aus dem Munde unserer Ammen, zu vernehmen.

Auf einer Insel von Mogemug wurden die Bäume regelmäßig ihrer besten Früchte beraubt, ohne daß die Menschen, die aufmerksam einander bewachten, eine lange Zeit hindurch den Täter zu entdecken vermochten. Sie wurden endlich inne, daß ein anscheinlich frommer Knabe allnächtlich aufstand und den Diebstahl verübte. Sie züchtigten ihn und gaben auf ihn acht. Er aber belog ihre Wachsamkeit und ließ von seiner Sitte nicht ab. Sie sperrten ihn während der Nacht ein, sie banden ihm die Hände auf den Rücken, aber der schlaue Dieb verstand alle ihre Vorsicht zu vereiteln, und es geschah nach wie vor. Sie brachten ihn auf eine entlegene, unbewohnte Insel der Gruppe, die kärglich zu der Nahrung eines Menschen genügen konnte. Sie ließen ihn da allein. Sie bemerkten aber bald, daß solches nichts gefruchtet, und ihre Bäume wurden nach wie vor beraubt. Etliche

[1] D. h. „der schlaue Dieb". Vgl. in Grimms „Kinder- und Hausmärchen" Nr. 192: „Der Meisterdieb".

fuhren nach der wüsten Insel hinüber und fanden den jungen Menschen in großem Überfluß von den Früchten ihres Eigentums schmausend. Ein Baumstamm diente ihm zu einem Boot, und er fuhr allnächtlich auf seine Ernte aus. Sie zerstörten dieses Fahrzeug und überließen ihn, unschädlich gemacht, seiner Einsamkeit. Sie hatten nun Ruhe. Sie wollten nach einiger Zeit wissen, wie es ihm ginge, und etliche fuhren wiederum nach der Insel. Sie sahen und hörten nichts von ihm. Nachdem sie vergeblich im Walde nach ihm gerufen und gesucht, kehrten sie nach dem Strande zurück und fanden nun ihr Boot nicht mehr. Der schlaue Dieb war damit in die See gegangen. Er segelte nach Sorol über. Er ließ auf dieser Gruppe von seiner Tücke nicht ab, sondern sann auf größere Unternehmungen. Er vermochte den Häuptling von Sorol zu einem Anschlage gegen Mogemug. Er sollte bei einem nächtlichen Überfall die Häuptlinge töten und sich die Obergewalt anmaßen. Die Verschworenen kamen bei Tage in Ansicht von Mogemug. Sie ließen die Segel nieder, die Nacht auf hoher See zu erwarten. Das Boot war dennoch bemerkt worden, und sie wurden, sowie sie landeten, umringt. Der Aufwiegler ward getötet. Die von Sorol zogen frei nach ihrer Insel zurück.

Die Erbfolge geht zu Ulea und Eap wie auf Radack erst auf die Brüder, sodann auf die Söhne des Erstgebornen.

Nach Kadu sollen die Häuptlinge ihrem Erstgebornen den Namen ihres Vaters, dem zweiten Sohn den Namen des Vaters ihrer Frau, dem dritten wieder den Namen ihres Vaters und so fort, die Leute aus dem Volke hingegen ihrem Erstgebornen den Namen des Vaters ihrer Frau und den andern Kindern andere Namen geben, und so soll es auch auf Radack beobachtet werden. Nach Don Luis de Torres liegt in den Namen die Andeutung der Sippschaft, und es läßt sich daran erkennen, wessen Sohn und Enkel einer sei.

Der freundliche Namentausch, eine allgemeine Sitte des östlichen Polynesiens, ist auf den Karolinen unbekannt, und Kadu leugnete anfangs, daß er auf Radack gebräuchlich sei, ob er gleich selbst in der Folge Beispiele davon aufführte. —

Die Ehen werden ohne Feierlichkeit geschlossen. Der Mann

macht dem Vater des Mädchens, das er heimführt, ein Geschenk von Früchten, Fischen und ähnlichen Dingen. Die Ansehnlichkeit dieser Gift richtet sich nach dem Range des Brautvaters; denn Ehen finden auch zwischen Ungleichgebornen statt. Ist nur der Vater oder nur die Mutter aus der Klasse der Häuptlinge, so werden die Kinder dieser Klasse auch zugezählt. Im ersten Fall erweiset der Mann und Vater seinem Weibe und seinen von ihr gezeugten Kindern die äußerlichen Ehrfurchtsbezeugungen, die ihrem Range zukommen. Die Mehrheit der Weiber ist zugelassen. Die Ehen werden ohne Förmlichkeit getrennt, wie sie ohne Förmlichkeit geschlossen werden. Der Mann schickt seine Frau ihrem Vater zurück. Die Männer wohnen ihren Weibern auch bei, wenn sie gesegneten Leibes sind, nicht aber, wenn sie ein Kind an der Brust haben. Das letztere geschieht nur auf Radack; das erstere wird, gegen Wilsons Zeugnis, ausdrücklich von Pelli behauptet. Dort läßt ein Häuptling, der gewöhnlich mehrere Weiber hat, seine Stelle bei der seiner Frauen, die in diesem Falle ist, von einem ausgesuchten Manne (ab egregie mentulato quodam) vertreten. — Wir werden von den Sitten von Pelli besonders reden. — Ehefrauen sind auf den übrigen Inseln allein ihren Männern ergeben. Sie sind in Pflicht genommen, und es scheint die Unverdorbenheit des Volkes ihre Tugend zu behüten. Unverheirateten gewährt die Sitte, ihre Freiheit zu genießen. Sie bringen in eigenen großen Häusern die Nächte zu Der Kindermord ist unerhört; der Fürst würde die unnatürliche Mutter töten lassen.

Was wir von der Bestattung der Toten auf Radack berichtet, ist auch auf Ulea und den östlicher gelegenen Inseln Brauch. Auf Feis, Mogemug und Eap werden nach Kadu die Leichen aller ohne Unterschied der Geburt auf den Inseln beerdigt. Wir sehen jedoch auf Mogemug nach der großen Tragödie, welche die Geschichte der Karolinischen Missionen beschließt, gegen die Körper der erschlagenen bedrohlichen Fremden die Bräuche von Ulea beobachten und müssen glauben, daß Kadu in Rücksicht auf Mogemug irrt. Auf Eap sind die Begräbnisse im Gebirge. Die Bergbewohner holen die Leichen der im Tale Verstorbenen ab und erhalten für dieses Amt ein Geschenk an

Früchten, Wurzeln usw. Es scheint, daß keiner der Angehörigen zu Grabe folgt.

Ein unverbrüchlicher Freundschaftsbund wird auf allen diesen Inseln ausschließlich zwischen zwei Männern geschlossen, der mit ganz besonderer Kraft die Verbündeten gegeneinander verpflichtet. Der Häuptling und der geringe Mann können auch dieses Bündnis eingehen, unbeschadet der Rangverhältnisse, denen ihr Recht fortwährend geschieht. Ob sich gleich diese Freundschaft auf allen diesen Inseln wiederfindet, ist sie doch an verschiedenen Orten mit verschiedenen Rechten und Pflichten verknüpft. Auf Eap muß bei jedem Handel der Freund für seinen Freund stehen, und wo ihm Unbill geschieht, oder wo er gefällt[1] wird, liegt ihm die Pflicht der Rache ob. Zu gleichen Verpflichtungen kommt auf Ulea eine neue hinzu. Wenn der Freund die Gastfreundschaft seines Freundes anspricht, so tritt ihm dieser auf die Zeit seines Besuches sein Weib ab, welches auf Feis und westlicher nicht geschieht. Wir haben gesehen, daß auf Radack die Pflicht in erster Hinsicht unverbindlicher, in anderer dieselbe ist als auf Ulea.

Die Berührung mit der Nase ist wie auf den Inseln des östlichen Polynesiens die bräuchliche Liebesbezeugnug.

Den Krieg kennen unter den Karolinen nur Pelli, Eap, Tuch und die entlegeneren Inseln, womit Tuch in Fehde ist. Die übrigen Inseln genießen wie Ulea eines ungestörten Friedens. „Da", wiederholte oft und gern unser gutherziger Gefährte, „da weiß man nichts von Krieg und Kampf, da tötet nicht der Mann den Mann, und wer den Krieg sieht, dem wird das Haar weiß." — Auf Eap hat nicht immer der Krieg geherrscht. Sonst erkannte die Insel die Autorität eines Oberhauptes, und es war Friede. Seit aber Gurr, der letzte Alleinherrscher, nicht mehr ist, fechten häufig die Häuptlinge der verschiedenen Gebiete ihre Fehden blutig aus. Wo eine Übertretung, eine Beleidigung geschehen, wird das Tritonshorn geblasen. Beide Parteien rücken in Waffen gegeneinander. Man unterhandelt. Wo Genugtuung verweigert wird und kein Vergleich zustande kömmt, wird gekämpft.

[1] D. h.: wo er getötet wird (nach altem Sprachgebrauch).

Der Krieg dauert, bis von jeglicher Seite einer aus der Klasse der Häuptlinge gefallen ist und die der Gegenpartei von seinem blutigen Fleische gekostet haben. Ein jeder führt eben nur ein Stückchen zum Munde. Dies ist eine unerläßliche Förmlichkeit. Der Friede, wenn erst diese Bedingung erfüllt ist, tritt wieder ein, und Ehen zwischen beiden Gebieten besiegeln ihn. Der Charakter dieser Insulaner ist dennoch mild und gastfreundlich wie auf den übrigen Inselgruppen. Der Fremde auf Eap und Pelli geht unbefährdet durch die kriegführenden Parteien und genießt hier und dort gleich freundlichen Empfang. — Die von Eap werfen den Wurfspieß in Bogen mit Hülfe eines rinnenförmigen Stückes Bambus, worin das unbewaffnete Ende des Geschosses gehalten wird und beim Wurf den Anstoß erhält. Sie treffen so auf eine außerordentliche Weite. Es scheint diese Waffe mit der der Aleuten und nördlichen Eskimos im wesentlichen zusammenzutreffen. — Sie haben auch den zweispitzigen Wurfstab der Radacker. Derselbe Wurfspieß wird, wenn die Streitenden sich genähert, grad und mit der bloßen Hand geworfen. Es wird zuletzt damit Mann gegen Mann gefochten. Der Häuptling leitet mit dem Tritonshorn das Treffen. Die Kriegsmacht zieht auf Booten und Flößen von Bambus gegen das feindliche Gebiet. Der Landung sucht man zu wehren. Auf dem Lande fallen die entscheidenden Kämpfe vor.

Die von Tuch gebrauchen in der Nähe den Wurfspieß, aus der Ferne aber die Schleuder. Ihr Wurf ist weit und sicher, sie handhaben diese Waffe mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit. Sie tragen sie auch im Frieden stets um das Haupt gebunden und gebrauchen sie, um Vögel zu töten, Früchte von den Bäumen herabzuwerfen und dergleichen. Kadu hatte auf Ulea von Eingebornen von Tuch die Schleuder brauchen gelernt, und er vertrieb sich oft unter uns die Zeit mit dieser Übung, worin er übrigens sehr ungeschickt war.

Don Luis de Torres lobte an seinen Freunden von Ulea, was an unsern Freunden von Radack zu loben uns gefreut hat. Sie sind gut, freundlich, zierlich und schamhaft. Nie ist ein Weib an Bord der Maria gestiegen. Sie sind gemütlich, liebevoll, freigebig und erkenntlich. Sie haben das Gedächtnis

des Herzens. Das Ding, das nützliche Werkzeug etwa, das sie als eine Gabe aus lieber Hand besitzen, erhält und trägt zum späten Angedenken unter ihnen den Namen des Freundes, der es ihnen verehrt hat. Und so wollte Kadu auf Radack den Tieren und Pflanzenarten, die wir eingeführt, unsere Namen zum ewigen Gedächtnis unser auflegen.

Von den Eingebornen der Pelew-Inseln (Palaos, Panlog) entwirft uns Cantova ein abschreckendes Bild.* Es sind nach den Nachrichten, die er eingesammelt, feindliche Menschenfresser. Dieselben erscheinen uns sodann in den Berichten des erkenntlichen Henry Wilson, der ihrer großherzigen Gastlichkeit die Rückkehr ins Vaterland verdankte, im günstigsten Lichte, dem Farbenspiele der Liebe, mit allen Tugenden ausgestattet, — und die Tat bewährt, daß sie die meisten dieser Tugenden ausgeübt. Wir leben mit Wilson unter diesem Volke, sehen mit eigenen Augen und urteilen selbst. Seit Wilson haben die Engländer, Spanier, Amerikaner die Pelew-Inseln unausgesetzt besucht, verschiedene Europäer haben sich dort angesiedelt, und der Trepang wird fortwährend auf deren Riffe für den Markt von Kanton gesammelt. — Kadu aus Ulea war auf den Pelew-Inseln, und in seinem Urteil geht eine Vergleichung beider Völker uns auf. Diese Vergleichung ist, wie das Urteil unsres Freundes, den Eingebornen von Pelli ungünstig. Kadu rügt besonders, wie er sie aller Scham entblößt befunden, so daß sie viehisch den Naturtrieb vor aller Augen befriedigten. Er erweckte in uns das Bild einer ausschweifenden Verderbtheit, wie sie auf den Sandwichinseln zu Hause ist.

Etliche Blätter, die ein Spanier, der neun Monate auf den Pelew-Inseln zugebracht, uns in Cavite über diese Inseln mitgeteilt, sind schmähend und nicht beurteilend abgefaßt. Er macht

* „Peuple nombreux, mais inhumain et barbare; les hommes et les femmes y sont entièrement nus et se repaissent de chair humaine, les Indiens des Carolines regardent cette nation avec horreur, comme l'ennemie du genre humain et avec laquelle il est dangereux d'avoir le moindre commerce. Ce rapport me paroit fidèle et très conforme à ce que nous en a appris le P. Bernard Messia, comme on le peut voir dans sa relation." Dieser Bericht wird nirgends gefunden und scheint nicht gedruckt worden zu sein.

weniger Eindruck auf uns als unser redlicher Freund, dessen Beschuldigungen er unter andern umständlich wiederholt. „Der Mann erkennt das Weib im Angesichte aller Menschen. Alle sind bereit, für jede Kleinigkeit ihre Weiber preiszugeben usw." Aber er gibt ihnen auch schuld, Menschenfleisch zu essen, und gönnt ihnen von Menschen kaum die Gestalt.

Wir legen seine traurige Schrift aus der Hand, nachdem wir bloß ihrer erwähnt. — Es sind wohl nicht mehr die unschuldigen, arglosen Freunde von Wilson. Was sie von uns gelernt, hat sie nicht besser gemacht.

## Die Penrhyninseln.*

Die hohen, vollen Wälder, welche die Kokospalme auf den Penrhyninseln bildet, täuschten uns von fern mit dem Anschein erhöheter Ufer. Rauch verkündete die Gegenwart des Menschen. Bald, als wir uns dem Lande genähert, umringten uns zahlreiche Boote, und ein friedliches Volk begehrte mit uns zu verkehren.

Die Insulaner sind stark und wohlgebaut, beleibter als die Bewohner der Osterinsel und von derselben Farbe als sie. Sie sind nicht tatuiert, dagegen haben viele quer in die Haut des Leibes und der Arme eingerissene Furchen, Striemen, die bei einem noch frisch und blutend schienen. Es fehlen ihnen öfters die Vorderzähne. Ältere Leute werden feist und haben dicke Bäuche. Wir bemerkten verschiedene Greise, die den Nagel des Daumens[1] wachsen gelassen, ein redendes Ehrenzeichen ihres vornehmen Müßigganges. Bei einem hatte dieser einwärts gebogene Nagel eine Länge von 2—3 Zoll erreicht.

Wir zählten gegen 36 Boote. In jedem waren 7 bis 13 Männer, welche zu einer Familie zu gehören schienen. Ein Greis (der Hausvater?) stand in der Mitte und führte das Wort. Er hatte, anscheinlich, als Friedenszeichen, das Ende eines Koko-

* Voyage of Governor Philip. Second Edition, London 1790, p. 233. — Lieut. Watts narrative of the return of the lady Penrhyn (Cap Sever), p. 254, und Appendix, p. 33, Table 7, p. 39.

[1] Daume (Daum), ältere Form für Daumen.

blattes um den Hals gebunden. Weiber befanden sich nur in drei Booten. In diesen nahm ein bejahrtes Weib (die Hausmutter?) den hinteren Sitz ein und schien eine gewichtige Stimme in den Angelegenheiten der Männer zu haben. Die Autorität keines einzelnen schien sich weiter als über sein eigenes Boot zu erstrecken.

Die Weiber tragen einen mit freihängenden Baststreifen besetzten Gürtel, welcher dem Männerkleide von Radack ähnlich ist; die Männer an dessen Statt nur ein durch Schnüre befestigtes Bündel von Kokosblättchen. Nur wenige hatten eine ärmliche Schulterbedeckung. Diese besteht in einer groben, aus zwei Stücken von einem Kokosblatt geflochtenen Matte. Ein Teil der Mittelrippe, der die Blättchen trägt, bildet den unteren Saum dieses korbähnlichen Mantels. Zuweilen sind gebleichte Pandanusblätter der Zierlichkeit wegen eingeflochten. Wenige trugen einen Kopfputz von schwarzen Federn.

Sie drängten sich gesprächig und zutraulich an das Schiff, keiner aber unterfing sich, unsern Einladungen, auf dasselbe zu steigen, Folge zu leisten. Sie hatten gegen unsere Waren, nach denen sie sich begierig zeigten, und die sie mit einer Art Verehrung empfingen, nur wenig zu vertauschen: einige Kokosnüsse, mehrstens unreife, den Durst zu löschen, zufällig mitgenommene Gerätschaften und ihre Waffen. Diese sind lange Spieße von Kokosholz, an deren Fuß eine Handhabe von anderem Holze mit Schnüren von Kokosbast befestigt ist, und deren Spitze entweder erweitert und zweischneidig, oder einfach und lang zugespitzt ist. Sie weigerten sich erst, diese Waffen zu veräußern, und entschlossen sich nur dazu gegen lange oder wollene scharlachene Gürtel. Wir erhandelten von ihnen etliche Fischangeln, die, aus zwei Stücken echter Perlmutter zusammengesetzt und auf das zierlichste gearbeitet, denen der Sandwichinseln vollkommen gleich waren.

Die Boote sind aus mehreren mittels Schnüren von Kokosbast wohl aneinander gefügten Holzstücken gearbeitet. Beide Enden sind über dem Wasser abgerundet und unter dem Wasser mit einem vorspringenden Sporen versehen. Sie haben einen Ausleger, und die Waffen liegen auf demselben verwahrt.

Ein Boot, welches aus einer der entfernteren Inseln der Gruppe unter Segel auf uns zukam, wurde nicht erwartet.

Die niedere Gruppe der Penrhyn ernährt reichlich eine starke Bevölkerung, welches das Ansehen der Menschen verbürgt. Wir kennen von ihren Erzeugnissen nur die Kokoswälder sondergleichen, die sie überziehen, und den Pandanus. Welche Früchte sonst und welche Wurzeln, ob auch das Schwein und der Hund oder letzterer allein daselbst vorhanden sind, haben wir aus keinen Merkmalen abnehmen können.

Als wir uns von den Penrhyn entfernten, überhingen sie blitzend und donnernd Gewitterwolken und gewährten uns ein erhabenes Schauspiel, dessen man selten zur See genießt.

---

Die Niedern Inseln unter dem 15.° südlicher Breite zwischen dem 138.° und 149.° westlicher Länge.

## Die Insel Romanzoff.

Die Niedern Inseln, welche wir gegen den 15.° südlicher Breite zwischen dem 138. und 149.° Länge westlich von Greenwich im Jahre 1816 gesehen, namentlich in der Ordnung, in der sie von Ost in West, der Richtung unsers Kurses, aufeinander folgen: die Zweifelhafte Insel (Sumnitelny Ostroff), die Inseln Romanzoff und Spiridoff, die Ruriks- und Deansketten und die Inseln Krusenstern[1], einerseits mit den Entdeckungen früherer Seefahrer und besonders mit denen von Le Maire und Shouten[2], deren Kurs wir folgten, zu vergleichen und andererseits ihre Namen auf der Karte von Tupaya, in deren Bereich sie sich befinden, aufzusuchen — überläßt der Verfasser dieser Aufsätze den gelehrten Hydrographen, die in Ansehung der gleichgestalteten Riffe und niedern Inseln dieses Meerstriches der wissenschaftlichsten Kritik bedürfen.

Krusenstern hat in seinen „Beiträgen zur Hydrographie", Seite 173 u. f., die erste dieser Aufgaben abgehandelt. Wir können jedoch in der traurigen Spiridoff-Insel die wohlbevölkerte

[1] Vgl. oben, S. 95, §. 4—27, und die Anmerkung dazu. — [2] Vgl. oben, S. 94, Anm. 2.

und mit Kokosbäumen reichbewachsene Sondergrondt nicht erkennen, was uns andre seiner Bestimmungen mit zu erschüttern scheint.

Die von uns gesehenen Inseln haben uns alle unwirtbar und wirklich unbewohnt geschienen, der Kokosbaum erhebt sich nur auf der kleinen Insel Romanzoff, der einzigen, auf der wir landeten. Die Bildung, zu der sie insgesamt gehören, ist bereits erläutert worden. Wir haben nur über die, welche wir betreten haben, einige Bemerkungen mitzuteilen. Ein Blick auf den Atlas wird in Rücksicht der übrigen belehrender sein, als was wir zu sagen vermöchten.

Die Insel Romanzoff ist von geringem Umfange. Der aufgeworfene Damm von Madreporengeschieben, der ihren äußern Saum bildet, schließt eine Niederung ein, wo die Dammerde mehr Tiefe zu haben scheint, und aus welcher sich schlankstämmige Kokospalmen hie und da erheben, ohne sich zu einem ganzen Walde zu drängen. — Der erhöhte schützende Rand ist auf der Seite unter dem Winde stellenweis durchbrochen, und es scheint, daß bei sehr hoher Flut das Meer in das Innere der Insel eindringen müsse. Das an manchen Stellen angesammelte Regenwasser war vollkommen süß.

Die Flora ist von der äußersten Dürftigkeit. Wir zählten nur neunzehn Arten vollkommene Pflanzen (ein Farrenkraut, drei Monokotyledonen[1] und fünfzehn Dikotyledonen[2]), und wir glauben nicht, daß viele unserer Aufmerksamkeit entgangen sind. Die niedern Akotyledonen[3], womit in höheren Breiten die Vegetation anhebt, scheinen zu fehlen. Die Lichene[4] erscheinen nur an älteren Baumstämmen als ein pulverähnlicher Überzug, und der schwarze Anflug des Gesteins scheint nicht vegetabilischer Natur zu sein. Ein Moos und etliche Schwämme, die wir auf Radack gefunden, haben sich uns auf Romanzoff nicht gezeigt. — Die Pflanzen, die wir beobachteten, waren: ein Polypodium[5], der Kokosbaum, der Pandanus, ein Gras, Scaevola Königii, Tournefortia argentea, Lythrum Pemphis, Guettarda speciosa,

[1] Pflanzen mit nur einem einzigen Samenlappen (Kotyledon). — [2] Pflanzen mit zwei Samenlappen. — [3] Pflanzen ohne Samenlappen, auch Kryptogamen genannt. — [4] Flechten. — [5] Tüpfelfarn.

eine Cassyta, eine Euphorbia, eine Boerhavia, eine krautartige Nesselart, Pflanzen, welche alle auf Radack vorkommen; und an Pflanzen, die daselbst fehlen: zwei strauchartige Rubiazeen, ein anderer Strauch, Lithospermum incanum *Forst.*, Portulacca (oleracea?), Lepidium piscidium *Forst.* und eine Buchnera (?).

Gesträuche mit ganzrandigen, einfachen, meist fleischigen Blättern und farblosen Blüten bilden ein leichtdurchdringliches Gebüsch, über welches der Kokosbaum sich erhebt, worin der Pandanus sich allein durch seine auffallende Form auszeichnet und nur die Cassyta mit blätterlosen, rötlichen Fäden rankt. Der Grund scheint überall durch das lose Pflanzenkleid hindurch.

Wir haben die Ratte, die freilich während der heißen Mittagsstunden (der Tageszeit, die wir auf der Insel zubrachten) sich eingezogen hält, nicht wahrgenommen. Verschiedene Arten Waldvögel (Numenius[1], Scolopax[2]) waren auf der Insel häufig, sie schienen nicht den Menschen fürchten gelernt zu haben. Sie wichen nur vor unsern Tritten wie zahmes Geflügel in einem Wirtschaftshof. Die Sterna stolida[3] war unter den Wasservögeln am häufigsten. Der zutrauliche Vorwitz dieses Vogels hat ihm billig seinen Namen verdient. Es flogen uns in diesem Meerstrich mehrere buchstäblich in die Hände, und wir schenkten etlichen ihre Freiheit wieder, nachdem wir ihnen Zettel mit dem Namen des Schiffes und dem Datum um den Hals gebunden hatten.

Eine kleine Eidechse schien auf der Insel Romanzoff der einzige unbeflügelte Gast zu sein. Ein kleiner Schmetterling war gemein und das einzige Insekt, das uns in die Hände fiel.

Die Insel Romanzoff wird von andern Inseln her besucht, welche außer Sicht von derselben liegen. — Der Landungsplatz ist auf der Seite, die dem Winde zugekehrt ist. Von da aus führen glänzend in die scharfen Korallentrümmer getretene Pfade in verschiedenen Richtungen durch die Insel. Wir fanden im Innern ein der Verwesung überlassenes kleines Boot, das aus einem Kokosstamm ausgehöhlt und mit einem Ausleger versehen war. An zwei verschiedenen Stellen standen leichte, zirkelförmige Hütten, die aus wenigen Stäben, groben Matten und Kokos-

[1] Brachvogel. — [2] Schnepfe. — [3] Die „dumme" Seeschwalbe.

blättern zusammengesetzt waren. Wir fanden in einer derselben ein kammähnliches Gerät von Holz, mit Schnüren von Kokosbast zusammengefügt. Gruben waren zum Ansammeln des Regenwassers gehöhlt. Feuer hatte an verschiedenen Orten über der Erde gebrannt; Backgruben bemerkten wir nicht. Unter dem Winde der Insel schien längs dem Strande ein Platz zum Aufziehen von Leinen eingerichtet zu sein, und in der Nähe dieses Ortes war ein junger Baum mit abgeschnittenen Ästen, woran Kokosnüsse und Blätter und eine Schnur von Kokosbast hingen.

Feste Wohnungen oder Morais waren auf der Insel Romanzoff nicht, und wir fanden keine Merkmale eines neulichen Besuches der Menschen.

## Waihu oder die Osterinsel. — Salas y Gomez.*

Wir setzten eben nur den Fuß auf den Lavastrand der Osterinsel und schmeicheln uns nicht, die Kenntnis, die man davon hat, beträchtlich erweitern zu können. Wir beziehen uns auf die Berichte unserer Vorgänger und suchen nur den Eindruck, den diese rasche Berührung in uns hinterließ, unserm Leser zu vergegenwärtigen.

Die Osterinsel erhebt sich mit breitgewölbtem Rücken, dreieckig, die Winkel an pyramidenförmige Berge anlehnend, majestätisch aus den Wellen empor. Es wiederholen sich in ihr im Kleinen die ruhig großartigen Linien von O-Waihi. Sie schien uns durchaus mit dem frischesten Grün angetan, die Erde überall und selbst an den steilsten Abhängen der Berge in gradlinichte Felder eingeteilt, die sich durch anmutige Farbenabstufungen unterschieden, und deren viele in gelber Blüte standen. Wir staunten diese vulkanische, steinbedeckte, wegen ihres Mangels an Holz und Wasser berüchtigte Erde verwundert an!

Wir glaubten einige der kolossalen Bildsäulen, die soviel Bewunderung erregen, auf der Südostküste mit dem Fernrohr unterschieden zu haben. In Cooksbai auf der Westküste, wo wir die Anker fallen ließen, sind diejenigen dieser Büsten, die den

* Krusenstern, „Beiträge zur Hydrographie", p. 219.

Landungsplatz bezeichneten, und die Lisianskoy noch gesehen hat, nicht mehr vorhanden.

Zwei Kanots (wir sahen im ganzen nur drei auf der Insel) waren uns, jedes mit zwei Mann bemannt, einladend entgegengekommen, ohne sich jedoch an das Schiff heranzuwagen. Schwimmende hatten unser zum Sondieren ausgesetztes Boot umringt und den Tauschhandel mit ihm eröffnet. Die Untreue eines dieser Handelnden war strenge bestraft worden. Wir ließen, eine Landung zu versuchen, ein zweites Boot in die See. Ein zahlreiches Volk erwartete uns friedlich, freudig, lärmend, ungeduldig, kindergleich und ordnungslos am Ufer. Mit Laperouse zu entscheiden, ob diese Kindermenschen zu bedauern sind, zügelloser zu sein als andere ihrer Brüder, ist unsers Amtes nicht. Gewiß ist es, daß dieser Umstand den Verkehr mit ihnen erschwert. Wir näherten uns dem Strande. Alles lief, jauchzte und schrie, Friedenszeichen, bedrohliche Steinwürfe und Schüsse, Freundschaftsbezeugungen wurden gewechselt. Endlich wagten sich die Schwimmenden haufenweise an uns heran, der Tauschhandel begann mit ihnen und ward mit Redlichkeit geführt. Alle, mit dem wiederholten Rufe Hóe! Hóe!, begehrten Messer oder Eisen gegen die Früchte und Wurzeln und die zierlichen Fischernetze, die sie uns anboten, zum Tausch. Wir traten auf einen Augenblick an das Land.

Diese als so elend geschilderten Menschen schienen uns von schönen Gesichtszügen, von angenehmer und ausdrucksvoller Physiognomie, von wohlgebildetem, schlankem, gesundem Körperbau, das hohe Alter bei ihnen ohne Gebrechen. Das Auge des Künstlers erfreute sich, eine schönere Natur zu schauen, als ihm die Badeplätze in Europa, seine einzige Schule, darbieten. Die bläulich breitlinichte Tatuierung, die den Lauf der Muskel kunstreich begleitet, macht auf dem bräunlichen Grunde der Haut eine angenehme Wirkung. Es scheint an Bastzeugen kein Mangel zu sein. Weiße oder gelbe Mäntel davon sind allgemein. Frische Laubkränze werden in den bald länger, bald kürzer abgeschnittenen Haaren getragen. Kopfputze aus schwarzen Federn sind seltener, wir bemerkten zierlich anliegende Halsbänder, die vorn mit einer geschliffenen Muschel (Patella) geschmückt waren. Keine

unschöne, entstellende Zieraten fielen uns auf. Die bei einigen Greisen durchbohrten und erweiterten Ohrlappen waren zusammengeknüpft, in das Loch wieder durchgezogen und unscheinbar. Die Schneidezähne waren öfters ausgebrochen. Einige junge Leute unterschieden sich durch eine viel hellere Farbe der Haut. Wir sahen nur wenige Weiber, diese mit dunkelrot gefärbten Gesichtern, ohne Reiz und Anmut und, wie es schien, ohne Ansehen unter den Männern. Eine derselben hielt einen Säugling an der Brust. Wir halten uns deshalb zu keinem Schluß über das Zahlenverhältnis der beiden Geschlechter berechtigt.

Wenn wir die Berichte von Cook, Laperouse, Lisianskoy und unsere eigenen Erfahrungen vergleichen, dränget sich uns die Vermutung auf, daß sich die Bevölkerung der Osterinsel vermehrt und der Zustand der Insulaner gebessert hat. Ob aber die wohltätigen Absichten des menschenfreundlichen Ludwig XVI., der diesem Volke unsere Haustiere, nutzbaren Gewächse und Fruchtbäume durch Laperouse überbringen ließ, erreicht worden, konnten wir nicht erfahren, und wir müssen es bezweifeln; wir sahen nur die in Cook aufgezählten Produkte, Bananen, Zuckerrohr, Wurzeln und sehr kleine Hühner.

Als wir am Abend die Anker lichteten, ruheten befruchtende Wolken auf den Höhen der Insel. —

Wir haben die vermutliche Veranlassung des zweifelhaften Empfanges, den man uns auf der Osterinsel gemacht, seither erfahren und über uns selbst zu erröten Ursache gehabt, wir, die wir diese Menschen Wilde nennen.

---

Die Insel Salas y Gomez[1] ist eine bloße Klippe, die nackt und niedrig aus den Wellen hervortaucht; sie erhebt sich sattelförmig gegen beide Enden, wo die Gebirgsart an dem Tage liegt, indem die Mitte anscheinlich mit Geschieben überstreut ist. Sie gehört nicht zu den Korallenriffen, die nur weiter im Westen vorzukommen beginnen. Vermuten lassen sich Zusammenhang und gleiche Natur mit dem hohen vulkanischen Lande der nah-

[1] Vgl. die Dichtung „Salas y Gomez" in Bd. 1, S. 389 ff., die Einleitung des Herausgebers ebendort, S. 13 f., und die Anmerkung dazu in Bd. 2, S. 425 f. dieser Ausgabe.

gelegenen Osterinsel. Noch sind keine Anfänge einer künftigen Vegetation darauf bemerkbar. Sie dient unzähligen Wasservögeln zum Aufenthalt, die solche kahle Felsen begrünten, obgleich unbewohnten Inseln vorzuziehen scheinen, da mit den Pflanzen sich die Insekten auch einstellen und die Ameisen, die besonders ihre Brut befährden.

Die Seevögel, nach unserer unmaßgeblichen Erfahrung, werden am häufigsten über dem Winde der Inseln, wo sie nisten, angetroffen. — Man sieht sie am Morgen sich gegen den Wind vom Lande entfernen und am Abende mit dem Winde dem Lande zufliegen. Auch schien Kadu den Flug der Vögel am Abend zu beobachten.

Man soll bei Salas y Gomez Trümmer eines gescheiterten Schiffes wahrgenommen haben; wir späheten umsonst nach denselben. Man schaudert, sich den möglichen Fall vorzustellen, daß ein menschliches Wesen lebend darauf verschlagen werden konnte; denn die Eier der Wasservögel mochten sein verlassenes Dasein zwischen Meer und Himmel auf diesem kahlen, sonnengebrannten Steingestell nur allzusehr zu verlängern hingereicht haben.

## Die Sandwichinseln. — Die Johnstone-Inseln.

O-Waihi steigt in großartig ruhigen Linien majestätisch aus den Wellen empor und gestaltet sich mit enormer Masse zu drei verschiedenen Berggipfeln, von denen auf zweien der Schnee mehrere Monate im Jahre liegt.

Wir haben beidemal die Sandwichinseln im Spätjahr besucht und auf den Höhen von O-Waihi keinen Schnee gesehen.*

Mauna-roa, der große Berg, La Mesa, die Tafel, der Spanier**, erhebt sich breitgewölbt südlich im Innern der Insel

* Im November 1816 und im September 1817. — ** O-Waihi und die Sandwichinseln, La Mesa oder La Mira und Los Monges der alten spanischen Karten (San Francisco von Anjons Karte möchte ebenfalls O-Waihi sein) mußten oft von den Galleonen auf der Fahrt von Acapulca nach Manila gesehen werden. Es ist zu bemerken, daß Herr Marini in den Volkssagen von O-Waihi keine Erinnerung früheren Verkehrs mit Europäern auffinden gekonnt.

und überragt die andern, die sich ihm anschließen. Mauna-kea, der kleine Berg, der nächste nach Mauna-roa, nimmt mit zackigen Zinnen den Norden ein. Der dritte, Mauna-Wororay, ein vulkanischer Pik, befindet sich auf der Westküste. Sein Krater ist in Vancouvers Atlas abgebildet. Auf seinen nackten Abhängen erschimmern Lavaströme, deren letzten er durch einen Seitenausbruch im Jahre 1801 nach dem Meere zu ergossen hat.[A] Das Dorf Powarua ist am Strande auf dieser schlackenartigen Lava erbaut. Der Mauna-Puoray, der die Nordwestspitze der Insel bildet, schließt sich als ein geringerer Hügel den Grundfesten von Mauna-kea an.

Die Höhen von O-Waihi erscheinen meist klar und rein während der Nacht und am Morgen; der Wasserdunst schlägt sich gegen Mittag an denselben nieder; die Wolken, die sich erzeugen, ruhen am Abend in dichtem Lager verhüllend über der Insel und lösen sich gegen Mitternacht wieder auf.

Wo wir uns O-Waihi genähert haben, die Nordwestspitze umsegelnd und längs der Westküste bis an den südlichen Fuß des Wororay bei Titatua, erscheinen die Abhänge kahl und sonnengebrannt. Etliche Gegenden gehören dem Feldbau an, die meisten überzieht ein fahler Graswuchs. Hoch unter den Wolken fängt erst die Region der Wälder an, und das Auge erreicht kaum die nackten Kronen des Riesenbaues. Der Strand bietet eine ununterbrochene Reihe von Ansiedelungen dar, die, wie man nach Süden fortschreitet, reicher umgrünt und von häufigeren Kokospalmen untermischt sich zeigen.

In der vulkanischen Gebirgskette der Sandwichinseln scheint allein noch der Wororay auf O-Waihi wirksam zu sein. Heiße Quellen befinden sich im Gebiete Kochala bei dem Wohnsitze des Herrn Jung[1], an der Küste südlich vom Puoray. — Die Kette läuft an der Nordwestspitze von O-Waihi über die Inseln Mauwi, Morotoi und O-Wahu nach Westnordwest. Der östlichere Berg auf Mauwi gibt an Höhe dem Wororay, dessen großartige

[A] Im Jahre 1774 nach Choris, Voyage pittoresque. Isle Sandwich, p. 2.

[1] Vgl. dazu oben, S. 161, Z. 29 ff.

Formen er wiederholt, nur wenig nach. Der westlichere ist niedriger, und sein Gipfel scheint in zwei verschiedene Spalten von Nord in Süd tief eingerissen zu sein.

Die großgezeichneten Berglinien senken sich auf Morotoi noch niedriger bis zu der ganz flachen westlichen Spitze dieser Insel. Das Gebirg erhebt sich wiederum auf O-Wahu (Waohoo der Engländer), wo es bei einem ganz verschiedenen Charakter kaum ein Viertel der Höhe von O-Waihi erreicht. Zwei ungleiche Berggruppen erheben sich auf der Insel O-Wahu. Die östliche, niedrige hat einen größern Umfang als die westliche, welche die höheren Gipfel enthält. Das Gebirg, von reichbewässerten, schön begrünten Tälern tief durchfurcht, erhebt zackige Gipfel in unruhigen Linien. Tiefer als in O-Waihi senken sich die Wälder auf ihren Abhängen zu den sonnengebrannten Ebenen, welche die Insel meist umsäumen und einst Korallenriffe waren, die das Meer bedeckte; und Korallenriffe erstrecken sich vor diesen Ebenen weit in das Meer. Eine Furche im Riff am Ausflusse eines Stromes angesammelter Berggewässer bildet am südlichen Fuß der östlichen Bergmasse den sichern Hafen von Hana-ruru, von welchem Orte aus sich unsere Exkursionen in verschiedenen Richtungen durch beide Teile der Insel erstreckten.

Der nächste niedrige Hügel hinter Hana-ruru ist ein alter Vulkanenkrater, dessen verschütteter Mund wie die äußeren Abhänge mit dichtem Grase bewachsen ist. Ein anderer ähnlicher, aber größerer und höherer Krater begrenzt als ein meerbespültes Vorgebirge die Aussicht nach Osten. Angebliche Diamanten, die ein Europäer in dieser Gegend gefunden haben soll, haben den Tabu veranlaßt, mit dem dieser Berg belegt worden ist. Man hat uns als solche gemeine Quarzkrystalle gezeigt.

Das Gebirg erhebt sich hinter diesen nackten Vorhügeln schön begrünt in ungleichen Stufen zu seinem höchsten Rücken, welcher längs der nördlichen Küste läuft. Täler und Schluchten führen zu den Pässen, die es zwischen seinen Gipfeln durchkreuzen. Das Tal Nuanu hinter Hana-ruru ist unter allen das weiteste und anmutigste. Jenseits gegen Norden oder Nordosten bietet das Gebirg einen steilen Absturz, den man nur barfuß auf schwindlichten Pfaden und Felsenstiegen erklimmen kann.

Niedere Hügel, von sonnengebrannten Savannen überzogen, vereinigen die beiden Bergmassen der Insel. Südlich dieser Hügel schlängelt sich mehrfach verzweigt bis an deren Fuß der Einlaß des Meeres, den die Engländer Pearl River nennen, durch eine weite Ebene, die ein meerverlassenes Korallenriff ist, dessen Oberfläche gegen zehn Fuß über den jetzigen Wasserspiegel erhaben sein mag.

Dieser Fjord scheint den schönsten Hafen darzubieten, doch soll eine Bank den Schiffen den Eingang versperren. Er nimmt nur vom östlichen Gebirge Wasserströme auf.

Das westliche, höhere Gebirge, dessen Rücken nach dem Innern der Insel gekehrt ist, ergießt seine Gewässer in die Täler, die es gegen Westen zwischen etliche Arme einschließt. Die Pässe zwischen den Gipfeln sind hoch und steil und nur auf gefährlichen Pfaden zu erklettern. Die Üppigkeit der Vegetation, die in der Höhe von etwa dreihundert Toisen[1], zu welcher wir gestiegen, unverändert erscheint, entzieht meist dem Auge des Geognosten den Gegenstand seiner Forschung, und die Gebirgsart kommt selten an den Tag.

Wir haben in beiden Teilen der Insel nur Mandelstein und Tonporphyr beobachtet; schwarze Stellen, die wir von der See aus am östlichen Abhang und Fuße des größern alten Kraters bemerkten, schienen uns eine Lava zu sein.

Um die Gipfel der Berge sammeln sich die Wolken an, und Regen fällt häufig im Innern der Insel, während eine brennende Sonne den Strand versengt.

Die Temperatur verändert sich merklich, sobald man nur von den äußeren Ebenen in die Bergtäler tritt.

Wir besaßen bereits drei voneinander sehr abweichende ungefähre Messungen der Höhe von Mauna-roa, nach King[2], Marchand[3] und Horner[4]. Die genauere Messung von Herrn von

[1] Altes französisches Längenmaß = 1,95 m. — [2] King (William Parker; 1793—1856), englischer Reisender, widmete sich von 1817 an vier Jahre lang der Erforschung der australischen Gewässer, führte später die Vermessung der amerikanischen Küsten durch und ließ sich zuletzt dauernd in Australien nieder. Er schrieb unter anderm: „Narrative of a Survey of the Intertropical and Western Australia“ (1828). — [3] Etienne Marchand (1755—93) unternahm auf dem Schiffe Solide eine Reise um die Welt (1790—92), die von Fleurieu beschrieben wurde (1798—1800). — [4] Johann Kaspar Horner (1774—1834), der Astronom der Krusensternschen Weltreise (1803—06), zuletzt wieder in seiner Geburtsstadt Zürich.

Kotzebue stimmt bis auf sechs Toisen mit dem Mittleren der drei früheren überein, und seine trigonometrische Arbeit über die übrigen Gipfel der Sandwichinseln bietet eine interessante Reihe dar.[A]

Die Kürze der Frist, die uns beidemal bestimmt war, erlaubte uns nur, mit Betrübnis zu den Bergen von O-Waihi zu schauen, die uns zu verdienen schienen, der Zweck einer eigenen Reise nach den Sandwichinseln zu sein. Wir mußten am Ziele selbst darauf Verzicht tun.

Mauna-roa von Titatua aus zu besteigen, erfordert eine Reise von mindestens zwei Wochen (man vergleiche Vancouver), und wenn wir zu Titatua und zu Powarua am Fuße selbst des Wororay dessen Gipfel in kurzer Frist zu ersteigen hoffen durften, blieb uns die Reise zum Schiff nach Hana-ruru in einem Doppelkanot der Eingebornen unzuverlässig, da sich auf keinen Fall über ein solches Fahrzeug gebieten läßt, häufige Tabu die Schiffahrt hemmen, und die Überfahrt von O-Waihi nach Mauwi und von Morotoi nach O-Wahu von den Winden erschwert und lange verzögert werden kann. Was Archibald Menzies, der gelehrte Gefährte von Vancouver, in verschiedenen Reisen auf den Höhen von O-Waihi und Mauwi an Pflanzen gesammelt hat, ist mit so vielen andern Schätzen im Herbario Banks'[1] noch vergraben; und obgleich der ehrwürdige Senior der Naturforscher sein Gazophylacium[2] mit gleich unbeschränkter Gastfreiheit allen Gelehrten offen hält, hat keiner noch übernommen, uns mit der alpinischen Flora von O-Waihi bekannt zu machen.

Die Flora von O-Wahu hat mit der des nächsten Kontinents, der Küste von Kalifornien, nichts gemein. Die blätterlose Form

[A] Auf O-Waihi Mauna-roa . . . . . 2482,4 Toisen
= = Mauna-kea . . . . . 2180,1 =
= = Mauna-Wororay . . . . . 1687,1 =
= = Mauna-Puoray (mündlich mitgeteilt) 817,3 =
Der östliche höhere Gipfel von Mauwi . . . . . 1669,1 =
Auf O-Wahu der höchste Gipfel im Nordwesten . . 631,2 =
= = der höchste Gipfel im Südosten . . . 529,0 =
(Kotzebues Reise II, S. 21 und 22.)

[1] Vgl. oben, S. 164, Anm. 1. — [2] Eigentlich der Ort in den christlichen Basiliken, wo die Opfergaben der Gläubigen aufbewahrt wurden.

der Akazien, die Gattungen Metrosideros, Pandanus, Sandalum, Aleurites, Dracaena, Amomum, Curcuma, Tacca drücken ihr das Siegel ihres Ursprunges und ihrer natürlichen Verwandtschaft auf. Vorherrschend sind die Familien der Rubiazeen, Contorten und Urtizeen, aus welcher letzten viele verschiedene wildwachsende Arten zur Verfertigung verschiedenartiger Bastzeuge benutzt werden.* Etliche baumartige, milchige Lobeliazeen zeichnen sich aus.— Der äußere Saum der Insel bringt nur wenige Arten Gräser und Kräuter hervor. Im Innern ist die Flora reich, ohne jedoch an üppiger Fülle der brasilianischen Natur vergleichbar zu sein. Nur niedrige Bäume steigen hinab zu Tal; unter ihnen die Aleurites triloba, die mit weißlichem Laube sich auszeichnende Gebüsche um den Fuß und an dem Abhange der Berge bildet. Man findet hie und da in den hohen Bergschluchten wundervolle Bananenhaine, die, Stamm an Stamm gepreßt, eine dunkle Nacht unter ihren großen, ausgebreiteten Blättern hegen. Diese Pflanze, die am Strande kultiviert kaum fünf Fuß hoch wird, erreicht an solchen Orten eine dreifache Höhe. — Die Akazie, aus deren Stamm die großen Kanots der Eingebornen ausgehöhlt werden, erreicht nur im hohen Gebirge die dazu erforderliche Größe, und es findet sich auch nur da der Sandelbaum, dessen in China so sehr gepriesenes Holz dem Beherrscher dieser Inseln zu Schätzen verhilft, während das bedrückte Volk, welches dasselbe einsammeln muß, seinem Feldbau und seinen Künsten entzogen, verarmt.

Die Tarowurzel (Arum esculentum), zu einem zähen Brei, nachdem sie gekocht worden, gestampft, macht die Hauptnahrung des Volkes aus. Am fruchtreichsten unter den Sandwichinseln ist O-Wahu, von der O-Waihi einen Teil seines Bedarfs an Taro bezieht. Die Kultur der Täler hinter Hana-ruru ist bewundernswürdig. Kunstvolle Bewässerungen unterhalten selbst auf den Hügeln Taropflanzungen, die zugleich Fischweiher sind, und allerlei nutzbare Pflanzungen werden auf den sie scheidenden

* Der Papiermaulbeerbaum (Broussonetia papyrifera) wird auf den Sandwichinseln wie auf den mehrsten Inseln der Südsee zur Verfertigung von Zeugen angebaut. Man irrt aber, zu glauben, daß nur aus dessen Rinde Zeuge gemacht werden.

Dämmen angebaut. Viele eingeführte Pflanzen werden nun neben den ursprünglich einheimischen angebaut; aber das Volk, welches seiner alten Lebensweise anhängt, macht von wenigen Gebrauch. Unter diese ist hauptsächlich der Tabak zu rechnen, dessen Genuß sich anzueignen alle Völker der Erde sich gleich bereitwillig erwiesen haben. Die Wassermelone, die Melone und das Obst überhaupt haben nächst dem Tabak die willigste Aufnahme gefunden. Außer dem verderblichen Kava[1] werden gegorne Getränke aus der Tea-root (Dracaena terminalis) bereitet, aber das Zuckerrohr wird dazu noch nicht benutzt.

Der Betriebsamkeit des Herrn Marini[2] als Landwirt haben die Sandwichinseln im allgemeinen und O-Wahu, sein jetziger Aufenthalt, insbesondere vieles zu verdanken. Er hat unsere Tier- und Pflanzenarten unermüdlich eingeführt und vermehrt. Er besitzt bei Hana-ruru zahlreiche Rinderherden. (Die Ziegen scheinen allgemeiner verbreitet.) Er besitzt Pferde und wird Esel und Maultiere, die in diesen Gebirgen nützlicher sind, vermehren. Viele ausländische Bäume und Gewächse werden in seinen Pflanzungen gehegt. Etliche, die er eingeführt, werden bereits überall verwildert gefunden, z. B. Portulaca oleracea[3]. (Der einheimischen Flora gehören nur zwei andere Arten derselben Gattung an.) Er hat jüngst den Reis nach mehreren vergeblichen Versuchen aus chinesischem Samen aufgehen sehen. Er hat Weinberge von beträchtlichem Umfange angelegt, und die Traube gedeiht zum besten; aber er ist in der Kunst, den Wein zu keltern, noch ungeübt. Wir haben auf unserer Reise vielfach in Erfahrung gebracht, daß überall die Kunst, die vorhandenen Produkte zu benutzen, dringenderes Bedürfnis sei als die Einführung neuer Erzeugnisse, und ergreifen diese Gelegenheit, menschenfreundlichen Reisenden einen nützlichen Fingerzeig zu geben. Es bedarf nur etlicher Bücher zum Unterricht.

Die einzigen ursprünglich wilden Säugetiere der Sandwichinseln sind eine kleine Fledermaus und die Ratte. Dieser hat sich nun unsere Hausmaus zugesellt, wie sich auch der Floh,

[1] Vgl. oben, S. 435, Anm. 1. — [2] Vgl. oben, S 171, Z. 16 ff. — [3] Gemeiner oder Kohlportulak.

Blatta-Arten und andere schädliche Parasiten eingefunden haben. Die Rinder sind nun im Innern von O-Waihi verwildert, wo der König zuweilen welche für seinen Tisch erlegen läßt. Wir bemerkten unter den Landvögeln die Nectarinia[1] coccinea, deren geschätzte Federn einen Teil des Tributs ausmachen. Das Meer ist reich an Fischen, deren viele mit einer außerordentlichen Farbenpracht begabt sind. Sie gehören zu den Lieblingsspeisen der Eingebornen, welche verschiedne Arten in den Taropflanzungen und in Fischweihern erziehen, die auf den Riffen längs dem Strande durch Mauergehege gebildet sind.

Unter den Krebsen zeichnen sich schöne Squilla-[2] und Palinurus-[3] Arten aus, unter den Muscheln die kleine Perlmuttermuschel, welche nur im Pearl River gefischt wird, und aus der kleine Perlen von geringem Wert gewonnen werden.

Den reichsten und interessantesten Teil der Fauna möchten die Seewürmer und Zoophyten ausmachen. Es scheinen hier im allgemeinen andere Arten als auf Radack vorzukommen. Das fortschreitende Wachstum der Riffe selbst scheint den Eingebornen nicht entgangen zu sein. Man erzählte uns, daß einmal die Menschen, welche auf Geheiß des Königs eine Mauer aufführten, wozu sie die Steine aus dem Meere holen mußten, bei der Arbeit geäußert, es würde solche von selbst nachwachsen und sich vergrößern.

Wir besitzen über die Sandwichinseln nur noch die Berichte flüchtiger Reisenden, welche uns in ihrer Treue nur Bilder vorführen, wo wir gründlichere Erkenntnis erwarten und zu begehren immer mehr gereizt werden. Cook entdeckte diese Inseln, und ein unglücklich begonnener Streit ließ ihn unter den starken und kriegerischen O-Waihiern sein schönes Leben beschließen. Sie hatten ihn wie einen Gott verehrt, sie verehren noch sein Andenken mit frommem Sinn. Der Handel folgte den Spuren von Cook nach der Nordwestküste von Amerika; und die Sandwichinseln, die den dahinfahrenden Schiffen alle Arten Erfrischungen darboten, erhielten sofort die Wichtigkeit,

[1] Der Honigsauger. — [2] Heuschreckenkrebs. — [3] Languste.

die ihnen ihr Entdecker beigelegt. Wir werden mit Vancouver einheimisch auf denselben. Ein großer Mann, den wir schon bei Cook als Jüngling kennen gelernt, hatte auf O-Waihi die Zügel der Macht ergriffen und strebte nach der Alleinherrschaft der gesamten Gruppe. Tameiameia[1] versicherte sich des Schutzes von Großbritannien, indem er in die Hände seines Freundes Vancouver selbständig, freiwillig und feierlich dem König Georg huldigte. Spätere Reisende bis auf Lisianskoy, von den auf den Sandwichinseln angesiedelten Europäern unterrichtet, erweitern unsere Kenntnis derselben und berichten uns den Verlauf der Geschichte. Unsere gewinnsüchtigen Abenteurer schüren geschäftig den Krieg, um die Waffen, womit sie bezahlen, in Preis zu erhalten. Tameiameia vollführt die Eroberung aller Inseln, und der König von Atuai[2] (der im Westen abgesonderten Gruppe) eilet, sich freiwillig dem zu unterwerfen, dem er nicht widerstehen kann. Er wird zwar zur Empörung unter der Flagge der Russisch-Amerikanischen Kompanie verleitet, aber er sühnt sogleich sein Vergehen und huldigt seinem Lehnsherrn aufs neue (1817).

Tameiameia, durch die Lage seines Reiches und das Sandelholz, das es hervorbringt, begünstigt, hat erstaunliche Reichtümer gesammelt. Er kauft mit barem Gelde Geschütz und Schiffe, baut selbst kleinere Schiffe, die, wenn er das Kupfer, sie zu beschlagen, erspart, auf das Land gezogen unter Schuppen zu Titatua, Karakakoa und andern Orten der Insel O-Waihi verwahrt werden. Er schickt seine Schiffe aus, halb von Eingebornen, halb von Europäern bemannt, und versucht, was ihm noch nicht geglückt, seiner Flagge Eingang in Canton zu verschaffen. Er wählt mit großer Menschenkenntnis unter den Europäern, die sich seinem Dienste anbieten; aber er ist gegen die, die er braucht, mit Löhnen und Gehalten freigebig; er ist großgesinnt und bleibt bei der Belehrung, die er von den Fremden annimmt, dem Geiste seines Volkes und den väterlichen Sitten getreu.

Aber nach dem Tode des alten Helden wird sein durch

[1] Vgl. oben, S. 160, Z. 16 ff. — [2] Vgl. oben, S. 165, Z. 21 ff.

Gewalt gegründetes und zusammengehaltenes Reich, dessen Teilung bereits entschieden und vorbereitet ist, in sich zerfallen.

Kareimoku, sonst Naja genannt (Bill Pitt der Engländer), aus dem königlichen Geblüt aus Mauwi entsprossen, ward nach der Eroberung dieser Insel, noch ein Knabe, von Tameiameia verschont, liebreich behandelt und auferzogen. Er hat ihm Liebe, Güter, Macht geschenkt, ihn zu einer Größe erhoben, die kaum der eignen weicht. Er hat das Recht, über Leben und Tod zu sprechen, in seine Hände niedergelegt. Er hat ihn stets treu befunden. Kareimoku, Statthalter von O-Wahu und Herr der Festung von Hana-ruru auf dieser letzteren, ihres Hafens wegen wichtigsten der Inseln, ist, dieselbe an sich zu reißen, gerüstet und kauft für eigene Rechnung Geschütz und Schiffe. Mit ihm ist einverstanden und in enger Freundschaft verbunden Teimotu, der, aus dem Königsstamm von O-Waihi und ein Bruder der Königin Kahumanu, die Insel Mauwi zu seinem Anteil erhält. Der König von Atuai wird unabhängig sein angebornes Reich behaupten. Und der natürliche Reichserbe, der schwache, geistlose Liolio (Prince of Wales der Engländer), Enkel des letzten Königs von O-Waihi, Sohn von Tameiameia und der hohen Königin Kahumanu, vor dem sein Vater nur entblößt erscheinen darf, wird auf die Erbinsel O-Waihi beschränkt. Kein Ausländer, soviel ihrer auch unter den mächtigsten Häuptlingen und Reichsvasallen gezählt werden, kann über die Eingebornen zu herrschen irgendeinen Anspruch machen.

Bei diesen bevorstehenden Staatsumwälzungen werden die Sandwichinseln bleiben was sie sind: der Freihafen und Stapelplatz aller Seefahrer dieser Meere. Sollte es irgendeine fremde Macht gelüsten, unsinnig Besitz von denselben zu nehmen, so würde es, die Unternehmung zu vereiteln, nicht der eifersüchtigen Wachsamkeit der Amerikaner bedürfen, welche sich den Handel dieser Meere fast ausschließlich angeeignet, und nicht des sichern Schutzes Englands. Die Eroberung könnte zwar gelingen. Das Fort im Hintergrunde des Hafens von Hana-ruru, welches Herr Jung ohne Sachkenntnis angelegt, ein bloßes Viereck von trocknem Mauerwerk, ohne Basteien oder

Türme und ohne Graben, entspricht nicht der doppelten Absicht des Herrschers, sich gegen äußern Angriff und innern Feind zu verwahren. Das Fort müßte, wo es steht, regelmäßig erbaut sein, und es sollte eine Batterie auf dem äußersten Rande des Riffes den Eingang des Hafens verteidigen. Bei dem Vorrat an Geschütz und Waffen sind die Eingebornen im Artilleriedienst wie in unserer Kriegskunst noch unerfahren. Ein erster Überfall könnte entschieden zu haben scheinen; aber die Sieger hätten nur die Erde zu ihrem eigenen Grabe erobert. Dieses Volk unterwirft sich Fremden nicht, und es ist zu stark, zu zahlreich und zu waffenfreudig, um schnell wie die Eingebornen der Marianeninseln ausgerottet zu werden.

Dieses ist die geschichtliche Lage der Sandwichinseln. Was im „Missionary register“ für 1818, Seite 52, behauptet wird, daß ein Sohn von Tamori, König von Atuai, welcher jetzt in der Schule der auswärtigen Missionen zu Cornwall (Connecticut, Nordamerika) nebst andern O-Waihiern erzogen wird, der natürliche Erbe aller Sandwichinseln sei, verrät eine unbegreifliche Unkunde.

Noch sind keine Missionare auf die Sandwichinseln gekommen, und wahrlich, sie hätten auch bei diesem sinnlichen Volke wenig Frucht sich zu versprechen. Das Christentum kann auf den Inseln des östlichen Polynesiens nur auf dem Umsturz alles Bestehenden sich begründen. Wir bezweifeln die Ereignisse auf O-Taheiti nicht, aber wir begreifen sie auch nicht, und Herr Marini, der diese Insel früher besucht, berichtete uns, was uns sehr anschaulich war, daß die Eingebornen meist nur die Missionare besuchten aus Lust, sich nachher an der Nachahmung ihrer Bräuche zu ergötzen.

Wir verdanken den Mitteilungen von William Mariner und dem rühmlichen Fleiß des D. John Martin den schätzbarsten Beitrag zur Kenntnis Polynesiens in dem befriedigenden „Account of the Natives of the Tonga Islands“, London 1818. Dieses wichtige Werk war zur Zeit unserer Reise nicht vorhanden und desto dringender das Bedürfnis eines ähnlichen über die O-Waihier. Die Begierde sowohl, die Sagen und die Geschichte, die gemeine und liturgische Sprache, die

Religion und Bräuche, die gesellige Ordnung und den Geist dieses Volkes gründlich zu studieren, als die Sehnsucht, auf den Höhen von O-Waihi der Geschichte der Pflanzen und ihrer Wanderungen nachzuforschen, veranlaßten bei unserem ersten Besuch auf den Sandwichinseln den Naturforscher[1] der Expedition, sich zu erbieten, auf denselben bis zur Rückkehr des Kuriks dahin zu verweilen. Diese Idee, die ohnehin die obwaltenden politischen Verhältnisse vereitelt hätten, ward mit den Zwecken der Expedition unvereinbar gefunden. Es ist unter dem großgesinnten Tameiameia und mit Beihülfe der in seinem Reiche angesiedelten Europäer, deren Erfahrung und Wissen dem gelehrten Forscher zu großem Vorsprung gereichen würden, jetzt an der Zeit, dieses Werk zu unternehmen und, was die O-Waihier noch von sich selber wissen, der Schrift anzuvertrauen: denn wo Monumente und Schrift fehlen, verändern sich unter fremder Einwirkung die Sprachen, die Sagen verschallen, die Sitten gleichen sich aus, und der Europäer wird einst auf den Sandwichinseln nur anerzogene Europäer finden, die ihrer Herkunft und Väter vergessen haben.

Herr Marini scheint unter allen dort ansässigen Europäern die umfassendste Kenntnis des Volkes von O-Waihi zu besitzen. Er hat es in vielfacher Beziehung studiert und seine Erfahrungen auf andern Inseln der Südsee, von O-Taheiti bis auf den Pelew-Inseln, zu vergleichen und zu bereichern auf verschiedenen Reisen Gelegenheit gehabt. Herr Marini hatte geschrieben; wir bedauern mit ihm den Verlust seiner Manuskripte. Er hatte uns bei unserm ersten Aufenthalt zu Hana-ruru versprochen, etliche Fragen, die wir ihm vorgelegt, schriftlich zu beantworten und uns bei unserer Rückkehr seine Aufsätze zu überreichen. Aber wir wurden in der Hoffnung, zu der er uns berechtigte, getäuscht. Er hatte die Zeit zu dieser Arbeit nicht erübrigt, und er war während unseres zweiten Aufenthalts für die im Hafen liegenden Schiffe dergestalt beschäftigt, daß wir kaum in flüchtigen Momenten seines lehrreichen Gespräches genießen konnten.

[1] Vgl. dazu die Ausführungen oben, S. 178, Z. 9 ff.

Herr Marini bedauerte den neulich erfolgten Tod eines Greises von O-Wahu, welcher in den alten Sagen seines Volkes besonders bewandert war, und mit dem bereits ein Teil der überlieferten Geschichte verklungen sein mag. Die alten Sagen werden sehr verschieden erzählt. Es hat eine Flut gegeben, bei welcher bloß der Gipfel von Mauna-roa aus den Wellen hervorgeragt hat. Die Menschen haben sich auf denselben gerettet. Es hat noch vor dieser Flut eine andere Weltumwälzung gegeben, bei welcher die Erde vierzig Tage lang verdunkelt gewesen ist.

Es sind ehemals Fremde, ihr Name wird genannt, auf einem Boot auf den Sandwichinseln angelangt. Herr Marini hat eine Sage auf O-Taheiti vernommen, nach welcher Seefahrer dieser Insel, die zur See gegangen, eben die sind, die auf die Sandwichinseln verschlagen worden.

Die Verhältnisse einer geselligen Ordnung, die auf keinem geschriebenen Rechte und Gesetze, sondern mächtiger als die Gewalt auf Glauben und Herkommen beruhen, sind verschiedentlich angesehen und gedeutet zu werden fähig. Herr Marini nimmt im Volke von O-Waihi vier Kasten an: de Sangre real, die Fürsten; de hidalguia, der Adel; de Gente media, der Mittelstand (der bei weitem die Mehrzahl der Bevölkerung ausmacht), und de baxa plebe, das niedere Volk, ein verachtetes Geschlecht, welches nicht zahlreich ist. Sonst war jeder Weiße gleich dem Adel geachtet, jetzt hängt sein Verhältnis von seiner Persönlichkeit ab.

Man könnte das Wort Hieri, jeri, erih, ariki oder hariki (Chief, Chef, Häuptling) am besten durch „Herr" übersetzen. Der König ist Hieri ei Moku, der Herr der Insel oder Inseln. Jeder mächtige Fürst oder Häuptling ist Hieri nue, Großer Herr, und so werden ohne Unterschied Tameiameia, Kareimoku, Haul-Hanna (Herr Jung) und andere genannt.

Dem Herrn der Insel gehört das Land, die Herren besitzen die Erde nur als Lehen; die Lehen sind erblich, aber unveräußerlich, sie fallen dem König wieder zu. Mächtige Herren mögen wohl sich empören und, was sie besitzen, verteidigen. Das Recht des Stärkern macht den Herrn der Insel aus. Die

großen Herren führen unter sich ihre Fehden mit den Waffen. Diese kleinen Kriege, die ehemals häufig waren, scheinen seit 1798 aufgehört zu haben. Der Herr führt im Kriege seine Mannen an, kein Unedler kann ein Lehen besitzen und Mannen anführen. Er kann nur Verwalter des Gutes sein. Welche die Erde bauen, sind Pächter oder Bauern der Lehnbesitzer oder unmittelbar des Königs. Von aller Erde wird dem Könige Tribut bezahlt. Über die verschiedenen Inseln und Gebiete sind vornehme Häuptlinge als Statthalter gesetzt. Das Volk steht fast in der Willkür der Herren, aber Sklaven oder Leibeigene (glebae adscripti) gibt es nicht. Der Bauer und der Knecht ziehen und wandern, wie es ihnen gefällt; der Mann ist frei; getötet kann er werden, nicht aber verkauft und nicht gehalten. Herren oder Adlige ohne Land dienen Mächtigeren. Der Herr der Inseln unterhält ihrer viele, und seine Ruderer sind ausschließlich aus dieser Kaste. Es versteht sich, daß die Kasten dergestalt geschieden sind, daß kein Übergang aus der einen in die andere möglich ist. Ein Adel, der gegeben und genommen werden kann, ist keiner.[1] Das Weib wird nicht des Standes ihres Mannes teilhaftig. Der Stand der Kinder wird nach gewissen, sehr bestimmten Gesetzen, vorzüglich durch den der Mutter, aber auch durch den des Vaters bestimmt. Eine Edle, die einen Mann aus dem niedern Volk heiratet, verliert ihren Stand erst dadurch, daß sie ihm Kinder gebiert, in welchem Falle sie mit ihren Kindern in die Kaste ihres Mannes übergeht. Nicht die Erstgeburt, sondern bei der Vielweiberei die edlere Geburt von Mutterseite bestimmt das Erbrecht. Die Ungleichheit des Adels und der verschiedene Grad des Tabu oder der Weihe, die jedem vornehmeren Häuptling nach seiner Geburt und unangesehen seiner Macht zukommt, sind uns nicht hinlänglich erklärlich. Der Vorgänger Tameiameias auf O-Waihi war dergestalt Tabu, daß er nicht bei Tage gesehen werden durfte. Er zeigte sich nur in der Nacht; wer ihn bei Tagesschein zufällig nur erblickt hätte, hätte sofort sterben müssen: ein heiliges Gebot, dessen Vollstreckung nichts zu hemmen ver-

[1] Vgl. die Ausführungen oben, S. 263, Z. 29 ff.

mag. Die menschlichen Opfer, die herkömmlich beim Tode der Könige, Fürsten und vornehmen Häuptlinge geschlachtet und mit deren Leichen bestattet werden sollen, sind aus der niedrigsten Kaste. In gewissen Familien dieser Kaste erbt nach bestimmten Gesetzen das Schicksal, mit den verschiedenen Gliedern dieser oder jener vornehmen Familien zu sterben, so daß von der Geburt an verhängt ist, bei wessen Tode einer geopfert werden soll. Die Schlachtopfer wissen ihre Bestimmung, und ihr Los scheint nichts Abschreckendes für sie zu haben. Der fortschreitende Zeitgeist hat diese Sitte bereits antiquiert, welcher kaum noch bei dem Tode des allerheiligsten Hauptes nachgelebt werden durfte. — Als nach dem Ableben der Mutter von Kahumanu sich drei Schlachtopfer von selbst meldeten, ihr Verhängnis zu erfüllen, ließ Kareimoku solches nicht geschehen, und es floß kein menschliches Blut. Wohl finden noch Menschenopfer statt, die man aber mit Unrecht den O-Waihiern vorwerfen würde. Sie opfern die Verbrecher ihren Göttern, opfern wir sie doch in Europa der Gerechtigkeit. Jedes Land hat seine Sitten. Was waren unter Christen die Autos da fé, und seit wann haben sie aufgehört?[1] Die Sitte übrigens, Menschenfleisch zu essen, hatte lange vor Cooks Tode aufgehört. Die letzten geschichtlichen Spuren davon lassen sich auf der Insel O-Wahu nachweisen.

Jeder vornehme Häuptling hat seine eigenen Götter (Akua), deren Idole in allen seinen Morais wiederholt sind. Andere haben andere. Der Kultus dieser Idole scheint mehr vornehmer Prunk als Religion zu sein. Das Volk muß dieser Bilder entbehren und macht verschiedene Kreaturen, Vögel, Hühner u. a. m., zum Gegenstande seines Kultus. Vielgestaltig ist auf den Sandwichinseln der Aberglaube. Wir wohnten als Gast Kareimokus der Feier eines Tabu pori bei[2], die von einem Sonnenuntergang bis nach dem Sonnenaufgang des dritten Tages währt. Man weiß die Art Heiligkeit, die, wer Anteil an diesem Verkehr mit den Göttern nimmt, während der Zeit seiner Dauer bekömmt. Sollte er ein Weib nur zufälligerweise

[1] Vgl. oben, S. 264, Z. 26. — [2] Vgl. zu den folgenden Bemerkungen die Ausführungen oben, S. 176, Z. 19 ff.

berühren, so müßte es sofort getötet werden. Sollte er ein Weiberhaus betreten, so müßte es sofort die Flamme verzehren. Wir erwarteten bei diesen Gebeten und Opfern einigen Ernst; uns befremdete die profane Stimmung, die herrschend war, der unehrbare Scherz, der mit den Bildern getrieben wurde, und die Schwänke, in die man uns während der heiligen Handlungen zu ziehen sich ergötzte. Kinder spielen mit frömmerem Sinn mit ihren Puppen.

Alle hemmende Gesetze des Tabu* bestehen übrigens in ungebrochener Kraft. Wir sahen selbst um unser Schiff die Leiche eines Weibes schwimmen, die, weil sie in der Trunkenheit das Speisehaus ihres Mannes betreten, getötet worden war. Es sollen jedoch die Weiber, wo sie unbelauscht sich wissen, die häufigen sie betreffenden Verbote zu übertreten keinen Anstand nehmen. Der Verkehr mit den Europäern hat bis jetzt auf die gesellige Ordnung, die Art und Weise dieses Volkes äußerlich wenig eingewirkt. Gewiß nur die Laster, die Künste der Verderbtheit, die in diesen kindergleichen Menschen empörend sind, haben wir in ihnen auszubilden beigetragen. Ingens nostratium Lupanar! Turpissimis meretricum artibus, foetidissimis scortorum spurcitiis omnis instructa est femina vel matrona. Omnis abest pudor, aperte avideque obtruditur stuprum, precio flagitato. Aperte quisque maritus uxorem offert, obtrudit solventi.

Ein Vorfall, welcher sich gegen das Jahr 1807 ereignete, wird von dem Gerüchte verschiedentlich erzählt. Wir folgen dem Berichte von Herrn Marini.

---

* Man kennt sie aus den Reisebeschreibungen (Cook, Vancouver, Turnbull, Lisianskoy u. a. m.). Zu einer Familie gehören notwendig drei Häuser, das Speisehaus der Männer ist den Frauen verboten (tabu). Das Wohnhaus ist das gemeinschaftliche, das Haus der Frauen ist unserm Geschlechte nicht versperrt, aber ein anständiger Mann geht nicht hinein. Jedes Geschlecht muß seine Speise selbst und bei besonderem Feuer bereiten. Auf Schiffen ist das Verbot (tabu) weniger streng. Beide Geschlechter dürfen sich nicht in das Fleisch desselben Tieres teilen. Das Schweinefleisch (nicht das Hundefleisch, welches nicht minder geschätzt wird) und das Schildkrötenfleisch, wie auch etliche Arten Früchte, Kokos, Bananen u. a. m. sind den Weibern untersagt (tabu). Die männlichen Bedienten der Frauen sind in vielen Hinsichten denselben Beschränkungen unterworfen als sie selbst usw.

Ein Neffe des Königs ward in den Armen der Königin Kahumanu angetroffen. Er selbst entsprang, sein Gewand aber blieb zurück und verriet ihn. Er ward ungefähr drei Tage nach der Tat von den Großen des Reiches ergriffen und stranguliert. Ein Soldat der Wache meldete dem Könige zugleich die Strafe und das Verbrechen. Es war so in der Ordnung. Tameiameia bedauerte den armen Jüngling und weinte Tränen um ihn.

Wir haben die O-Waihier in Vergleich mit unsern Freunden von Radack eigennützig, unzierlich und unreinlich gefunden. Sie haben im Verkehr mit Fremden, von denen sie Vorteil ziehen wollen, die natürliche Gastfreundschaft verlernt. Ihr großes mimisches Talent und die Gewohnheit macht ihnen sich mit uns zu verständigen leicht. Sie sind ein unvergleichlich kräftigeres Volk als die Radacker. Daraus entspringt größeres Selbstvertrauen und rücksichtslosere Fröhlichkeit. Die Häuptlinge besonders sind von dem schönsten, stärksten Körperbau. Die Frauen sind schön, aber ohne Reiz.

Frühere Reisende haben bemerkt, daß auf den Sandwichinseln natürliche Mißbildungen häufiger sind als auf den übrigen Inseln des östlichen Polynesiens. Wir haben auf O-Wahu verschiedene Bucklige, einen Blödsinnigen und mehrere Menschen einer Familie mit sechs Fingern an den Händen gesehen.

Die O-Waihier sind wenig und unregelmäßig tatuiert. — Es ist merkwürdig, daß jetzt diese volkstümliche Verzierung ausländische Muster entlehnt. Ziegen, Flinten, auch wohl Buchstaben, Name und Geburtsort werden häufig längs dem Arme tatuiert. Die Männer scheren sich den Bart und verschneiden ihr Haar in die Gestalt eines Helmes, dessen Kamm öfters blond oder weißlich gebeizt wird. Die Frauen tragen es kurz geschoren, und nur um die Stirn einen Rand längerer, mit ungelöschtem Kalk weiß gebrannter, borstenartig aufstarrender Haare. Oft wird auch mitten auf der Stirn eine feine, lange Locke ausgespart[1], die violett gebeizt und nach hinten gekämmt wird. Den Europäern zu gefallen, lassen etliche ihr Haar wachsen und binden es hinten in einen Zopf gleich dem, der 1800 im

[1] D. h. aufgespart (abgesondert und für sich behandelt).

preußischen Heer vorschriftsmäßig war. Die O-Waihier sind im allgemeinen ihrer volkstümlichen Tracht wie ihrer Lebensart weislich treu geblieben. — Ihre Fürsten erschienen nur uns zu Ehren in feinen englischen Kleidern aufs sauberste angetan; und sie ahmten mit Anstand unsere Sitten nach. Sie sind sonst daheim heimisch gekleidet, und nur ihr fremder Gast wird in Porzellan und Silber bedient. Die Mode herrscht auch auf O-Waihi mit wechselnden Launen, besonders über die Frauen. Der Schmuck, den die Königinnen und Vornehmen tragen, steigt alsbald außerordentlich im Wert. Alle tragen jetzt Spiegel und Pfeifenkopf an einem europäischen Tuch um den Hals gebunden. Die Europäer gehen europäisch gekleidet und entblößen sich vor denen nicht, deren Rang diese Ehrfurchtsbezeugung sonst heischt.

Viele O-Waihier verstehen etwas Englisch, keiner aber ist der Sprache vollkommen mächtig, selbst die nicht, die auf amerikanischen Schiffen gereiset sind, wie es sehr viele getan. Die Buchstaben hat wohl keiner erlernt.[A] Es sind nur unsere Schiffe, die ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Wir sahen mit Bewunderung zu Titatua Kinder mit einer Gerte Schiffe in den Sand des Strandes zeichnen. Zwei- und Dreimaster waren in dem richtigsten Ebenmaß und mit den geringfügigsten Kleinigkeiten der Takelage versehen. Die O-Waihier bauen indes ihre Boote nach alter Weise, einfache und doppelte. Größere Doppelkanots des Königs, welche die Verbindung der verschiedenen Inseln zu unterhalten dienen, sind nach europäischer Art betakelt worden. Man muß nicht mit Zimmermann[1] („Australien") die Boote des östlichen Polynesiens (Freund-

[A] Tameiameia versteht Englisch, ohne es zu reden. Liolo hat zwei Zeilen auf Englisch schreiben gelernt, worin er sich eine Flasche Rum von dem Schiffskapitän ausbittet. Louis XIV. lernte als Kind schreiben: „L'hommage est dû aux Rois, ils font ce qu'il leur plait." (Manuskript der Dubrowskischen Sammlung in der Petersburger Kaiserlichen Bibliothek.)

[1] Es handelt sich hier wohl um Eberhard August Wilhelm von Zimmermann (1743—1815), der sich als Geograph und Naturhistoriker auszeichnete. Chamisso bezieht sich hier wahrscheinlich auf sein Hauptwerk „Die Erde und ihre Bewohner nach den neuesten Entdeckungen" (1810—13).

schafts-, Sandwichinseln usw.), die auf Rudern gehen und auf Segeln nur vor dem Winde, mit den kunstreichen Fahrzeugen der Insulaner der ersten Provinz (der Ladronen usw.), welche bei allen Winden bloß auf Segeln gehen, verwechseln. Die ersteren sind uns aus Cook und den neuern Reisenden, die letzteren aus Dampier, Anson[1] u. a. hinlänglich bekannt.

Wie an der Schiffahrt, haben die kriegerischen O-Waihier an ihren Waffen, an ihren Wurfspießen, Lust. Sie erfreuen sich an Waffenspielen, die nicht ohne Gefahr sind, und üben sich als Knaben schon, den Wurfspieß zu werfen. — Das Lieblingsspiel der Knaben und Jünglinge, mit kurzen, leichten Rohrhalmen, womit der Wind spielt, sicher nach einem wandernden Ziele in die Wette zu werfen, scheint auf diese Waffe zu deuten. Sie haben wenig andere Spiele. Das eigene Brettspiel, welches sich bei ihnen vorgefunden hat, wird jetzt von unserm europäischen Damenspiel verdrängt.

Poesie, Musik und Tanz, die auf den Südsee-Inseln noch Hand in Hand in ihrem ursprünglichen Bunde einhertreten, das Leben der Menschen zu verschönen, verdienen vorzüglich beachtet zu werden. Das Schauspiel der Hurra, der Festtänze der O-Waihier, hat uns mit Bewunderung erfüllt.

Die Worte verherrlichen meist wie Pindarische Oden den Ruhm irgendeines Fürsten. Unsere Kenntnis der Sprache reichet nicht hin, ihre Poesie zu beurteilen. Der Gesang ist an sich monoton. Er mißt mit den ihn begleitenden Trommelschlägen die Wendungen des Tanzes ab, trägt gleichsam auf seinen Wellen eine höhere Harmonie. — Im wandelnden Tanze entfaltet sich nach diesem Takt die menschliche Gestalt aufs herrlichste, sich im Fortfluß leichter, ungezwungener Bewegung in allen naturgemäßen und schönen Stellungen darstellend. Wir glauben die sich verwandelnde Antike zu sehen; die Füße tragen nur den Tänzer. Er schreitet gelassen einher. Sein Körper bewegt sich, seine Arme, alle seine Muskeln regen sich, sein Antlitz ist belebt. Wir schauen ihm wie dem Mimen in das Auge, wenn uns seine Kunst hinreißt. Die Trommelschläger sitzen im

[1] Vgl. oben, S. 394, Anm. 1 u. 2.

Hintergrunde, die Tänzer stehen vor ihnen in einer oder mehreren Reihen, alle mischen ihre Stimmen im Chor. — Der Gesang hebt langsam und leise an und wird allmählich und gleichmäßig beschleunigt und verstärkt, indem die Tänzer vorschreiten und sich ihr Spiel belebt. — Alle führen dieselben Bewegungen aus. Es ist, als stünde derselbe Tänzer mehreremal wiederholt vor uns. Wir werden bei diesen Festspielen O-Waihis an den Chor der Griechen, an die Tragödie, bevor der Dialog hervorgetreten war, erinnert, und wenden wir den Blick auf uns zurück, so erkennen wir, auf welchen Abweg wir lächerlicherweise geraten sind, den Tanz in die Bewegung der Füße zu bannen. Diese Festspiele berauschen mit Freude die O-Waihier. Ihre gewöhnlichen Lieder werden in demselben Sinn, stehend oder sitzend, getanzt, sie sind von sehr verschiedenem Charakter, aber stets mit anmutigen Bewegungen des Körpers und der Arme begleitet. Welche Schule eröffnet sich hier dem Künstler, welcher Genuß bietet sich hier dem Kunstfreunde dar!

Diese schöne Kunst, die einzige dieser Insulaner, ist die Blüte ihres Lebens, welches den Sinnen und der Lust angehört. Sie leben ohne Zeitrechnung in der Gegenwart, und ein bejahrtes Weib weiß bloß von ihrem Alter, daß sie über die erste Zeit des Genusses, über zwölf Jahr hinaus, gelebt hat.

Die O-Waihier werden in der Beschuldigung mit einbegriffen, die unsere Seefahrer den Insulanern der Südsee überhaupt machen, dem Diebstahl ergeben zu sein. Daß wir in diese Klage mit einzustimmen keine Veranlassung hatten, ist wohl bloß der uns hegenden Vorsorge Tameiameias zuzuschreiben, der uneigennützig und hochgesinnt die Nachfolger Vancouvers in uns ehrte. Hier angesiedelte Europäer sprechen der Ehrlichkeit der Eingebornen ein ehrenvolles Zeugnis. Sie lassen Türen und Laden unbesorgt unverschlossen. Diese Menschen erlauben sich nur den Diebstahl gegen die reichen Fremden auf den gutbeladenen Schiffen. Wie sollte nicht unser Überfluß an Eisen, diesem köstlichen Metall, die Begierde der Insulaner der Südsee reizen? „Was siehest du aber den Splitter in deines Bruders Auge, und des Balken in deinem Auge wirst du nicht gewahr?“ Wir gedenken hier nicht der

verflossenen Zeiten der Eroberungen der Spanier, sondern uns liegt nahe vor dem Blick, was in unseren Tagen noch gewinnsüchtige Abenteurer in diesem Meerbecken, wo unsere Gesetze sie nicht erreichen, für Taten verüben. Manche haben wir in diesen Blättern berührt, manche deckt die Nacht. Wir sind unseres Amtes Anwalt des schwächeren Teiles. Man verwerfe unser Zeugnis, aber man schlage unparteiisch die Berichte aller Seefahrer nach, die diese Meere befahren haben, seitdem sie sich unserem Handel eröffnet. Von Vancouvers Reise an bis auf Nicolas „New-Zealand". Man urteile selbst. Indem wir richten und strafen, üben die Menschen unserer Farbe ungerichtet und ungestraft Menschenraub, Raub, List, Gewalt, Verrat und Mord. — Diese Macht haben uns Wissenschaften und Künste über unsere schwächeren Brüder gegeben.

Der Handel dieses Meerbeckens soll 200 nordamerikanische Schiffe beschäftigen, welche Zahl uns jedoch zu stark angenommen scheint. Die Hauptmomente desselben sind der Schleichhandel der spanischen Küste beider Amerika, welcher spanischerseits von den Mönchen betrieben wird; der Pelzhandel der Nordwestküste, die Ausfuhr der sich in den russisch-amerikanischen Faktoreien ansammelnden Pelzwerke, das Sandelholz der Sandwich-, Fidschi- und anderer Inseln. — Das Feld ist den kühnsten Unternehmungen geöffnet. Man versucht, man verfolgt neue Entdeckungen (wir erinnern an das Schiff, welches nach Mackenzies[1] Nachrichten sich gegen das Jahr 1780 im Eismeer gezeigt), man nimmt Aleuten oder Kadiaker zum Jagen der Seeotter auf der kalifornischen Küste mit usw. Kanton ist der gemeinsame Markt, Hana-ruru ein Freihafen und Stapelplatz. Der Kapitän steht meist den Handelsgeschäften vor, und es sind keine der Zwistigkeiten zu befürchten, die zwischen Kapitän und Supercargo häufig vorfallen, wo diese Ämter getrennt sind. Im gefahrvollen Handel der Nordwestküste herrscht beiderseits keine Treue, und man hat gegen die Waffen, die man verkauft,

[1] Sir Alexander Mackenzie (1755—1820) entdeckte 1789 den nach ihm benannten Fluß im äußersten Norden Amerikas und überschritt auf einer zweiten Reise im Jahre 1793 das Felsengebirge und erreichte den Stillen Ozean. Seine Reisebeschreibung erschien London 1801.

auf seiner Hut zu sein. Benachbarte Völkerschaften sind häufig im Kriege begriffen. Man unterhandelt mit dem Anführer der einen und liefert ihm seinen Feind, dessen man sich durch List oder Gewalt zu bemächtigen sucht, gegen ein angemessenes Blutgeld aus. Man lockt Häuptlinge an Bord, entführt sie und gibt sie gegen ein Lösegeld wieder frei usw. Auch sollen Menschen, die man auf der südlicheren Küste kauft, vorteilhaften Absatz auf der nördlicheren finden. Wir haben des Menschenraubes auf den Südsee-Inseln in unserm Aufsatz über Guajan erwähnt[1]. Es war kein Amerikaner, der auf einer Insel längs der Küste von Kalifornien alle männliche Einwohner zusammentreiben und niederschießen ließ.[A] Der Kapitän Door (mit der Jenni aus Boston) legte im Jahre 1808 auf Guajan an, nachdem er Sandelholz auf den Fidschi-Inseln geladen hatte. Er rühmte gegen Don Luis de Torres die gastfreie, freundliche Aufnahme, die er unter den Eingebornen gefunden. Er machte im Jahre 1812 dieselbe Reise mit einem andern Schiffe. Er erzählte bei seiner Rückkehr Don Luis de Torres, wie er dieses Mal feindlich empfangen worden sei und einen Master und vier Matrosen verloren habe. Die Eingebornen hatten ihm gesagt, daß sie in der Folge der Zeiten die Weißen kennen gelernt und fürder keinem Gnade widerfahren zu lassen beschlossen hätten. (Über die Fidschi-Inseln siehe Mariner's „Tonga".)

Man liest auf dem Begräbnisplatz der Europäer nahe bei Hana-ruru diese einfache Grabschrift des Herrn Davis:

The remains
of
M. Isac Davis
who died at this
lsland April 1810.
aged 52 years.

[A] Ich habe erwartet, daß Herr von Kotzebue, aus dessen Mund ich diese Greuelgeschichte vernommen, sie niederschreiben würde. Er hat schaudernd den Schleier darüber fallen lassen. — Der Täter war ein Beamter der Russisch-Amerikanischen Handelskompanie, der mit dem Otterfang längs der kalifornischen Küste beauftragt war; der Schauplatz eine der größeren Inseln in der Gegend von Santa Barbara. Vgl. Kotzebues Reise II, S. 35.

[1] Vgl. oben, S. 281, Z. 7 ff.

Wir haben, als wir zuletzt von Hana-ruru segelten, Herrn Jung sehr altersschwach zurückgelassen. Beide Freunde, deren Namen vereint eine lange Zeit in der Geschichte dieser Inseln geglänzt haben, werden beisammen ruhen. Die Kinder des Herrn Jung werden, obgleich Erben seiner Güter, sich ohne Ansehen unter dem Volke verlieren, weil sie von keiner edlen Mutter geboren sind.

---

Die Inseln, welche Kapt. Johnstone auf der Fregatte Cornwallis im Jahre 1807 im Westsüdwesten der Sandwichinseln entdeckte, und die wir im Spätjahre 1817 wieder aufgesucht, sind gleich der Insel Salas y Gomez völlig nackte Klippen, die nicht der Bildung der niedern Inseln anzugehören scheinen. Die Riffe, die sich ihnen anschließen, bilden noch in großer Entfernung derselben Untiefen, welche den Schiffen Gefahr drohen.

---

## Methoden, Feuer anzumachen.

Es gibt verschiedene Weisen, das Feuer durch Reibung hervorzubringen.

Auf den Karolineninseln wird auf einem Stück Holz, das am Boden festgehalten wird, ein anderes, welches grad und wie gedrechselt, ungefähr anderthalb Fuß lang und wie ein Daumen dick sein muß, senkrecht gehalten, mit seiner stumpf abgerundeten Spitze angedrückt und zwischen den flachen Händen durch Quirlen wie ein Bohrer in Bewegung gesetzt. Die erst langsam abgemessene Bewegung wird bei stärkerem Druck beschleunigt, wenn der Holzstaub, der sich unter der Reibung bildet und rings um das bewegte, sich einbohrende Holz ansammelt, sich zu verkohlen beginnt. Dieser Staub ist der Zunder, der Feuer fängt. In diesem Verfahren sollen die Weiber von Cap eine ausnehmende Fertigkeit besitzen.

Auf Radack und den Sandwichinseln hält man auf dem festliegenden Holz ein anderes spannenlanges Stück mit abgestumpfter Spitze unter einem Winkel von etwa dreißig Grad schräg angepreßt, so daß die Schenkel des Winkels nach sich, die

Spitze von sich gekehrt sind. Man hält es mit beiden Händen, die Daumen unten, die Finger oben zum sichern Druck aufgelegt, und reibt es sodann in dem Plane des Winkels gerade vor sich in einer zwei bis drei Zoll langen Spur hin und her. Wenn der Staub, der sich in der entstehenden Rinne vor der Spitze des Reibers ansammelt, sich zu verkohlen beginnt, wird der Druck und die Schnelligkeit der Bewegung verdoppelt.

Es ist zu bemerken, daß nach beiden Methoden zwei Stücke derselben Holzart gebraucht werden, wozu etliche von gleich feinem Gefüge, nicht zu hart und nicht zu weich, die tauglichsten sind. Beide Methoden erfordern Übung, Geschick und Geduld.

Das Verfahren der Aleuten ist die erste dieser Methoden, mechanisch verbessert. Sie regieren das zu drehende Holzstück wie den Bohrer, dessen sie sich in ihren Künsten bedienen. Sie halten und ziehen die Schnur, die um dasselbe zweimal gewickelt ist, mit den beiden Händen, indessen sich dessen oberes Ende in einem bearbeiteten Holz dreht, welches sie mit dem Munde halten. Wir sahen so Tannenholz auf Tannenholz in wenigen Sekunden Feuer geben, da sonst eine viel längere Zeit erfordert wird.

Die Aleuten machen auch Feuer, indem sie zwei mit Schwefel eingeriebene Steine über trocknes, mit Schwefel bestreutes Moos zusammenschlagen.

## Nachschrift.

Von dem Befehlshaber und Berichterstatter der Expedition getrennt, war es dem Verfasser der „Bemerkungen und Ansichten" unmöglich, seine Angaben oder Urteile an denen der Gelehrten, in deren Reihe er auftritt, zu prüfen und zu berichtigen. Er konnte selbst nicht seine Rechtschreibung fremder Namen und Wörter mit der in der Reisebeschreibung befolgten in Übereinstimmung bringen, da er die Aushängebogen des Werkes nicht gesehen hat. Er ist in Hinsicht der Sprachen, die geschrieben werden, der Autorität der heimischen Schriftsteller gefolgt, und in Hinsicht der nichtgeschriebenen eigenen Grund-

sätzen, von denen er in der Anmerkung zum Vokabularium Rechenschaft abgelegt hat.

Viele dieser Blätter sind in der Zwischenzeit ihres Entstehens und ihrer Bekanntmachung im frischen Treiben der Zeit und der Wissenschaft bereits verwelkt und der Vergessenheit anheimgefallen. Der Verfasser hätte sie zu unterdrücken gewünscht. Südamerika ist uns näher gerückt. Wichtige Werke und der tägliche Verkehr haben uns Brasilien eröffnet. Chile ist nicht mehr das Land, das wir gesehen; wir bringen ein Bild der Vergangenheit dar; der freie Handel führet heute das Kupfer aus, welches die ersten Verfechter der Unabhängigkeit zu Kanonenkugeln verbrauchen mußten.

Spätere Entdeckungen haben die Streitfragen, die wir über die Polarregionen zu erörtern hatten, ihrer Entscheidung nah gebracht und den Standpunkt, aus dem man sie betrachten soll, vorgerückt. Der Lieutenant Parry[1] ist aus dem Lancaster Sound zwischen Inseln und von Kanälen zerrissenen Ländermassen bis über den 115.° westlicher Länge hinaus (eine Strecke von 35°) vorgedrungen, nur 20° diesseits der Mittagslinie von Mackenzie's River. Wir sind uns vorzustellen geneigt, daß ähnliche Inseln und Ländermassen zwischen Grönland und Neu-Sibirien und namentlich im Norden der Beringsstraße (Burney) einen großen Teil der Polarregion einnehmen.

Es hat andrerseits das Neu-Südshetland von William Smith 1819, welches man sich nicht erwehren kann in Verbindung mit dem Sandwichland zu denken, den Glauben an einen südlichen Kontinent, welchem Cook selbst noch nach seiner zweiten Reise anhing, wieder belebt. Diese Küste begrenzt eine der befahrensten Straßen, und jährlich müssen ihr Hunderte von Schiffen, gegen Weststürme auf der Westfahrt ringend, auf wenige Grade nahekommen. Man erstaunt ob der verspäteten Entdeckung.

Es hat endlich W. Scoresby[2] („An account of the arctic

[1] Sir William Parry (1790—1855) beschrieb seine äußerst erfolgreichen Polarreisen in dem Buche „Four voyages to the North Pole" (London 1833). — [2] William Scoresby (1789—1857), englischer Seefahrer, erreichte 1806 von Spitzbergen aus die höchste bis dahin gewonnene Breite (81° 30′).

regions", Edinburgh 1820) uns ein Werk über die nordische Polarregion gegeben, vor dessen Gründlichkeit unser flüchtiger Versuch in den Schatten zurücktritt.

Diese Aufsätze erscheinen unverändert und der Verfasser, von dem Druckort entfernt, vermag nicht den Mängeln, die er fühlt, nachzuhelfen. Er wird nur wenige Berichtigungen und Anmerkungen nachtragen.

Im März 1821.

Adelbert v. Chamisso.

# Anmerkungen des Herausgebers.

## Vorbemerkung.

Über die zugrunde liegenden Ausgaben und die gebrauchten Abkürzungen vergleiche man die Angaben in Bd. 2, S. 379 f., und die folgenden „Lesarten" zu Bd. 3.

### Einleitung des Herausgebers (S. 7—16).

S. 8, Z. 2. Über die ersten Aufzeichnungen Chamissos während der Reise vgl. die Äußerungen S. 79, Z. 4 ff., S. 242, Z. 32 f., und S. 229, Z. 30 ff. dieses Bandes.

Z. 9. Chamissos Briefe während der Weltreise stehen in *W*⁵, Bd. 6, S. 3—64. Vgl. auch Aug. v. Kotzebues „Litterarisches Wochenblatt", Nr. 13, Bd. 1, S. 97 ff. (Weimar 1818).

S. 9, Z. 1. Das Memoire an den Grafen Romanzoff steht in der Dezember-Nummer des „Journal des Voyages", Jahrgang 1818, in der 2. Ausgabe von 1821 auf S. 201—208.

S. 10, Z. 21. Die im folgenden zitierten Briefstellen zu den „Bemerkungen und Ansichten" stehen: *W*⁵, Bd. 6, S. 160 (Ende 1818), S. 165 (4. Juni 1819), S. 167 (Frühling 1820), S. 185 (17. Juli 1822), S. 194 (7. Januar 1824), S. 207 (25. Juni 1825), S. 181 (29. März 1822, über Eyriès und Choris), S. 187 (3. August 1822), S. 213 (22. Juni 1827), S. 102 (über d'Urville). Die Briefstellen über das „Tagebuch" stehen: *DD*, Bd. 4 (1888), S. 356 (22. Oktober 1834); „Athenaeum", Bd. 1, S. 39 (Berl. 1841), (21. November 1834); *W*⁵, Bd. 6, S. 140 (Brief Friedrich Wilhelms IV.), S. 141 (Brief Alexanders v. Humboldt). Die Briefe an Dr. von Besser befinden sich in Varnhagens Nachlaß auf der Königlichen Bibliothek in Berlin. Vgl. noch Chamissos Äußerungen über Kotzebues zweite Weltreise im Jahre 1823 in *W*⁵, Bd. 6, S. 191, 195 und 202.

S. 12, Z. 18. In dem Buche „Voyage pittoresque autour du monde... accompagné de descriptions par M. le Baron Cuvier et M. A. de Chamisso ... par M. Louis Choris, peintre" (Paris 1822) finden sich folgende Zeichnungen mit Chamissos Unterschrift: 1) Vers marins, dessiné d'après nature par Ad. de Chamisso, Fig. 1 u. 2; 2) dasselbe, Fig. 3 u. 4; 3) La Spate du Coquero de Brésil; 4) Fucus antarctique, esp. nouv.; 5) Volcan de Taal, dans l'île de Luçon. Die Zeichnungen

sind den einzelnen Abschnitten des nicht durchlaufend paginierten Buches eingefügt.

---

## Das Tagebuch (S. 17—327).

**S. 20.** Der handschriftliche, einige Abweichungen enthaltende Entwurf des Kapitels „Einleitend" ist bei Geiger, S. 1—7, gedruckt.

**S. 51, Z. 33 ff.** Chamisso berichtet über die Entdeckung des Generationswechsels der Salpen in dem „Memoire an den Grafen Romanzoff" (1818): *„J'ai fait une étude particulière des animaux sans vertèbres et sans membres articulés (vermes, Linn.), et principalement de ceux qui animent la mer et le calme amène à la surface. Quel mystère inattendu nous a révélé la contemplation de ces êtres énigmatiques! Je citerai un fait que le docteur Eschscholz a vu le premier, qu'il m'a fait observer, et que depuis nous avons reconnu ensemble sur différentes espèces du même genre. Dans les biphores (Salpa toris), plusieurs individus naissent, attachés les uns aux autres d'une manière fixe et régulière. Ils acquièrent dans cet état toute leur croissance, et on les trouve enfin ayant chacun en lui un fœtus unique bien formé, bien connaissable et vivant. Ce petit que nous avons suivi à son tour dans les différentes époques de son existence, a une organisation toute particulière et toute différente de celle de sa mère. Il nage libre et solitaire dans les eaux, et nous l'avons vu donner naissance à de nombreuses républiques ou confédérations d'êtres semblables à celui dont il est né. Deux générations dissemblables et alternatives constituent l'espèce. M. Cuvier, que j'ai rencontré à Londres, m'a demandé de publier sans délai mes observations et mes dessins sur un sujet auquel il attache une grande importance. Je désirerais également que ce fût là ma première publication, et le sujet me semble exiger une dissertation latine: ici des planches, et des planches coloriées sont indispensables. — J'ai représenté d'après nature, avec toute l'exactitude et tout l'art que j'ai pu, tous les êtres de cette classe que j'ai eu occasion d'observer. Je ferais un choix de ces figures et j'y ajouterais de nouveaux détails anatomiques (quelques bocaux d'esprit-de-vin que je rapporte ne contiennent guères que de ces vers destinés au scalpel): trois ou quatre planches que je ferais exécuter sous mes yeux, suffiraient"* (a. a. O., S. 207).

**S. 110, Z. 26.** Über Chamissos Beziehung zu Julius Klaproth im Jahre 1805 vgl. *W*[5], Bd. 5, S. 54 und 66 f.

**S. 145, Z. 16.** In der Wendung „Kajüte *de Campagne*" ist das letzte Wort ursprünglich wahrscheinlich im Sinne von *compagne* = *cambuse, chambre aux vivres* zu nehmen. Das „Glossaire nautique" von A. Jal, S. 394, vgl. S. 497 (Paris 1848), führt aus einem Manuskript des 17. Jahrhunderts die Wendung *„chambre de la Compagne"* an.

S. 183, Z. 24. Der dritte Band der Kotzebueschen Reisebeschreibung und der zweite Band von $W^1$ enthalten eine farbige, Kadu darstellende Zeichnung.

S. 184, Z. 23. Das Wort „Jalik" wird zu ndd. und ndl. *tjalk*, auch *jalk*, *jalleke* (und dies zu *jalle*, *jolle*) gehören und bedeutet eigentlich ein einmastiges, plattbodiges Frachtfahrzeug für den Küstenverkehr; vgl. A. Stenzel, Deutsches Seemännisches Wörterbuch, S. 421 (Berl. 1904).

S. 299, Z. 5. Über Chamissos Freimaurerschaft vgl. eine Notiz im „Allgemeinen Handbuch der Freimaurerei", Bd. 1, S. 151 (3. Aufl., Leipz. 1900).

S. 303, Z. 1. In einem Brief an die Gattin aus Paris vom 21. Oktober 1825 heißt es: Ich werde den Jungen von Joco viel zu erzählen haben — das ist einmal ein Stück für Kinder, Zoologen und Tiermaler! Die Affen könnten, glaub' ich, noch an Mazürier Affennatur lernen ($W^5$, Bd. 6, S. 103). — Einer der Söhne Chamissos erzählte später aus seiner Jugendzeit von seinem Vater: „Er hatte seine Freude daran, uns Affen- und Hunde-Theater zu zeigen, auch ein Theaterstück, worin ein Mensch den Affen Joko spielte (vgl. K. Fulda, Chamisso und seine Zeit, S. 249 [Leipz. 1881]).

S. 321, Z. 15. Der Ausdruck „schicksalig" kommt schon in einem den „Fortunat" betreffenden Brief an Varnhagen vom 28. September 1806 vor; vgl. Bd. 2, S. 455, ferner daselbst S. 235.

---

## Bemerkungen und Ansichten (S. 329—508).

S. 332, Anm. 2. In unserer Ausgabe sind die folgenden Abschnitte fortgelassen: Nach dem „Vorwort" (S. 332) die Abschnitte „Chile", „Notizen des Missionars Pater Alday" und „Californien" (= $W^5$, Bd. 4, S. 3—31); nach dem Abschnitt „Überblick des Großen Ozeans, seiner Inseln und Ufer" (S. 372) — „Das tagalische Alphabet" (= $W^5$, S. 70—72) und das „Vokabularium der Dialekte Chamori (Marianen-Inseln) und von Eap, Ulea und Radack" (= $W^5$, S. 73—89). Die darauf folgenden „Lieder von Radack" (= $W^5$, S. 90) sind S. 372 f. abgedruckt. — Nach dem Abschnitt „Die Marianeninseln. — Guajan" (S. 400) fehlt der „Auszug aus den Archiven von San Ygnacio de Agaña" mit angehefteter „Tabelle der auf den Marianeninseln befindlichen Ortschaften, Häuser und Einwohner" (= $W^5$, S. 119); ferner die S. 401, Z. 4 erwähnte „Karte" (nämlich: a. Charte der Karolinen-Inseln nach J. A. Cantova, b. Charte der Karolinen-Inseln nach Don Luis de Torres).

Von dem Abschnitt „Über unsere Kenntnis der ersten Provinz des Großen Ozeans" (S. 420) fehlt die Aufzählung und Bestimmung der einzelnen Inseln (= $W^5$, S. 139—155).

Nach S. 506, Z. 24 fehlen die folgenden Abschnitte: „Kamtschatka, die aleutischen Inseln und die Beringsstraße" (= $W^5$, S. 246—286)

und „Meteorologie. — Magnet“ (= $W^5$, S. 287). — Nach S. 508, Z. 9 sind die „Berichtigungen und Anmerkungen“ (= $W^5$, S. 290—293) weggelassen.

### Inhaltsübersicht der Reisebeschreibung Kotzebues:

Entdeckungs-Reise in die Süd-See und nach der Berings-Straße zur Erforschung einer nordöstlichen Durchfahrt. Unternommen in den Jahren 1815, 1816, 1817 und 1818, auf Kosten Sr. Erlaucht des Herrn Reichs-Kanzlers Grafen Rumanzoff auf dem Schiffe Rurick unter dem Befehle des Lieutenants der Russisch-Kaiserlichen Marine Otto von Kotzebue. Weimar, verlegt von den Gebrüdern Hoffmann. 3 Bde. 1821, 4°.

(Es gab drei verschiedene Ausgaben nach der Güte des Papiers und der Anzahl der aufgenommenen kolorierten Kupfer zum Preise von 10, 15 und 20 Rtlr. sächsisch.)

**Band 1**; XVIII und 168 S. 4°.

1) S. I—XVIII, Titel, Widmung und Subskribenten-Verzeichnis.

2) S. 3—19. Einleitung (gez. Krusenstern).

3) S. 21—63. Übersicht der Polar-Reisen zur Entdeckung einer nördlichen Durchfahrt aus dem Atlantischen Ocean in das Süd-Meer. Von dem Capitän der Russisch-Kaiserlichen Marin (!) Krusenstern (geschrieben 1812). — S. 63—72. Supplement, geschrieben im November 1819 (gez. Krusenstern).

4) S. 73—91. Instruction für die astronomischen und physikalischen Arbeiten auf der Reise nach dem Nordpol usw.; a) S. 73 ff.: Astronomische Beobachtungen; b) S. 81 ff.: Physikalische Beobachtungen (unterzeichnet: Zürch, den 20sten Juni 1815 Horner).

5) S. 92—168. Entdeckungs-Reise in die Süd-See usw. (wie oben beim Haupttitel), von Otto von Kotzebue. Erster Band. S. 94—95 Vorrede (gezeichnet: Måks in Ehstland, den 17ten April 1820. Kotzebue). S. 96—168. Reise auf dem Schiffe Rurick (Text). Endet mit dem Kapitel: „Von Kotzebue-Sund nach Unalaska“.

**Band 2**; 176 S. 4°.

1) S. 5—148. Fortsetzung der Reisebeschreibung. Erstes Kapitel: Von Unalaska nach Californien. Letztes Kapitel: Von St. Helena nach Reval.

2) S. 149—160. Analyse der auf dem Rurick im großen Ocean entdeckten Inseln. Von dem Capitain Commodore Krusenstern. (Unterzeichnet: Asce, den 18./30. Juli 1820. Krusenstern.)

3) S. 161—176. Über die Krankheiten der Mannschaft während der drei Jahre der Reise vom Arzte des Schiffes, Dr. Eschscholtz.

**Band 3**; 240 S. und 2 Blatt Inhaltsverzeichnis.

Unter dem Haupttitel steht: „Enthält die Bemerkungen und Ansichten von dem Naturforscher der Expedition Adelbert v. Chamisso, nebst Beiträgen von andern Gelehrten“. — Auf dem

zweiten Titelblatt steht: „Bemerkungen und Ansichten auf einer Entdeckungs-Reise, unternommen in den Jahren 1815—1818 usw. (wie beim Haupttitel) von dem Naturforscher der Expedition Adelbert v. Chamisso, der Philosophie Doctor, der Kaiserlich Leopoldinischen Akademie der Naturforscher, wie auch der Gesellschaften der Naturforscher zu Berlin, zu Moskau, zu Leipzig usw. Mitglied. *Τὸ τοῦ πόλου ἄστρον.*“

S. 5. Vorwort. — S. 7. Teneriffa (fehlt in $W^{1-5}$). — S. 9. Brasilien (fehlt in $W^{1-5}$). — S. 12. Chile. — S. 17. Californien. — S. 24. Notizen des Missionars, Pater Alday. (Aus dem Spanischen Manuscript übersetzt.) — S. 27. Tabellarische Übersicht der Missionen usw. — S. 38. Überblick des großen Oceans, seiner Inseln und Ufer. — S. 51. Das Tagalische Alphabet. — S. 54. Vokabularium der Dialekte Chamori (Marianen-Inseln) und von Eap, Ulea und Radack. — S. 67. Lieder von Radack. — S. 68. Die Philippinen-Inseln. — S. 77. Die Marianen-Inseln. — Guajan. — S. 84. Auszug aus den Archiven von San Ygnacio de Agaña. Dazu: Tabelle der auf den Marianen-Inseln befindlichen Ortschaften, Häuser und Einwohner. — S. 85. Über unsere Kenntnis der ersten Provinz des großen Oceans. — S. 106. Radack, Ralick, Repith-Urur, Bogha, die Cornvallis-Inseln. — S. 122. Die Carolinen-Inseln. — S. 137. Die Penrhyn-Inseln. — S. 138. Die niedern Inseln unter dem 15.° S. B. zwischen den (!) 138.° und 149.° W. B. — Die Insel Romanzoff. — S. 140. Waihu oder die Oster-Insel. — Sala(!) y Gomez. — S. 142. Die Sandwich-Inseln. — Die Johnstone-Inseln. — S. 154. Methoden, Feuer zu machen. — S. 155. Kamtschatka, die Aleutischen Inseln und die Beerings-Straße. — S. 179. Meteorologie — Magnet. — S. 181. Anhang von andern Verfassern. — S. 181 ff. Allgemeine Bemerkungen zur Reisebeschreibung. (Ohne Angabe des Verfassers.) — S. 187 ff. Über die Korallen-Inseln (ohne Angabe des Verfassers; dieser und der vorhergehende Aufsatz rühren von Eschscholtz her, wie du Bois-Reymond in seiner Schrift „Adelbert von Chamisso als Naturforscher“ [Leipzig 1889], S. 41, nachgewiesen hat). — S. 189 ff. Über die Felsbeschaffenheit der Küste Neu-Californiens, der Insel Unalaschka und der Küsten der Beeringstraße ... von Moritz von Engelhardt (nach Materialien von Eschscholtz). — S. 196 ff. Beschreibung einer neuen Affengattung *Presbytis mitrata*, von Fr. Eschscholtz. — S. 198 ff. Naturhistorische und physiologische Bemerkungen über die Seeblasen, Velellen und Porpiten, von Friedrich Eschscholtz. — S. 201 ff. Beschreibung neuer ausländischer Schmetterlinge nebst Abbildungen von Friedrich Eschscholtz (darunter Nr. 3, *Papilio Chamissonia*, Fig. 3). — S. 221 ff. Aërometer-Beobachtungen. — S. 230 ff. Temperatur des Meerwassers in verschiedenen Tiefen. — S. 233 ff. Bemerkungen zu den vorstehenden Beobachtungen über das spezifische Gewicht des Meerwassers usw. von J. C. Horner. — S. 238. Nachschrift (Unterzeichnet: Im März 1821. Adelbert v. Chamisso.) in $W^1$, Bd. 2, S. 384—386. — S. 239. Berichtigungen und Anmerkungen (von Cha-

misso). Tagalische Literatur; Manila, Vulkan de Taal, in $W^1$, Bd. 2, S. 387—390. In $W^1$, Bd. 2, S. 391, außerdem ein Nachtrag: „Kamtschatka, die Aleutischen Inseln und die Beeringsstraße".

# Lesarten

## zu Band I—III.

Vorbemerkung. Vgl. im allgemeinen das „Vorwort" in Bd. 1, S. 5*f. und die „Vorbemerkung" in Bd. 2, S. 379. Die Orthographie wurde in unserer Ausgabe durchgehends modernisiert, natürlich ohne die geringste lautliche Veränderung. Auch die Interpunktion wurde vielfach nach heutigem Gebrauch geregelt, besonders bei koordinierten Nebensätzen mit „und" sowie bei Adverbien innerhalb eines Satzes, die Chamisso gern nach französischer Art in Kommata einschloß. Die bereits von Walzel zu den „Gedichten" angegebenen Lesarten, d. h. besonders fast alle handschriftlichen Lesarten, wurden übernommen. Nicht alle der in den Anmerkungen Bd. 2, S. 388ff., genannten, schwer erreichbaren Erstdrucke konnten verglichen werden; manche durchgesehenen enthielten dagegen keine Abweichungen. Einige zweifelhafte Stellen konnten nicht ganz geklärt werden, da Palms Äußerungen über die handschriftliche Fassung nicht immer vollständig sind.

Außer den in Bd. 2, S. 379ff. und S. 387ff. angegebenen Abkürzungen sind noch folgende verwandt:

*H* = Handschrift.

*Gs* = „Der Gesellschafter", hrsg. von F. W. Gubitz, 1.—31. Jahrgang (Berlin 1817—47).

*Mgb* = „Morgenblatt für gebildete Stände". (Bei Cotta, Stuttgart und Tübingen 1807ff.)

*Mo* = „Moosrosen", Taschenbuch, hrsg. von Wolfg. Menzel (Stuttg 1826).

*PA* = „Poetischer Almanach", hrsg. von Justinus Kerner (Heidelb. 1812).

*T* = „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet", hrsg. von Stephan Schütze (Frankf. a. M. 1811—39).

*Sf* = „Die Sängerfahrt. Eine Neujahrsgabe ... von Friedrich Förster" (Berlin 1818).

*Mus* = „Museum, Blätter für bildende Kunst", hrsg. von Fr. Kugler (Berl. 1833—37).

# Band I.

## Gedichte.

**S. 15. Aus der Beringsstraße.** *H* (Kgl. Bibliothek in Berlin), *Gs*, $W^1$ (Bd. 6, S. 44). 4 derer ] deren *H* | 6 klangen ] tönten *H* | 21 schweift ] geht *H* $W^1$ *Gs* | 22 hindurch ] entlang *H* $W^1$ *Gs* | 23 Ereilet bis er ] Hinkt hinten nach, und so man *H* $W^1$ hinkt ... so man nur *Gs* | 25 schaudert's bis Bahn ] sieht es deinen Bruder an, *H* $W^1$ | 26 Wann ] Wenn *H* $W^1$ | 27 ruf' ich ] ruft er *H* $W^1$ | 29 Ich bis Leben ] In Sprach und Leben ist er *H* $W^1$ | 30 wäget ] wieget *H* $G^1$ $G^2$. | 31—32 Ich bis umfangen ] Er kehret Dir zurück, der sonst er war, Nur älter, immer doch ein Kind, ein Narr *H* $W^1$ | 25—32 fehlt *Gs* | 33 Wann ] Wenn *H Gs* | 39—40 Dann bis reichen ] Dann wird die Nacht das Düstre auch wohl brechen Und ich mit dir aus mildern Träumen sprechen $W^1$ So kann ... sprechen *Gs*.

**S. 16. Bei der Rückkehr.** $W^1$ (Bd. 6, S. 63). 47 Wann ] Wenn $W^1$.

**S. 17. Berlin.** 72 Die Lesart neuerer Ausgaben Weinen für Meinen (so in allen älteren Ausgaben) ist nicht gerechtfertigt.

**S. 19. Frauen-Liebe und -Leben.** 161 harter ] kalter $G^1$.

**S. 27. Tränen.** Die Lesarten einer im Besitz von Max Kalbeck in Wien befindlichen Handschrift (ein Heft von 7 Blättern 12°) werden hier nach Walzel, S. 541, mitgeteilt: über ‹mich› *mir* | No. 2 beginnt mit einer gestrichenen Strophe:

„Am Sonntag sah' ich den Liebsten
Von fern vorübergeh'n,
Sechs Tage leb' ich der Hoffnung
Am Sonntag ihn mir zu seh'n."

Dazu V. 3 Korrektur Hitzigs am Rand: lebt für leb' | V. 4: Ihn heute doch zu | 33 blut'gem ] blut'gen | 40 Ring bis Du ] Ring des Liebsten | 50 ‹Ganz nur für dich› Dich zu lieben, dir (Hitzig) | 59 Und aus Schon | 62 Der im aus Den der | 70 Das aus Dir | 71 ‹Allv.› Dir, Da er ‹Dieser› aller Welt | 87 zerrissen aus abgerissen. | 6 über mich schaltet ] über mir schallet $G^1$ | 40 Ring bis Kleinod! ] Ring des Liebsten, theures Kleinod $G^1$ $G^2$.

**S. 33. Lebens-Lieder und -Bilder.** Über eine im Besitz von Max Kalbeck befindliche Handschrift ist nach Walzel, S. 541 f., folgendes zu berichten: Gebundenes Heft, 22 Oktavblätter, aus Franz Kuglers Nachlaß. Der Titel steht auf Blatt 1a oben; Hitzig bemerkt am Rande: „In — Bildern oder etwas ähnliches. Die Bilder scheinen mir gut." Chamisso beabsichtigte anfangs einen Untertitel für jedes Lied; gestrichene Überschrift zu Nr. 1: Der Kampf mit dem Drachen, Nr. 2: Die Puppe; beide Titel durch die jetzigen Überschriften ersetzt. | 22 aus Und wenn der Wurm so nach mir gehet | 24 aufgehäuften aus hier gehäuften | hier aus seht | 70 erwach' ich gleich aus so bin ich wa ... | 102 betrübet aus verdrossen, Hitzig am Rande: „besser". | 104 liebe ] lieben. | 132 Hitzig zu Kämpen: „besser wohl Streiter". ⌈156 nieder aus wieder | mich *die* grausige | 167 Hitzig skandiert: Ich ward so ein sün ftes Kind

und bemerkt: „nicht gut". | 193—194 korrigiert aus: Es hegen nun meine Lose Zwei Knospen am Zweig und die Rose | 203 Noch Knospen im grünen Laube. Die Hoffnung . . . | 210 Erste Fassung: Will ernst ich und schweigsam mich weih'n am Rande: fromm. Hitzig am Rande: „Der Vers muß mit ‚dem' anfangen. Dem will ich schweigsam mich weih'n oder still mich weih'n." Darauf gibt Chamisso dem Verse die im Text stehende Fassung. | 223 Das zehnte Lied beginnt mit der gestrichenen Strophe:

Hör' ich seine Stimme wieder?!
Weh mir, weh mir! seine Lieder?!
Ach, was gab ihm die Gewalt,
Muß ich lauschen, immer lauschen,
Gier'gen Ohres mich berauschen
Bis der letzte Ton verhallt?

224 welche ] seine | 233 Heimlich schreckhaft mich berauschen, am Rande: schmerzhaft?; Randbemerkung Hitzigs: „Es gibt wohl ein drittes noch besseres"; darauf Korrektur Chamissos zu schmerzlich. | 236 Nach, aus Noch. | 247. 248 ‹Und hättest auch› geahndet ‹wen ich› daß ich dich meinte Und dich ‹zu› in Schmerz. | 257 ‹Des Glaubens Sternenkranz› Der Hoffnung Honigseim, des Zweifels ‹Kralle› Galle?; die jetzige Fassung steht unten am Rande; dazu Bemerkung Hitzigs: „Besser die Lesart 2". | 274 sonst aus einst. | 286 Geblendet sinkt mein feuchter Blick zurück. Am Rande: ‹Beglückt›. | 289 Zuerst: Ach sollte flammend mich so mächt'ger Strahl verzehren. Dann: Mag flammend mich so mächt'ger Strahl verzehren. | 290 und sterbe aus beglückt und. | 296 Der Wilde, er liegt; Hitzigs Bemerkung: „Wenn nicht der Hiatus dich stört". | 311 reinem aus rotem. | 341 Liebchen aus Feinlieb auf Hitzigs Bemerkung: „würde ich nur im Diminutivum gebrauchen und hier klingt es metrisch schlecht". | 352 Beharrlich, besonnen aus beständig, bedächtig. | 355. 356 Korrektur aus: Im Anschau'n deiner Augen Der Gegenwart nur bewußt. | 356 himmlischer aus unendlicher. | 371 Herzen aus Brüsten. | 379 Zuerst: Mit Lieb' und Haß eingreifend. Hitzigs Bemerkung: „muß – ⏑ ⏑ gelesen werden und geht darum nicht", veranlaßt Chamisso, für eingreifend bewaffnet und gerüstet zu setzen; jenes ist gestrichen, ebenso eine Lesart Gerüstet mit Liebe und Haß. | 397 Korrigiert aus Und stiller wird es und stiller. | 400 minniglich aus wonniglich. | 406 Korrigiert aus Des Blickes milder Glanz. | 445 lieben aus sanften. | 461 Zu Männin Hitzigs Tadel: „Klingt mir sehr affektiert".

Auf dem letzten Umschlagblatt eine Schlußbemerkung Hitzigs auf einem aufgeklebten Zettel: „Sehr, sehr brav und neu. Nichts weniger als überflüssig geworden durch den älteren Cyklus. Eduard."

**S. 49. Die Braut.** 20 Palm will (*W*$^3$, Bd. 5, S. XII, Anm.) vergißt setzen; mit Walzel in Vergiß geändert.

**S. 50. Der Klapperstorch.** *H* (im Besitz der Verlagshandlung Velhagen u. Klasing), faksimiliert in Robert König, Deutsche Littera-

turgeschichte, S. 564 (12. Aufl., Bielefeld 1882) | 7 ⟨fröhlich⟩ freudig *H* | 9 euer ] eurer *H DMA G*².

**S. 62. Was soll ich sagen?** 4 ein Gebot ] mir Gebot *W*¹ (Bd. 6, S. 75).

**S. 63. Auf der Wanderschaft.** 21 nur ] mir *Schl*² | 21—24 Noch bis dir ]

Es grüßt Dich aus der Ferne
Noch nur dies Streifchen Papier.
Bald ist, mein Kind, Dein Vater,
Süß Lieb, Dein Geliebter, bei Dir.

*W*⁵ (Bd. 6, S. 95).

**S. 70. Blauer Himmel.** 2 In bis Gold *W*¹ (Bd. 5, S. 283); Zu der Sterne funkelnd Gold *Schl*² *G*¹. | 13 Hatt' *W*¹.

**S. 77. Tragische Geschichte.** 1 's war ] War *Mo* | 11 's wird ] wird *Mo* | 17 zu nichts ] ja nichts *Mo* | 10—12 fehlt in *W*² (Bd. 6, S. 148).

**S. 82. Das Dampfroß.** 44 Cours in allen älteren Ausgaben.

**S. 86. Kanon.** vor 2 in *W*¹ (Bd. 5, S. 343).

**S. 87. Katzennatur.** 5 verstund *Schl*² *G*¹⁻³ *W*¹. | 39 Mäusenatur *Sf Schl*² *G*¹.

**S. 97. Frühlingslied.** 2 trauernden Wendts M.-A. | 43 es uns ] es denn uns Wendts M.-A.

**S. 100. In malayischer Form.** 1 gulbener *Mgb* | 36 Mägdlein *Mgb* (und so immer) | 37 singt ] girrt *Mgb* | 45 Windbraut tobet ] Windesbraut tobt *Mgb*.

**S. 103. Der Glücksvogel.** 1 in den Hain *PA* (und so immer) 18 „Ich will ] er will *PA Schl*² *(A) G*¹⁻⁴ *W*¹⁻³, von Palm geändert. | 22 erst gefangen ] einst gefangen *PA* | 23 So wird ] Dann wird *PA*.

**S. 104. Verratene Liebe.** 3 die standen ] sie standen *Schl*² *(A) G*¹ *G*².

**S. 105. Der Gemsenjäger und die Sennerin.** 51 Stutzen ] Stützen *G*¹ *G*² Stutzer *G*³ *G*⁴ *W*¹⁻³.

**S. 110. Herzog Huldreich und Beatrix.** 51 fragst ] frageſt *G*² *G*³ | 73 Bauermagd ] Bauernmagd *TG*².

**S. 112. Liebesprobe.** 25 heiß *T*, von Palm in *W*³ *W*⁵ gestrichen.

**S. 114. Die Mutter und das Kind.** 37 die Thräne Wendts M.-A. *G*² *G*³ | 56 schläfst so ] schlafeſt Wendts M.-A.

**S. 121. Der Sohn der Witwe.** 34 traurend *Schl*² *(A)*. | 45 in Nebelflor *Schl*² *(A) G*¹⁻⁴ *W*¹,²; geändert in im Nebelflor seit *W*³.

**S. 123. Die Müllerin.** 9 belogen ] betrogen *Mo*. | 11 betrogen ] belogen *Mo*.

**S. 124. Der Müllerin Nachbar.** 13 es ] ich *Mo*.

**S. 124. Don Quixote.** 23 das ] die *Schl*² *(A) G*¹.

**S. 132. Prophezeiung des Nostradamus auf das Jahr MM.** 158 streng ein Senator ] ein Senator streng *W*⁵, vgl. darüber Palm *W*³, Bd. 5, S. XII, Anm.

**S. 134. Muttertraum.** 13 Er ] Der. *Mgb* (1833) | 16 Vergessen ] Vergessend. *Mgb* | 21—22 Dein Engel bis Speise ]

Dein Engel, der wird ein Räuber sein,
Dein Engel — dient uns zur Speise! *Mgb.*

S. 134. **Der Soldat.** 25 wär'] käm | alles] wär' es *Mgb* | 31 Nun] Da *Mgb*.

S. 135. **Der Spielmann.** 52 Wann] Wenn *Gs*.

S. 135. **Der Müllergeſell.** *H* (Handschrift auf der Königlichen Bibliothek in Berlin, danach ein Faksimile in G. Könneckes „Bilderatlas", S. 370 [2. Aufl., Marb. o. J.]): 9 ‹War Reden denn von nöten›, Das hätte ſie geſehen | 12 Burſche ‹Knabe› | 15 mir iſt um] mir wi[rb], ‹wie› | *Dich grüßet* Du grüßeſt | 24 ‹dunkler› tiefſter | 25 Verlobung, ‹ich aber› wobei ich | 28 alle ‹auf mich› ſah'n | 35 ‹Da fiel mir ein› Kam mir die Luſt | *bekam ich* Kam mir | 48 ‹zu› mit | 51—52 Dann bis ſein:

Da möcht' ich froh geſunden von allem Herzeleid,
S' iſt ja, warum ihr Lieben, um mich bekümmert ſeid;
Da läg ich ohne Schmerzen von keinem Gram umhüllt,
Wir das begehren Beide, ſo wär ihr Wunſch erfüllt;
Wir das begehren Beide. Das wollen ja die Beiden.

S. 140. **Böſer Markt.** *H* (Handschrift auf der Königlichen Bibliothek in Berlin); 29—32 Mit Vergnügen bis unverhohlen]

Mit Vergnügen! — Unverhohlen
Edel ſeid Ihr und vernünftig,
Ja ich bitt' Euch, laßt mich holen,
Habt Ihr mehr zu handeln künftig.

| 48, 68 ‹Kugelreuter› Kuchenreuter.

S. 145. **Hans im Glücke.** *H* (Handschrift auf der Königl. Bibliothek in Berlin): 89 ‹Ach wo bleibt› Aber ach! | 116 ‹Vor dem Schulz auf deiner Hut› Vor dem Schulzen auf der Hut. | 140 ‹ſcharfer› ſolcher. | 178 ‹Auf dem linken Arme› Trage ſie im Arme. | 186 ‹Seitenweg› Seitenſteg.

S. 151. **Das Urteil des Schemjáka.** *H* (Handschrift auf der Königl. Bibliothek in Berlin): 52 mir nicht gleich] gleich mir nicht | 94 dieſen] jenen *DMA* | 113 ‹ſaß› ſitzt. | 115 ‹fürbaß› erhitzt. | 165 ‹Rechts-Händel gut vergleichen.› Ich Salomon vergleichen. | 220 ‹Geſchworen hab' er einen› Mißfiel dein Schwur ihm, galt ſein *H*.

S. 158. **Das Lied von der Weibertreue.** 96 Nichts da] Und nichts $G^1$ | 114 ich morgen] ich nun morgen $G^1$.

S. 178. **Herein!** 62 recht] gut *Gs Schl*² (A); bei jeder auftretenden Person in Klammern gesprochen *Gs Schl*² (A).

S. 181. **Liederſtreit.** 30 ſitzeſt bei uns] ſetz'ſt zu uns dich *Gs* $G^1$.

S. 183. **Die Löwenbraut.** 3 Tritt ein] Tritt $G^1$ | liegt] ſliegt *T*.

S. 186. **Des Geſellen Heimkehr.** 30 verharrte] beharrte *Gs G*... $G^2$. | 33 machte] macht *Gs*.

S. 188. **Die Sonne bringt es an den Tag.** 18 bitter'm] bittrem. | 31 mir bis Jud'] ein Jud' mir juſt. | 44 ins] in das. | 65 bringt's die Sonne] bringt die Sonne es *Gs*.

S. 190. **Das Auge.** Text nach *T*. Palm hat V. 30 noch fortgelassen, V. 57 lag für ſaß, V. 67 als für wie, V. 75 Stalle für Stall; ob nach einer Handschrift?

S. 192. **Des Basken Etchehons Klage.** 55 Druck] Ruck $G^1$ $G^2$.

S. 198. **Die Sterbende.** 12 Zu ſeinen Füßen] Sie ringt die Hände *Mo*.

**S. 200. Der Tod des Räubers.** 94 Bezwingen bis willenskräftig; ] Er war sich zu bezwingen noch geschäftig; $G^1$ $G^2$.

**S. 204. Der Graf und der Leibeigne.** 38 Wer bis Erbe? ] wer ist mein Mann? $G^1$ $G^2$.

**S. 209. Vergeltung.** 89 so ] du $G^2$ $G^3$.

**S. 214. Ungewitter.** 24 Unmächtiger ] Unmächt'ger *Gs.*

**S. 220. Deutsche Volkssagen.** 3. Die Männer im Zobtenberg. Überschrift: Zottenberge *DMA* $G^2$ und so immer. | 116 an ] am *DMA* $G^2$ | 130 alt ] lang | 149 den bis schaudernd ] sogleich den Vorhang *DMA* $G^2$. 4. Der Birnbaum auf dem Walserfeld. 191 bedünken ] bedunken *DMA* $G^2$.

**S. 224. Abdallah.** 9 befragt ] gefragt $G^1$ | 22 Nur ] Mir Wendts *MA* | 59 Werke ] Wert $G^1$ | 111 fodert in allen älteren Ausgaben, erst seit $W^3$ von Palm geändert in „fordert"; ebenso *V.* 114. | 173 wälzet bis Staub ] wälzt sich in den Staub $G^1$.

**S. 232. Abba Glost Leczeka.** *H* (auf der Königl. Bibliothek in Berlin): 28 ‹wie kaum› wie nie | 29 ‹mit eigner Kraft› mit Geistes-Kraft | 33 ob des selt'nen ] ob dem selt'nen $HG^2$ | des ] dem *ADM* | Mannes ] Manne *DMA* | 55 ‹Menschen Lug› Satzungen | 65 ‹nach allem Fleiß› mit allem Fleiß | 71 ‹Lindenbaum› Apfelbaum | 77 ‹beschlossen› kaum heimlich | 79 als ] wie $G^2$ | als ] wie *DMA* | 86 Brote ] Brode (ebenso 226) | 95 ‹Jehovahs› des Ew'gen | 112 lebend'gen ] lebend'ges *H DMA* lebend'gen ] lebend'ges *DMA* | 134 ‹Vor ihren Stuhl: Der Rabbi› Vor ihre Schranken: „Rede | 139 hies'ger Ordnung ‹dem Gesetze› | 141 f. und sprach: ‹mit Würdigkeit: Nach dem Gesetz, dem euren, der Ungerechtigkeit› Hartherzigkeit, | 144 ‹Heuchler› Narren | 147 ‹studiere ich› die les' ich | 152 dich nicht ] nicht dich *DMA* | 177 hier ] her *DMA* | 182 fordern ] fodern *DMA.*

**S. 240. Georgis.** 3 ferner ] fremder *Schl*[2], ebenso 43.

**S. 244. Sophia Kondulimo und ihre Kinder.** 66 Den bis nicht ] Den greifend nicht der Dichter noch $G^5$.

**S. 247. Chios.** 248 Kieles Gleise ] Kiels Geleise. $G^1$.

**S. 271. An die Apostolischen.** 39 blöde $G^1$ | 40 ‹geschehen› bestehen *H* (Königl. Bibliothek in Berlin) | 43 Die bis schreit ] Es steht die öffentliche Meinung auf Wendts M.-A. | 59 auch bis leihen ] auch viele gern das Ohr verleihen *MA* $G^1$ $G^2$.

**S. 274. Memento.** 15 Rückblickt er zu der Heimath $G^1$ $G^2$ | 27 Weil Thoren nicht und Knechte nicht sie waren $G^1$ $G^2$.

**S. 283. Erscheinung.** 22 sogleich ] zugleich $G^1G^2$ | 42 zerfließen ] verfließen $G^{1-3}$.

**S. 292. Die Kreuzschau.** 15 seine bis dir ] vor dir seine Schwächen er | 51 dies ] das *DMA.*

**S. 293. Die Ruine.** *H* (Königl. Bibliothek in Berlin): 39 ‹mit Staub und Schutt bedeckt› verschüttet und verstaubt | 45 ‹gab› warf | 48 ‹welches› was nun | 72 ‹das gilt› Das ist | 86 ‹zu› Durch | 98 ‹deutlich› klärlich | 102 ‹Laßt laut, Herr Gott, dich loben wir› *Te deum laudamus* laut | 121 ‹Da› Wohl | 135 ‹Und brach vom Fürstenbilde mir zum Mal›.

S. 298. **Der Republikaner.** 60 dieſem ] dieſen | jenem ] jenen | 63 und hallte mir zurück *MA*.

S. 301. **Chaſſané und die Waldenſer.** *H* (Königl. Bibliothek in Berlin): 9 ‹verfehmet war› verfemet iſt | 10 ‹Lebendigwerde, gilt für Recht, verbrannt› | 20 ‹Zum Vollzug bringen› Vollziehen.

S. 304. **Biſſon vor Stampalin.** 27 das Verdeck $G^{1-3}$, so mit Palm in den Text gesetzt, obwohl $G^4$ $G^5$ der Verbeck schreiben | 36 in Übermut ] im Übermut $G^1$.

S. 305. **Don Raphaels letztes Gebet.** 13 lieben Lande] Vaterlande $G^1$.

S. 306. **Die Verbannten.** Anmerkung Chamissos von Relejeff beſtieg bis verbannt fehlt Wendts M.-A. 163 Des Schmerzes geändert mit Palm aus des Schmerzens $G^{1-5}$ $W^1$ | 238 war vom Schnee ] hat der Schnee Wendts M.-A. $G^2$ | 246 Ein Mann ] Erman Wendts M.-A. | 264 Luſt nach $G^2G^3$ und Chamissos Handschrift ($W^5$, Bd. 6, S. 345), $G^4G^5$ haben Bruſt.

S. 317. **Ein Gerichtstag auf Huahine.** 27 Stamm $G^2$ $G^3$ und Chamissos Handschrift (nach $W^5$, Bd. 6, S. 345) Stand. $G^4G^5$ | 120 Piaſter ] Piaſtern (ebenso 136) *DMA* $G^2$.

S. 321. **Der Stein der Mutter.** 31 Ordens ] Stuhles $G^1$.

S. 325. **Verbrennung der türkiſchen Flotte zu Tſchesme.** 16 Er ] Der *DMA* $G^3$ | 23 Karten ] Charten *DMA*.

S. 330. **Sage von Alexandern.** *H* (auf der Königl. Bibliothek in Berlin): 5 ‹empor› hervor | 28 ‹freundlich› friedlich | 33 ‹Die Stunden ungeduldig zu verſäumen› Verdroſſen, hier die Stunden zu verſäumen | 35 ‹kühlen› löſchen | 47 ‹Und drang beharrlich vor den Strom hinauf.› | 76 ‹du Thor,› und ‹ziehe› Weisheit leuchte deinen Wegen!"

S. 336. **Rede des alten Kriegers Bunte-Schlange.** 6 Und bis ihnen | Und ihnen blieb der Entſchluß $G^1$.

S. 339. **Das Mordtal.** 53 in Bande ] Banden Wendts M.-A. $G^1$ $G^2$ | 265 ihm im ] ſeinen Wendts M.-A. $G^1$.

S. 348. **Don Juanito Marques Verdugo de los Leganes, ſpaniſcher Grande.** 95 hergetrieben ] vorgeführt | 97 Hülftätig bis geblieben ] Wohl ſieht man einen Franken, der gerührt | 98 Der ] Und | 99 erntend bis Lieben ] findend, wo er Mitleid ſpürt *DMA* $G^2$ | 237 ſüßern anstatt des unklaren ſüßen der älteren Ausgaben von mir eingesetzt.

S. 358. **Der Geiſt der Mutter.** 29 nur ] mir $G^2$ $G^3$.

S. 368. **Mateo Falcone, der Korſe.** 9 Es ] Er in den älteren Ausgaben, mit Palm seit $W^2$ in Es geändert | 27 hierher und 37 noch ſich von Palm seit $W^3$ gegen die Lesart der älteren Ausgaben in hieher, ſich noch ohne Angabe eines Grundes (handschriftliche Fassung?) geändert. | 140 in dem ] in den $G^1$ $G^2$.

S. 379. **Ein Kölner Meiſter.** *H* (im Besitz von Max Kalbeck): 1 Du haſt, ‹mit Scharfblick prüfend,› Ghiberti, ſcharf und | 4—6 Ich bis gelobt

‹Ich hab' als Freund, Ghiberti, dich erprobt
Und hab' hinwiederum dir zu bereiten
Den ſchönſten, höchſten Kunſtgenuß gelobt,
Auf Schätze will ich deine Blicke leiten,

Von einem Meister sind's zu Köln am Rheine,
Figuren, Thonmodelle, Kostbarkeiten. —>

| 14 <streift,> streicht | 16 <Ich bin von ihm beschirmt herangereift> | 18 <bereift> gebleicht | 41 <Humpen,> Krüge | 60 Weil ihm kein <schnödes> Geld <stand>, kein schnödes, zu Gebote.

**S. 382. Francesko Francias Tod.** 14 San ] Sanct *Mus.*

**S. 389. Salas y Gomez.** *H* (K. K. Hofbibliothek in Wien): 1 <fluten der Südsee> fluten | 9 <Saling> Mastkorb | 56 <der Schätzung nach an hundert Jahre alt> | <meinen> schätzen | 61 <gelehnet an> getragen von die gestrichene Lesart auch noch *MA* $G^1$. | 69 <leicht> bald | 117 <zur Ruh> zu Nacht | 119—121 Ich bis gemacht

<Es fächelte der Wind uns Kühlung zu,
Und spannte so die Segel, daß wir kaum
Je schnellern Laufes uns freuten als im Nu.>

121 <Je schnellern *den flüchtigen* Laufes unsern Weg gemacht> | 158 <Und doch! Daß nicht den Ort die Vögel meiden!> | 168 <tiefem Dunkel> tiefes Dunkel | 199 <Vermögend nur die Arme> Die Arme nur vermögend | 207 <vielen> langen | 213 das Riff ] den Riff $G^1$ $G^2$. | 233 <grimm'gen> grimmen | 245 <nicht Jahreszeichen> für sie kein Kreuz mehr | 249 <Meeresstrand> Felsenstrand | 251 <Regenschauern> Regenschauer | 265 <vor grauen Jahren> gestrebet habe | 288 <lege> ende | 312 <Wehmut> Wermut, <Süße> Bittre.

**S. 399. Das Malerzeichen.** 203 Rede bis ja! ] soll ich Rede steh'n, $G^1$.

**S. 413. Der jungen Freundin ins Stammbuch.** 4 Karfunkel ] Karfunkeln | 10 Im Falle bis nur ] Wofern man überhaupt dich $W^1$ (Bd. 6, S. 81).

**S. 415. Stimme der Zeit.** 45 Hilft lenken ] Ihm lenket $G^2$ | 49 du, Biedermann ] geliebter Greis $G^2$.

**S. 417. Trinkspruch in einer literarischen Gesellschaft 1831.** 3 Eisesfesseln ] Eisengitter | 8 Gottesgabe ] Göttergabe Beilage zum Cottaschen „Literaturblatt".

**S. 419. Nachhall.** 68 Wann ] Wenn *DMA* $G^{1-4}$; von Palm nach Chamissos Handschrift geändert.

**S. 427. Wer hat's getan?** *H* (Königl. Hof- und Staatsbibliothek in München): 8 Wer Gutes sinnt ] wen Gutes freut | 12 <strecken> recken 23 <dies gespendet> dich gesendet | 27 <ohne Liebe nicht> sonder Liebe nie.

**S. 432. Faust.** 69 entstiegen ] entsteigen *MA* $G^1$ | 83 Wellen zu besprechen ] Wellen mächtig zu besprechen *MA* | 177 ja! fehlt *MA* | 184 Du wetzest selbst ] Du selber wetz't *MA*.

**S. 444. Das Lied von Thrym.** Anmerkung Chamissos: mir bis verargen ] diesem Versuche Nachsicht gönnen *Mgb* | 4 Freya ] Frayia *Mgb* and so öfters | 48, 50 Thors ] Thor *Mgb* | 65 sein Wort ] Thors Wort *Mgb* | 122, 148 breiten ] reichen *Mgb* | 132 Lodeyias ] Lodeyias *Mgb* | 172 goldgehörnten ] goldgehörnten $G^1$ | 182 Trank ] Bier *Mgb* | 185 Süß'res ] Süßes *Mgb* | 217 Nächten ] Nächte *Mgb*.

# Band II.

## Adelberts Fabel (S. 197—203).

Lesarten von *ES* (vgl. Bd. 2, S. 451): $197_3$ Adelbert bis als ] Es merkte Adelbert, wie | $197_9$ falls ] ob | Nach reizten ihn Semikolon statt Punkt, ebenso nach weiterziehen; daher Z. 11: aber der Winter ] Der Winter aber | $197_{23}$ gegen ] gen. | $198_{13}$ nun dahinter ] dahinter nun | $198_{14}$ gegen den Frost ] zu dem Froste | $198_{29}$ die bis Augen ] vor ihren Augen ihre Locken | $199_{5-6}$ raffte bis schnell ] raffte schnell Adelbert, der besinnungslos und erstarrt wie das Eis selbst, das ihn hielt, lag, | $199_9$ nur bis da ] noch vor ihm da nur | $199_{11}$ auf seine Brust ] in seine Brust | $199_{21}$ also hielt er noch viele Monden aus ] also ausdauerte er noch viele Monden | $199_{30}$ ward, nach *ES*, $W^1$, $W^2$ (seit $W^3$ war) | $199_{30-31}$ noch bis wollte ] und noch, schien es, wolle | $200_6$ Itzt *ESW*$^{1-3}$, Jetzt $W^5$ | $200_{12}$ starre ] starrende | $200_{14}$ langen ] lang ausgebauerten | $200_{17}$ Mittage ] Mittag | $201_9$ Westen ] Wasser (vgl. die oben angeführte Briefstelle, Bd. 2, S. 451). | $202_5$ der Gang bis höher ] wölbte der Gang sich höher | $202_{11}$ spähte bis Gesichte! ] lauschte er wunderjamen Gesichten! | $202_{12}$ Webestühle *SEW*$^{1-2}$ (erst in $W^3$ in Webstühle geändert).

## Peter Schlemihl (S. 277—349).

Walzel hat in seiner Ausgabe, S. 465 ff., die Lesarten einer Handschrift (Abschrift unbekannter Hand mit Korrekturen von Chamisso) mit dem Titel „Peter Schlemiels Wundersame Geschichte" (mitgeteilt von Adelbert von Chamisso, Cunersdorf MDCCCXIII) veröffentlicht. Über die Originalhandschrift vgl. die Notiz in der „Deutschen Literaturzeitung", Bd. 28, S. 2528 (Berlin 1907). Im folgenden sind die Lesarten der älteren Drucke angegeben.

$292_{13}$ überströmenden *Schl*$^{1-3}$ $W^{1-5}$; geändert in überströmendem. | $293_{14}$ Dollond ] Dolon *Schl*$^1$. | $_{20}$ verwundert ] verwundernd *Schl*$^1$. | $_{22}$ niemandem ] niemanden *Schl*$^{1.2}$. | $294_6$ entfalteten ] entfalten *Schl*$^1$. | $_8$ Schritte ] Schritt *Schl*$^{1.2}$. | $_{23}$ gleichgiltigen ] gleichgültigen *Schl*$^1$. | $298_{21}$ wenn ] wann *Schl*$^{1.2}$. | $299_{27}$ holtest ] hattest *Schl*$^1$. | $300_{13}$ näheren ] nähern *Schl*$^{1.2}$. | $_{22}$ es schien mir $W^{1.2}$ ] es schien *Schl*$^{1-3}$, $W^{3-5}$. | $_{37}$ bezeugten *Schl*$^{1-3}$, $W^{1.2}$ ] bezeigten $W^{3-5}$. | $301_{19}$ vor mich ] vor mir *Schl*$^{1.2}$. | $302_8$ sein Wohlgefallen ] seinen Wohlgefallen *Schl*$^{1-3}$. | $303_{11}$ hülfen ] hälfen *Schl*$^1$. | $304_2$ ließ ihn ] ließ ihm *Schl*$^{1-3}$ | $_{32}$ meinem Herzen ] meines Herzes *Schl*$^1$. | $338_{39}$ zu Fuß ] zu Fuße *Schl*$^1$. | $339_{35}$ Walde ] Wald *Schl*$^{1.2}$. | $_{37}$ Auge ] Aug' *Schl*$^{1-3.\,a.}$ | $340_2$ Gebirge ] Gebirg *Schl*$^{1.2}$. | $_7$ dem Weg ] den Weg *Schl*$^{1-3.\,a.}$ | $_8$ Stiefel ] Stiefeln *Schl*$^{1.2}$. | $_9$ ging ] trat *Schl*$^{1.2}$. | $_{26}$ danach ] darnach *Schl*$^{1.2}$. | $341_6$ war ] ward *Schl*$^1$. | $342_{1-2}$ strengem, unausgesetztem seit $W^3$ für strengen, unausgesetzten in allen früheren Texten. | $344_{12}$ öfters ] öfter *Schl*$^1$. | $345_{33}$ Häupten ] Haupten *Schl*$^{1-3}$. | $347_7$ innerlichen ] innerlichem *Schl*$^{1.2}$. | $_{17}$ Freunde ] Freund *Schl*$^{1.2}$. | $348_1$ seinem Herrn ] seinen Herrn *Schl*$^1$. | $_5$ den Arm ] dem Arm *Schl*$^{1.2}$. | $_{31}$ Arten ] Spezies *Schl*$^1$.

## Band III.

### Das Tagebuch (S. 17—327).

Für das „Tagebuch" (Bd. 1 in $W^{1-3}$, Bd. 3 in $W^5$) und ebenso für den abgedruckten Teil der „Bemerkungen und Ansichten" ist $W^1$ zugrunde gelegt. Zwischen $W^{1.2}$ und $W^{3.5}$ ergaben sich verschiedene Abweichungen, über die sich Palm, der Herausgeber von $W^{3.5}$, nicht ausgesprochen hat. Es ist nicht unmöglich, daß einige dieser Abweichungen von $W^{1.2}$ auf handschriftliche Notizen Chamissos zurückgehen, meistens scheint nur das Bestreben vorgelegen zu haben, den Text zu modernisieren. Die folgenden Lesarten sind so eingerichtet, daß, wenn nichts anderes bemerkt ist, das Wort links von der eckigen Klammer die in den Text aufgenommene Lesart von $W^{1.2}$ bezeichnet, während die Worte rechts von der Klammer die Abweichungen von $W^{3.5}$ angeben. Auch für flexivisches und tonloses e war $W^1$ maßgebend, offenbare Versehen in $W^1$ wurden ohne nähere Angaben berichtigt.

$17_{12}$ gefoderten ] geforderten und so immer, auch in allen Ableitungen, wie Anfoderungen u. a. Normalisiert in $245_{29}$, wo $W^1$ fordern hat | $26_{12}$ $W^1$ hat die französische Form Eſtimaux, die Chamisso im Druckfehlerverzeichnis in die deutsche Form umzuwandeln bittet | $26_{23}$ Kraniologie verbessert aus Kranologie $W^{1-3.5}$ | $27_4$ zurüde ] zurück und so immer in Verbindung mit Verben | $28_1$ hülfreich $W^{1-3.5}$ und so immer (nicht hilf . . .) | $39_{24}$ ungünſtigen ] ungünſtigſten (diese Lesart wurde in den Text gesetzt | $46_{28}$ gerne ] gern (vgl. $283_{20}$) | $59_6$ Charten $W^{1-3}$ Karten $W^5$. Letztere Lesart wurde in den Text gestellt; es wäre aber doch richtiger gewesen, Charten beizubehalten, da diese Form in älteren Reisewerken vorkommt, so bei Joh. Reinh. Forster und in Krusensterns „Beiträgen zur Hydrographie" (1819) | $69_4$ Dec. für Nov. in $W^1$ mit Palm geändert | $70_8$ die Weiſe ] dieſe Weiſe | $_{36}$ verſtorbenen ] geſtorbenen | $72_{17}$ könnte ] könne | $75_{22}$ *antarcticus* aus *antarticus* $W^{1-3.5}$ verbessert | $76_6$ in ] im | $81_{28}$ Ehrenbezeugung ] Ehrenbezeigung | $83_9$ Aber als $W^1$ als aber $W^{2.3.5}$ | $93_{31}$ Schiffjournals ] Schiffsjournals | $94_{11}$ den letzteren ] dem letzteren | $107_4$ Gebürge ] Gebirge und so immer, $59_{10}$ ist versehentlich Gebirge stehen geblieben; vgl. über die Form Gebürge Grimms „Wörterbuch", 4. Bd., 1. Abt., 1. Hälfte, Sp. $177_5$ | $110_{15}$ Boſc ] Boſe; vgl. die Fußnote. | $112_7$ des Rurik ] des Rurik's | $118_{35}$ an welcher $W^{1-3}$ an welche $W^5$ | 126 Anm. Auctoritäten ] Autoritäten und so immer; in $38_{33\text{ u. }34}$ übersehen | $133_{28}$ eine lange ] lange | $137_{26}$ die Weiſe $W^1$ dieſe Weiſe $W^{2.3.5}$ | $138_{28}$ S. 167 ] S. 168 | $143_2$ dieſe Freude ] die Freude | $144_{15}$ alltägiger ] alltäglicher | $151_1$ erledigte ] entledigte | $_{30}$ dem 18ten ] den 18ten | $158_{24}$ ſonnenerhellte ] ſonnerhellt | $162_{23}$ O-Waihar $W^{1-3}$ O-Waihiar $W^5$, nach $W^5$ normalisiert, da später auch in $W^1$ O-Waihiar steht | $163_{14}$ an Bord ] am Bord | $165_{20}$ Tameiameia $W^{1-3.5}$ von mir geändert in Tameiameias (nach $491_{13}$) | $168_4$ beliebige ] beliebte | $170_5$ 6 Uhr nach dem Errata-Verzeichnis von $W^1$ in den Text gesetzt an Stelle von 4 Uhr | $178_{23}$ trau-

renden ] trauernden | $180_{19}$ vor ihnen vorauszählten $W^1$ gegen sie im Rückstand waren $W^{2.3.5}$; aus sachlichen Gründen wurde die letztere Lesart gewählt | $187_{26}$ XI. XII ] XI und XII | $188_{12}$ dies leichte ] das leichte | $189_{22}$ vom Westen $W^1$ von Westen $W^{2.3.5}$ | $195_{14}$ gleiches Namens $W^{1-3}$ gleichen Namens $W^5$ | $197_{30}$ Jamswurzel $W^1$ Ignamwurzel $W^{2.3.5}$ (aber $198_{35}$ Ignamwurzel auch in $W^1$) | $229_{35}$ dem 14. $W^{1-3}$ den 14. $W^5$ | $234_{34}$ in Werth $W^1$ im Werth $W^{2.3.5}$ | $244_{10}$ scheint uns ] uns fehlt $W^{3.5}$ | $261_7$ auf dieser $W^{1-3}$ bei dieser $W^5$ | $282_{32}$ wurden $W^1$ worden $W^{2.3.5}$ | $293_1$ Dienste ] Dienst | $294_{13}$ Conterfeit $W^1$ Conterfei $W^{2.3.5}$ | $305_{20}$ erwarten ] abwarten | $318_{25}$ hülfreich ] hülfreiche | $324_{22}$ und in den Stein $W^1$ in fehlt $W^{2.3.5}$ | $325_{31}$ wichtigstes $W^1$ wichtiges $W^{2.3.5}$ | $326_4$ trübem ] trüben.

## Bemerkungen und Ansichten (S. 329—508).

In diesem Texte findet sich, abweichend vom „Tagebuch", stets Gebirge, Autorität (ausgenommen $506_{34}$ Auctorität) und fordern, was beibehalten wurde.

$333_{19}$ Fortsetzungen ] Fortsetzung | $342_5$ *Metrosideros* gebessert aus *Metrofideros* $W^{1-3.5}$ | $344_6$ $W^1$ Canguru | $345_{10}$ den Menschen $W^1$ dem Menschen $W^{2.3.5}$ | $349_{18}$ finden sie $W^{1-3}$ sie fehlt $W^5$ | $370_{23}$ dies ] dieses | $392_{11}$ Magalhanes Schreibung von $W^1$ | $400_{30}$ arme und $W^{1-3}$ und fehlt $W^5$ | $403_{15}$ ersten Kapitel des fünften $W^{1-3}$ und danach im Text, fünften Kapitel des ersten $W^5$ | $407_{10}$ die Gebärden $W^{1.2}$ die fehlt $W^{3.5}$ | $425_4$ Anzeigen ] Anzeichen | $_{19}$ hat $W^{1-3}$ hatte $W^5$ | $427_{11}$ vorkömmt ] vorkommt | $429_{33}$ vom ] von dem | $433_6$ Wad= ] Wald= (danach im Text) | $433_{33}$ Trommeln ] Trommel | $436_{17}$ frühe ] früh | $444_{13}$ drängenden ] dringenden | $449_{25}$ geringerer $W^{1-3}$ geringer $W^5$ | $452_{31}$ kömmt ] kommt | $453_6$ zierliche ] zierlich | $454_{22}$ auf Mogemug fehlt $W^5$ | $_{28}$ von Cantova in $W^5$ fehlt von | $459_{27}$ Vokabulario ] Vokabularium | $461_{13}$ feierliche ] feierlichen | $_{26}$ dem Tempel ] den Tempeln | $462_{24}$ selber es ] es selber | $464_{16}$ dieses ] dies | $480_{18}$ unserm Leser ] unsern Lesern | $_{25}$ gradlinichte ] gradlinige | $484_{30}$ vom ] von | $492_{30}$ von derselben $W^{1.2}$ von denselben $W^{3.5}$ (dieses wurde in den Text gesetzt).

---

## Berichtigungen und Nachträge zu Band I und II.

In Bd. 1, S. 6*, Z. 22 (**Vorwort**), ist für „Prof. Dr." „E. F." und in Z. 25 für „E. F." „Prof. Dr." zu setzen.

Zu Bd. 1, S. 8*, Z. 13 (**Chamissos Leben und Werke**). — In dem Aufsatze „Germanisches aus Spanien" in der „Politisch-Anthropologischen Revue" Jahrgang 6, Nr. 11, S. 703 (Leipz. 1908) bestreitet Joh. Jungfer die übliche Ableitung des Namens Chamissos von dem keltischen Ortsnamen Cambisonum und bringt ihn mit dem altdeutschen Personennamen Hamizo (Hemuzo) in Zusammenhang.

In Bd. 1, S. 50*, Z. 12 (das Gedicht „Die Reise um die Welt" betreffend), ist nach „machte" hinzuzufügen: „später"; in Z. 14 ist „später" zu streichen.

In Bd. 1, S. 52*, Z. 6, ist nach einer Briefstelle (*W*5, Bd. 6, S. 76) die Äußerung Chamissos „sich nach einem Plan verlieben" angeführt. Diese Wendung geht schon auf Schleiermachers „Vertraute Briefe über Friedr. Schlegels ‚Lucinde'" zurück; vgl. Harry Maynes Anmerkung zu Immermanns „Münchhausen" (Ausgabe des Bibliographischen Instituts, Bd. 2, S. 449).

In Bd. 1, S. 53*, Z. 29 (über Sophie Borries), ist anstatt „berühmt" „bekannt" zu setzen, nämlich durch ihre Beiträge zum *DMA*; vgl. *W*5, Bd. 6, S. 92, und Goedeke, Grundriß, Bd. 8, S. 124 (2. Aufl. Dresden 1905).

In Bd. 1, S. 3 (**Einleitung des Herausgebers**), lies in Z. 7 „zum" für „um".

Zu Bd. 1, S. 48 (**Lebens-Lieder und Bilder**), und Anmerkungen, Bd. 2, S. 392. — Nr. 21, 22. Der Held des Zyklus fällt als Kämpfer der Juli-Revolution von 1830. In Vers 474 wird sich das Wort „jene" auf die Juli-Ordonanzen beziehen; vgl. Val. Polack im „Anzeiger für deutsches Altertum", Bd. 31, S. 142 (Berl. 1907). — Über die Beziehung dieses Zyklus zu den „Brautliedern" (1856) von Peter Cornelius vgl. Sulger-Gebing, Peter Cornelius als Mensch und als Dichter, S. 69 (Münch. 1908).

Zu Bd. 1, S. 59 (**Heimweh**), und Anmerkungen, Bd. 2, S. 394. — Zum Thema von Vers 35 f. (Alphorn, Hirtenknabe) vgl. das Volkslied „Schweizer" in „Des Knaben Wunderhorn"; Hinweis im „Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur", Bd. 31, S. 140 (Berl. 1907).

In Bd. 1, S. 93 (**Der vortreffliche Mantel**), ist in Vers 11 wahrscheinlich „unverzehrt" statt „unversehrt" nach *W*1 zu setzen; *G*1–5 sind leider nicht mehr in meinen Händen.

Zu Bd. 1, S. 163 (**Better Anselmo**), und Anmerkungen, Bd. 2, S. 412. — Zur Stoffgeschichte ist die moderne Komödie „Don Torribio" des holländischen Dichters Frederik van Eeden (im Jahre 1885 geschrieben) hinzuzufügen; vgl. A. Borgelds Ausführungen in der „Tijdschrift voor Nederlandsche Taal- en Letterkunde", Bd. 26, S. 145 ff. (Leyden).

Zu Bd. 1, S. 184 (**Der Bettler und sein Hund**), und Anmerkungen, Bd. 2, S. 413. — Hans Lindau nimmt in seiner Gustav Freytag-Biographie, S. 43 u. 46 (Leipz. 1907), Einfluß dieses Gedichts auf Gustav Freytags Gedichtsammlung „In Breslau" (1845) an.

Zu Bd. 1, S. 212 (**Der König im Norden**), und Anmerkungen, Bd. 2, S. 415. — Das Gedicht steht anonym unter dem gleichen Titel im *DMA* 1833, S. 288, mit der Lesart in Vers 2: Gar ] So.

Zu Bd. 1, S. 283 (**Erscheinung**), und Anmerkungen, Bd. 2, S. 420. — In den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg", Bd. 2, S. 487, weist Fontane auf eine inhaltlich ähnliche Überlieferung in der Familie von Pfuel hin, die durch Fouqués Vermittelung Chamisso vorgelegen haben könnte (freundliche Mitteilung K. Reuschels).

Zu Bd. 2, S. 94 (**Bei Übersendung des Gedichtes „Der Bettler und sein Hund"**, und Anmerkungen, ebendort, S. 442. — Dies Sonett steht schon in den „Blättern für literarische Unterhaltung", Jahrgang 1830, Nr. 303, S. 1212, unter dem Titel „Der Dichter und der Leser", und zwar ohne bestimmte Nennung Chamissos als Verfasser, in dem Literaturbericht des Berliner Rezensenten.

# Inhalt.

## Reise um die Welt

mit der Romanzoffischen Entdeckungs-Expedition in den Jahren 1815—1818 auf der Brigg Rurik, Kapitän Otto v. Kotzebue.

### Erster Teil: Tagebuch.


| | Seite |
|---|---|
| Einleitung des Herausgebers | 7 |
| Vorwortlich | 17 |
| Einleitend | 20 |
| Vorfreude. Reise über Hamburg nach Kopenhagen | 24 |
| Der Rurik. Abfahrt von Kopenhagen. Plymouth | 32 |
| Reise von Plymouth nach Teneriffa | 49 |
| Reise von Teneriffa nach Brasilien. Santa Catharina | 60 |
| Fahrt von Brasilien nach Chile. Aufenthalt in Talcaguano | 73 |
| Von Chile nach Kamtschatka | 92 |
| Nordfahrt von Kamtschatka aus in die Beringsstraße | 113 |
| Von Unalaschka nach Kalifornien. Aufenthalt zu San Francisco | 141 |
| Von Kalifornien nach den Sandwichinseln | 158 |
| Abfahrt aus Hana-ruru. Radack | 181 |
| Von Radack nach Unalaschka | 223 |
| Von Unalaschka nach den Sandwichinseln | 251 |
| Von den Sandwichinseln nach Radack | 268 |
| Von Radack nach Guajan | 279 |
| Von Guajan nach Manila | 287 |
| Von Manila nach dem Vorgebürge der Guten Hoffnung | 299 |
| Vom Vorgebürge der Guten Hoffnung nach der Heimat. London. St. Petersburg | 310 |


### Zweiter Teil: Bemerkungen und Ansichten.


| | |
|---|---|
| Vorwort | 331 |
| Überblick des Großen Ozeans, seiner Inseln und Ufer | 333 |
| Lieder von Radack | 372 |
| Die Philippineninseln | 373 |
| Die Marianeninseln. — Guajan | 390 |

Seite

Über unsere Kenntnis der ersten Provinz des Großen Ozeans . . . 401
Radack, Ralick, Repith-Ururr, Bogha, die Kornwallis-Inseln . . . 420
Die Karolineninseln . . . . . 450
Die Penrhyninseln . . . . . 475
Die Insel Romanzoff . . . . . 477
Waihu oder die Osterinsel. — Salas y Gomez . . . . . 480
Die Sandwichinseln. — Die Johnstone-Inseln . . . . . 483
Methoden, Feuer anzumachen . . . . . 505
Nachschrift . . . . . 506

Anmerkungen des Herausgebers . . . . . 509

Lesarten zu Band I—III . . . . . 514

Berichtigungen und Nachträge zu Band I und II . . . . . 524

Alphabetisches Inhaltsverzeichnis zu Band I—III . . . . . 528

# Alphabetisches Inhaltsverzeichnis

zu Band I—III.


| | Band | Seite |
|---|---|---|
| Adelberts Fabel | II | 197 |
| Fortunati Glückssäckel und Wunschhütlein | II | 204 |
| Gedichte | I | 15 |
| Gedichte | II | 13 |
| (Ein alphabetisches Verzeichnis der Anfangszeilen und Überschriften der Gedichte findet sich Bd. 2, S. 467 ff.) | | |
| Gedichte von Ferdinand Freiligrath (Aufsatz) | II | 359 |
| Hawaiische Sprache, Über die | II | 362 |
| Memoire über die Ereignisse bei der Kapitulation von Hameln | II | 353 |
| Notice sur les îles de corail du grand Océan | II | 375 |
| Peter Schlemihls wundersame Geschichte | II | 277 |
| Reise um die Welt mit der Romanzoffischen Entdeckungs-Expedition in den Jahren 1815—1818 | III | 7 |
| Zensur und Preßfreiheit, Über | II | 356 |


Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.